

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden.

Kein Gesetz über der Wahrheit!
Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

VII Jahrgang. 1892. Vierzehnter Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
(Appelhans & Pfenningstorff.)

Inhalts-Übersicht
des
Vierzehnten Bandes.
Siebenter Jahrgang
1892.

Aufsätze und Berichte.

Novellen und Erzählungen.

Gedichte.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Anregungen und Antworten.

Bemerkungen und Besprechungen.

Abbildungen.

Kunstbeilagen.



Sphinx

XIV, 77. Juli 1892.

Du wirst mich finden!

Von

Hans von Mosch.

Winz'ger Wurm! Verwehtes Flackerlicht!
Zwerg im Weltall! — „Mensch" — wer hieß dich leben?! —
Riesengeist, der deine Form durchbebt,
Wer gebar dein ungeheures Streben?! —
An die Scholle eines Weltenballs
Eng geschmiedet mit verwunschnen Banden,
Kaum ein Stäubchen eines Weltatoms,
Kann dein Geist doch jede Sonne landen!
Eh' dein Fuß noch einen Schritt gesetzt
Hat er rings das weite All durchflogen,
Hin zur Sonne, — hin und her zurück,
Durch des Äthers lichte Flutenwogen!
Eh' dein Puls noch einen Schlag gethan,
Hat Äonen Zeit er frei durchmessen,
Eh' du mühsam eine Schranke schufst
Brach er stürmend tausende indessen! — —

Geist und Form, — ein Edelstein im Staube; —
Weltengeist, wozu die niedre Hülle?
Warum zwangst du dich in die Materie?
Warum schufst du all die Leidesfülle? —

Mußt du selbst dich durch das Leiden läutern,
Ewig flutend durch des Stoffes Kreise?
Läuterst du dich im Unendlichfachen
Eben so, wie wir nach Menschenweise? —
Oder kämpfen in dem All, dem weiten,
Zwei gewalt'ge Weltendaseinswillen,
Die das All bis in das kleinste Stäubchen
Mit dem Kampf, dem ewigen, erfüllen? —
Oder ist, was wir die „Gottheit" nennen,
Was wir kaum in hellen Stunden ahnen,
Selbst ein Teil nur, eines größ'ren Ganzen,
Selbst ein Teilchen nur von höh'ren Bahnen?? —

Halt! — Wozu? — Wozu denn dies Ergründen??
Tief im Busen tönt's ja laut und leise:
„Aufwärts, **aufwärts** geht die Weltenreise,
Immer aufwärts und — du **wirst** mich finden!!"



Dem Werdenden.

Von
Charles Buttgerald.

Ein Stapelplatz voll Kram und Plunder,
Unaufgeräumt, staubüberdeckt —
Das war dein Kopf! fürwahr, kein Wunder!
Wenn er manch Spinnweb' ausgeheckt.

Ein offner Herd voll Werg und Zunder,
Zu dem dir Alles Feuer trug —
Das war dein Herz! fürwahr, kein Wunder!
Wenn hell die Flamme daraus schlug.

Doch wenn in Herz und Kopf verglommen
Die Glut von dieser Feuersbrunst,
So weiß ich, wird zum Vorschein kommen
Ein Kopf voll Licht, ein Herz voll Gunst.





Der Glaube des zwanzigsten Jahrhunderts.

Von

Hellenbach.

(posthum.*)

Stündlich drängen sich einige Tausend Wesen in das irdische Dasein, und stündlich bezahlen einige Tausend Menschen diesen Eintritt ins Leben mit dem Tode. Im ganzen genommen ist aber dieses Leben ein sehr passives Geschäft, was von allen Philosophen und Religionsstiftern von Bedeutung anerkannt wurde; insbesondere stellt sich die Abrechnung für die Majorität sehr ungünstig und wird für einen Bruchteil geradezu unerträglich. Wozu also dieses Leben, warum dieser Drang in dasselbe? Sollte das Leben auch anders werden, wie kommen Billionen Menschen dazu, für ein fraglich besseres Dasein kommender Geschlechter hingeopfert zu werden? Giebt es eine Antwort auf diese Fragen, welche das Maß des Denkbaren, Möglichen, Wahrscheinlichen oder Vernünftigen überschritte und Gewißheit mit sich führte?

Es giebt eine Antwort, welche diese Bedingung erfüllt und jeden Zweifel beseitigt. Der Leser wird dies bestätigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er dem Gegenstande nachgehe, falls die hier gegebene Begründung in irgend einem Punkte den leisesten Zweifel übrig lassen sollte; denn es darf kein Glied in der Kette fehlen. Zu diesem Zwecke sind im Texte und in Fußnoten die Autoren und Werke angegeben, wo der Leser umfangreichere oder tiefere Begründung des fraglichen Punktes findet. Nur so ist es möglich, in gedrängter und doch populärer Darstellung die für die Menschheit wichtigsten Fragen zu beantworten. Diese Antworten werden allerdings die Neugierde der Leser nicht so befriedigen, wie etwa die indische, griechische oder christliche Mythologie ihre gläubigen Anhänger befriedigt; denn diese Antworten sind weder Offenbarungen, noch Dichtungen, sondern Ergebnisse nüchterner Schlüsse, daher sie auch dort versagen, wo kein Material zu Schlüssen vorhanden ist.

---

*) Hellenbach hatte die aus diesem und 6 folgenden Aufsätzen bestehende Abhandlung bestimmt zu einer Einsendung an das Preisgericht der August-Jenny-Stiftung (Vgl. „Sphinx“ Juni 1887, III 425, und April 1889, VII 255). Er starb jedoch schon am 24. Oktober 1887, im 9. Monate vor dem Ablieferungstermin am 1. Juli 1888. — Die Redaktion dieses Nachlasses verdanken wir — wie schon in unserm letztem Heft erwähnt — der Güte des Freiherrn Dr. Carl du Prel.

(Der Herausgeber.)

Ich habe es vorgezogen, mein Nichtwissen dort einzugestehen, wo genügende Anhaltspunkte fehlen, als eine Metaphysik zu erdenken, in welche alle notwendigen Voraussetzungen zuerst hineingelegt werden, um sie bei der Erklärung der phänomenalen Welt hübsch bei der Hand zu haben, nach Art der Naturforscher und Philosophen der Neuzeit. Hingegen ruht das, was geboten wird, auf fester Grundlage, auch reicht es aus, um obige Fragen zu beantworten. An Zweifeln und ungelösten Fragen wird es auf diesem Gebiete allerdings nie mangeln, was aber außer jeden Zweifel gestellt werden muß, ist der vorübergehende Zustand unseres Erdenlebens und die Fortdauer der individuellen Entwickelung, wenn der Kampf ums Dasein mildere Formen annehmen und der Egoismus in andere Bahnen gelenkt werden soll. —

I. Wie gelangen wir zur Erkenntnis der Wahrheit?

Ein Kind tritt ausgerüstet mit seinen Organen ins Leben und dennoch weiß es in der ersten Zeit nichts von seiner Umgebung, obschon sie auf seine Sinne einwirkt. Erst nach und nach empfindet es die Verschiedenheit der Einwirkungen, es sucht nach der Ursache und gelangt so zur Erkenntnis der Außenwelt. Der Schluß von der Wirkung auf die Ursache ist also die Quelle unserer Erkenntnis, und gerade der Notwendigkeit, mit welcher die Wirkungen auf gegebene Ursachen eintreten, verdanken wir den Fortschritt der Naturwissenschaften und unserer Kultur. Wir wissen daher mit Bestimmtheit, daß jede Verändernng, jede Wirkung einen zureichenden Grund haben müsse.

Wenn wir vor einer komplizierten Naturerscheinung stehen, deren wirkende Ursachen wir zu finden nicht vermögen, so greifen wir zu Hypothesen, welche den Vorgang widerspruchsfrei erklären, und unser Kausalitätsbedürfnis, das allerdings ein sehr verschiedenes sein kann, bestens befriedigen. Im Laufe der Zeit werden diese Hypothesen teils beseitigt, teils richtiggestellt, bis sich die Wahrheit so weit Bahn bricht, um mehr oder weniger von allen anerkannt zu werden. Dies ist der Weg, den alle Wissenschaften eingeschlagen haben. Es kann und wird wohl nicht anders sein, wenn es sich um Probleme handelt, welche zum Teil in das Übersinnliche, in die Metaphysik, hinüberragen, wie etwa Zweck und Bestimmung des Menschengeschlechtes.

Die große Zahl von Offenbarungen und philosophischen Systemen beweist leider, daß dieses Rätsel endgültig noch nicht gelöst wurde, oder, wenn auch eine der bestehenden Hypothesen die richtige sein sollte, diese sich der allgemeinen Anerkennung noch nicht erfreut, also mindestens noch nicht so gefaßt und formuliert ist, daß sie die Rätsel der Biologie und Psychologie bestens erklärt, also unser Kausalitätsbedürfnis befriedigt und gleichzeitig den Anforderungen der Vernunft entspricht.

Doch nur ein kleiner Bruchteil der Menschen urteilt über solche Fragen, der übergroße Rest glaubt, was ihm vermeintlich göttliche göttliche Offenbarung und Tradition überliefern, oder was die öffentliche Meinung ihm in den Kopf setzt. Wirft man die Frage auf, was wohl

die Menschheit über Zweck und Zukunft ihres Daseins geglaubt hat und zum Teile auch jetzt noch glaubt, so läßt sich nicht verleugnen, daß die Majorität der Menschen das irdische Dasein für einen vorübergehenden Zustand hält, und daß das Prinzip der Seelenwanderung, Palingenesis oder Metempsychose, wenn auch zumeist in sehr kindischen Formen, den Kern des ältesten und verbreitetsten Glaubens bildete. Doch nicht nur die gläubige, sondern auch die urteilende Majorität der Menschen hat sich, sei es im individualistischen (Leibniz, Herbart, Droßbach), sei es im pantheistischen Sinne (Schopenhauer, Hartmann) für die Ansicht ausgesprochen, daß der Mensch eine transcendentale, sei es nun monadologische oder pantheistische Unterlage habe, welche in Erscheinung trete, und dessen wiederholter Eintritt in den biologischen Prozeß zulässig und annehmbar sei. Bei dem einen ist es eine Monade, die sich als Mensch darstellt, bei dem andern ist es ein unpersönlicher Gott, der sich selbst durch das Leben peinigt, um den Geschmack an demselben zu verlieren. Nur ein kleiner Bruchteil der Menschheit glaubt an einen jeweiligen Schöpfungsakt mit nachfolgender ewiger Dauer des Daseins, und ein anderer noch kleinerer Bruchteil sieht in der menschlichen Erscheinung ein chemisches Produkt, das ebenso mit jedem einzelnen verschwindet, als es entstanden. Wir werden im weiteren Verlaufe die gebührende Kritik an diesen Anschauungen üben; vorläufig möge uns die Aufstellung aller denkbar möglichen Fälle genügen, weil einer derselben der Wahrheit entsprechen muß, falls keiner der denkbar möglichen Fälle übersehen wurde.

Das Wesen der menschlichen Erscheinung entsteht oder entsteht nicht bei der Geburt, es endigt oder endigt nicht mit dem Tode; dies ergiebt vier Möglichkeiten. Der Fall, daß die Seele eine Präexistenz hätte, durch den Tod des Körpers aber vernichtet würde, wird von niemand angenommen, es bleiben daher nur drei Hypothesen übrig: die des Materialismus, für den Geburt und Tod das Alpha und Omega sind, die des Kreatianismus, nach welchem der Mensch bei der Geburt durch das Machtwort eines Gottes entsteht, aber nach dem Tode weiterlebt, und die der Majorität (Indier, Chinesen und fast alle Völker außer der europäischen Rasse), für welche Geburt und Tod nicht das Alpha und Omega der menschlichen Erscheinung sind, diese letztere vielmehr nur als ein vorübergehender Zustand, als ein Traum — allerdings unter den verschiedensten Modalitäten — aufgefaßt wird. Die etwaige Wiederholung dieses vorübergehenden Zustandes wird teils dem Zufalle, teils einer absichtlichen Erziehung oder Prüfung, teils der Lebensbejahung eines Gottes zugeschrieben. Würde man aus diesen Hypothesen diejenige herausnehmen, welche sich als die richtige am Schlusse ergeben wird, so könnte deren Begründung vielleicht einem oder dem anderen Leser eine Überzeugung hervorrufen, aber eine Gewißheit für alle könnte nicht erreicht werden, denn diese kann nur entstehen, wenn wir die Unzulänglichkeit oder Unmöglichkeit aller anderen nachweisen können. Ein Beispiel möge dies bekräftigen.

Lessing hat an den Wiedereintritt der das Leben veranlassenden Kräfte in das uns bekannte irdische Dasein geglaubt, und ihn weder

durch Lohn und Strafe, noch durch Zufall oder Lebensbejahung erklärt, sondern als notwendiges Postulat der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ betrachtet. Er begründet seine Ansicht allerdings nicht, aber er wirft am Schlusse seiner Abhandlung ein Dutzend Fragen auf, aus welchen seine Absicht klar hervorgeht, wie nicht minder die Überzeugung, daß seine Zeitgenossen ihm nichts Vernünftigeres entgegenstellen können.

Gewiß, es ist vernünftig, anzunehmen, daß unser kurzes, oft gewaltsam unterbrochenes Dasein unsere Erziehung zum Zwecke habe, und daß dieser Zweck durch einen Lebenslauf nicht leicht erreicht werden könne. Ist aber dasjenige, was uns vernünftig scheint, darum auch das Richtige? Die Vernünftigkeit einer Anschauung reicht aus, um eine unvernünftige zu beseitigen, doch Gewißheit giebt sie noch nicht, eine solche bedarf anderer Stützen, denn sonst wäre die Menschheit von diesem ältesten Glauben nicht zum Teil abgegangen.

Lessings Überzeugung beruht auf seinem festen Glauben an eine göttliche Vorsehung und Leitung, daher denn das Unvernünftige auf die Dauer nicht bestehen könne, sondern nur als ein vielleicht notwendiger Übergangszustand zu betrachten sei. Man kann an eine göttliche Leitung glauben, doch läßt sie sich weder beweisen, noch bestreiten, denn zu diesem Zwecke müßte man vorerst einen klaren Begriff von der Gottheit haben, den ein menschlicher Verstand wohl nicht zu bilden vermag. Nichtsdestoweniger kann man der Schlußfolgerung einen praktischen Wert nicht absprechen. Ein Lessing hätte vor Jahrhunderten aus denselben Gründen die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, die religiöse und persönliche Freiheit vorausgesagt und recht behalten. Auf gleiche Weise kann man behaupten, und zwar mit aller Berechtigung, daß Krieg und Kriegsbereitschaft zufolge der fürchterlichen Belastung der Arbeit selbst zukünftiger Generationen zu Gunsten des Kapitales in einer gegebenen Zeit aufhören müssen.

Auf dem Grabsteine eines menschenfreundlichen Schwärmers in Paris stehen die Worte: „Les passions sont proportionelles aux destinées.“ Im edlen Vertrauen, gleich Lessing, auf eine Vorsehung konnte auch er nicht glauben, daß die menschlichen Leidenschaften die Quelle unseres Unglückes seien, sondern beschuldigte unsere Institutionen. Er fand es lächerlich, jene unterdrücken zu wollen und meinte, sie wären die Quelle unseres Glückes. Hat er unrecht? Ist der Ehrgeiz als solcher schuld an dem Mißbrauche, den ein Napoleon davon gemacht? Kann er nur in Turnieren, Wettrennen und Taubenschießen zum Ausdruck kommen? Ist etwa die Liebe schuld an den Thaten eines Heinrich VIII.? Das Vernünftige, Zweckmäßige, Richtige wird mit der Zeit auch ohne göttliche Intervention den Sieg über das Unvernünftige, Unzweckmäßige und Falsche davontragen, daher denn das Vernünftige stets das Annehmbare bleibt.

Nichtsdestoweniger vermag die Vernünftigkeit einer Hypothese allein eine feste Überzeugung oder doch Gewißheit nicht zu begründen; denn was galt nicht schon für vernünftig und moralisch? Wir brauchen ja nur 100 Jahre in der Geschichte zurückzublättern, um gegen menschliche Be-

urteilung von Vernunft und Moral mißtrauisch zu werden. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen.

Die Rückkehr des uns innewohnenden Subjektes oder der menschlichen Seele in das Erdenleben hat deren Fortdauer nach dem Tode zur Vorbedingung; die Fortdauer derselben setzt aber deren Existenz während des Lebens voraus, die ja von flachdenkenden Naturforschern selbst heute noch geleugnet wird! Es ist also klar, daß Licht in dieses Problem und Sicherheit in unsere Überzeugung nur gebracht werden, wenn man den entgegengesetzten Weg einschlägt und vorerst die beiden prinzipiell entgegenstehenden Ansichten in Bezug auf ihre Haltbarkeit prüft. Wir müssen in erster Linie die Unzulänglichkeit der mechanisch-chemischen Erklärung für die Entstehung, Entwickelung und Funktion der Organismen außer Zweifel stellen; die Naturwissenschaft hat zwar viele Bedingungen des organischen Lebens aufgefunden, doch ist es den Koryphäen derselben nie eingefallen, diese „Bedingungen" mit dem zureichenden Grunde des organischen Werdens zu verwechseln, wie es der naive Materialismus gethan; dieser leugnet jedoch a priori die Existenz einer Seele oder irgend einer „qualitas occulta"; nach ihm ist diese Hypothese überflüssig, unwissenschaftlich, eines starken Geistes unwürdig.

Es ist also notwendig, daß in erster Linie die Existenz eines das Leben und die Organisation veranlassenden Faktors sichergestellt werde, weil erst dann die Diskussion über dessen Fortdauer und dessen Wiedereintritt ins Leben einen Sinn hat und mit Erfolg und Nutzen geführt werden kann.

Unsere Aufgabe ist demnach eine dreifache: wir haben zuerst die Existenz, dann die Fortdauer einer transcendentalen Unterlage nachzuweisen, bevor wir den möglichen Wiedereintritt des in uns liegenden Subjektes auf unsere Tagesordnung setzen können. Wir werden mit dieser Hypothese auf gleiche Weise verfahren, nämlich das Unhaltbare beseitigen, und über den Rest mag dann die Erfahrung, das Kausalitätsbedürfnis und die Vernunft entscheiden. Nur so gelangen wir zur Erkenntnis der Wahrheit, zu einer sicheren Überzeugung.

Wenn wir bei den mit Willen, Empfindungs- und Denkvermögen ausgerüsteten Organismen eine unbekannte Kraft voraussetzen, die sich von den bekannten chemischen Kräften unterscheidet, und wenn wir dieser ohne Präjudiz den Namen „Seele" geben, um einen allgemeinen gebräuchlichen Ausdruck zu gewinnen, so ist die Fragestellung sehr einfach. Hat der Mensch eine solche Seele, oder nicht? Hat diese eine Fortdauer und Präexistenz, oder nicht?

Müssen diese Fragen bejahend entschieden werden, so dürften wir über die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit eines Wiedereintrittes und über dessen denkbare Formen, oder auch über dessen Unannehmbarkeit uns wohl ein begründetes Urteil bilden können. Daß unsere Vorfahren diese Fragen mit Bestimmtheit nicht entscheiden konnten, kann nicht überraschen, da die hierfür maßgebenden Naturgesetze erst in diesem Jahrhundert erkannt und begründet wurden.



Das Fernsehen in Zeit und Raum.

Von
Carl du Prel,
Dr. phil.

I. Die Anschaulichkeit der Ferngesichte.

Die deutsche Sprache hat zur Bezeichnung des Vorgangs beim räumlichen und zeitlichen Fernsehen das treffende Wort „Ferngesicht", worin ausgedrückt ist, daß es sich nicht um ein abstraktes Wissen handelt, sondern um ein bildliches Schauen. Das Wort „Ferngesicht" stellt uns also gleich vor das eigentliche Problem unserer Untersuchung, an welchem Organ diese Fähigkeit haftet.

Von einem Sehen im physiologischen Sinne des Wortes kann natürlich keine Rede sein, wenn ein Vorgang, der in meilenweiter Entfernung stattfindet, gesehen, oder gar wenn ein künftiges Ereignis vorhergesehen wird. Es kann nur ein innerliches Sehen gemeint sein, d. h. das Ferngesicht beruht nicht auf peripherischer Erregung der Sehnerven, sondern ist bloß als Gehirnvorstellung gegeben, wie unsere Traumbilder. Beim Fernsehen, wie beim Träumen, verwandelt das Gehirn die ihm zukommenden Empfindungen in räumlich ausgebreitete Bilder und projiziert sie nach außen.

Das Ferngesicht ist also eine Hallucination, und zwar nicht bloß das zeitliche, wo die Wirklichkeit noch fehlt, sondern auch das räumliche, wo sie zwar gegeben ist, aber nicht innerhalb der sinnlichen Wahrnehmungssphäre des Sehers liegt.

Hallucinationen sind aber die Ferngesichte nur in Bezug auf die Form, nicht in Bezug auf die Ursache. Sie sind nicht krankhafte Hallucinationen, sondern es entspricht ihnen eine Wirklichkeit, die ferne stattfindet oder in Zukunft stattfinden wird. Einer solchen Leistung ist nun aber das Gehirn als solches nicht gewachsen es kann das Ferngesicht nicht aktiv erzeugen,

sondern kann nur passiv solche Eindrücke empfangen, die es seiner normalen Funktion gemäß in anschauliche Bilder verwandelt.

Das Ferngesicht ist also eine objektiv veranlaßte, eine wahre Hallucination. Woher aber das Gehirn sein Material bezieht, wissen wir nicht; der Vorgang verläuft im Unbewußten; und wird erst an der Endstation bewußt, wo nämlich die Thätigkeit des Gehirns einsetzt.

Das Fernsehen ist also das letzte Glied eines unbekannten Vorgangs. Um über denselben vielleicht zu einiger Klarheit zu kommen, giebt es aber doch keinen andern Weg als den, dieses Endglied zu analysieren, d. h. die verschiedenen Merkmale der Ferngesichte zu betrachten. Das Thatsachenmaterial ist nun aber sehr groß, daher es schön wäre, wenn wir ein brauchbares Einteilungsprinzip hätten. Leider sind aber gerade diejenigen Einteilungen, auf die man zunächst verfallen möchte, von keinem Nutzen.

Zunächst nämlich könnte man versucht sein, die Ferngesichte je nach dem subjektiven Zustand des Sehers in verschiedene Gattungen einzuteilen. Aber die Erfahrung lehrt, daß Ferngesichte vorkommen im Wachen und im Schlafe, und zwar im natürlichen, wie künstlichen Schlafe, in Krankheiten, im Irrsinn, in der Ohnmacht und bei der Annäherung des Todes. Diese Mehrzahl der Zustände, in welchen Fernsehen eintreten kann, beweist nun aber augenscheinlich, daß dieselben nur Bedingungen des Fernsehens sind, daß also auf diesem Wege die Ursache nicht aufgedeckt werden kann. Sogar das allen diesen Zuständen gemeinschaftliche Merkmal, nämlich die Unterdrückung oder wenigstens Verschleierung des sinnlichen Bewußtseins, ist bestenfalls nur eine notwendige Bedingung. Also ist der körperliche Zustand des Sehers kein brauchbares Einteilungsprinzip. Wenden wir uns aber dem materiellen Inhalt der Ferngesichte zu, so drängt sich zunächst die Unterscheidung zwischen räumlichem und zeitlichem Fernsehen auf, welches letztere entweder rückschauend oder vorschauend sein kann. Aber auch dieser Unterschied ist kein wesentlicher. Zeit und Raum sind nicht nur im objektiven Weltprozeß, sondern auch in unserem Bewußtsein, worin sie als Erkenntnisformen liegen, innig verschmolzen. Jedes Ereignis in der Welt hat räumlich wie zeitlich seinen ganz bestimmten Platz und kann nur diesen haben. Diesen beiden Bestimmtheiten muß eine gemeinschaftliche Ursache zu Grunde liegen, und die Fähigkeit des Fernsehens, ob zeitlich oder räumlich, muß aus einem gemeinschaftlichen Punkte ausstrahlen. Die Erklärung des Fernsehens muß zeitliches und räumliches gemeinschaftlich umfassen. Auch dieses Einteilungsprinzip ist demnach unbrauchbar.

Das Organ des Fernsehens wollen wir erkennen und seine Funktionsweise. Wir wissen aber nicht einmal, ob ein solches Organ in uns liegt, ob das Fernsehen unsere eigene Leistung ist. Wir kennen nur das letzte Glied, und dieses ist eine Gehirnvorstellung. Solche können aber auch durch Gedankenübertragung eintreten. Viele Forscher des Altertums haben das Fernsehen, z. B. bei den Orakeln, aus göttlicher, viele des Mittelalters aus dämonischer Inspiration erklärt. Wir brauchen solche Agenten

nicht zu bemühen, denn das käme einem Verzicht auf Erklärung gleich; aber es muß erwähnt werden, daß Inspiration nur überhaupt ein fremdes Bewußtsein voraussetzt, in welchem das Ferngesicht liegt, das auf den Inspirierten übertragen wird; daß ferner thatsächlich viele Ferngesichte sich daraus erklären, also die eigentliche Ursache offenbar wird, daß ein fremder Agent, und zwar ein lebender Mensch, telepathisch auf uns einwirkt. So erzählt z. B. Dr. Gama, daß ein Reisender, der seinen Bruder in der Heimat zurückgelassen hatte und nach Paris gekommen war, während seines Gespräches mit ihm plötzlich den Eindruck erhielt, sein Bruder sei gestorben, welches Ferngesicht sich in allen Einzelheiten bestätigte, die der Reisende angegeben hatte.[1]) Aus dieser Telepathie erklärt sich eine ganz beträchtliche Anzahl räumlicher Ferngesichte; wir müssen sie aber aus unserer Untersuchung ausscheiden, weil sie in das Kapitel der Fernwirkung gehören. Uns, die wir wissen wollen, ob in uns selbst ein aktives Vermögen des Fernsehens liegt, interessieren also hier nur die zeitlichen Ferngesichte, und jene räumlichen, wo der telepathisch wirkende lebende Agent fehlt. Nehmen wir ein paar Beispiele: Swedenborg, aus England kommend und in Gothenburg ans Land steigend, sieht ein paar Stunden später den Brand in Stockholm, teilt es einer größeren Gesellschaft mit, und wieder nach ein paar Stunden berichtet er, daß das Feuer gehemmt sei und wie weit es um sich gegriffen.[2]) Hier haben wir ein räumliches Ferngesicht ohne lebenden Agenten. Wie gut aber dieser Fall konstatiert ist, dürfte daraus hervorgehen, daß ein deutscher Professor es nicht wagte, die Thatsache zu leugnen, daher er sie, weil sie in seinen Kram nicht paßt, mit den Worten beiseite schiebt: „Wer Menschen kennt, der weiß, daß Swedenborg den fern von ihm in Stockholm erkannten Brand entweder selbst hat anstiften lassen, um sich in den Ruf eines überirdisch begabten Menschen zu setzen, oder daß er die Erkenntnis zufällig getroffen hat.“[3])

Das nächste Beispiel betrifft ein zeitliches Fernsehen. Bei der Expedition nach Ostasien, die 1853—1856 im Auftrage der Vereinigten Staaten unter Kommando des Commodore Ringold entsendet wurde, träumte der hydrographische Assistent, Samuel Potts, daß er eine Kiste mit Kleidern, die zu spät eingetroffen war, um an Bord genommen zu werden, und die sein Freund versprochen hatte, nach China nachzusenden, erhalten habe. „Ich träumte,“ sagt er, „daß wir in der Nähe eines Kauffahrteischiffes von Windstille befallen wurden, an dasselbe ein Boot absendeten, das mit meiner Kiste zurückkehrte.“ Am Morgen erzählte er diesen Traum. Nach einigen Stunden trat Windstille ein und eine Barke mit der amerikanischen Flagge wurde sichtbar. Lieutenant Russel, der Meinung, das Schiff könnte aus New York sein, fuhr in einem Boote hin und brachte Herrn Potts' Kiste mit den Kleidern. Das Schiff war aus Baltimore und seit 84 Tagen unterwegs.[4]) Hier also haben wir ein zeitliches Ferngesicht ohne lebenden Agenten.

---

[1]) Comet: La vérité aux médecins. 384.
[2]) Kant: Träume eines Geistersehers. 47. (Kehrbach.)
[3]) Hoppe: Das Hellsehen des Unbewußten. 14.
[4]) Heine: Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotzk. c. 2.

In beiden Beispielen also schwebt dem Seher ein anschauliches Bild vor, welches genau der Wirklichkeit entspricht. Es verlohnt sich der Mühe, von dieser bis ins Detail gehenden Anschaulichkeit ein paar Beispiele anzuführen.

Der Prediger Happach schlief einst im Freien ein und träumte, er komme nach Mehringen in eine Stube der Pfarrerwohnung, wo er neben der Thüre drei übereinandergemauerte Sitze sah, worüber er sich sehr wunderte. Nach mehr als 20 Jahren kam er als Prediger nach Mehringen, wo er nie gewesen war, besuchte die Witwe des verstorbenen Pfarrers und fand in der Stube, wohin sie ihn führte, die drei Sitze.[1]) In der Nacht vom 11. Mai 1812 träumte ein gewisser Williams in Scorrierhouse, er befinde sich in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen in London und sehe einen Mann, der einen eben eintretenden Herrn, der als Kanzler benannt wurde, mit einer Pistole niederschieße. Er wurde von diesem Traum so lebhaft ergriffen, daß er seine Frau weckte und ihn erzählte. Auch am andern Tage wiederholte er Bekannten gegenüber die Erzählung mit allen Nebenumständen. Einer derselben, Tucker, erkannte aus der bloßen Beschreibung den Erschossenen als den Kanzler Perceval, welchen Williams, wie auch die Lokalität des Traumbildes, nie gesehen hatte. Noch am gleichen Tage kam die Nachricht, daß am Abende des 11. Mai ein gewisser Billingham den Kanzler Perceval in der Vorhalle erschossen habe. Als später Williams nach London kam, konnte er in der Vorhalle genau die Stelle des Mordes bezeichnen und die einzelnen begleitenden Umstände angeben.[2]) Dieser Traum scheint viel Aufsehen erregt zu haben; denn noch am 16. August 1829 erwähnt ihn die Times, die ihn ursprünglich berichtet hatte, mit dem Bemerken, daß alle Zeugen noch am Leben seien.

Aus derselben Times — vom 2. Dezember 1852 — führt Schopenhauer ein Beispiel an, das zu einer Gerichtsverhandlung führte: Zu Newent in Glocestershire wurde vor dem Coroner Mr. Lovegrove eine gerichtliche Untersuchung über den im Wasser gefundenen Leichnam des Marc Lane abgehalten. Der Bruder des Ertrunkenen sagte aus, daß er auf die erste Nachricht vom Vermißtwerden seines Bruders sogleich erwidert habe: „Dann ist er ertrunken; denn dieses hat mir diese Nacht geträumt, und daß ich, tief im Wasser stehend, bemüht war, ihn herauszuziehen.“ In der nächsten Nacht träumte ihm abermals, daß sein Bruder nahe bei der Schleuse zu Orenhall ertrunken sei, und daß neben ihm eine Forelle schwamm. Am folgenden Morgen ging er in Begleitung seines zweiten Bruders dahin; er sah eine Forelle im Wasser und war sogleich überzeugt, daß sein Bruder hier liege, wo man in der That die Leiche fand.[3]) Ein ähnliches unwesentliches Detail, wobei der Gehörsinn mitspielt, enthält die Prophezeiung Christi an Petrus: Bevor der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verraten haben.

---

[1]) Happach: Materialien für die Erfahrungsseelenkunde. II. 124.
[2]) Nork: Fatalismus. 121. — [3]) Schopenhauer: Parerga. I. 217.

Professor Kieser erzählt, daß eine seiner Kranken, 11 Meilen von ihm entfernt wohnend, träumte, sie sehe sich in einer ihr ganz fremden Wohnung mit Aussicht auf einen freien, mit Bäumen besetzten Platz, auch deren übrigen Eigentümlichkeiten sie genau erkannte, und worin sie mit einer Freundin am Fenster liege. Als sie am andern Tage ankam, um von Kieser magnetisiert zu werden, stieg sie bei einer Verwandten ab, zog aber auf Kiesers Rat — der von diesem Traume nichts wußte — in eine von ihm besorgte Wohnung, in der sie sogleich die im Traume gesehene erkannte. Von einer Freundin besucht, schaute sie mit dieser zum Fenster hinaus und dabei erinnerte sie sich dieses vorausgeträumten Umstandes ebenfalls.[1]) Schorner hatte einen Freund, den Lehrer Rafe in Arnsdorf, welcher 1860 träumte, daß ein Weib in seine Stube trete und melde, sein Vater sei schwer erkrankt, habe Stiche in der linken Brustseite und wolle sterben. Am Morgen erzählte er den Traum und noch am gleichen Tage kam ein weiblicher Bote, der ihn zu seinem sterbenden Vater rief und auf Befragen über den Hergang der Krankheit mitteilte, sie habe mit Stichen in der linken Brustseite begonnen. Der Sohn kam eben noch recht an das Sterbebett.[2]) Theophilus Bonetus erzählt, seine Frau habe ihm morgens beim Erwachen den Tod der Frau des Stadtmajors mitgeteilt, von dem sie durch einen Traum unterrichtet worden sei. In diesem Augenblick kam ein Bote, der von Bonetus Hülfe für eine Kranke begehrte. Die Frau fragte ihn mit der größten Zuversicht, wann die Majorin gestorben sei, und dieser antwortete, es sei vor vier Tagen und er selbst beim Leichenbegängnis anwesend gewesen. Nun erzählte die Frau dem Boten, in welcher Ordnung die Verwandten, Freunde und Bekannten im Trauerzug gegangen seien, und andere Umstände, die so genau zutrafen, als hätte sie alles mit Augen gesehen.[3])

Ferngesichte in Bezug auf Kriegsgefahren sind ziemlich häufig; aber auch hier findet kein abstraktes Wissen statt, sondern Gefechtsbilder werden gleich Fata morgana in der Luft gesehen. So schon im Altertum.[4])

Die modernen Somnambulen sind darin einstimmig, daß sie in Bildern sehen. Eine Somnambule Kerners sagt: „Es ist gerade so, als hingen Gemälde vor mir, in denen meine Lagen abgebildet wären, und so kann ich sie zum voraus beschreiben."[5]) Eine andere, aufgefordert, über ihren Wahrnehmungsmodus Aufschluß zu geben, sagt: „Das kann ich nicht; ich sehe wie ein Gemälde, was sich mir vorstellt.[6]) Wieder eine, befragt, wie sie die Zukunft sehen könne, antwortet: „Es liegt ja alles vor mir und neben einander."[7]) Eine andere sagt: „Die Anschauungen kommen mir oft in verkleinertem Maßstabe, aber in desto festeren Bildern vor."[8]) Bende fragte seine Kranke, wie es komme, daß die Somnambulen nicht

[1]) Kieser: Tellurismus. II. 55. — [2]) Scherner: Das Leben des Traumes. 341.
[3]) Bonetus: Medicina septentrionalis. II. 418.
[4]) Tacitus Hist. V. 5. Plinius. II. 58.
[5]) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 67. 99. 100.
[6]) Du Potet: Traité de magnétisme animal. 403.
[7]) Perty: Spiritualismus. 19. — [8]) Wesermann: Der Magnetismus 172

einmal wissen, womit sie sehen, und sie antwortete: „So, das verwundert dich? Womit siehst denn du, wenn du träumst? So ist's bei mir, nur mit dem Unterschiede, daß ich im Traume wache, was du nicht thust."[1]) Kerners Somnambule, einen Krampfanfall vorhersehend, sagt: „Ich sehe mich daliegen, ein Schrecken der Umstehenden; es ist mir so fürchterlich, wie ich mich daliegen sehe."[2])

Diese Anschaulichkeit ist auch beim „zweiten Gesicht" fast ausnahmslos und nur selten symbolisch verschleiert. Ein Seher in Klixbüll sagt voraus, daß in 14 Tagen ein Sturm aus Südwest kommen würde. Befragt, woher er das wisse, entgegnet er: „Ich sah auf jene Zeit einen Leichenzug aus einem gewissen Hause kommen und dabei die Trauermäntel der Begleitung in dieser Richtung flattern."[3])

Mit Bezug darauf, daß das Fernsehen in anschaulichen Bildern sich bewegt, hat Schopenhauer bemerkt, die passendste Bezeichnung für dieses Vermögen wäre die, welche die Schotten für eine besondere Art seiner Äußerung gewählt haben: second sight, das zweite Gesicht; und daß er diese Bezeichnung auf die ganze Gattung übertragen würde, wenn sie nicht für die besondere Spezies bereits in Gebrauch stünde.[4]) Nun kennen wir allerdings den Prozeß innerhalb des Unbewußten nicht, wissen nicht, wie das Material gewonnen wird, welches alsdann vom Gehirn zu einem Bilde verarbeitet wird; aber soweit uns der Prozeß des Fernsehens bewußt ist, wäre der Ausdruck „zweites Gesicht" in der That der zutreffendste, wie das sehr schön der Bischof Synesius, der Schüler der Hypatia, ausgedrückt hat: „Du wirst ja wohl eingeweiht sein in das Geheimnis, wonach die Seele über zwei Augenpaare verfügt, von welchen das untere sich schließen muß, wenn das obere sieht, und wenn dieses sich schließt, die Reihe des Sicheröffnens an jenes kommt."[5])

Die Anschaulichkeit der Ferngesichte erlaubt eine um so bessere Kontrolle ihrer Übereinstimmung mit der Wirklichkeit; manchmal aber kann gerade sie Quelle des Irrtums werden. Wenn z. B. eine Somnambule ihren Sterbetag ansagt, während an diesem Tage nur eine tiefe Ohnmacht eintritt, so liegt der Irrtum eben am Bilde. Die Anschaulichkeit, weil auf einer Gehirnfunktion beruhend, hat auch den Nachteil, daß sich solche Bilder von rein subjektiven Visionen oder Traumbildern nicht unterscheiden; welche das Gehirn aktiv erzeugt. Der Seher kann daher Ferngesichte mit subjektiven Bestandteilen versetzen, oder auch ganz subjektive Bilder für Ferngesichte halten, weil beide Arten kein unterscheidendes Merkmal besitzen. Ein Student sah im Traum den Ort, wo, und die Person, durch welche er in Lebensgefahr kommen würde, ganz richtig voraus; aber in Bezug auf die Nebenumstände war der Traum mit eigenen Phantasien vermischt.[6]) Paracelsus hat daher sehr recht, zwischen imaginatio als

[1]) Werner: Die Schutzgeister. 384.
[2]) Kerner: Gesch. zweier Somnambulen. 109.
[3]) Archiv für tierischen Magnetismus. VIII, 3. 81.
[4]) Schopenhauer: Parerga. I. 253.
[5]) Synesius: Der Ägypter und die Vorsehung.
[6]) Moritz: Magazin 2c. VI, 1. 72.

transcendentaler Fähigkeit, und phantasia, die dem leiblichen Leben angehört, zu unterscheiden.[1])

Ein weiterer Nachteil der Anschaulichkeit des Fernsehens ist der, daß den Bildern kein Merkmal der Zeit anhaftet, zu der sie in Erfüllung gehen werden; nur symbolische Bilder machen davon manchmal bis zu einem gewissen Grad eine Ausnahme. Selbst bei den Propheten des alten Testaments enthalten die Weissagungen selten eine genaue Zeitbestimmung, oder es heißt geradezu, die Zeit des Eintritts sei nur Gott bekannt[2]), es wäre denn der Zeitpunkt selbst Gegenstand der Prophezeiung.[3]) Weil wie ein Gemälde räumlich ausgebreitet, bleiben die Ferngesichte zeitlich unbestimmt, wie etwa der Anblick des gestirnten Himmels uns keine Tiefendimension verrät und Lichtstrahlen aus verschiedenen Jahrhunderten zu uns gelangen. So liegt bei Jeremias die Eroberung von Babylon dicht neben dem gänzlichen Untergang des Reiches, der 1000 Jahre später erfolgte[4]), wie die Mondsichel ohne perspektivische Sonderung über dem Wipfel einer Tanne. Auch im neuen Testament forschen die Apostel nach der Zeit des Eintreffens einer Prophezeiung.[5]) Beim Fernsehen mehrerer zu einem Lebenslauf vereinigter Ereignisse zu einem Flächenbild ist zwar das Nacheinander in ein Nebeneinander verwandelt, aber die Zeitintervallen bleiben unbestimmt.

Auch zu positiven Irrtümern kann die Anschaulichkeit führen, indem die Somnambulen häufig Vergangenheit und Zukunft verwechseln. Hufeland sagt von einer solchen: „Merkwürdig ist es, daß sie hierbei immer heute mit gestern verwechselte, und von dem, was heute geschah, als von Begebenheiten des gestrigen Tages sprach.“ Wenn sie daher solche Ereignisse des heutigen Tages, die noch zu erwarten waren, als gestern schon geschehen bezeichnete, so wußte man, daß sie von der Zukunft sprach, und es traf auch immer ein, was sie von ihrem körperlichen Zustand sagte.[6]) Dem Dr. Teste erzählte eine Somnambule, sie habe einen schönen Porzellanteller zerbrochen, bestritt es aber nach dem Erwachen; niemand berühre diese Teller, es könne daher auch keiner fehlen. Sie ging hin und zählte das volle Dutzend. Teste empfahl sich, war aber noch nicht weit gekommen, als er einen Lärm hörte, zurückkehrte und die Dame in Thränen fand. Eben war ein Teller ihren Händen entglitten; sie hatte die Zukunft mit der Vergangenheit verwechselt.[7])

Endlich ist auch die Anschaulichkeit der Bilder an sich nicht immer eine vollendete, und erst in der Wiederholung werden sie allmählich bestimmter. Wenn bei der Somnambulen Emma des Dr. Haddock die Fernsicht abnahm, gebrauchte sie ein dem physischen Sehen entlehntes Bild und sagte: „Meine Gläser sind geschwärzt.“ [8])

Indem nun aber das Material, welches in der Regel zum Fernsehen

---

[1]) Paracelsus. II. 513. (Huser.) — [2]) Sacharja XIV, 7. — [3]) Jesaias VII, 8.
[4]) Jeremias. 50. 51. — [5]) Petrus Epistel. I, 10—12.
[6]) Hufeland: Über Sympathie. 189.
[7]) Charpignon: Physiologie du magnétisme animal. 307.
[8]) Haddock: Somnolismus.

führt, dem Gehirn überliefert wird, kann es dort auch andere Funktionen auslösen, z. B. abstraktes Denken, oder auch den Centralsitz des Gehörs in Mitleidenschaft ziehen. Das Fernhören ist nicht einmal besonders selten. Bende Bendsen erzählt: Am Todestage des Direktors Paisen in Kletteries auf Fünen saß der Lehensvogt Karsten in Lindholm mit seiner Frau und seinem Sohne bei Tische, da hörten sie ganz deutlich ein Pferd auf den Hof trotten und mit hohler Stimme die Worte sprechen: „de ole Paul is dod". Eine Stunde später kam der Knecht des Verstorbenen geritten und meldete mit denselben Worten dessen Tod.[1]) Auch der Todesschrei bei den Schottländern, der sogenannte Taisk, gehört hierher.[2]) Wierus erzählt, er habe im Hause seines Onkels, eines Hopfenhändlers, die Ankunft der Kaufleute immer vorhergewußt, indem er nachts auf dem Hopfenboden Lärm vernahm.[3]) Auch räumlich kommt das Fernhören vor. Ein Pfarrer predigte in der Kirche und gleichzeitig sagte ein Besessener in einer anderen, zwei Kilometer entfernten Kirche die Predigt nach.[4]) Eine Somnambule sagt die Worte, welche die Pfarrerin des Ortes in einem anderen Hause gerade ausspricht[5]); eine andere spricht Wort für Wort nach, was bei verschlossenen Thüren im vierten Zimmer ihr Knabe spricht.[6]) Der Knabe Richard bezeichnet Melodie und Verse, die in einem entfernten Bezirk der Stadt gesungen werden, und Erkundigungen ergeben die Richtigkeit.[7]) In anderen Fällen ist das Fernhören nur associativ geweckt und mit dem Sehen verknüpft, also subjektiver Bestandteil. Auch in den gewöhnlichen Träumen und Hallucinationen treten ja solche Associationen ein: Wir sehen die Rose, die wir im Traume brechen, riechen ihren Duft und fühlen die Dornen. —

Als Bestandteile des somnambulen Lebens verfallen die Ferngesichte mit dem Erwachen des Sehers der Erinnerungslosigkeit. Daß sie aber latent fortdauern, zeigt sich darin, daß sie durch Association geweckt werden können, wenn wir z. B. einem Bestandteil derselben in der Wirklichkeit begegnen, und daß sie bei der Erfüllung wiedererkannt werden.

Haydn erzählt in seinem Tagebuche: Am 25. März 1792 war in dem Konzert bei Herrn Barthelmann ein Prediger, der, als er ein Andante in G-Dur von Haydns Komposition hörte, in Trübsinn versank, weil ihm in der Nacht vorher dieses Andante geträumt hatte, das seinen Tod verkündige. Er verließ die Gesellschaft, legte sich nieder und starb bald darauf.[8]) Aterius war in Syrakus, um den Gladiatorenspielen beizuwohnen und träumte, daß er gelegentlich einer solchen Vorstellung vom Schwert eines Gladiators durchbohrt würde. Beim Spiele erkannte er in einem mit einem Netzfechter kämpfenden Gladiator die Traumgestalt und suchte ängstlich sich zurückzuziehen. Es gelang seiner Umgebung,

[1]) Archiv für tier. Magnetismus. VIII, 3. 97. — [2]) Archiv. VI, 3. 109.
[3]) Kieser: Tellurismus. II, 58. — [4]) Mirville: Des esprits. II, 232.
[5]) Archiv. VIII, 2. 161. — [6]) Archiv. XII, 2. 112.
[7]) Görwitz: Richards magnetischer Schlaf. 91.
[8]) Kerner: Magikon. III, 587.

ihn zu beruhigen. Der Netzfechter zog sich beim Kampfe gegen den Platz zurück, wo Aterius saß, und als sein Gegner mit dem Schwert ausholte, traf er unglücklicherweise den Aterius, welcher starb.[1]) Zu einem Somnambulen von Ricard kam einst ein Engländer und lenkte den Fernblick desselben auf ein Haus in Paris — nebenbei gesagt, eine falsche Methode, weil Gedankenübertragung nicht ausgeschaltet ist. Der Somnambule sah dort eine kranke Dame im Bett liegen. Einige Tage darauf kam eine Dame zu dem Somnambulen, der, als er behufs des Rapports ihre Hand nahm, in ihr jene Kranke wiedererkannte.[2]) Remigius erzählt: Einem Kaufmann wurden sechs Stück feine Leinwand gestohlen. Nachts sah er im Traume den Dieb. Mehrere Tage später begegnete er ihm auf der Straße, gefolgt von einem Kärrner mit einem verschlossenen Kasten. Der Kaufmann ging ihnen nach, und als sie den Kasten auf ein Schiff verladen wollten, holte er einen Gerichtsdiener und es fand sich im Kasten die gestohlene Ware.[3]) Der Amtmann Nietsch träumte, ein alter Mann stehe vor ihm, der, seine Brust entblößend, über Schmerzen klage, dem er aber sein Unvermögen gestand, ihm zu helfen. Der alte Mann bat ihn darauf, ihm seine Hand aufzulegen mit dem festen Willen zu helfen und mit Vertrauen auf seine Kraft; das würde ihm die Gesundheit bringen. Einige Tage darauf kam in die Kanzlei des Amtmanns ein alter Mann, um Schlüssel zu holen, stöhnte schwer, klagte über Schmerzen in der Brust und bat um Rat. Der Amtmann zuckte mit den Achseln, da fiel ihm sein Traum ein, und als der alte Mann die Schlüssel zurückbrachte, nahm er an ihm die im Traume versuchte Manipulation vor. Mit denselben Worten, wie im Traum, sprach nun der Kranke: „Ach Gott! wie wird mir wohl; aller Schmerz zieht sich hinunter und verliert sich." Der Amtmann, durch diesen Vorfall auf seine magnetische Kraft aufmerksam gemacht, verwendete sie seither ausgiebig zur Heilung verschiedener Krankheiten.[4]) Ein Mädchen träumte, sie liege krank im Bette, da trete ein Mann herein und spreche: „So lange also sind Sie krank?" Er strich hierauf einigemale von ihrem Kopf bis zu den Füßen, worauf ihr die Sinne vergingen. Drei Tage später ließ man ihr aus dem Pfarrhaus sagen, der Medizinalrat X. sei gekommen, sie zu besuchen. Sie kannte denselben nicht, aber als er eintrat, erkannte sie in ihm die Traumfigur. Mit eben jenen Worten strich er nun über sie herab und da sie betäubt wurde, versprach er, eine magnetische Kur zu beginnen. Der Kaiser Gratianus übergab dem Theodosius den Oberbefehl über die Goten. Der letztere träumte, daß ihm Meletius als Patriarch von Antiochien den Purpur anlege und die Kaiserkrone aufsetze. In der That wurde er später zum Kaiser des Orients ernannt und als im Jahre darauf das Konzil von Konstantinopel (380 n. Chr.) gehalten wurde, erkannte Theodosius unter den Bischöfen den Meletius, den er nie gesehen hatte, und der ihn krönte.[5]) Harvey, auf der Reise nach Italien begriffen, wurde

---

[1]) Valerius Maximus. I. 7. — [2]) Ricard: Traité théorétique et prat. 455.
[3]) Remigius: Daemonolatria. II. 448. — [4]) Kerner: Magikon. II. 308.
[5]) Ammianus Marcellinus. I. 29.

in Dover vom Gouverneur, dem er seinen Paß vorwies, ohne Angabe eines Grundes als Gefangener zurückgehalten. Der Gouverneur kannte Harvey nur als berühmten Mann, hatte aber in der Nacht vorher einen Traum gehabt, worin er gemahnt wurde, denselben, den er nun vollkommen ähnlich vor sich sah, von der Überfahrt nach Calais abzuhalten. Das Schiff mit den Reisegefährten Harveys ging zu Grunde.[1])

Ebenso werden Lokalitäten, die in einem Ferngesicht geschaut werden, wieder erkannt, und der Seher findet sich auf Grund der geträumten Orientierung in ihnen zurecht.[2]) Ein Kandidat der Theologie sah, lange bevor er eine Hauslehrerstelle in Pommern erhielt, im Traum das ihm zugewiesene lange, schmale, nur mit einem Fenster versehene Zimmer mit der Aussicht auf einen schönen Park, mit Turngeräten zur Rechten. Als er dahin kam, stimmte die Wirklichkeit mit dem Traum überein, nur die Turngeräte fehlten, wurden aber an jener Stelle noch während seines Aufenthalts aufgerichtet.[3]) Eine Dame träumte von einer Stadt. Aus der Beschreibung, die sie ihrem Manne gab, erkannte derselbe Zürich. In Wirklichkeit später nach Zürich kommend, erkannte sie das Traumbild, das genau beschriebene Innere eines Hauses und die Aussicht über den See vom Wall aus. Dort saß auf einer Bank eine Frau, die ein schweres Bündel Holz aufzuheben sich bemühte. Die Dame wollte schon ihren Mann bitten, der Frau zu helfen, unterließ es aber, um zu sehen, ob auch der Schluß des Traumes erfüllt würde, daß nämlich ein anderer Herr in weißen Strümpfen ihr den Dienst leiste, wie es auch geschah.[4])

In einem anderen merkwürdigen Beispiel handelte es sich um einen Doppeltraum. Ein Lehrer träumte eine Lotterienummer; sein Auftrag aber, dieselbe zu setzen, wurde vergessen. Als die Nummer herauskam, wollte er wenigstens sehen, ob das Haus mit dem Lottobureau mit dem geträumten übereinstimme, was der Fall war. Vom Lotterieschreiber wurde er als „Herr Schullehrer" angeredet, und dieser erzählte auf Befragen, woher er ihn kenne, er habe ihn im Traum gesehen, gerade so, wie er nun vor ihm stehe. Die beiden Träume fielen in die gleiche Nacht.[5]) Der Dichter Emil Deschamps gab 1836 in einem Pariser Journal merkwürdige Nachrichten über sich selbst, darunter folgendes: Mit acht Jahren sollte er in eine Pension nach Orleans kommen, was ihn sehr betrübte. Er imaginierte sich im Traume eine Stadt; er ging in den Straßen derselben herum, las Aufschriften 2c. Bis zu seiner Abreise von Paris wurde er das Bild nicht mehr los. In Orleans angekommen, fand er alles dem Traum entsprechend und war ganz orientiert. Er behauptet, bei einigen Personen diesem Vorgesicht begegnet zu sein.[6]) Der Beamte im Kriegsministerium, Felix Jkwirsky, rettete einst in Warschau eine Frau vom Ertrinken. Sie

---

1) Beaumont: Traktat von Geistern. c. VIII. § 17.
2) du Prel: Philosophie der Mystik. 352.
3) Splittgerber: Schlaf und Tod. I. 86.
4) Kerner: Blätter aus Prevorst. VI. 161—164.
5) Derselbe. V. 73. — 6) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 264.

bewahrte ihm seither die größte Dankbarkeit. Etwa ein Jahr später träumte er, an ihrem Hause vorüberzugehen, wo eine große Menschenmenge versammelt sei und die Frau auf ihn zulief und klagte, sie sei bestohlen worden und um ihre ganze Habe gebracht. Er erwachte und hatte den Traum vergessen, erinnerte sich aber desselben sogleich, als er ausging, an jenem Hause vorüberkam und alles eintraf. Vor der versammelten Menge erzählte er nun seinen Traum und daß er der Frau in demselben auf ihre Klage die Antwort erteilt habe: „Verzweifle nicht; alles, was man dir gestohlen, wirst du am Graben beim Kloster unter einem Steine finden.“ Man ging nun nach diesem Orte, und in einer von einem Steine bedeckten Grube fand sich das Gestohlene bis aufs Kleinste.[1])

„Leben der Gedanken.“

Vergessen ist so schwer, so schwer,
Wenn tief das Herz empfunden.
Dann kehren oft im wachen Traum
Zurück die alten Stunden,
Und sinnend schweift der ernste Blick
Hinauf in stille Fernen,
Er träumt von einem Wiedersehn
Auf jenen klaren Sternen.
Es muß ein selig Leben sein, —
Befreit von allen Schranken,
Befreit von all dem Erdentand,
Dies „Leben der Gedanken“!

H. v. M.



---

1) Kerner: Magikon. III. 74.



Ein Blick in die Zukunft.

Wirkliche Thatsachen*), berichtet

von

Hans Decken.

In den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts erregte in Berlin ein Schneidermeister, Namens Sohn, durch die außerordentliche Gabe, in die Vergangenheit und Zukunft zu schauen, allgemeines Aufsehen. Sogar der König ließ diesen Mann zu sich rufen, und was Sohn ihm gesagt hat, muß wohl höchst merkwürdig gewesen sein; denn er verbot ihm für die Zukunft das Wahrsagen und setzte ihm eine Pension aus. Doch ist es wohl nicht ausgeblieben, daß jener im Geheimen seine Kunst weiter fortbetrieb. Ein ganz eigentümlicher Fall ist aus dieser späteren Zeit dann auch noch in die Öffentlichkeit gedrungen.

Eine Dienstmagd, die in Berlin bei einer einzelnen Dame in Dienst stand, war zu dem Wahrsager gegangen, um einen Blick in die Zukunft zu erhalten; es war ihr jedoch trotz aller ihrer Bitten jede Auskunft verweigert worden. Das Mädchen erzählte die Erfolglosigkeit ihres Besuches natürlich ihrer Herrin, und diese meinte, jener habe sich vielleicht nur deshalb geweigert, weil er geglaubt habe, sie könne ihn nicht ordentlich bezahlen. Die alte Dame gab ihr nun den Rat, sie solle nach etwa vier Wochen einen zweiten Versuch machen, und damit sie nicht das gleiche Mißgeschick habe, erlaubte sie dem Mädchen, ihre eigenen besten Kleider anzulegen, um auf diese Weise den Schneider zu täuschen. So geschah es denn auch. Doch als die Dienstmagd vor ihn trat, erkannte er sie trotz der Verkleidung sogleich und rief ihr zu: Weshalb kommen Sie wieder? Ihnen werde ich nichts sagen. — Als sie jedoch nicht nachließ und durchaus ihre Zukunft erfahren wollte, sagte er endlich: Wohlan! so wissen Sie denn: Sie kommen an Galgen und Rad! — Und er hatte

*) Von einem andern Herrn, G. K., wird uns berichtet, daß auch er diesen Sehr Sohn im Winter 1839—40 in Berlin mehrfach besucht und von ihm ganz denselben Eindruck erhalten habe, wie Herr Decken. Sohn wußte thatsächlich alles, wonach man ihn fragte, und irrte sich nie. Nur darin weicht dieser andere Bericht von dem hier vorliegenden ab, daß Sohn doch wohl kein Schneidermeister, aber jedenfalls ein weit gereister Mann gewesen sei, der sich lange in Indien aufgehalten haben solle. Er bewegte sich in Berlin in den besten Gesellschaftskreisen und wurde von den höchstgestellten Personen zu Rate gezogen. Er soll aber schon im Anfang der 40er Jahre, wohl an der Schwindsucht, in Berlin gestorben sein.

(Der Herausgeber.)

die Wahrheit gesprochen: bald darauf wurde jenes Mädchen von Königsberg aus, woher sie stammte, belangt und vor Gericht gestellt, wo sie des Kindesmordes überwiesen und dem Henker überliefert wurde.

Soviel habe ich später über diesen Mann erfahren, für den ich mich aufs höchste interessierte, da ich selbst mit ihm in Berührung gekommen war und durch eigne Erfahrung mich von seiner wunderbaren Gabe überzeugt hatte.

Ich stand in meinem 26. Lebensjahre, war weit in der Welt herumgekommen und endlich in meine Vaterstadt zurückgekehrt, um ein eigenes Geschäft zu begründen. Doch diese Hoffnung wurde jäh vernichtet: mein Vater verlor plötzlich fast sein ganzes Vermögen, und so wurde ich gezwungen, eine Stellung anzunehmen. Ich ging nach Berlin, wo ich auch bald etwas Passendes fand.

Hier hörte ich denn bald von dem berühmten Wahrsager. Ein Bekannter erzählte mir einen höchst merkwürdigen Vorfall. Eine größere Gesellschaft, wobei sich ein Brautpaar befand, hatte den Schneider rufen lassen: er sollte allen Anwesenden wahrsagen. Die Braut machte den Anfang. Man forderte Sohn auf, zunächst aus ihrer Vergangenheit zu berichten. Er fragte, ob er alles sagen solle; und als man bat, nichts zu verschweigen, was er wisse, fragte er noch einmal, die Braut fest anblickend. Diese erzitterte unter seinem Blicke und fiel in Ohnmacht. Der Bräutigam drang jetzt darauf, daß Sohn spräche, und so erfuhr er denn von diesem, daß seine Braut vor ihrer Verlobung einen Fehltritt gethan habe. Das Verlöbnis wurde daraufhin gelöst, da die Braut ihre Schuld bekannte. — Durch diese Erzählung wurde meine Neugierde erregt, und ich beschloß, den Mann aufzusuchen, um mich selbst von seiner seltsamen Kunst zu überzeugen.

Ich wohnte damals bei einem Metzgermeister, der sehr reich geworden war und ein großes Haus besaß, das er aber vermietet hatte; er selbst wohnte in dem kleineren Hinterhause. Außer mir selber, der ich ein Zimmer von ihm abgemietet hatte, wohnte dort noch ein alter Professor, dessen Stube an dem Ende eines langen Ganges gelegen war. Dieser pflegte regelmäßig um acht Uhr abends die Wohnung zu verlassen, um in einem Gasthofe sein Nachtessen einzunehmen. Weshalb ich alles dies berichte, wird in der Folge klar werden.

Mein Mietsherr, dessen Frau bereits tot war, hatte eine einzige Tochter, mit der er allein zusammenlebte. Diese hatte ein Liebesverhältnis mit einem Gesellen gehabt, der bei ihrem Vater in Dienst gewesen war. Der Vater war dahinter gekommen und hatte den jungen Menschen, der sonst sehr fleißig und brav gewesen war, voller Wut zum Hause hinausgeworfen. Alles Bitten und Flehen der Tochter war umsonst gewesen, der jähzornige Vater ungerührt geblieben. Die beiden Liebenden wollten aber nicht von einander lassen; auch fühlte das Mädchen, daß ihr Verhältnis nicht ohne Folgen bleiben sollte. Ihre Angst und Verzweiflung war deshalb groß, und sie mußte von ihrem Vater das Schlimmste befürchten. — Diese Umstände habe ich erst später erfahren, als alles zum glücklichen Ende gekommen war. —

Ich war etwa drei Wochen in Berlin, als ich meinen Entschluß, den Wahrsager zu besuchen, im Januar 1843 zur Ausführung brachte. Ich hatte davon zu Hause gesprochen, und die Tochter meines Wirtes hatte mich, ohne daß ihr Vater darum wußte, gebeten, sie mitzunehmen; auch sie wollte gern die Zukunft erfahren — mußte sie doch besonders darob besorgt sein. So gingen wir denn bald nach sieben Uhr abends — bis dahin hatte ich zu thun gehabt — gemeinschaftlich dem nicht allzu fernen Hause des Wahrsagers zu. Dort angekommen, ließ ich sie zuerst eintreten, während ich draußen warten wollte, bis sie zurückkäme. Ich machte mich auf eine lange Geduldsprobe gefaßt; denn ich wußte ja, wie Frauen sind, daß sie so leicht mit Fragen kein Ende finden können. Aber diesmal hatte ich mich doch getäuscht. Denn es konnten kaum fünf Minuten verflossen sein, als sie in höchster Aufregung, mit verwirrtem Haar und angstvollem Blick auf die Straße herausstürzte, ohne etwas zu sagen an mir vorübereilte und fast im Laufe den Heimweg einschlug. Ich will gleich an dieser Stelle einschalten, was ich später erfuhr, als ich nach Hause kam.

Kaum hatte der Wahrsager das Mädchen erblickt, als er ihm zurief: Um Gottes Willen, eilen Sie sofort nach Hause, wenn Sie nicht ein furchtbares Geschick treffen soll! — Da stürzte sie dann in entsetzlicher Angst davon. Sie zitterte für das Leben ihres Geliebten. Sie wußte nämlich, daß dieser in ihrer Abwesenheit einen letzten Versuch machen wollte, den Vater dadurch zur Einwilligung in die Heirat zu bewegen, daß er ihm alles sagte. Nun fürchtete sie, daß ihr jähzorniger Vater in seiner maßlosen Wut dem Geliebten ans Leben gehen möchte. Der war auch wirklich indes bei dem Alten gewesen und hatte ihm mitgeteilt, wie die Sachen standen. Der Alte war durch dies Bekenntnis in die wildeste Raserei versetzt worden und hatte geschworen, seine Tochter solle heute noch sterben. Dann war er plötzlich auf seinen früheren Gesellen losgesprungen, hatte ihn mit riesiger Kraft gefaßt und trotz dessen kräftiger Gegenwehr in die offenstehende Kammer hineingedrängt, deren Thüre er sodann verrammelte. — Bald darauf — es war wenige Minuten vor acht Uhr — sah der vor Wut Sinnlose seine Tochter über den Hofraum dem Hause zufliegen, er ergriff ein Beil, um sie sogleich, wenn sie einträte, niederzuschlagen. Da wurde auch schon die Thüre aufgerissen, und das vor Entsetzen erstarrte Antlitz der Tochter blickte dem Vater entgegen. Mit einem furchtbaren Schrei sprang sie vor dem erhobenen Beile zurück und suchte sich durch die Flucht zu retten. Allein der Vater schnitt ihr den Zugang zur Treppe ab und trieb sie in den langen Gang hinein, an dessen Ende, wie ich vorhin sagte, die Zimmer des Professors lagen. Das Leben der Unseligen schien verloren zu sein: gerade vor dessen Thüre erreichte der Wahnsinnige das Mädchen und hatte schon zum todbringenden Schlage ausgeholt, als sich die Thüre öffnete und der Professor noch gerade im letzten Augenblick erschien, um das Mädchen retten zu können. Bei dem Vater war der Irrsinn ausgebrochen, wie sich später herausstellte; er ist bald darauf im Irrenhause gestorben. —

Doch nun zu mir zurück! — Als das Mädchen meinen Blicken ent-

schwunden war, trat auch ich in das Haus ein. Ich wurde in ein mittelgroßes Zimmer geführt, in welches das Abendlicht durch vier Fenster, die an zwei aneinanderstoßenden Seitenwänden lagen, noch hell hereinfiel. Dort fand ich einen jungen verwachsenen Menschen und hielt diesen zuerst für den Wahrsager; es war jedoch nur sein Sohn, der die Gabe des Hellsehens übrigens in noch höherem Grade als der Alte besessen haben soll, nur daß er öffentlich keinen Gebrauch davon machte. Er bat mich, einige Minuten Geduld zu haben, sein Vater werde sogleich erscheinen. Ich erbat mir indes die Erlaubnis, die kostbaren Gegenstände, die sich in dem Raume befanden, anschauen zu dürfen. Das ganze Zimmer war nämlich mit den verschiedenartigsten Dingen angefüllt, die meistens von hohem Werte zu sein schienen: alles Geschenke von solchen, die sich ihm besonders erkenntlich hatten zeigen wollen. Da waren kostbare Vasen, kunstvolle Gewebe, Ringe mit Diamanten und anderen Edelsteinen, eine Anzahl verschiedener Uhren &c.

Ich hatte mir kaum die Hälfte von allem angesehen, als der alte Sohn selbst ins Zimmer hereintrat. Er war von langer, hagerer Gestalt, sein Gesicht war schmächtig und blaß und von nicht gewöhnlichem Ausdrucke; seine Augen waren sehr groß und schön und von einem außerordentlichen Glanze. Nachdem er mich begrüßt hatte, trat er auf einen hölzernen Tritt hinauf, welcher die Ecke zwischen den beiden Fensterreihen ausfüllte, und begann zuerst aus meiner Vergangenheit zu berichten, dann ging er auf die Zukunft über. — Ich habe kurze Zeit darauf alles, was er mir damals sagte, in mein Tagebuch eingetragen, um mich nicht auf mein Gedächtnis allein verlassen zu müssen; und ich muß bekennen, daß alle seine Voraussagungen eingetroffen sind. Ich kann nun unmöglich alles hier anführen, da das meiste ganz persönlicher Natur ist; nur das Merkwürdigste will ich herausgreifen.

Zunächst sagte er mir das Datum und Jahr meiner Geburt, schilderte dann ziemlich eingehend den Verlauf meiner Kindheit und Jugend, gab die Hauptstationen meiner Wanderjahre an, sprach dann von dem Unglücke, das meinen Vater betroffen und meine Hoffnungen vernichtet hatte, wußte selbst solche Dinge, von denen ich überzeugt war, daß außer mir niemand Kenntnis davon haben könne. Dann fuhr er etwa folgendermaßen fort: Sie sind erst seit drei Wochen in Berlin, werden aber nicht mehr lange hierbleiben, sondern bald nach Hamburg gehen. Von dort kehren Sie nach drei Jahren in Ihre Vaterstadt zurück. — Sie wollen nun selbst ein Geschäft begründen; doch Ihre Mittel reichen nicht aus. Ihre Verwandten, an die Sie sich wenden, stellen zu hohe Ansprüche, die Sie nicht erfüllen können. Ein Jude hilft Ihnen da aus der Not und begründet Ihren späteren Wohlstand. Sie werden sich zweimal verheiraten. Von beiden Frauen werden Sie je drei Kinder erhalten; eins davon wird früh sterben. Sie selbst werden ein sehr hohes Alter erreichen. —

Als ich mein Todesjahr genau zu wissen verlangte, verweigerte er die Auskunft, indem er sagte: Es ist für keinen Menschen gut zu wissen,

wann er sterbe! — Und er hat wohl recht gehabt. Denn wenn ich auch den Tod nicht fürchte, ich glaube doch, mir wäre jede Lebensfreude verbittert, wenn ich die Zeit meines Endes genau wüßte. — Alles das aber, was der wunderbare Mensch mir damals sagte, ist ganz genau so eingetroffen.

Zuletzt fragte ich ihn noch, ob ich Glück im Spiel habe. Er antwortete: Nein! spielen Sie nicht, oder wenn Sie's thun, so spielen Sie mit fremdem Gelde. Augenblicklich haben Sie ein Los aus der Braunschweiger Lotterie, das Sie selbst am Neujahrstage gezogen haben. (Er nannte die fünfstellige Ziffer.) Sie spielen es mit drei anderen zusammen.

Ich schüttelte den Kopf.

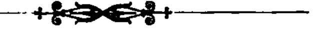
So ist gestern der vierte dazugekommen. — Das verhielt sich so.

Verkaufen Sie mir Ihren Anteil, fuhr er fort, ich gebe Ihnen das Dreifache des Kaufpreises dafür.

Ich meinte, wenn er so genau wisse, daß auf das Los ein Gewinn fallen würde, so wollte ich es doch selbst lieber weiter spielen.

Sie werden doch keinen Vorteil davon haben, sagte er lachend und entließ mich.

Und so ist es auch gekommen. Bald darauf mußte ich Berlin verlassen; und wunderbar, ich dachte in der nächsten Zeit, wo viele Geschäfte mich in Anspruch nahmen, gar nicht mehr an mein Glückslos. Als ich dann nach drei Jahren heimkehrte, fiel mir bei Gelegenheit auch das Los wieder ein. Ich erkundigte mich bei den Bekannten und Freunden, die es zusammen mit mir gespielt hatten, danach; aber die Guten sagten mir, es sei natürlich mit einer Niete herausgekommen. Und was sollte ich thun? Ich mußte ihnen mehr glauben als dem Wahrsager!



Zuversicht.

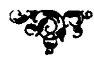
(Hedwig.)

Von

Carl Busse.

Wenn dir ein andrer auch die Locken streicht,
Wenn ich und du getrennt auf dieser Erde,
Es schmerzt nicht mehr, mir ist so frei, so leicht,
Der Tag kommt doch, wo ich dich küssen werde.

Dann fließt der Liebe goldner Glorienschein
Verklärend auch auf dieses Haupt hernieder —
Ich weiß, ich weiß, einst wirst du dennoch mein,
— Auf einem andern Stern sehn wir uns wieder!





Meine Rechtfertigung.

Von

Montezuma.

Wisset! Ich war der letzte Montezuma, der mächtige Aztekenkaiser Mexikos, der die Freiheit seiner Handlungen nur kurze Zeit genießen konnte und der, besiegt, geschmäht, verstoßen, seinen Untergang fand durch Cortez, den Feind meiner Heimat und meiner Bestrebungen. — Ich will sie euch erzählen, die Geschichte meines Lebens und meiner Leiden. O, hört! und fühlt ihr in eurer Brust eine leise Regung des Mitleids, o, so weint mir eine Thräne des Mitgefühls. Sie löschet dann das noch oftmals aufflammende Feuer des Racheburstes in meinem Herzen und giebt mir Frieden, — Frieden im Vergeben und Vergessen. —

Dort drüben über dem Meere, umspielt von den linden, regelmäßig strömenden Lüften des leuchtenden blauen Tropenhimmels, dort, wo der ewige Sommer blüht, wo die Sonne mit goldenem Scheine einen Zauber des Pflanzenschmuckes und eine nie geahnte Farbenpracht in Blumen und in Tieren hervorruft, dort in jenem Lande, das, geschützt von rings umgebenden Bergen, diese dem fremden Eindringling als ein natürliches Bollwerk entgegenstellt, dort wurde ich geboren.

O, sucht mich zu begreifen, wenn ich versuche, euch vor die Seele zu führen, wie herrlich, wie schön es unter diesem lachenden blauen Himmel sich wohnt, wie köstlich und wonnig jenes Land ist, in dem das

Leben nur ein Heute, kein Gestern zu haben scheint; denn das ruhige Fließen der Zeit, der immer schöne Sommer läßt es nicht zu, die Vergangenheit zu bereuen, die Zukunft erstrebenswert zu finden. Das Gestern gleicht dem Heute, und wird wieder dem Morgen gleichen, denn das sanfte Wellen des Zeitenmeeres gleitet wohl mit schmeichelndem Schaukeln an unserem Sinn vorüber, doch nicht mit tosender Flut, mordend Wünsche, Hoffnungen, Pläne. — So war meine Jugend; ich, der Enkel eines Königs, lebte dahin im gleichen Wellengetriebe eines harmonischen Seelenfriedens, bewundernd alles, was mich umgab, bewundernd die Pracht der ewigen, erhabenen Natur, die Wunder, die sie hervorgebracht, verlangend nach Kenntnis der Kräfte, die sie belebt, und Befriedigung suchend in dem Forschen nach jenen Wesen, die wir Götter nennen.

Doch wenig Befriedigung fand ich da. Mein Geist strebte nach dem Fassen der höchsten schaffenden Gewalt, ich fühlte in mir das Wehen jener Gottheit, die ganz zu verstehen erst die geöffneten Pforten des Todes uns ermöglichen. Schon frühe regte sich in mir der Geist, der oftmals meinen Lehrern Fragen stellte, die sie nicht beantworten konnten. Ich wollte wissen warum, weshalb wir lebten, wohin die Seele schwebt, wenn sie dem Körper entflohen und was ihr Ziel. Ich lernte die frommen Sagen unserer Väter, doch fühlte ich ein brennendes Feuer in mir: — es giebt noch mehr — Erhabeneres, als mir die Lehrer bieten können oder wollen. Ich schauderte im Innern vor den Menschenopfern, die Huitzilopotchli, der Kriegsgott, verschlang, doch unterwarf ich mich dem Brauch der Väter. Ich wußte es nicht besser, als daß unser Nationalgott der Opfer bedürfe, doch war ich gerne fern, wenn das Blut der Feinde floß, ja oft in Strömen floß zur Sühne unserer Sünden. Wie hoch und hehr erschien mir stets das Bild des edlen Quetzalcoatl, der zu uns kam als gnadenspendende Gottheit und nur Segen verbreitete und hinterließ, ein göttlicher Wohlthäter unseres Volkes, der dasselbe in allen Künsten unterwies, ihm Gesetze gab und das Land in ein Paradies verwandelte.[1])

[1]) Quetzalcoatl war einer von jenen Wohlthätern der Menschheit, welche durch die Dankbarkeit der Nachkommen vergöttert worden sind. „Unter ihm brachte die Erde Blumen und Früchte ohne die Mühe der Bebauung hervor. Eine Ähre von indianischem Getreide (Maiskorn) war so viel, als ein einzelner Mensch (Azteke) forttragen konnte. Die Baumwolle nahm im Wachsen aus eigenem Antriebe die reichen Färbungen menschlicher Kunst an. Die Luft war von berauschenden Wohlgerüchen und dem süßen Gesange der Vögel erfüllt. Kurz, es waren (nach den sagenhaften Überlieferungen jener Völker) die friedlichen Tage, die in den Götterlehren so vieler Völker der alten Welt ihre Stelle haben. Es war das goldene Zeitalter von Anahuac (Mittelamerika). — Aus irgend einem nicht näher angegebenen Grunde zog sich Quetzalcoatl den Zorn eines der Hauptgötter zu, und ward gezwungen, das Land zu verlassen. Auf seinem Wege machte er in der Stadt Cholula Halt, wo ein Tempel seiner Verehrung gewidmet ward, dessen massenhafte Trümmer noch immer eins der merkwürdigsten Überreste des Altertums in Mexiko sind. An der Küste des mexikanischen Meerbusens angekommen, nahm er von seinen Begleitern Abschied, versprach, daß er mit seinen Nachkommen später wieder zu ihnen kommen werde, bestieg seinen aus Schlangenhänten gemachten Zaubernachen und schiffte sich auf dem großen Weltmeere nach dem Fabellande Tlapallan ein" (Prescott: I

Ja, diese Zeit der Gnaden wiederzubringen, ihn diesen herrlichen Wohlthäter meines Volkes wiedereinzuholen in ein gesittetes Land, wie er es uns in jenen fernen Zeiten geschaffen, das war, ich fühlte es, mein Beruf als Fürst, und ihm, nebst den erwarteten Nachkommen ein Land des Friedens bieten zu können, der Beruf, den mir ein Traum zu verheißen schien. — Ich unterzog mich gern dem Tempeldienst freiwillig und verrichtete aus Andacht manche Dienstleistung, die sonst dem Knecht gebührte. Einstens nun war ich ermüdet von der Arbeit eingeschlafen. Da sah ich Quetzalcoatl, den bleichen Mann mit lang wallendem Haar, den strahlenden, blitzenden Augen, die doch so voller Seelengüte schimmerten, auf einem großen Schiffe von weit, weit her über das Meer gleiten, ich sah, wie unter seinen Füßen am trockenen Sandufer Blumen sprießten, wie die Geschöpfe des Urwaldes eilten, ihm zu dienen, wie die reißenden Tiere den nahen Wald verließen, sich ihm zu Füßen legten, zahm, harmlos, ein Spielwerk seines Willens. Er duldete sie alle, die jetzt so friedsamen Geschöpfe. Dann glitt sein Blick in die Ferne, ob nicht ein Mensch sich nähere, ihn zu empfangen. — Doch nein, — niemand ahnte ihn, den hohen, hehren Gast, niemand beeilte sich, ihm Gruß zu bieten, ob der Rückkehr in das von ihm doch so gesegnete Land. — Da ward sein Auge trübe und ernsten Blickes schaute er auf mich, der gebannt, keiner Regung fähig, unter einer Palme lag, — und langsam, eindringlich, doch so sanft — ja so sanft — sprach sein Mund: „Wecke dein Volk, damit es mich empfange.“ — Sodann erwachte ich. — Doch das war kein bloßer Traum, das war Berufung zu einem Werke, welches mir der große Wohlthäter aufgetragen: Wecke dein Volk! — Wohlan, ich wollte es wecken.

Doch wie konnte das geschehen? — Ich fühlte es wohl, nur durch das Beispiel. Ich selbst mußte mich aber erst reinigen von allen Schlacken, mußte in mir selbst klar sein, wie der Weg zu finden und zu betreten ist, den ich meinem Volke zu zeigen willens war. — Vergeblich sann ich und studierte eifrigst die Lehren unserer Götter, ich ward nicht klar in mir. —

Da träumte mir wieder am frühen Morgen, nachdem eine schlaflose Nacht mich erschöpft hatte, Quetzalcoatl stände an meinem Lager und spräche zu mir: „Strebe nach dem höchsten Gott!“ — Diese Worte tönten noch in meinem Ohre, als ich erwacht war; jedoch verstand ich infolge meines damals noch beschränkten Gesichtskreises: Strebe nach dem Huitzilopotchli, unserm höchsten Nationalgotte, dessen Verehrung Ströme Blutes

48 f., 247, 387 und II, 438). Er soll von großer Statur und von weißer Hautfarbe gewesen sein, auch langes, dunkles Haar und einen wallenden Bart gehabt haben. In der abenteuerlichsten Weise hat ihn Dr. Siguenza mit dem Apostel Thomas, und Mc. Culloch sogar mit Noah identifiziert. — Das hauptsächlichste Geschichtswerk über den in diesem Aufsatze behandelten Gegenstand ist das von William H. Prescott: History of the conquest of Mexico, 3 Bände, Paris 1844. Wir citieren dieses hier und in den folgenden Anmerkungen nach dessen deutscher Übersetzung: „Geschichte der Eroberung von Mexiko“, 2 Bände, F. A. Brockhaus in Leipzig, 1845.
(Der Herausgeber.)

kostete. — Zwar schauderte ich vor dem Blut, aber ich wollte gehorchen und wandte mich daher seinem Tempel zu.

Jetzt kam die Zeit, wo Montezuma I starb und eine neue Kaiserwahl bevorstand. — Ich ward als Neffe des Monarchen gewählt, und die Gesandtschaft kam, mir dieses Ereignis anzukünden. Sie fanden mich, während ich die Treppen im Tempel unseres nationalen Kriegsgottes herniederstieg. — Da ward es mir klar, — es gab kein Zweifel mehr, — die Gottheit teilte mir die höchste Würde zu, um kraftvoll vorzustreben, kraftvoll durch Willen und durch That. — O, wie zittern die Worte noch nach in meinem Herzen, mit denen mein Verwandter, der König Nezahualpilli mir die Wahl verkündete. O, du edler, du sternenkundiger, vielerfahrener Mann, du machtest mein Herz erbeben im frommen Schauer demutsvoller Ergebenheit in den Willen des großen, allumfassenden Gottes.

Noch sehe ich den königlichen Weisen, umgeben von den Großen des Reiches vor mir, fühle sein vor Bewegung feuchtes Auge auf mir ruhen, höre seine eindringliche ernste Stimme, die zu mir sprach, nachdem mir alle als Kaiser gehuldigt: „Heil dem Reiche der Azteken, welches auf dem Gipfel seines Glückes und seiner Größe angelangt ist, da es einen Herrscher über sich gesetzt sieht, dessen Anblick jedermann mit Ehrerbietung erfüllt! Glücklich das Volk, dem dieser Herrscher stets ein leuchtendes Vorbild, ein Vater in der Not und ein Bruder an Zärtlichkeit sein wird, der strenge gegen sich, nicht Sinnesfreuden sich hingeben und nie in seiner segensreichen Wirksamkeit ermüden wird. Du aber, erhabener Fürst, sei gewiß, daß die Gottheit, welche dich zu dieser hohen Stellung ausersehen hat, dir auch Kraft geben wird, dies Amt würdig zu führen, dich mit reichem Segen krönen und dir viele Jahre einer langen und glanzvollen Herrschaft geben wird.“[1])

In dieser Weise redete mein väterlicher Freund und Bundesgenosse mich an. — Doch was von alle dem ist eingetroffen? — Nichts — nichts — und dies durch meine Schuld! — —

Jetzt galt es die Herzen des Volkes zu gewinnen, sie weich zu machen, auf daß Quetzalcoatl einziehen könne in sein Reich. — Wie ich glaubte, daß er befohlen, wandte ich mich der Verehrung unseres höchsten Gottes zu. — O, niemals ist in einem Lande mehr gethan worden zur Verehrung eines hohen Wesens, als in den ersten Jahren meiner Regierung. Die Priester erhielten unbeschränkte Freiheit von mir, zu schalten und zu walten nach den bestehenden Satzungen, damit dem heiligen Gotte Ehre über Ehre geschehe. Ich verschloß mein Inneres gegen die Regungen des Mitleids, wenn es galt, Menschen zu opfern; und Ströme Blutes flossen zu Ehren jenes blutdürstigen Ungeheuers unseres frommen Wahnes. In jeder Stadt des Reiches stand ein Altar des gierigen Götzen, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, doch purpurn gefärbt vom Blute der ge-

[1]) Nach Prescott ist diese Rede des Königs Nezahualpilli dem Montezuma als Schriftstück überreicht worden und dem Wortlaute nach erhalten (I, 243).



schlachteten Kriegsgefangenen. Nach Tausenden[1]) zählen die Opfer, die dort starben zu Ehren eines Wesens, das — nicht war.

Ihr staunt und fragt, woher kommt mir solche Erkenntnis? — O, höret weiter.

Das Gefühl erstickt bei Menschenopfern, der Glaube wandelt sich in fanatische Mordgier, wenn nicht die Erkenntnis den Geist bald durchzuckt, und noch kein Volk nahm ein gutes Ende, das diesen Weg betrat. So auch erstarrte langsam in mir die frühere sanfte Regung und kalt, gefühllos vermochte ich zuletzt dem Morde zuzuschauen. Da eines Tages wurde ein Fest gefeiert, das mit allem Glanz des Fürsten und des priesterlichen Kaisers ausgestattet wurde. An diesem Tage sollte mich der Blitz des Geistes treffen, der mir den Abgrund zeigte, an dem ich stand, und durch mich mein Volk. — Am frühen Morgen schon, als ich erwachte, erfaßte mein Herz ein tiefes Weh. Zum erstenmal nach langer Zeit erbebte ich vor dem Gedanken, heute die Opfer wieder vollziehen zu lassen. Ein Grausen vor dem dampfenden Blute erfüllte mich, ein Schrecken vor dem Stöhnen der Schlachtopfer. Die Bestie, die in jedem Menschen herrscht, war übersättigt, und Ekel trat an Stelle des Wahnes, doch damit auch der Zweifel, ob, was bis jetzt geschehen, den höchsten Gott zu finden und mit meinem Volk zu einen, auch der rechte Weg? — Ich bebte innerlich, denn leise tönte es in mir: Er war es nicht!! — Doch wo ihn dann finden? — Wo? — —

Da, ein Gebet zu Toatl, der in Wahrheit allumfassenden Gottheit, durch die alles lebt, ohne die der Mensch ein Nichts ist[2]), drang aus meiner Brust mit der Bitte um klares Wissen, klare Erkenntnis. — „O, teile dich mir mit, um deiner großen Gnade willen, denn deine Gaben sind wir nicht wert zu empfangen durch unser eigenes Verdienst.“[3])

Ich ward ruhiger und rüstete mich zu der heiligen Handlung. —

Der Zug der Priester hatte sich in Bewegung gesetzt unter feierlichen Klängen unserer heimischen Weisen. — Die zum Opfertode bestimmten Gefangenen wurden gebunden in einzelnen Trupps den Todesweg geleitet. Ich, angethan mit den Zeichen meiner königlichen Macht, folgte, umgeben von Palmen und Wedeln tragenden Dienern, mir zur Seite schritten die beiden tributpflichtigen Könige von Tezcuco und Tlacopan.

Schon war der schreckliche von Blut triefende Altar des Nationalgottes in unserer Nähe, die mit Gold überzogenen Zieraten blitzten im Scheine der schon hochstehenden Sonne und schienen mir glühende Strahlen

[1]) In einem Jahre 20 000 Menschen, nach andern auch 50 000, und bei Einweihung des Huitzilopotchli-Tempels 1486 sogar in wenigen Tagen 75 000. Die Gottheit sollte nach Angabe der Priester verlangt haben, man solle ihr Herzen opfern, und diesen Wunsch erfüllten die Azteken buchstäblich. Den lebenden Gefangenen wurde das Herz aus der Brust geschnitten und im Heiligtum der Gottheit angenagelt (Prescott: I, 61—65). Den Namen des blutdürstigen Gottes Huitzilopotchli verwandelte der Volksmund in Fitzliputzli, der u. a. als Teufel in der Faustsage eine Rolle spielt.

[2]) Aztekisches Glaubensbekenntnis (Prescott: I, 46).

[3]) Aztekisches Gebet (Prescott: I, 52).

auszusenden, die mein zuckendes Herz versengten. — Doch weiter mußte ich, der Pflicht als Kaiser und als Priester genügen; aber schwerer, immer schwerer wurden mir die Glieder, je näher das Ziel heranrückte. — —

Da — jetzt standen wir vor dem pyramidenartigen Altar, zu dem viele Stufen hinaufführten. Ich hatte das Zeichen zu geben, indem ein Priester mir die heiligen Insignien, einen goldnen Schild und Speer, überreichte, die beide vor dem Götterbilde niedergelegt werden mußten, — da — da senkte sich eine Wolke, mir allein sichtbar, aus lichter Höhe mit Blitzesschnelle zwischen mich und den Altar, Starrheit ergriff meinen Körper, Schild und Speer entsanken meiner kraftlosen Hand, und keiner Bewegung mächtig, starrte ich auf das Wolkengebilde. — Es teilte sich. — Inmitten blühender, duftender Blumen, umstrahlt vom Demantschein eines durchdringend weißen, jedoch nicht blendenden Lichtes, stand Quetzalcoatl vor mir, dessen Auge wieder mit dem ernst wehmütigen, klaren Ausdruck mich anschaute. — Er reichte mir die Hand und sagte: „Folge mir!" — Es ward mir einen Augenblick, als verlöre ich die Besinnung, und dunkel wurde es mir vor dem Auge, sodann ward es wieder klar, und ich fand mich umschlungen von dem Arme des Gottes. Gleichzeitig aber sah ich mich selbst, wenige Schritte vor mir am Boden liegen und die Würdenträger meines Reiches um den leblosen Körper beschäftigt, ihn zu erwecken. Der Gott sagte zu mir: „Dort deine Hülle lasse unbesorgt den Freunden, dein besseres Ich habe ich von ihr gelöst, zur rechten Zeit kehrst du zurück zu ihr. — Jetzt folge mir, — damit du lernest!" —

Leicht, wie der Adler durch die Lüfte schwebt und mühelos, ohne Flügelschlag kreisend den Äther durchschneidet, so schwebte der Gott, mich umfassend, empor, den hellen Strahlen der Sonne zu. — Ein Tempel, strahlend von blendendem Licht umflossen, ein Bauwerk so schön, wie meine staunenden Augen es nie gesehen, stieg uns entgegen. — Eine Reihe hellleuchtender und doch durchsichtiger Säulen, glänzend in den Farben der köstlichsten Edelsteine, bildeten einen Vorhof, eine Treppe von marmorweißen Stufen führte zu diesem hinauf. Aus dem Innern des Heiligtums drang eine solche Fülle rosenroten, blendenden Lichtes, daß ich die Augen schloß. — Ich fühlte mich auf festen Boden gestellt und hörte die Stimme Quetzalcoatls sprechen: „Ruhe, schaue und höre!" —

Ich öffnete die Augen und fand mich in dem Säulengange stehen, vor einer Ruhebank. Zu meinen Füßen breitete sich das ganze von mir beherrschte Reich aus, mein Blick konnte alles durchdringen, worauf er ruhte. Während ich das Ganze überschaute, durchschaute ich gleichzeitig jede Einzelheit. Jede Stadt, jeder Palast, jede Hütte öffnete sich klar meinem forschenden Blick, ja selbst die Gedanken der Menschen las ich in ihren Herzen, gleichwie ein Spiegel alles rückstrahlt, was sich vor ihm bewegt. — Ich war allwissend für die kurze Zeit des Schauens, dort auf jener Ruhebank.

Doch, was ich sah, erfreute nicht mein Gemüt. — Ich sah im Palast, im Tempel, auch in der Hütte, in den Herzen der Bewohner — Selbstsucht, Verachtung der Götter, ungezügelte Begierden, Hochmut und Blut-

durft thronen. Traurig blickte ich nach meinem Palast. Dort lag mein Leib, den die Priester für tot ansehend unter Wehklagen nach der königlichen Halle getragen hatten, Ärzte waren bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen, doch vergebens. — Er war umgeben von einem dunklen Dunst. Ich fragte den Gott, was das sei.

„Der Wahn, der dich umgiebt, den du dir selbst geschaffen, — ihn zu zerstören bist du hier," war die Antwort. — „Jetzt höre," fuhr Quetzalcoatl fort, „hier siehst du dein Land, ohne Beschönigung der Fehler seiner Bewohner. Hier siehst du die Tempel, die Götzen und alle Greuel, die zu Ehren derselben begangen werden. Ist das die Verehrung, die ich euch gelehrt, ist das die Frucht, die aus meinen Lehren erwachsen sollte? O, ihr Thoren, ihr Beklagenswerten, wohin führt doch hier wie allerorts euch eure Schwachheit! — Du, Montezuma, bist von mir auserlesen, ein Retter deines Volkes zu sein, doch ist nur kurze Zeit dir noch gegeben, wenn du dieses Amt erfüllen willst. — Die Lehre, die ich euch gab, hieß: Liebet Coatl über alles.[1]) Aber diese eine, das Universum umfassende Gottheit, habt ihr zerstückelt in 13 obere und Hunderte von niedere Gottheiten. Ihr wolltet die verschiedenen ausströmenden Kräfte der einheitlichen Gottheit verehren, betet also deren Wirkungen an, anstatt bei dem Urquell zu verbleiben. Eure Thorheit führt euch stets in die Versuchung, euch an die sichtbaren Wirkungen der Kraft zu klammern und den ihr innewohnenden Ursprung des Willens zu verachten. — Ich gab euch Aufklärung über das Ziel des Lebens; doch ihr achtet es nicht. — Ich gab euch das Gebot: Traget Beleidigungen mit Geduld, Coatl, welcher sieht, wird euch rächen![2]) doch ihr rächt euch selbst. — Es heißt: Seid friedvoll und milde gegen jedermann![3]) doch ihr bekriegt euch und schlachtet eure Feinde. — Es heißt: Vergiß deine Wünsche für deinen Bruder und trachte die seinen zu erfüllen![4]) doch ihr thut ganz das Gegenteil. — Es heißt: Wer da begehrlich ein Weib anschaut, der begeht Unzucht und Ehebruch mit seinen Augen.[5]) Sieh' hinunter und entsetze dich vor der Zahl der geheimen und offenen Ehebrecher. — Ihr betet zu Coatl: Du bist der Gott allein, unter dessen Schwingen wir Zuflucht und Trost finden[6]); und doch erwählt sich jeder einen besonderen Gott unter den Hunderten von euch selbst gemachten, untergeordneten Göttern und wird so zum Lügner und zum Abtrünnigen an dem großen Coatl. — Ihr benetzt zur Namengebung eurer Kinder deren Brust und Lippen mit Wasser und ruft den Herren der Welt an, daß mit solchen heiligen Tropfen alle angeerbte Sünde dieser Kinder möge weggewaschen sein; — und doch thut ihr selbst gar nichts, um den Geist der Kinder zu erwecken, damit er sich löse aus den Fesseln der Finsternis durch Glauben und durch Liebe zu Coatl. Wie sollen es da die Tropfen thun?! Schrecken ist euer Erziehungsmittel, statt der Liebe! — Siehe, bis zu dieser verabscheuungswürdigen Menschenschlächterei seid ihr gesunken: eure Mordgier

---

[1])—[6]) Vergl. hierzu die ähnlichen Wiedergaben dieser Gebote und Gebete bei Prescott I, 52 und 53.



hat euch vertiert, und unter der Maske der Götterverehrung fröhnt ihr euren Begierden. So siehe denn her! — Soviel gilt euer selbstgemachter Huitzilopotchli mir! So machtlos ist der „große Gott", den du glaubtest verehren zu müssen."

Quetzalcoatl streckte die Hand aus, und aus dem leuchtenden Innern des Tempels zuckte ein heller Blitz, der mit großem Krachen die Altäre und die Bildsäulen der blutigen Nationalgottheit, in der zu meinen Füßen liegenden Hauptstadt, vernichtete.

Erschreckt schaute ich auf die hochaufgerichtete, erhabene Gestalt neben mir und mein banger Blick prägte wohl die Frage aus, ob dieser Frevel nicht gerächt werden würde von der beleidigten Gottheit, denn Quetzalcoatl wandte sich zu mir und sprach: „Fürchtest du dich? — Rührt sich irgendwo die gefürchtete Gottheit? — Sie kann es nicht, denn was nicht ist, ist ohnmächtig. Nur eine Kraft ist es, die lebt, und diese kommt vom Urquell allen Seins. Von dort strömt alles Licht, alle Erkenntnis, und nur in Verbindung mit dieser allumfassenden Kraft gelingt es, alles Böse zu vernichten. Oder ist die Verehrung jener Gottheit etwa nicht böse, da sie doch den Geboten Coatls entgegensteht?" —

„So ist also Coatls Kraft in dir?" rief ich und sank vor Ehrfurcht erschauernd in die Kniee.

Sanft hob mich Quetzalcoatl auf und sprach mit eindringlicher Stimme: „Coatl selbst wirkt durch mich, doch ihn kann niemand sehen, darum bedarf es einer Hülle, die ihn dem Menschenauge sichtbar mache, und diese Hülle heißt Quetzalcoatl. Deine Vorfahren machten mich zum Gott der Luft; doch dies ist nur ein Sinnbild. Denn die Luft umgiebt, durchdringt alles; ohne sie würdet ihr nicht leben können. Ebenso durchdringt, umgiebt euch der Geist, die Kraft Coatls, durch den alles lebt. Allen Völkern der Erde, denn ihr seid nicht die einzigsten, giebt sich die große Gottheit in einer Person zu erkennen, durch die sie den Segen ihres Wortes und ihrer Lehre den Söhnen der Erde zusendet. — Nehmet die Lehren alle zusammen, so findet ihr Gleichartiges in verschiedener Form, so dem Verständnis der Völker angepaßt, daß auch die Lehren begriffen und befolgt werden können. Erst der Unverstand macht die Veränderungen und Zusätze zu den einfachen Geboten.

„Du fragst, warum die Gottheit, der es doch nicht an Kraft gebricht, diese Fälschungen zulasse? — Weil sie nicht Sklaven will. Ist das Gebot gegeben, so muß sie sich zurückziehen, damit freiwillig jeder einzelne die Lehren des wahren Lebens aufnehmen kann und sich zu eigen mache, oder sie verwerfe. Diese Entscheidung reift als Frucht am Lebensbaum; und leben heißt — Entscheidung in sich finden. Zwang kann sie nicht dulden, und zur rechten Zeit merzt sie selbst alles Falsche aus, doch wieder in einer Weise, daß es freiwillig geschieht von den Berufenen und freiwillig aufgenommen wird vom Volk. Ich komme jetzt zu dir, da du um Klarheit gebeten hast und um Erkenntnis, und nur, wenn dein Volk es will, werden in Fülle auch beide ihm leuchten. Einst kommt die Zeit, in der alle erworbene Erkenntnis, alle Arten der Gottverehrung auf eine

Urverehrung zurückkommen wird, denn die verschiedenen Strömungen, ausgehend von einem Urcentrum aller Weisheit und Lebens, müssen zurückkehren nach vollbrachtem Lauf zum Ausgangspunkt, um dann gereinigt, nur eine wahre Erkenntnis, nur ein echtes Sein zu lehren, das jetzt noch nur in verschiedenen Formen geboten werden kann, denn soll gleiche Frucht in verschiedenen Zonen gedeihen, so bedarf sie verschiedener Behandlung und Vorsichtsmaßregeln, angepaßt der Eigenart der Zonen. Wenn jene Zeit der gleichgestimmten Erkenntnis erblühen wird, dann beginnt das Friedensreich aller Völker, fest begründet in der klaren Erkenntnis des einen waltenden Gottes und der Liebe zu ihm.

„Siehe, Montezuma, diese tausende und aber tausende von Opfern, welche euer Wahn hinschlachtet, was soll wohl aus ihnen werden? Jeder Mensch, er sei welcher er wolle, hat seine ganz bestimmte Aufgabe auf dieser Welt zu erfüllen, um dereinst nach Ablegung des Leibes, sich stützend auf den durch seine Erdenbahn geschaffenen Grund, weiterbauen zu können an seiner geistigen Vervollkommnung. Nicht eher wird die Seele von ihrem Körper getrennt, als bis ein ganz bestimmter Punkt der Reife erlangt worden ist. Wird nun gewaltsam diese Trennung frühzeitig herbeigeführt durch Mord oder Selbstmord, so gleicht das einer frühzeitig von dem Mutterstamm getrennten Frucht, die auch nur selten durch künstliche Nachreife zu einer gedeihlichen, brauchbaren Entwickelung gebracht wird, meist aber zu Grunde geht und sich in ihre Urstoffe auflösen muß, um dann in neuer Zusammensetzung den Kreislauf zu wiederholen. — Was soll nun mit diesen Seelen, die ihr mordet, geschehen? — Die Gottheit kennt gar viele Wege, um das Gemüt der Menschen auf seinem Lebenswege auszureifen, deren Ziele Geduld, Sanftmut, Selbstverleugnung, Liebe zum Höchsten heißen; und gar strenge Lehrer in Gestalt von Armut, Entbehrung, Krankheit, selbst Not treten an euch heran, damit diese Ziele, um deren Erreichung alle eigenwilligen, nur zu oft schädlichen Wünsche zurücktreten müssen, erlangt werden; aber der jäh aus dem Leben gerissene Mensch gleicht einer nordischen Pflanze, die ohne Vermittelung, ohne langsamen Übergang in euer südliches Land verpflanzt wird. Die Strahlen der helleren, heißen Sonne versengen sie; der ungleich anders geartete Boden giebt ihren Wurzeln nicht den gewohnten Nahrstoff.

„Gebiete daher unerschrocken Halt! Meine Kraft wird dich stärken, wenn du nach ihr verlangst; meine Hand wird dich halten, wenn du schwankend ihrer Stütze bedarfst und nach Hilfe rufst. Doch wisse, ungebeten nahe ich dir nicht und keinem, doch gebeten lasse ich auch keinen Hilfeschrei vergeblich verhallen. Freiwillig mußt du und die Deinen zu mir kommen und umkehren von den verkehrten Wegen. Geschieht dies nicht, so setze ich an Stelle des großen besser ein kleineres Übel, damit ihr in eurer Wut euch nicht geistig gänzlich vernichtet. —

„Kehre jetzt zur Erde zurück und erfülle deine Pflicht, weswegen du zum Kaiser dieses Reiches berufen wardst!"

Allsogleich schwand mir das Bewußtsein. — Als ich erwachte, fand

ich mich umgeben von den erschreckten Würdenträgern meines Reiches, die angstvoll den Bemühungen der Ärzte, den anscheinend leblosen Körper zu beleben, zuschauten. Ein Jubelruf erscholl, als ich die Augen aufschlug und zum Leben erwachte. — Verwundert sah ich mich aus den lichtvollen Höhen wieder zurückversetzt auf die Erde, vollbewußt jedoch der Aufgabe, die meiner harrte. Der Oberpriester unseres Nationalgottes bat um die Erlaubnis, ein Dankopfer darzubringen für meine Errettung aus augenscheinlicher Todesgefahr und verlangte hierzu die Auslieferung von zehn Gefangenen, deren Herzen der Gottheit geweiht werden sollten.

Entsetzen schüttelte mich, ob dieses Anliegens.

Ich entließ alle Großen bis auf den Oberpriester. — Allein mit ihm berichtete ich, was mit mir vorgegangen, und daß es mein Wille sei, nie wieder Menschenblut zu vergießen. „Die Altäre Quetzalcoatls selbst, der nie ein derartiges Opfer befohlen, sind entweiht durch ruchlosen Mord — und dem muß ein Ende gemacht werden!"

Der Priester erwiderte: „So willst du unsere ehrwürdigen Gebräuche stürzen, dich lossagen von den Göttern, die dich groß gemacht? Lossagen von dem Kriegsgott, dessen Macht dein Reich erweitert und deinen Namen zum Schrecken aller Feinde machte? Weh' dir, Montezuma, wenn du einen Traum, den dir deine schwere Krankheit vorgegaukelt, für Wahrheit hältst. Du glaubst in lichten Höhen geschwebt zu haben, während doch nur dein kranker Körper dir Phantasieen vorspielte. Wer weiß, welcher Dämon sich anmaßte, die Gestalt des Gottes anzunehmen!"

„Kann ein Dämon Götterbilder zerschmettern, die auch ihm heilig sein müssen? Ich sah, wie der Gott den Götzen zerstörte, — bedarf es da noch eines Beweises?" entgegnete ich dem Priester. Doch dieser lächelte mitleidig und verwies mich darauf, daß noch unverletzt das Bildnis des Kriegsgottes in seinem Heiligtum stehe.

Seinen Worten nicht Glauben schenkend, eilte ich selbst zum Tempel und dort, vom hohen Altare, grinste das Fratzenbild mir wirklich unverletzt entgegen. — Ich hatte also nur geträumt?!

Nein, nein, tönte es in meinem Innern, du hast geschaut, was wahrhaft deine Aufgabe! Zerbrich den Götzen auch äußerlich, den der Wahrheitsstrahl in deinem Innern schon gestürzt! In dir ist das blutige Ungeheuer vernichtet und seine Wesenlosigkeit erkannt. Du bist berufen, diese Erkenntnis deinem Volke zu erschließen, damit es selbst die steinernen, blutübertünchten Gebilde vernichte. Dies ist dein neues Amt als Priester und als Kaiser. — —

Wie laut tönte doch diese innere Stimme in mir! und ich erkannte, daß ich wohl geträumt, doch auch erlebt, daß ich geschaut und das Geschaute nun zum Leben werden lassen sollte. — Wohlan! der Gott hatte befohlen und ich war entschlossen zu gehorchen.

Ich verbot in allen Landen jedes Opfer, und meine Eilboten flogen, den Befehl überallhin zu verkünden. — Es begann jetzt ein unerhörter Kampf der Lüge und der Wahrheit. — Auf meiner Höhe alleinstehend,

ohne Freund, der mich verstand, mein Wollen würdigte oder begriff, ward mir im Handumdrehen alles feindlich und gehässig gesinnt. Die Priester besorgten, ihre Macht über das Volk zu verlieren, wenn alte Gebräuche nicht mehr heilig gehalten, sondern verabscheut würden, zumal althergebrachte Feste fallen mußten, die ohne Menschenopfer ihres Höhepunktes entbehrten. — Dennoch blieb ich fest.

Es nahte jetzt das Fest des Gottes Tezcatlepoca, der Weltseele. Ein schöner Jüngling wurde als Darsteller der Gottheit wie diese selbst geehrt, und er genoß ein Leben wie ich selbst. Am Ende des Festes aber mußte er geopfert werden. Vor diesem Ende wurde er in Triumphzügen durch die Stadt geführt, und eine kurze Zeit des äußersten Glanzes und unbeschränkten Wohllebens betäubten in dem unglücklichen Opfer den Gedanken an den lauernden Tod, ungezügelte Lust und allerhand lärmende Freuden trogen das Volk über die Grausamkeit des Festes hinweg.

Dieses Hauptfest mußte unterbleiben, da es eigentlich nur eine lange Vorbereitung einer Opferung war. Mein Verbot verhinderte es.

Das Volk, unwillig seine Lust einbüßen zu sollen, ward von den Priestern aufgehetzt. Es hieß: die alten Götter sollten alle gestürzt werden, und schon zeigten sich in den Tempeln die Anzeichen ihres Zornes; die Götter würden den Frevel nicht ungestraft geschehen lassen. — Den Waffen der Tlaskalaner, die sich schon zum Streite rüsteten, würde sicherlich der Sieg verliehen werden, wenn sich der Kaiser nicht bekehre.

Ich will schweigen von all den Wühlereien und Gehässigkeiten, die sich gegen mich richteten. Doch ich sah nicht unthätig zu, sondern erforschte selbst die Stimmung des Volkes, indem ich in Verkleidung mich unter dieses mischte und oftmals unerkannt meine eigene Verteidigung führte, indem ich die wahre Absicht der Verordnung erklärte.

Zwar lauschte man den Reden meines Mundes mit ahnungsvollem Schauer, wenn ich sagte, die Gottheit würde wiederkehren, um die goldenen Tage der Väter uns zu bringen; doch wollten alle nur, daß dieses möglichst nicht auf Kosten der eigenen Lust geschehe, die aufzugeben niemand sehr geneigt schien. Ich verfaßte Aufrufe an das Volk und befahl deren Verbreitung, bei Todesstrafe dem, der sich hindernd in den Weg stellte. Doch wuchs die Unzufriedenheit und drohte in offenen Aufruhr auszubrechen. Vor allem machte sich eine stets größer werdende Furcht vor den Tlaskalanern, unseren Todfeinden, bemerkbar, die da wähnten, der Augenblick sei jetzt gekommen, ihre vielen Niederlagen zu rächen und das Blut ihrer Landessöhne, die als Opfer auf unseren Altären verblutet waren, von uns zu fordern.

Es trafen Eilboten ein, daß ihr Heer sich gegen unsere Landesgrenze in Bewegung setzte. Jetzt hieß es handeln. Schnell versammelte ich die Edlen meines Landes um mich und teilte ihnen meinen Entschluß mit, selbst gegen unsere Feinde das Heer zu führen, und mein Sieg sollte den Beweis liefern, daß die Hand des einen wahren Gottes mich leite. — Schweigend wurden diese Worte von den Meinen vernommen und die

besorgten Blicke zeigten deutlich, wie wenig Vertrauen zu meinem Siege in ihren Herzen lebte.

Nachdem die Versammlung schweigend beendet worden, verblieben bei mir noch die Könige von Tezkuko und von Tlakopan mit dem Oberpriester. Ernst forderte mein väterlicher Freund Nezahualpilli Gehör und warnte mich eindringlichst vor der Ausführung meiner Absichten, die ihm als Übereilungen erschienen. Gefährlich sei es und thöricht, an dem heiligen Althergebrachten zu rütteln und Gebräuche zu vernichten, deren Heilighaltung mein Haus zu seiner Macht und seinem Ansehen verholfen. Eifrigst wurde er von den beiden andern in seinen Warnungen unterstützt. Die Worte der beiden Könige zumal erschütterten mein Herz, so daß es in bangen Zweifeln erbebte, und ich fühlte, wie meine Glaubensfestigkeit erlahmte. — Hier weise Worte, geflossen aus der Erfahrung der würdigsten Männer meines Reiches, dort ein Traum, vielleicht doch nur ein Phantom, das mir listig den Untergang zu bereiten wünschte. Wo war die Wahrheit? Ich schwankte diese Frage zu entscheiden und beharrte darauf, der Kampf solle entscheiden.

Ohne vorher dem Kriegsgotte geopfert zu haben, zogen wir hinaus ins Feld. Nicht Siegesgewißheit hatte ich im Herzen, denn die bangen Zweifel quälten weiterhin mein Gemüt und zermarterten mein Hirn. Wie fürchtete ich, daß meine Krieger es mir ansehen möchten, daß nicht Zuversicht mich erfülle, denn wie sollten diese mir mit Freuden folgen, wenn Zagheit auf meinem Gesicht zu lesen? — Und sie mußten wohl zu lesen verstehen, denn nicht nach mir, ihrem Herrn und Kaiser richteten sich die Blicke, sondern nach dem heiligen Speer und Schild, die von den Priestern im feierlichen Zuge vorangetragen wurden. —

Der Tlaskalaner Scharen rückten heran. Hei, wie glänzten so gleißend die Helme, Schwerter und Schilder, wie furchterweckend dröhnte mir diesmal ihr Schlachtruf; doch nur hinein ins Gewühl, siegen oder sterben. Die Meinen waren nicht kampfesmutig, ihnen fehlte der Segen des opfernden Priesters, der da bekannt hätte, der Kriegsgott sei uns gnädig und — o Schmach! sie kamen bei dem ersten Ansturm schon ins Wanken. — So stählt also der Glaube nur die Wehrkraft; und ich erfuhr, daß man das Alte nicht eher zerstören soll, als bis das Neue auch begehrenswert geworden. —

Im Augenblick erkannte ich es und will mich auf die Priester stürzen, um den heiligen Speer und Schild zu fassen und mit diesen Zeichen bewaffnet mich in das Gewühl zu stürzen, sicher, daß dann die Meinen stehen und mir folgen würden. Da sehe ich des Oberpriesters haßerfülltes Antlitz; er errät mein Vorhaben, als ich nur wenige Schritte gethan, ergreift die heiligen Waffen, ruft mit Donnerstimme den Kriegern ein Halt entgegen und eilt dem Feinde zu. Begeisterungsvoll folgt ihm die Menge. Die Meinen stehen, — sie drängen vor, — ich eile, mich wieder an ihre Spitze zu stellen, doch nicht um mich, um den Priester schart sich begeisterungsvoll das Volk. — Der Feind kann dem mächtigen Anprall nicht widerstehen und flieht. —

Nicht ich war Sieger, — Tlaskala war besiegt von einem Priester! — Wie vortrefflich wußte auch der Priester diesen Erfolg auszunützen. — Ich wurde vor dem Heere und dem Volke der Geschlagene; doch er, begeistert von dem Hauche Huitzilopotchlis, der bewogen durch des Priesters inbrünstigem Gebet verziehen haben sollte, was ich, der Kaiser, an ihm verbrochen, glänzte als das Werkzeug der beleidigten, doch großmütigen Gottheit. Wie schrieen die Verblendeten nach Opferung jener Gefangenen, die die Schlacht in ihre Hände geliefert, um sich dankbar zu beweisen, wie wenig wurde mein Ansehen und mein Wille beachtet! —

Ja, da erlahmte meine Seele! — Quetzalcoatl, bist du so schwach, deinen Diener zu schützen, so bist du nur ein Phantom gegen den mächtigeren Kriegsgott, und die Vision war Schaum, nur Lug und Trug! —

Wir kehrten heim. — Nicht mir galt die Verehrung für den Sieg. Auf Schritt und Tritt sah ich, wie der wunderbare Schild und Speer und der verhaßte Oberpriester allein die Stelle einnahmen, die mir gebührte, und ich fühlte es, an diesem Mann allein lag es, zur willenlosen Puppe mich zu machen. Da ergrimmte meine Seele, denn noch fühlte ich mich Kaiser des großen Reiches, und als man die Erlaubnis zur baldigen Opferung der Kriegsgefangenen von mir verlangte, verweigerte ich diese streng.

Wenige Stunden nachher hörte ich ein Summen vor meinem Palast wie von tausend Stimmen. Tenochtitlan war in Aufruhr und forderte die Opfer. Keck drang der Oberpriester zu mir ins königliche Gemach, und mir allein gegenüberstehend stellte er mir die Wahl, den alten Gebräuchen treu zu bleiben, meinen Neuerungen zu entsagen, oder — ein Wink von ihm und ich sei nicht mehr Kaiser des gesamten Reiches. —

O, hätte ich in jenem Augenblick den Mut gefunden, den Elenden niederzuschlagen, denn wie oft wird nicht durch schnelle That der bleibende Erfolg gesichert und alle jene, die dem falschen Götzen dienten, hätten sich mir zugewandt, sobald es klar war, daß dieser nicht einmal den eigenen Priester schützen konnte. Doch ich war kein Held, ein Schwächling nur, der zweifelnd sein Behagen mehr geliebt, als jenes innere Licht, das aufglühte und flammte, aber bald erlosch. Ingrimmig, mir und meinem Schicksal fluchend, ergab ich mich und wurde mir selber ungetreu. — Desselben Tages noch floß Opferblut in Strömen.

War nun doch einmal das Scepter mir aus der Hand gewunden, so fand ich auch nie wieder die Kraft zu widerstehen, und in meiner Brust wurde es öde und leer: kein sanfter Zuspruch, kraftvoll auszuharren, und kein sanftes Wehen des göttlichen Lichtes tröstete und stärkte mehr die matte Seele. Nur ein finsterer Grimm bemächtigte sich meines Herzens und die tückische Lust, den Herrscher zum Tyrannen umzuwandeln. — In einer einsamen Stunde glühte die Rache für die erfahrene Unbill in mir auf, und leise zischelte es mir in die Ohren: „Sie wollten sich von dir nicht zur Erkenntnis und zur Sanftmut führen lassen, wohlan, so mögen sie, die niederen Knechte eigener Finsternis, die Faust nun fühlen,

die noch immer die Zügel der Regierung führt!" — Ah, wie dieses Wort in mir zündete! Ja, das war der Weg zur Rache!!!

Freigebig zeigte ich mich jetzt den Kriegern und fesselte das Heer mit goldenen Banden an mein Diadem, doch jene elenden Sklaven des Eigennutzes, den Priestern und dem gemeinen Volk, legte ich Lasten auf und nährte von ihrem Schweiß in Üppigkeit und Fülle die Getreuen, die mir das Gold erwarb.

Ein Leben eitlen Glanzes, der Freuden und der Wollust folgte jahrelang und senkte schwarze Schleier auf die Freudigkeit und Kraft der Seele. War ich doch verlassen von jedem hellen Licht und statt zu bitten, wie mir einst der Gott geheißen, verharrte ich in Trotz und schalt ihn schwach, unklug und schemenhaft.

Nichts rüttelte mich auf aus dem verstockten Schlafe der Seele, trotzdem manches unheilvolles Zeichen drohte, und mit ahnungsvollem Grauen das Gemüt erfüllen konnte. Meine scheintot begrabene Schwester Papantzin warnte mich nach ihrer Auferweckung durch Mitteilung einer schaurigen Vision, die sie gehabt. Sodann schwoll ohne jede Ursache, die der Verstand hätte ergründen können, der See um Tenochtitlan brausend an, überflutete die Ufer und ergoß seine verderbenbringenden Gewässer in die Straßen meiner Hauptstadt, dadurch manch stolzes Gebäude vernichtend.[1]) Der große Tempel fing Feuer, ohne daß je ein Mensch erfuhr, wodurch, — und vergeblich war das Bemühen es zu ersticken; stets neu erwachend schoß die Flamme auf zum Himmel.[2]) Drohend erschienen am Himmelszelt drei neue Sterne, deren leuchtende Schweife wie Fackeln glühten. Und viel dergleichen mehr geschah. Die Priester und das Volk erschraken und schwatzten von dem Zorn der Götter. Doch weidete ich mich jetzt an ihrer Angst, da ich den Wert der Zeichen längst mißachtete, seitdem die Glaubenskraft in mir erloschen war.

So schwanden Jahre hin. Der reife Mann belächelte die Phantasie des Jünglings, der einstens gedachte, der Menschen Herzen umzuwandeln, und Träumen mehr Wirklichkeit einräumte, als leichtem Meeresschaum, vom Spiel der Wellen auf den Sand geschleudert.

An dem Ufer unseres Sees, der so tobend seine Wässer hatte überfließen lassen, lag, fern von der Hauptstadt[3]), mein königlicher Garten, unter dessen hohen Bäumen, umspielt vom kühlen Hauch der Fluten, ich oft köstliche Stunden friedvoller Stille verbrachte und — nur zu selten — das Glück der Einsamkeit und hehrer Ruhe genießen konnte.

Es war an einem herrlich warmen Frühlingsabend, wie nur mein gesegnetes Heimatsthal ihn kennt, als ich, ermüdet auf den weichen Rasen hingestreckt, sinnend auf die blinkende Fläche des Sees blickte, die leicht zitternd unterm Hauch des Abendwindes den Strahl des Mondes unterbrochen wiederspiegelte, scheinbar als trieben Silberfischlein ihr munteres Spiel in seiner klaren Flut. Kein Laut unterbrach den heiligen Frieden

[1]) Es geschah dies im Jahre 1510 (Prescott I, 247).
[2]) Im Jahre 1511, und die Kometen in den darauffolgenden Jahren. (D. H.)
[3]) In südöstlicher Richtung, bei Iztapalapan. (D. H.)

der Natur, und eilig nahte die Nacht mit ihrem schimmernden Sternenmantel, Schlaf spendend den ermüdeten Geschöpfen.

Träumend lag ich im taufrischen Grase, — da plötzlich wallt es vor mir auf, ein Nebelschleier verbirgt den Augen die spiegelglatte Fläche des Sees und vor mir, von Licht umflossen, steht die wohlbekannte Gestalt des ernsten Gottes, tief den klaren Blick ins Herz mir senkend. Er drohte nicht, doch war es mir, als sprächen seine Lippen nochmals das warnende Wort: „Ich setze an Stelle des großen, besser ein kleines Übel!" —

Im nächsten Augenblicke war alles verschwunden, und aufspringend fragte ich mich, ob ich geträumt, oder wahrhaft den Gott gesehen? — Da, ein neues Wunder! Hinter mir, am Horizonte im Nordosten brach ein helles Licht hervor, gewaltig türmte es sich auf, gewann an Breite und schoß als glänzende Pyramide bis zum Höhepunkt des Himmels über mir, ein majestätischer Anblick! Es nahm den ganzen Osten ein und wandelte die dunkle Nacht in pupurroten Tag. Die Helligkeit der von den Altären aufsteigenden ewigen Opferflammen, welche vor den 2000 Tempeln der Hauptstadt brannten, verschwand vor dem Zauber dieses Lichtes, das drohend und doch anbetungswürdig an dem Sternenzelte loderte.[1])

Düster, ahnungsvoll, das Herz bedrückt, stand ich und fühlte mich ein schwaches Wesen, jener feurigen Göttermacht gegenüber, und mir klang das Wort von dem großen und dem kleinen Übel wieder im Gemüte nach. — Ich war das große Übel; doch wo — wo nahte das kleinere?

Mir schien es, als umschwirrten mich wehklagende Stimmen, die mich und meines Reiches Untergang beweinten. Da befiel mich eine Angst vor meiner Einsamkeit. — Fort, hinweg von hier, zu Menschen, zu meinesgleichen, die, wenn auch Sklaven meines Thrones und entnervt von Sinneslust, doch mir zeigten, daß ich noch Kaiser dieses großen, weiten Reiches war. —

Die Meinigen waren ebenfalls erschreckt von diesem Flammenwunder, doch wußte keiner es zu deuten. Der sternenkundige König von Tezcuco, Nezahualpilli, eingeweiht in die Mysterien des Sternenhimmels, wurde befragt. — Er weigerte die Auskunft; doch fühlte ich, er las in diesen Wunderdingen, die jetzt und früher schon geschehen, den nahen Sturz des großen Kaiserreiches. — Nie sah man ihn wieder fröhlich, ein stiller Gram verzehrte ihn; und bald stand ich am Grabe des einzigen Freundes, den ich noch besaß.[2])

Das Volk erschrak vor diesen Dingen und verlangte Aufschluß. Wieder verlangten die Priester blutige Menschenopfer, als Sühne, die er-

---

[1]) Dieses eigentümliche Licht, von dem die alten Historiker berichten, wurde einige Jahre vor dem Einfall der Spanier sichtbar (Prescott I, 248). Vielleicht war es ein Nordlicht, dies wohl jedenfalls eher als der Ausbruch eines feuerspeienden Berges, wie ein Ausleger meinte. (D. H.)

[2]) Nezahualpilli starb 1516 (Prescott I, 162).

zürnten Götter zu versöhnen. Noch einmal dann erwachte in mir der Wille, eingedenk der Erscheinung und der Worte des Gottes: ich will mit diesem Greuel ein Ende machen, und — ich verweigerte das Blutvergießen. Da wußte die freche Priesterschar, im ungestümen Drang, den letzten Widerstand zu brechen, es so einzurichten, daß zu gleicher Zeit auf allen Altären die Opferflammen verloschen, und die geängstigten Gemüter meines Volkes zur Raserei geführt, erzwangen abermals die blutige Opferung. — Es war das letzte Mal, daß meine Seele ihren Willen erheben wollte, der Fehlschlag knickte ihre Schwingen für jeden weiteren Flug; und Ekel, Schmerz und Trübsinn griffen Platz. Nur noch die Freude am Zorn, die Faust des Kaisers, blieb mein Eigentum; und Strenge, Steuerdruck, selbst Grausamkeit schüttete ich reichlich aus auf jene, die mich an den edelsten Bestrebungen gehindert hatten.

Da stürzten eines Tages mehrere Eilboten in den Palast, und bald darauf traten meine Räte in mein Gemach, erregten und besorgten Antlitzes.

Weiße Männer, hieß es, seien bei den Tlaskalanern zu Schiffe angekommen, von wunderbarem Anblick. Von Osten nahten sie dem Lande. — Wie erschrak mein Herz! Sind es die Abgesandten Quetzalcoatls, oder gar er selbst? — Kommt jetzt der Gott, um Rechenschaft zu fordern, und kann ich diese geben? —

Es hieß, die weißen Männer sprächen eine fremde Sprache und ein Mädchen unseres Stammes leite sie, der Blitz und Donner sei ihnen unterthänig und furchtbare Wesen seien unter ihnen, die halb Tier, halb Mensch wie ein Geschöpf, und dennoch wieder zwei seien.[1]) Wer sind die Fremden?

Gesandte mit Geschenken wurden ihnen entgegengeschickt, und obwohl manches Hindernis sich ihrem Vordringen in den Weg stellte, so konnte doch die Schrecklichen nichts hindern am Vorrücken. Sie konnten nicht die Freunde Quetzalcoatls sein; mir ward es klar, denn überall, wohin sie drangen, zeigten sie sich unserem Gotte feindlich, und sprachen von einem anderen, den sie uns lehren wollten.

Ein Häufchen war es nur von fremden Männern, im Vergleich zu meinen und der Tlaskalaner Kriegerscharen und dennoch unwiderstehlich, furchtbar. Sie besiegten Tlaskala und richteten in dem benachbarten Cholula, zur Bestrafung einer Verschwörung gegen sie, ein Blutbad an, wie meine Krieger nie gethan, und — dann verbrüderten sie sich mit den Besiegten.

Da zuckte es mir durch das Hirn: „Das sind die Männer des finsteren Geschicks, das kleinere Übel, das zur Strafe naht! Was kann es nützen, jenen zu widerstehen, die von der Gottheit selbst geschützet werden!" — Diese Erkenntnis machte mich schlaff und öffnete jenen Männern mit ihrem Führer Cortez alle Thore meines Reiches.

---

[1]) Pferde waren den Azteken und den Tlaskalanern unbekannt, und diese hielten Pferd und Reiter für ein zusammengehöriges Wesen. (D. H.)

Die Zeit zum kraftvollen Handeln war für mich vorüber; nichts war gethan, was mir der Gott geboten, in Blutdurst, Grausamkeit und eitlen Freuden lag mein Volk versumpft, und ich, ihr Kaiser, war nur ein großes Übel, das einem kleineren nun weichen mußte.

Jetzt flehte ich zur Gottheit im heißesten Gebet um Rettung. In der Nacht erschien mir Quetzalcoatl und sprach: „Fehlte dir die Kraft zum männlich klugen Handeln, so zeige Kraft im Tragen deiner Leiden. Wer da leidet, der versöhnt!“ — Es war also zu spät zur Rettung, mein Richterspruch gefällt.

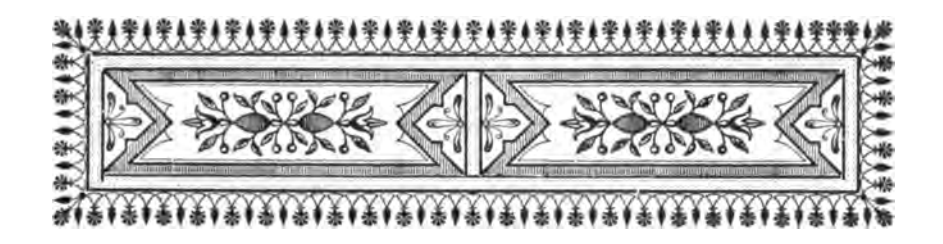
O, welche Demütigungen habe ich mit Geduld ertragen; die Schmach der Gefangenschaft, der Mißachtung, alle Qualen, die den gefallenen Herrscher kränken, mit schärfster Bitterkeit habe ich sie gekostet in dem Bewußtsein, ich sei das große Übel, und in der Hoffnung, Land und Reich würde neu erblühen, wenn ich mich beuge. Doch härter hatte es der Gott beschlossen.

Als sich das Reich erhob, um von dem Eindringlinge Cortez sich selbst zu erlösen, als meine Hauptstadt im hellen Aufruhr erbrannte, zeigte ich mich im Königsschmuck dem Volk, hoffend, die Flammen der entzündeten Gemüter durch mein Erscheinen zu löschen. — Doch längst schon hatte die Wut des Volkes sich gegen mich gekehrt, Schmähungen überschütteten mich und man warf Steine nach mir. Ich ward tödlich getroffen; mein Blut besiegelte die Fehler meines Lebens. —

Das mächtige große Reich, das mir gehörte, von einem Weltmeer bis zum andern, es ist nun verfallen und mein Volk vernichtet. Seine wenigen Nachkommen sind wilde Horden, die nicht wissen, was die Väter waren. Zertreten, zerstört haben die Eindringlinge die Früchte unseres Fleißes, ohne den rechtmäßigen Bewohnern einen Ersatz dafür zu bieten. — *Mir* fällt dieses alles zur Last, — denn wie gar anders könnte es sein, wäre ich im Geiste gewesen, was ich dem Äußeren nach war, — ein Kaiser! — Kaiser und Vater meines Volkes! — Ruhelos durchwandert meine Seele oft das öde Land, schwebt über den Trümmern der zerbrochenen Tempel, und mancher Wandersmann, der im Schatten der zerbröckelnden Mauern geruht, weiß von meinem Seufzen zu berichten. —

O, bittet für mich, daß die nagende Reue meine Schuld auslösche und daß die Vergessenheit ihre Schwingen über meine Seele ausbreite! Hört meine Warnung: Laßt euch nie von einem Ziel abbringen, das die Gottheit euch gesetzt, und sollte es des Leibes Leben kosten!





Das Traumbild.

Von

August Butscher.

Mich rührte einst im Schlummer
Ein holdes Traumbild an,
Mit sanftem Händedrücken
Hat es mir wohlgethan. —

Sein wundertiefes Auge
Sah an mich unverwandt,
Und auf den süßen Lippen
Ein holdes Lächeln stand. —

Das Lächeln war so sonnig,
Der *Blick* doch *thränenschwer* —
Darum vergaß das Traumbild
Ich nie und nimmermehr. —

Es wollte wortlos sagen:
Wasch dir die Augen hell
Mit bittersüßen Thränen,
Und trockne sie nicht schnell. —

Dann wird dir auf den Lippen
Ein Lächeln auferstehn:
Wer *Freuden* will gewinnen,
Muß erst durch *Leiden* gehn! —





Sein wie Gott!

Von

Franz Evers.

Schwül liegt die Nacht auf Nerven mir und Hirn,
schwül liegt auf mir mit drückender Gewalt
ein Fiebertraum, der brünstig mich umfaßt.
Schwerkeuchend geht mein Atem. Rieselnd fließt
der Schweiß in dicken Tropfen mir vom Leib.
Die Pulse hüpfen, und die Schläfen brennen
wie Feuerflammen. Heiß und heißer rollen
des Blutes Wellen wild mir durch die Adern —
Und jäh durchzuckt mich eine Fieberkraft —
daß ich auffahren möchte aus den Kissen
und schrein und wüten gegen diese Welt,
mein Messer stoßen dieser Welt ins Herz. —
Doch fiebermatt sink ich ins Bett zurück.
Schwach ist mein Leib und kraftlos wie ein Kind,
und kann sich nicht mit stolzem Selbst erheben —
Und schwül und schwüler brodelt mir durchs Hirn
ein Fiebertraum mit drückender Gewalt:

Bang liegt die Nacht ringsum auf Berg und Thal.
Die starren Felsen trotzen ernst zum blauen
entwölkten Himmel. Düstre Pinien schauen,
schweigsamen Zeugen gleich, vom Mondenstrahl
mit bleichem Licht gespensterhaft umflimmert,
hin in die Dämmrung. Aus der Höhe schimmert
nur ab und zu ein Stern zur Tiefe nieder.
Stumm ist es rings. Nicht eines Vogels Lieder
durchzittern heut die schwüle Tropennacht.
Wie ein geheimnisvolles Totentuch
sinkt rings das Mondeslicht. Gleich wildem Fluch,
kaum unterdrückt, durchdringt es dann die Pracht,
die ernste Pracht urplötzlich und verschwimmt
wie leises Klagen wehmutvoll ins Dunkel —
Und bläulich überblinkt das Nachtgefunkel
ein Bild, das all mein Hirn gefangen nimmt.

Am hohen Holzkreuz, das auf stillem Berge
einsam, wie fragend, in die Lüfte ragt,
hängt jener Gott-Mensch, den das Heer der Zwerge,
der blinde Pöbel, wütend angeklagt.
Ich seh sein Antlitz fahl und märtyrbleich;
ein Friedenslächeln liegt noch auf den toten,
erstarrten Zügen; aus den blutigroten
Wundmalen rinnt noch immer tropfengleich
der heil'ge Lebenssaft. Mein irrer Blick
starrt nach des Heilands hölzern Totenmal, —
vor meinen Augen steht noch sein Geschick
und seines Lebens ganze Leidensqual.
Mich packt sein banges, schweres Opfersein,
und prägt sich mir mit tiefen Zügen ein.
Und Bild auf Bild rollt fiebernd mir durchs Hirn . . .:
Ich seh mich betend in Gethsemane,
und blut'ger Schweiß rinnt auch von meiner Stirn.
Mir ist, als ob ich selbst am Kreuze hinge,
als ob durch Hände mir und Füße ginge
der Nägel Eisen, schmerzenzerrend, weh.
Ein jeder Nerv zuckt auf und fühlt den Tod,
der mir durchs Blut mit schwarzen Bränden loht. —
Und dann ein Ahnen, das ich nie gekannt —
Weit öffnet sich vor mir ein Wunderland,
ein Wunderland, das mir mit Sonnenfarben
und Freiheitswehn die wüsten Schmerzen lindert. —
Rings stehen dichtgedrängt die Menschheitsgarben.
Kein Pöbel wütet, der die Ernte hindert.
Und wie ich sinnend so am Kreuze hänge
und mir ein Lächeln übers Antlitz zieht,
da hallen aus der Ferne Friedensklänge
wie Seelenflug, der leis zur Sonne flieht —
Und ahnend fühle ich ein Zukunftleben —
ich seh im Traum ein lichtes Morgenrot —
Dann wird es dunkel — mich durchquält ein Beben —
Es packt mich an und rüttelt mich — der Tod . . .

Sag, der du starbst am Kreuze, Jesus Christ!
ob du ein Gott allewiglebend bist,
ob du ein Mensch nur, der mit Menschenleiden,
ein Opfer seiner selbst, hin mußte scheiden,
ein Opfer seiner heil'gen Liebesglut! —
Mir bist du ein Prophet, ein Philosoph,
ein Schwärmer, dessen reines Herzensblut
für uns geflossen, daß wir durch ihn fänden
der Liebe Heil, wenn unsre Blicke ruhten
auf jenes Menschen Selbstentsagungstod,
den er am Marterkreuz für uns erduldet, —
und daß wir so, aufs tiefste ihm verschuldet,
die Liebe fänden, die er allen bot.
Daß seiner Worte starke Gotteskraft

uns führen sollte auf den Weg zur Sonne,
die weltenbauend in uns selber schafft,
die zeitgewaltig einst uns alle eint
und liebeshell ins All der Menschheit scheint.

So schienst du stets mir und erscheinst mir noch:
ein Mensch, den Gottesherrlichkeit durchflammt,
der träumerisch die Welt um sich vergaß,
und doch der Welt sich selber geben wollte,
der in sich selbst sein Sündenheil erbaute
und allen dann mit vollen Händen reichte,
was er sich selber blutig abgerungen —
bis du den Kreuzestod dir frei erkost —
Selbstüberwindung war dein großer Sieg. —
Und durch der Zeiten wildes Wechselschwanken
gingst du als Gott — Millionen Beter sanken
von deinem Licht geblendet — und doch taub
für deine Wahrheit, vor dir hin in Staub.
Heut wissen wir, daß du ein Mensch nur warst,
du der Propheten Größter, Jesus Christ! —
Mir selber bist du immer so erschienen —
Erlösungssonne liegt dir auf den Mienen —
Auch mich umstrahlt dein wahres Morgenrot —
so trag ich still den letzten Kreuzestod .....

Wie tiefe Ruhe überkommt's mich sacht —
Ein sanfter Schlummer faßt mich — und die Nacht
nimmt mich in ihre großen Mutterarme.
Mein Herz klopft ruhig, leise — und der warme
tiefgehnde Atem haucht die letzte Glut
des Fiebers hin in meine stille Kammer.
Langsam und müde schlägt im Puls das Blut. —

Ich träume wohl von Auferstehungstagen,
und Friedensengel seh ich weißgekleidet
auf Sonnenschwingen durch die Lüfte schweben.
Mir ist, ich selber wäre solch ein Engel,
dem vom Gesichte der Lichtsegen tropft —
Und immer höher schweb ich auf zur Sonne
und sehe all die Welten unter mir.
Durch Urweltlüfte rauscht ein Sphärenklingen,
ein Brausen wie von großen Himmelsorgeln —
und ein Gesang von sündenreinen Stimmen,
von Stimmen, die der Gottheit Allmacht loben —
Wie Weihgesänge hallt es um mich her —
es singt und jubelt mit entzückten Liedern,
es singt und jubelt rings von Siegchorälen —
Und sinnestrunken stimm ich jauchzend ein
in diese Sonnentöne. — Heilge Stille
wird rings um mich. Kein Engelmund bewegt
sich mehr; sie lauschen alle meiner Stimme,
sie lauschen mir, wie einem heil'gen Manne — —

Sind's Engel denn?! — Mir scheint, es seien Menschen
um mich herum in dichtgedrängtem Kreis —
Bekannte Mienen seh ich traurig werden —
und dort erblick ich dunkle Thränentropfen — —
„Hinweg von euch, ihr schwarzen Sündenmenschen! —
Was lauscht ihr mir?! — denn Engel seid ihr nicht!" —
Mein Mund verstummt und meine Lippen schweigen. —
Noch seh ich ihre angstentstellten Züge —
Ich lächle nur — und spreize meine Flügel —
und gleite hin weißschwingig wie ein Schwan,
hinauf zur Sonne, die mir strahlend winkt. —
Mir ist, als wär' vom Tod ich auferstanden,
als fühlt' ich neues Leben in den Adern,
göttlich und heilig — und zu dir, du Gott,
der über Welten seinen Mantel breitet,
der über Welten seine Füße setzt,
will ich aufsteigen und nicht eher ruhn,
bis ich von deinem Mund den Vaterkuß
mit heißen Lippen glühend eingesogen. —
Schon liegt die Sonne tief zu meinen Füßen —
und höher, immer höher geht mein Flug.
Vom Leibe fließen glühendgoldne Tropfen
hinab zur Erde — doch ich ruhe nicht —
ich achte nicht des Alls urew'ger Lichtglut
und gleite immer höher durch den Weltraum —
Doch wie mich auch die eigne Ichkraft treibt,
und wie ich auch mit allen Fasern strebe,
dahin zu dringen, wo das Herz des Alls
voll Lebensblut in großen Zügen schlägt —
ich komme nicht ans Ziel. Mit letztem Willen
durchrauscht mein Leib noch Nebelsonnenfernen,
durcheilt mein Geist noch weite Ewigkeiten —
Wohl find ich Leben, doch die Gottheit nicht! —
Mein Leib wird matt und meine Flügel fallen, —
und wie in flüss'ger Feuerglut gebadet
stürz ich zurück ans Herz der Muttererde,
stürz ich zurück in meine dunkle Kammer . . .

Durch meinen Kopf treibt eine Flut von Schmerz.
Die Finger krampfen sich mit Fiebergriffen
in die schweißfeuchten, heißen Kissen ein.
Mein Atem keucht, und meine Augen glühn
und starren irr auf die vertrauten Wände,
als suchten sie ein Ziel; und Lippen, Hände,
sie brennen zitternd in todnaher Glut —
stoßweise drängt mir an den Hals das Blut —
Noch hör ich über mir ein leis Geflüster —
Hell strahlt die Lampe noch — dann wird es düster —
Mein Schmerz ist hin — und mein Bewußtsein ruht. —

Und dämmernd steigt dann wieder eine Welt
in Wunderfarben herrlich vor mir auf —

Ich bin in Rom, ein Sieger und ein Held,
ein Gott! — Nero, der Imperator, bin ich! —
Von des Palastes riesigem Altane
geht weit mein Blick hin auf die ew'ge Stadt,
die vor mir, eine Häusermasse, liegt.
Die ganze Pracht der stolzen Tempelbauten
ragt draus hervor in weißer Marmorschöne
und spiegelt golden und verlockend wieder
die Purpurglut der italienschen Sonne.
Rings stehn der Säulen schlanke Wunderleiber
im Morgenschein und lassen nicht den Blick,
den einmal sie mit ihrer Form gefangen,
entgleiten, und das trunkne Auge schaut
und schaut sich satt an diesen Marmorkörpern
von Menschenhand. Um reiche Kapitäle
schlingt sich des Weines grünendes Gerank
und kriecht entlang die weiten Balustraden,
entlang der Tempel hohe Säulenhallen. —
So liegt vor mir die stolze Roma da,
voll, üppig, wie ein aufgeblühtes Weib,
das seinen weißen Leib im Lichte badet
und sich wollüstig an der Sonne wärmt —
so liegt sie vor mir, noch in tiefem Traum. — —
Und plötzlich hebt sich hier und da ein Schein,
tiefrot, blutpurpurn. — Augenblicke noch
ist Stille rings. — Dann steigen auf zum Himmel,
wie auf ein Zeichen glühend angefacht,
hellgelbe Feuersäulen, rotdurchzündet;
sie prasseln knisternd in die Morgenluft
und leuchten wie lebend'ge Siegesmale
in jeder Himmelsrichtung strahlend auf. —
Sie fangen an zu wandern, sie ergreifen
alles, was ihren Weg versperrt, und fressen
sich tief in deinen Leib, weltstolzes Rom!
Und wild, mit jäh auflodernden Begehren,
und wilder jagen sie — und abertausend
Millionen Funken schlingen und verzehren
Paläste, Tempel, Häuser. — Gräßlich schmausend
geht rings der Feuerriese durch die Straßen
und schürt mit ruß'gem Arm das Flammenmeer
zur Brandung auf — hoch schlägt es in die Lüfte. — —

Da zuckt es wild empor in meinen Augen.
Wie trunken seh ich dir die Todesboten,
die Feuerhunde, Rom, im Nacken sitzen!
Ich starre wie berauscht auf dich herab
und sehe kaum, wie du dich bäumst und windest
und aufschreist unter all den Flammenpeitschen,
die dir den weißen Wunderleib zerschinden.
Ja, schreie nur, du unersättlich Rom!
Schrei auf, daß rings die Völker sich erschrecken!

Schrei auf! und wisse: Ich, dein Nero war's,
der dir den Tod ins üpp'ge Fleisch gehetzt,
den heißen Tod, damit du endlich fühlst,
wie groß die Glut in Neros Herzen loht,
die weltdurchzuckend alles niederreißt,
alles vernichtet, was ihr feindlich ist! —
Du bist mir feindlich! und so sollst auch du
in Flammen aufgehn und in Flammen sterben. —
Berauschen will ich mich an deinem Tod,
an dieser Goldglut, bis ich trunken bin —
Mein glühend Auge will ich tief versenken
in deiner Todesflammen tiefe Brände —
und will nur träumen, träumen, bis du mir
vernichtet, atemlos zu Füßen liegst. — —
Wie diese Glut, die heiße, brennende
ins Hirn mir schlägt und mich berauscht, berauscht. —
Du bist nicht irdisch, Feuer! du bist göttlich!
Aufsteigst du in den Äther wie mein Geist,
wie meine wilde Seele! Du bist göttlich!
Doch göttlich nur durch mich! — ich habe dich
mit diesem Willen, dem allmächtigen,
mit meines Ichs aufragender Gewalt,
entfacht, entzündet. — Ja, mein Ich ist göttlich,
dies bebende, dies heißaufglühnde Ich,
dies Ich, das mir mit tollen Flammenschlägen
die atmende, tiefgehnde Brust durchklopft,
dies Ich, die kräft'ge Würze meines Lebens,
mein Leben selbst! — Das ist's! das Göttliche! —
Das ist das Endziel alles Forscherdranges
der eignen Seele! — In mir selber find ich,
was ich als Gott in ew'gen Weiten suchte,
was ich als Gottheit zu erkennen strebte —
und nie erreicht! — Mein eignes Leben ist's! —
Leben ist göttlich! — und wir selber sind
uns Gott genug! Was lebend ist und schöpfrisch
aus eignen Kräften neues Leben schafft,
ist göttlich, ist die große Gottheit selbst,
die durch das All in abermilliarden
bebenden Glutatomen schlägt und lebt —
Leben ist göttlich!! und so will ich denn
dies Leben trinken und mich selbst genießen,
berauschen mich, bis flammend über mir
die eigne Gottheit jäh zusammenloht
und meines Leibes schwachen Bau vernichtet . . .

Die irre Hand greift zitternd in die Kissen,
die glutdurchtränkten. Meine Haare kleben
schweißnaß mir an der Stirn. Die Lider heben
sich von den Augen, die weitaufgerissen,
wie aus Verzückung plötzlich aufgewacht,
starr auf die Lampe schaun. Durch meine Glieder

kriecht's hin, als kehrten mir die Kräfte wieder,
die ich verloren in der Fiebernacht —
und aus den Schläfen schleicht der letzte Brand.
Verglühend streift der Lippen heißen Rand
der Atem noch, bis er gleichmäßig, leicht
die Brust in freien, tiefen Zügen hebt —
und mir des Fiebers letzter Rest entweicht.

„Gottlob! die Krisis ist vorbei! er lebt!"
so höre ich den Arzt die Worte sagen —
Und dann ein Flüstern, ein behutsam Fragen. —

Ich bin erwacht! Das Leben, das mich zeugte,
es hat sich doch zum Lichte durchgerungen. —
Mir ist es noch, als ob ich, herzbezwungen,
mein Haupt vor jenem Nazarener beugte,
eh das Bewußtsein ganz mir wiederkam,
langsam wie Dämmrung, lieblich, wundersam. —

Wer ist wie Gott?!

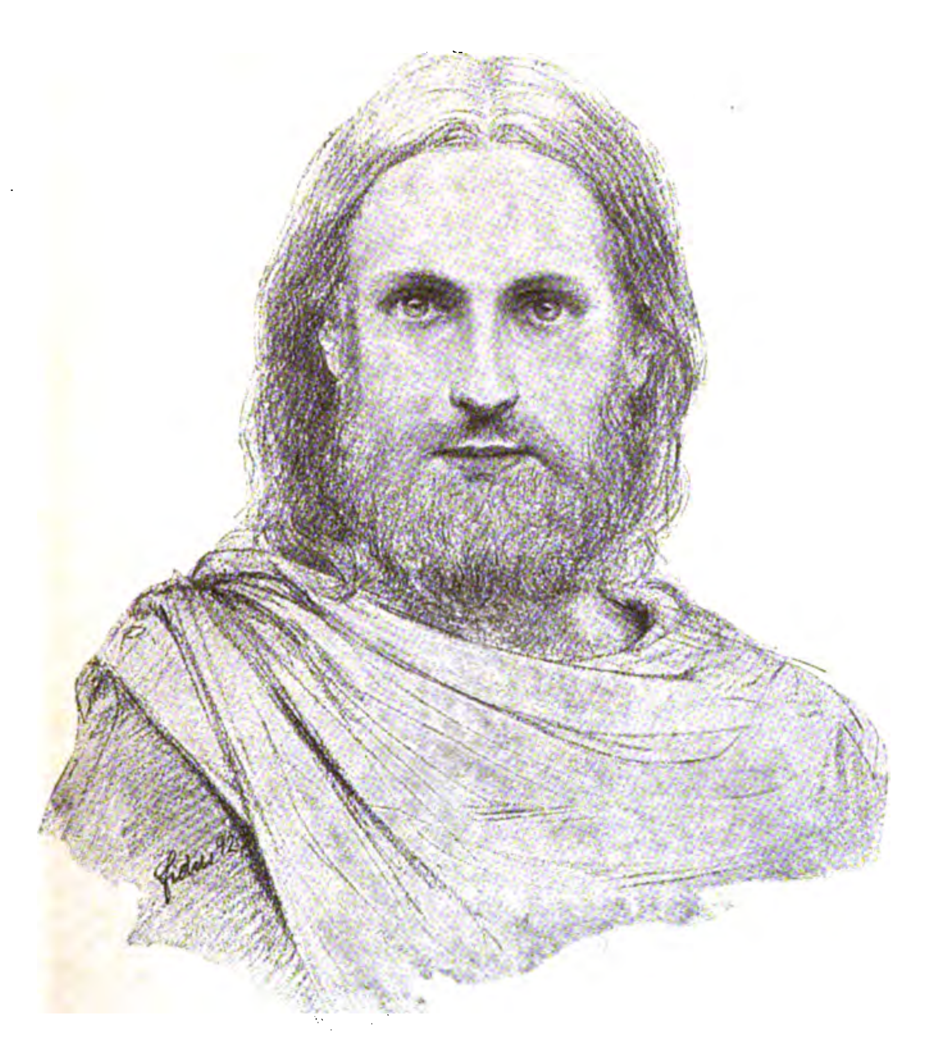
Von

Menekos.

Verflucht, wer außer Gott Ich sagt!
Türkisches Sprichwort.

„Wer ist wie Gott?!" sprach Michael,
der Erste in dem Heere
der Engel, als mit Flammenspeere
er in das trostlose Verließ
der Hölle den Empörer stieß.
Furchtbarer Augenblick,
der auf Äonen
unzählige Geister hieß bewohnen
das Reich der Finsternis!

Da trat ein großer Unerkannter
hervor aus der Unendlichkeit,
ein Fürst des Lichts, ein Gottgesandter,
zu lehren mitten in der Zeit. —
Geboren in den Hütten Sem
ward da das Kind von Bethlehem.
Sprach: „Werdet ihr nicht wie die Kinder,
wird euer nie das Himmelreich!
Dem Vater werdet ihr nur gleich
als überwundne Überwinder!"



JCH

Das Pan-Mysterium.

Von

A. Fitger.

Lehrer.

Nicht weiter, Sohn; du hast verehrt
Die Götter alle, die ich dir gepriesen;
Verehre ferner.

Schüler.

Und warum verwehrt
Mein Lehrer nun das Ziel, drauf er verwiesen?
Dem Urgott aller Götter sollt' im Pan-
Mysterium ich mich anbetend nahn.

Lehrer.

Du bist noch jung und lebensfroh und kühn;
O siehst du, welcher Augentrost dem Alten
Der Locken Flut, der Wangen lichtes Blühn,
Der Glieder Schwung, der Augen Glutgewalten!
Laß ab: begriff'st du nicht die Weisheitslehren,
Versagte dir die Kraft, du würdest krüppelhaft
Wie ein versengter Falter dich verzehren.

Schüler.

Nach Wahrheit lechz' ich.

Lehrer.

Viele sind berufen,
Mein Sohn, und wenige sind auserwählt,
Das Herz zerschmettert sie, das ungestählt
Und ungewappnet zu ihr drängt.

Schüler.

Die Stufen
Des Heiligtums versperrst du mir nicht mehr:
Schon brausen mächt'ge Jubellieder her!
Centauren! Faunen! Nymphen! Sieh, wie kreist
Im Tanz die Welt um ihren Großen Geist!

(Er tritt in den heiligen Hain.)

Da wird geliebt, gelacht, gesungen,
Da wird geschmaust, gezecht, gesprungen;
Frau Ceres hier, Gott Bacchus nebenan,
Priapus und Cupido scherzen
Mit alten wie mit jungen Herzen,
Und über alle ragt der Große Pan!

Wie üppig lacht sein Riesenangesicht!
Wie Lebenslust hell aus den Augen bricht!
Der volle Mund von Sinnlichkeit geschwellt!
Im Nacken Saft und Kraft für eine Welt!
Und davor warnte mich der Thor?
Ich komme wie im Paradies mir vor.

(Er ergreift eine Nymphe, tanzt, trinkt und lacht.)

Doch lacht er wirklich? Täuschte Pan mich nicht?
Die Züge, die zu lächeln schienen,
Sind schmerzverzerrte Trauermienen;
Und wenn sein Auge feucht erscheint —
Er lachte nicht; er hat geweint;
Und Hirten, Nymphen, Amoretten,
Die kreiselnd sich im Tanz verketten,
Sie küssen nicht; sie dürsten Blut;
Der Reigentanz wird Kampfeswut.
Ein tausendmäulig Chaos wird das All,
Das schlingt sein eigen Eingeweid' hinein,
Ein Schlangennest von Not und Schuld und Pein,
Und Pan schreit auf in ungeheurer Qual.

(Zu dem herantretenden Lehrer.)

Nun bin ich auch wie du so alt,
Nun bleicht mein Haar, mein Herz wird todeskalt,
Und schaudernd werd' ich still zu Grabe gehn,
Der ich dem Pan ins Angesicht gesehn.

Lehrer.

Das war's, was ich befürchtet: halberwegs
Entsetzt zusammenbrechen! Aber blicke
Noch einmal hin, mein Sohn, und überleg's,
Vielleicht verwandelt Pan sich auch zurücke.
Sieh, Kampf wird wieder Tanz und Blutgier wieder Kuß,
Der Schrei der Qual wird lächelnder Genuß.
Der Große Pan ist Lust zugleich und Leid
Ist Tod und Leben, ist die Ewigkeit.

Schüler.

Und ich?

Lehrer.

Ein armer Wurm, willst du für dich was sein;
Ein sel'ger Gott, gehst du zu seinem Frieden ein.





Die Mosaische Schöpfungsgeschichte.

Ihre innersinnliche Erklärung.

Von

Oskar Korschelt.

Es giebt zwei Arten zu denken, erstens im Verstande und zweitens im „Geiste“[1]). Das erste thun alle jetzt lebenden Menschen fast ohne Ausnahme; das zweite die Mystiker d. h. die Leute, in denen der „Geist“ lebendig geworden ist oder lebendig werden will. Geistig dachten und schrieben auch die Verfasser der Bibel, zum größten Teile wenigstens. Der Inhalt geistig gedachter Bücher ist den Verstandesmenschen nur insoweit faßbar, als dem Geistigen ein verstandesmäßiger Sinn untergelegt werden kann. Die Verstandesmenschen glauben dann vollkommen zu verstehen, haben aber statt des Kernes nur die Schale, denn zwischen Verstand und Geist ist derselbe Unterschied, wie zwischen eines Körpers Fläche und einem Krystall: Das Verstandesmäßige läßt nur eine, das Geistige aber nach seiner Tiefe viele Deutungen zu, wie auch in einem Krystalle nach der Zahl seiner Flächen das Licht sich vielfach spiegelt.

So ist auch die mosaische Schöpfungsgeschichte geistig zu fassen; dem Verstandesmenschen kann sie wohl nicht anders denn als Unsinn erscheinen. Außersinnlich gedeutet, giebt sie uns zu wissen, daß in sechs großen Entwicklungsperioden die Erde und die darauf lebenden Geschöpfe zu dem geworden sind, als was wir sie jetzt kennen, und daß eine siebente Periode des Friedens uns bevorsteht. Nach der einfachsten geistigen Auffassung aber stellt Moses in seiner Schöpfungsgeschichte den Entwicklungsgang des natürlichen Menschen zum geistigen Menschen in sechs Stufen dar, wie ich jetzt zeigen will.

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sahe, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis, und nannte das Licht Tag, und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

[1]) Geist ist also hier nicht als persönliches Bewußtsein gemeint, sondern im Sinne der paulinischen Dreiteilung (Leib, Seele und Geist) etwa als der Funke Gottes im Menschen. (Der Herausgeber.)

Der **Himmel** ist das Geistige und die **Erde** das Materielle im Menschen; aus beiden hat Gott den Menschen „geschaffen", und so tritt er, aus diesen zwei Teilen bestehend, bei der Geburt ins Erdensein. Im Anfange des Lebens überwiegt das Materielle im Menschen ganz, da aber nur im Geistigen Leben ist und in der Materie der Tod, so war die **Erde wüste und leer.** Das **Wasser** bedeutet unsere Erkenntnisse. **Über** diesen schwebt der Geist Gottes und noch nicht **in** ihnen, d. h. sie sind anfangs schlecht, weil nur auf dem Verstande beruhend und vom göttlichen Geiste nicht durchdrungen. Damit der Mensch aber zu einer richtigen Erkenntnis kommen könne, setzte Gott ein Licht in ihn, was der Verstandesmensch seine Vernunft und sein Gewissen zu nennen pflegt, und eine Teilung geschieht im Menschen in Tag und Nacht, d. h. aus dem in ihm gewordenen Tage erkennt er die frühere Nacht seines Herzens, oder noch deutlicher, er kennt nun den Unterschied von gut und böse und bestrebt sich, gut zu sein. Der **Abend** ist die irdische Verstandesbildung des Menschen. Je mehr aber die Menschen mit ihrem Verstande nach irdischen Dingen zu ringen anfangen, desto schwächer wird in ihrem Herzen das rein göttliche Licht der Liebe und des geistigen Lebens, und aus dem Abend wird Nacht, wie bei den meisten Menschen dieses Zeitalters geworden ist. Hat aber der Herr im Menschen, wie oben gesagt, das rechte geistige Licht angezündet, dann erkennt der Mensch die Nichtigkeit alles Verstandesstrebens, des Abendlichtes also, und aus dem Abend durch die Nacht hindurch wird Morgen im Menschenherzen, und sein erster Tag im Geistigen bricht an — das Streben nach Gott beginnt. — „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag."

Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern; und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah also. Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag.

Nun vermengt aber der Mensch leicht sein Geisteslicht mit der Erkenntnis aus dem Verstande und weiß dann nicht mehr aus noch ein, weil die Zweifel ihn anfallen. Da giebt Gott dem Menschen einen festen Halt und diese **Feste** ist der Glaube, welcher die beiden Wasser, d. h. die Erkenntnisse aus dem Verstande und die Erkenntnisse aus dem Geiste scharf trennt, so daß sie sich nicht mehr vermengen können. Ein Menschenherz, in dem der Glaube wohnt, d. h. das sichere Wissen von Gott und seinem Wirken in uns, in dem wohnt auch der Frieden.

Moses sagt dann: Und Gott nannte die Feste **Himmel.** Wo aber im Menschen der Glaube mächtiger und mächtiger wird, da wird auch das Nichtige der Verstandeserkenntnis immer klarer und klarer ersichtlich, und der Verstand begiebt sich unter die Herrschaft des Glaubens. Da ward aus dem Abend des Menschen und seinem schon helleren Morgen der andere und schon bei weitem hellere Tag.

Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. Und Gott nannte das Trockene Erde und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sahe, daß

es gut war. Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame; und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen eigenen Samen bei sich selbst auf Erden. Und es geschah also. Und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut, das sich besamete, ein jegliches nach seiner Art, und Bäume, die da Frucht trugen, und ihren eigenen Samen bei sich selbst hatten, ein jeglicher nach seiner Art. Und Gott sahe, daß es gut war. Da ward aus Abend und Morgen der dritte Tag.

In diesem zweiten Tageszustande sieht der Mensch nun zwar das ewig Wahre, aber es fehlt ihm noch die rechte Ordnung. Er vermengt noch Natürliches mit Geistigem, erschaut dadurch auch im Geiste Materielles als Geistiges, und ist daher zur That noch nicht reif, denn Glaube und Wissen liegen noch im Kampfe. Da vermehrt Gott wieder sein dem Menschen zuströmendes Licht, und es wird zur Wärme, d. h. zur Liebe. Moses nennt sie die Erde, die unter den göttlichen Lichtstrahlen trocken wird, d. h. die Liebe wird befähigt zur That. Die Erkenntnisse des Menschen sammeln sich an ihren Ort, das ist das Meer, und das Meer umspült das aus ihm hervorgehobene, trockene und daher Früchte zu tragen fähige Erdreich; d. h.: Wenn die Erkenntnisse des Menschen seine Liebe von allen Seiten umgeben und ihr Nahrung spenden, so werden sie auch von dieser wieder heller und heller erleuchtet und ernährt und der Mensch wird in gleichem Maße thatkräftiger und thatfähiger. Dann spricht die ewige Liebe zur Liebe des Menschen im Herzen: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage und habe seinen eigenen Samen bei sich selbst auf Erden. Nach solchem Gebote von Gott im Herzen bekommt dann der Mensch einen festen Willen, Kraft und Mut und legt nun Hand ans Werk. Seine rechten Erkenntnisse erheben sich als regenschwangere Wolken aus dem Meere, ziehen über das trockene Land, befeuchten und befruchten es, und die Erde fängt an zu grünen und bringt allerhand schöne und nützliche Pflanzen zum Vorschein, die sich durch ihren Samen fortpflanzen; d. h. was der rechte, mit himmlischer Weisheit durchleuchtete Verstand als gut und wahr erkennt, das will sogleich auch die Liebe im Herzen des Menschen. So wird die rechte Erkenntnis im Herzen zur That, und aus der That gehen dann allerlei Werke hervor, die als ihre Folge immer neue und immer mehr Werke haben. So wird der Mensch in seinem Herzen ein Mittelpunkt göttlichen Wirkens. — „Da ward aus Abend und Morgen der dritte Tag."

Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Und seien Lichter an der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden. Und es geschah also. Und Gott machte zwei große Lichter; ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde, und den Tag und die Nacht regiereten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sahe, daß es gut war. Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag.

Als Gott sein himmlisches Licht in dem Menschen ausgoß und so die rechte Liebe, die rechte Einsicht und ein rechter Verstand in ihm hervor-

ging, da bekundete sich das alles im Menschen als ein lebendiger Glaube. Das ist der Himmel im Menschen, und der aus dem Glauben wieder hervorgehende feste Wille in der Ordnung Gottes ist die Feste des Himmels im Menschen. Da hilft Gott nun wieder dem Menschen weiter und setzt aus seiner Liebe neue Lichter an die Feste, d. h. er erhellt des Menschen Willen noch mehr, erhebt ihn zur vollkommensten Einsicht. Dadurch wird der geschaffene Mensch zum ungeschaffenen, indem er aus seinem eigenen freien Willen sich selbst umgestaltet in der göttlichen Ordnung zum Kinde Gottes. Das ist die Erreichung der Wiedergeburt.

In der Seele des Menschen ruht der Geist Gottes als ein Funke, der durch die Wiedergeburt erwacht und zur vollen Wirkung gelangt; das ist das große Licht, das den Tag regiert. Die Seele des Menschen aber, die als Geschaffenes für sich allein niemals die Kindschaft Gottes erreichen könnte, wird durch den rechten Willen und Wandel offen, das große göttliche Licht in sich ganz aufzunehmen und wird dadurch mit zum ungeschaffenem Lichte, ohne an seiner naturmäßigen Beschaffenheit etwas zu verlieren. Das ist das kleine Licht, das die Nacht regiert. Die Seele des Menschen könnte für sich nie Gott in seinem reinsten Geistwesen und umgekehrt der reinste Gottesgeist nie das Naturmäßige erschauen, da es für ihn keine materielle Naturmäßigkeit giebt, aber in der vollen Verbindung des reinsten Geistes mit der vollkommenen Seele, wie es in der Wiedergeburt erreicht ist, kann nun die Seele durch den ihr zugekommenen neuen Geist Gott erschauen in seinem urgeistigen, reinstem Wesen und der Geist durch die Seele das Naturmäßige. Die Zeichen sind der in aller Weisheit ruhende Grund aller Erscheinlichkeit und aller geschaffenen Dinge; die Zeiten, Tage und Jahre sind die göttliche Weisheit, Liebe und Gnade, die in allen Erscheinungen dem Wiedergeborenen in aller Klarheit erkennbar sind. Die Sterne aber sind die zahllosen nützlichen Erkenntnisse in allen einzelnen Dingen, die aus der einen Haupterkenntnis Gottes ohne Weiteres herfließen, d. h. der Wiedergeborene ist in allen Wissenschaften Meister ohne Studium, durch das Schauen allein. So durchleuchtet nach der Einigung von Geist und Seele den Menschen das göttliche Licht vollkommen. „Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag."

Die vierte Stufe der Entwicklung des natürlichen Menschen in den geistigen ist die entscheidende, also wichtigste, und der Fortschritt durch die fünfte und sechste Stufe geschieht dann als eine fast unvermeidliche Folge. Daher braucht der Mosaische Text nicht weiter angeführt zu werden, denn wer bis hierher begriffen hat, was gesagt wurde, weiß auch das Folgende selbst zu deuten, wer aber nicht, dem wird das erst recht dunkel sein.

Des Wiedergeborenen Meer und all sein Gewässer, d. h. also seine Erkenntnisse wurden voll Leben und der Mensch erkennt und erschaut in seinem nun rein göttlichen ungeschaffenem Lichte die endlos mannigfache Fülle der aus Gott herausgetretenen Ideen und Formen und wird

auf diese Art seiner rein göttlichen Abkunft inne. Die Erschaffung der Tierwelt aber bedeutet das volle Lebendigwerden und das sichere Verwirklichen alles dessen, was der Mensch in seinem naturmäßigen Leibe in sich fasset; d. h. das gesamte All, die Unendlichkeit. Ist aber auch dieses geschehen, so kommt es zur Erschaffung des ersten Menschen, d. h. die vollendete Menschwerdung oder die Weihe der vollkommenen Kindschaft Gottes tritt ein. Gott und Mensch wird eins.

Die Schlußworte der Schöpfungsgeschichte bedürfen aber nun vollends keiner Erklärung mehr. Erfreuen wir uns der Verheißung, ohne Worte daran zu knüpfen:

Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte. Und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte.

Denke nun der Leser nicht, daß das Vorstehende ein Spiel meiner Einbildung mit Sinnbildern und nur zur Unterhaltung geschrieben sei. Ich habe den Entwicklungsgang gezeigt, den jeder jetzt oder später durchmachen muß, wenn er sich nicht schließlich der Vernichtung anheim fallen lassen will, in der Zwischenzeit sich Qualen bereitend, endlos. Prüfe sich ein Jeder, auf welcher Stufe des Entwicklungsganges er sich befinden möge, und er wird finden, kaum auf der ersten. Daher beschreite er den Pfad und erlebe das Gesagte.

An die Wissensstolzen.

Von

Rudolf Geering.

Ihr meint euch frei und wähnet frei zu denken —
Mit Ketten eiteln Vorurteils gebunden?!
Ihr glaubt den Weg zu lichten Höh'n gefunden,
Und Blinde wollet ihr die Blinden lenken!

Nur Wahrheit kann das Licht der Menschheit schenken
Und nur im Licht wird Wahrheit sich bekunden;
Doch da ist längst die Göttliche entschwunden,
Wo sie der Mensch in Erdenstaub will senken.

Denn Stückwerk ist und bleibet alles Wissen,
Solang den Geist des Leibes Fesseln binden,
Und eitel Selbstbetrug ist stolzes Wähnen.

Doch ewig sollen wir das Licht nicht missen:
Einst werden unsres Geistes Bande schwinden,
Dann stillt ein beff'res Dasein unser Sehnen!



Gelehrtendämmerung.

Offener Brief über Annie Abbott.*)

Von

Ferdinand von Feldegg.

„Die ganze Sache ist ein geschickt in Szene gesetzter Schwindel; die einzige Kraft, um welche es sich dabei handelt, ist die Muskelkraft; alles andere ist Betrug und Täuschung, und sintemal derjenige, welcher derlei Unfug für Geld einem naiven Publiko vorführt, ein Betrüger ist, so ist auch — Karl Hansen einer.“

So ungefähr hat vor heute zwölf Jahren das Urteil gelautet, welches die überwältigende Majorität der gelehrten Welt Wiens über Hansens Vorstellungen abgegeben. — Fürwahr, eine fatale Reminiscenz! Aber fatal nur für diejenigen, die diese Worte gesprochen, nicht für denjenigen, den sie betrafen und treffen sollten. Denn um wie vieles anders liegen heute die Dinge. Wo ist der Gelehrte, der Arzt, der den Hypnotismus als Thatsache nicht anerkennt? Wahrlich, nur ein zehnjähriger Hamsterschlaf könnte solches Wunder bewirkt haben; oder aber der betreffende Gelehrte müßte, ähnlich wie jene seltsamen, indischen Fakire, während der letzten zehn Jahre lebendig begraben gewesen sein. Würde nun ein solcher Gelehrter — plötzlich erwachend, wohl verpackt und gegen äußere Einflüsse geschützt — nach München expediert und hier allsogleich, und noch bevor er etwa die „Münchener Neuesten Nachrichten“ zur Hand bekommen hätte, in die „Gesellschaft für psychologische Forschung“ gebracht werden: da könnte es dann geschehen, daß solch ein ausgegrabener Gelehrter in den heftigsten Zorn geriete, denn was er da zu hören bekäme, wäre wahrlich danach, einen 20 Semester verschlafenden Jünger der Wissenschaft in hellsten Zorn zu versetzen. Hält doch der alte „Schwindler“ Hansen vor einem auserlesenen Kreise leichtgläubiger Ärzte und Psychologen Vorträge über seine langjährigen Erfahrungen als Hypnotiseur. Und nicht die geringste Opposition wird rege; im Gegenteil, seine Ausführungen finden die größte Aufmerksamkeit und ungeteilten Beifall; sogar die Zeitungen berichten darüber, von den „Münchener Neuesten“ bis zu der „Allgemeinen“, und andere Zeitungen — ich bitte, zu bedenken: Zeitungen! — drucken es ab, und alles ist eitel Wohlgefallen und lauter Beifall. Ich vermute — ohne indessen hierfür den Beweis erbringen zu können —, daß jener Gelehrte sich sofort auf weitere zehn Jahre (von Hansen selbst, der ja

*) Wir verweisen hierzu auch auf unsere Bemerkungen über Frau Abbott auf S. 83—85. (Der Herausgeber.)

zur Stelle ist) in Schlaf versetzen lassen würde, nur um diesen Skandal nicht weiter ansehen zu müssen. —

Und so mancher andere „ewig wachende“ Gelehrte thäte gut, diesem Beispiele zu folgen! Denn „Gelehrtendämmerung dunkelt herauf“. — Sinkt also in die Nacht des Schlafes, ihr Männer der Wissenschaft, daß sie gütig mit ihrem Schleier euch verhülle, was dem wachenden Blicke nicht frommt; — „Eines nur“ steht euch bevor: „das Ende, das Ende“ eueres Wissens! — —

Es sei mir verziehen, wenn ich also in dieser ernstesten aller Zeiten eine durchaus ernste Sache einleite: Einen Rückblick auf die Vorstellungen der „Miß“, richtiger Frau Annie Abbott.

Aber man müßte wahrhaftig Milch in den Adern haben, wenn man angesichts der merkwürdigen Reminiscenz an Hansen sich nicht zum Spotte verleiten ließe. Genau dasselbe, ganz genau dasselbe, hatten sie damals gesagt; und derjenige, der mit seinem bißchen gelehrten Unterthanenverstand es wagte, ihre „Aufklärungen“ unzulänglich oder gar albern zu finden, wurde verlacht oder verdächtigt. Du Prels berühmtes „gelehrtes Schubfach“ — nämlich jenes merkwürdige Fach, das in keines gelehrten Mannes Mobiliar zu fehlen pflegt und bekanntlich für die verschiedensten, längst da- und noch gar niemals dagewesenen Dinge die wissenschaftliche „So-ist's-Formel“ enthält — dieses gelehrte Schubfach hatten sie damals genau so herausgezogen und die Welt genau so mit seinem Inhalte beglückt, wie heute.

Da kamen auch diesmal zuerst die Autoritäten; zwar haben sie bisher alles eher getrieben, als sich mit den Äußerungen menschlicher Muskelkraft beschäftigt, welche Beschäftigung sie vielmehr den Athleten von Beruf überließen, — aber Autorität ist Autorität, in der Muskeläußerung ebensogut, wie in irgend etwas anderem. Und richtig: da hatten sie auch schon die Formel, — Muskelsinn, hm! Muskelsinn! Erst ward's in gelehrtem Flüstertone gesprochen, dann laut und lauter und endlich in alle Welt hinausgerufen und die Zeitungen druckten es ab. — Muskelsinn, ganz natürlich, Muskelsinn, ... so ging's in hallendem Echo weiter und immer weiter. O! ihr armen anderen Menschen, deren Muskeln so gar keinen oder doch nur so wenig Sinn haben! Warum hat euch Natur nur euere fünf Sinne und keinen sechsten, den Muskelsinn, dazugegeben, daß ihr, gleich Frau Abbott, zentnerschwere Lasten mit Leichtigkeit heben oder dem gemeinsamen Drucke etlicher starker Männer widerstehen könntet?! Denn, wie ihr hört: Dies alles ist nur Sache eines feineren „Sinnes“, — die Kraft hat mit dergleichen gar nichts zu thun, das Schubfach hat's so gesagt, und damit basta.

Und wieder andere kamen, und das waren die Entdecker und Entlarver. Sie wußten uns ganz ausführlich zu berichten, wie die Sache eigentlich zuging; das „Wie“ aber hatten nur sie bemerkt, allen anderen war es entgangen. Mit überlegenem Lächeln erzählten sie uns, daß Frau Abbott den beschwerten Sessel ja gar nicht gehoben, beileibe nicht, sie hätte ihn lediglich umgekippt, während er auf den Vorderbeinen gestanden

und dazu gehört gar nicht so viel Kraft. Auch von der „Verschiebung“ des Schwerpunktes nach vorn, wodurch der Rückteil des Sessels entlastet werden würde, wußten sie uns zu berichten; und dieses alles hatten nur sie und allenfalls noch ein guter Freund, den sie darauf aufmerksam gemacht haben, wahrgenommen, uns anderen armen Einfaltspinseln war das leider entgangen. Wir hatten bloß gesehen, wie Frau Abbott, nachdem der Stuhl samt seiner Last auf den rückwärtigen Beinen eine Weile balanciert hatte, denselben etwa 6 Zoll in die Höhe gehoben und so thatsächlich durch einige Sekunden in der Luft gehalten hat. Aber unsere blöden Augen sind eben nicht imstande, sozusagen zwischen den Stuhlbeinen zu lesen, was jene Feinspinner zweifellos weghaben; wir berichten daher bloß, was wir sahen, ohne wissenschaftlichen Kommentar und ohne mit unseren Schulerinnerungen aus der Quarta Staat zu machen. Aus demselben Grunde auch können wir uns von dem Scharfsinn, womit die Entlarver ein zweites Experiment klarstellten, nicht überzeugt halten. Sie behaupteten nämlich, Frau Abbott verstehe es, den gegen sie gepreßten Queue derartig geschickt nach aufwärts zu dirigieren, daß von der Schubkraft lediglich eine geringe Komponente in horizontaler (schiebender) Richtung, die größere Komponente jedoch in vertikaler Richtung nach aufwärts zur Wirkung komme. Jene geringere Komponente sei aber nicht imstande, die Dame vom Platze zu drängen. Ganz abgesehen davon, daß das Auge nichts von einer derartigen Nachaufwärtsdirektion sehen konnte — was doch der Fall gewesen sein müßte, wenn jene recht hätten —, würde selbst eine bloße Komponente der verhältnismäßig sehr großen Schubkraft noch vollauf genügen, ihre Wirkung zu äußern, allein auch davon war nichts zu bemerken, denn Frau Abbott rührte sich nicht von der Stelle.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Experiment, bei welchem mehrere Männer versuchten, die Dame emporzuheben, ohne dazu imstande zu sein. Von einem Ausweichen der in die Hüften gestemmten Ellenbogen war nichts zu bemerken, es wäre wohl auch ein zu einfältiger Coup gewesen, um die Experimentatoren auch nur einen Augenblick zu täuschen. Die Dame hielt vielmehr sehr wacker Stand, was mit Rücksicht auf die wirklich bedeutende Kraftanwendung der hebenden Herren ausdrücklich konstatiert sein mag.

Was aber soll's damit? hörten wir endlich eine letzte Gruppe Gegner rufen; sollen wir wirklich an Wunderkräfte glauben? Heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, wo wir die gesamten Naturerscheinungen sozusagen in der Tasche oder doch zum mindesten im gelehrten Schubfach haben? —

Je nun, das ist eine kitzlige Sache, und man sollte sich eigentlich lieber drum herumschleichen, als daß man so gerade darauf losgeht. Ganz im Vertrauen, in aller Bescheidenheit, will ich deshalb in Erinnerung bringen, daß man so etwas dergleichen zu allen Zeiten glauben zu können geglaubt hat; und daß uns die Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, insonderheit die Naturwissenschaft, so manches ergötzliche

Pröbchen davon aufbewahrt hat, wie es mit dergleichen Dingen am Anfang zu geschehen pflegte. Da hat man im Anfang gelacht oder entrüstet gethan, — beides je nach Temperament und Geschmack, so unter den Perücken der gelehrten Herren gewohnt hat — später hat dann ganz langsam und sachte, wie männiglich bekannt, einer nach dem andern herausgefunden, daß an der Sache doch „etwas sei", bis endlich die neue Entdeckung — so sie nur etliche Jahrzehnte alt geworden — zu den ausgemachten Wahrheiten, ja, wer weiß, ob nicht gar zu den Banalitäten gezählt wurde, über die man sich, ohne geschmacklos zu werden, nicht einmal bei einem Glase Bier noch länger auslassen durfte.

Vorsicht, mehr Vorsicht! so möchte man deshalb denjenigen zurufen, welche die Weisheit zu ihrem Berufe erkoren haben, denn sie ist ja die Mutter eures Berufes. — Aber vorsichtig ist es wahrhaftig nicht, über eine Sache des aposteriorischen Wissens a priori zu urteilen, abzuurteilen.

Wie sehr hat man doch den armen Hegel dafür verspottet, daß er den apriorischen Beweis geliefert, es gäbe nur 7 Planeten, wie sehr und wie gerechtfertigt! Und wie viel thut sich unsere heutige Wissenschaft gerade darauf zu gute, daß sie all ihr Wissen bloß dem Experimente, der Erfahrung und der Erforschung unbekannter Gebiete der Natur zu verdanken habe!

Wie aber ist jener Spott, wie dieses Selbstlob zu rechtfertigen, wenn die Meister und Jünger dieser selben Wissenschaft alles daran setzen, mit ihrem apriorischen Maßstabe das zu messen, was bisher noch gar nicht in der Erfahrung gegeben war? Ist das wissenschaftlich, ist das auch nur logisch? Warum vermehrte man nicht die Experimente, bevor man urteilte? Warum versuchte man die Erscheinung nicht wissenschaftlich zu umschreiben, bevor man sie wissenschaftlich beschrieb? Warum nicht, warum? Ist das der vielgerühmte Forschergeist, der sich angesichts eines unbekannten Phänomens in die Klause seines erworbenen Wissens zurückverkriecht und aus dem Winkel derselben ehrlich und offen hervorzutreten sich scheut?

Frau Abbott gab vor, eine Kraft zu besitzen, vermöge welcher sie nicht von der Stelle gehoben werden könnte, und der Erfolg schien ihre Worte zu bestätigen. Was ist das für eine geheimnisvolle Kraft, ist es die Schwerkraft, die sie solcherart beherrscht? Lächerlich! riefen die gelehrten Herren, das ist unmöglich, a priori unmöglich! — O, hättet ihr doch lieber das Experiment auf der Wage versucht und zugesehen, ob auch die Wage eine Vergrößerung des Gewichtes angezeigt hätte oder nicht; ich gestehe, jede gute Decimalwage hätte für mich mehr Überzeugungskraft, als das apriorische Nein einer ganzen Fakultät. Und wäre das Experiment nicht gelungen, hätte es sich gezeigt, daß Frau Abbott die Schwerkraft nicht zu beeinflussen vermag, nun gut, dann wäre für den besonnenen Menschen zwar nicht bewiesen gewesen, daß ihre Vorstellungen Humbug sein müssen, wohl aber, daß ihre Kraft nicht mechanisch-terrestrischer, sondern vielleicht physiologischer oder sonst irgend einer anderen Natur sei.

Aber weiter; auch spezifische physiologische „Kräfte“ standen euch ja zur Verfügung, obwohl ihr es um dieselben eigentlich nicht verdient habt; ich meine die Kraft oder Macht der hypnotischen Suggestion, die zwar selbst noch rätselhaft und unbekannt, aber immerhin doch wenigstens anerkannt ist. Hättet ihr es doch damit versucht; es sind ja etliche unter euch, denen eine suggestive Beeinflussung zweifellos möglich ist, und ich zweifle auch nicht, daß Frau Abbott vor einem wissenschaftlichen Kreise derlei Versuche mit sich hätte anstellen lassen, riskiert sie doch nichts, wenn etwa die Natur ihrer Kraft solcherart gleichsam experimentell festgestellt werden würde. Hätte sie es aber nicht gestattet, nun dann wußtet ihr, daß Suggestion auch gegen den Willen möglich ist, und daß die Bühne zu betreten jedermann alle Tage frei gestanden. Zweifellos aber wäre damit, daß man die Abbottschen Leistungen als mit dem Hypnotismus auch nur entfernt verwandt erkannt haben würde, etwas zu ihrer Aufhellung geleistet worden. Auch schien die vielleicht suggerierte Übertragung der „Kraft“, welche aus Frau Abbotts Versuch mit dem Knaben folgte, für eine solche Auslegung zu sprechen, obwohl andererseits der Umstand, daß die Abbott sichtlich ohne die geringste Anstrengung „arbeitete“, die Annahme einer anderen als bewußten Willenskraft naherückt. —

Dies sind indessen nur zwei Vorschläge zu einer gewissermaßen wissenschaftlichen Prüfung, denen sich ohne Zweifel noch mancher andere unschwer hätte beifügen lassen.

Damit aber, daß die Herren Ärzte ihre eigene Muskelkraft eingesetzt haben, um die Dame emporzuheben, war gar nichts erreicht; das war vielmehr höchst unwissenschaftlich und lächerlich. Denn wahrhaftig, wenn es sich dabei um Athletenkünste gehandelt hätte, wären mir die Herren Jagendorfer oder Türk weit maßgebender gewesen, als — sit venia verbo — alle Doktoren zusammengenommen, deren ganze Erfahrung auf diesem Gebiete wohl von der — seligen Angedenkens! — Paukbude herrührt.

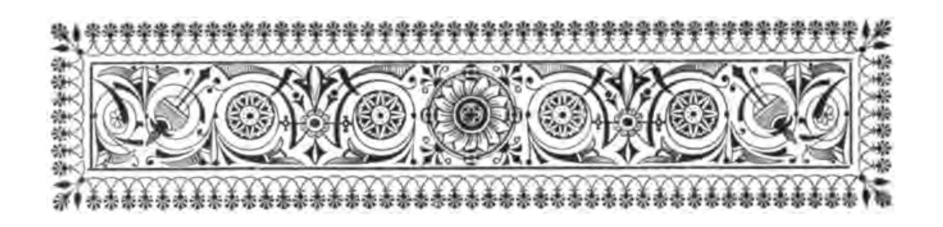
Aber so war es vor zehn Jahren bei Hansen, so war es diesmal bei Frau Abbott; die Wissenschaft *will* nicht. Sie will nicht eingestehen, daß es möglicherweise noch Dinge geben könnte, welche sich bisher unserer Forschung entzogen haben, ja, daß derlei Dinge vielleicht sogar imstande wären, eine fundamentale Erschütterung unserer ganzen heutigen Wissenschaftslehre herbeizuführen. Sie *will* nicht, und indem sie sich weigert, derlei Dinge vorurteilslos und ohne die Brille ihrer apriorischen Gelehrtheit zu betrachten, versäumt sie es auch, den einzig richtigen Weg zu betreten, auf welchem entschieden werden könnte, ob etwas, und was an der Sache ist: den Weg des denkenden und vorurteilslosen Beobachtens und Experimentierens.[1])

[1]) Obwohl die Abbott fast 14 Tage lang in Wien Vorstellungen gab, so verlautet doch nichts von einer stattgehabten wissenschaftlichen Untersuchung derselben; ob sie im „geheimen“ stattgefunden, entzieht sich natürlich meinem Wissen, ist aber auch belanglos; denn da *die Sache selbst vor der Öffentlichkeit spielte*, gehört auch deren Untersuchung in die Öffentlichkeit; zumal heute, da es die Wissenschaft ostentativ ablehnt, „Geheimkunst“ zu sein.

Von einer Seite, welche vor Jahren, als die Gemüter durch die heute entschiedene Frage des Hypnotismus in arge Aufregung versetzt worden waren, sich als besonnen-überlegt erwiesen und den Hypnotismus schon damals als zu Recht bestehend erkannt hatte, wurden dieser Tage die Leistungen der Abbott als in der „äußerst feinen Organisation der motorischen Rindenfelder ihres Großhirns" begründet bezeichnet. — Das sticht gewiß sehr vorteilhaft ab von dem apriorischen Gefasel, Frau Abbotts Leistungen könnten nur Athletenstückchen oder Betrügereien sein. Ja, es folgt aus diesem Urteile des Professors von Krafft-Ebing, daß aller Grund vorhanden, diese Leistungen einer streng sachlichen Prüfung zu unterziehen und die seltene Gelegenheit, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, nicht vorübergehen zu lassen. Ob freilich mit dieser Erklärung das Wesen der Sache selbst getroffen oder gar erschöpft ist, ist eine Frage, die kaum bejaht werden kann; vielmehr scheint es, als ob damit bloß die moderne materialistische Wissenschaft ihr letztes Wort gesprochen und gleichsam an der Grenze der ihr möglichen Erklärungsweise angelangt sei. Erheben wir uns jedoch von diesem Standpunkte zu dem weit höheren der philosophischen Besinnung, so können wir unserm Vorgefühle für eine etwaige zukünftige Lösung des in Rede stehenden Problems und aller ihm verwandten Erscheinungen keinen besseren Ausdruck geben, als indem wir die folgenden schönen Worte du Prels aus dessen „Philosophie der Mystik" anführen: „Vom Standpunkte eines jeden tierischen Organismus können wir also die äußere Natur in zwei Hälften teilen, die um so ungleicher sind, je tiefer in der organischen Stufenleiter er steht. Die eine Hälfte begreift jenen Teil der Natur, für welchen die Sinnesapparate die Beziehungsmittel sind; die andere ist für den betreffenden Organismus transcendental, d. h. er lebt in keiner Beziehung zu ihr. Die Grenzlinie zwischen diesen beiden Welthälften hat sich im biologischen Prozesse beständig in der gleichen Richtung verschoben. Die Anzahl der Sinne hat sich vermehrt und die Leistungsfähigkeit derselben hat sich gesteigert. Indem nämlich die Sinne sich differenzierten und für immer schwächere Grade physischer Einwirkung empfänglich wurden, ist das, was Fechner die psychophysische Schwelle nennt, beständig verschoben worden. Einwirkungen unterhalb dieser Schwelle kommen nicht zum Bewußtsein. So bedeuten also die biologische Steigerung und Bewußtseinssteigerung eine beständige Grenzverschiebung zwischen Vorstellung und Wirklichkeit auf Kosten des transcendentalen Weltstückes und zu Gunsten des erkannten Weltstückes."

Eine solche, wenn auch nur geringe Verschiebung „zu Gunsten des erkannten Weltstückes" hat aber zweifellos stattgefunden, als uns die überraschenden Thatsachen des Hypnotismus allmählich geläufig geworden waren. — Bedeuten die Experimente der Frau Abbott eine neuerliche derartige Verschiebung? „Das ist hier die Frage!"





Okkultistischer Reisebericht aus Italien.

Von

Ludwig Deinhard.

II. Roms Kunstschätze.

Rom, Mitte Mai 1892.

Wie viele, oder besser wie wenige unter den Tausenden von Kunst-Pilgern und -Pilgerinnen, die alljährlich nach der ewigen Roma wallfahrten und dann eines Tages in andächtiger Stimmung vor Rafaels herrlicher „Verklärung Christi auf dem Berge Tabor", dem letzten Lebenswerke des Meisters[1]), stehen, denken wohl dabei an ein gewisses Problem der philosophia occulta, das im modernen Okkultismus die Bezeichnung Levitation, Schweben des Mediums, führt! Der Heiland schwebend mit verklärtem Blick, zu seinen Seiten die Vertreter der alten Offenbarung ebenfalls schwebend „zwischen Himmel und Erde". Ist es wohl eine Versündigung gegen dieses vollendete Kunstwerk, das geradezu berückend auf den Beschauer zu wirken pflegt, statt bei dessen Betrachtung an die betreffende Stelle des neuen Testamentes zu denken, und sich als rechtgläubiger Christ in dem Gedanken zu wiegen, daß dieses Schweben des Heilandes ja gerade seine Übermenschlichkeit, seine „Göttlichkeit" bekunde, sich zu erinnern, daß dieses Sich-erheben über den festen Boden durch Überwindung der Schwerkraft auch in unseren Tagen vorkommt und ein nicht sehr seltenes mediumistisches Phänomen ist?

Gewiß nicht!

Oder raubte uns etwa die Forschung in der philosophia occulta das Verständnis für die übermenschliche Größe Jesu als Lehrer und als unerreichbares Vorbild?

Im Gegenteil! Zeigt uns der Pinsel eines Rafael diesen geschichtlichen Vorgang auf dem Berge Tabor in erhabenster Vollendung künstlerischer Darstellung, so bringt ihn die wissenschaftliche Untersuchung des Okkulten unserem Erklärungs-Bedürfnis nahe. Wo wäre wohl da eine Entheiligung?!

Ja, gerade der Okkultismus liefert uns erst für viele der Kunstschätze

---

[1]) Wir geben hierzu als zweite Kunstbeilage eine phototypische Nachbildung der oberen Hälfte dieses Gemäldes nach dem Stiche von Raffael Morghen.

(Der Herausgeber.)

in Rom den Schlüssel des Verständnisses. Man betrete z. B. die Capella Sistina. Dort herrscht bekanntlich durch die zu kleinen Fenster eine sehr schlechte Beleuchtung, so daß man von den überdies stark verdorbenen Malereien Michelangelos überhaupt herzlich wenig sieht. Aus seinem Reisehandbuch erfährt, wer es nicht wußte, daß Michelangelo mit jenen kraftstrotzenden Gestalten an der Decke Propheten und Sibyllen darstellen wollte. Man frage nun etwa einen anwesenden Professor: Bitte um Vergebung, was versteht man denn eigentlich unter einer Sibylle? Und die Antwort wird höchst wahrscheinlich dem Verständnis ebensowenig Licht spenden, wie die kleinen Fenster der Capella diesem großen Raum. Doch vielen Gemütern ist ja physisches und geistiges Halbdunkel gleich wohlthuend. Ich muß nun gestehen, mir ist den Schöpfungen eines Michelangelo gegenüber beides gleich unerträglich, und wie ich zuerst in Gedanken diesen Raum elektrisch nach den Regeln moderner Beleuchtungskunst zu erhellen begann, so suchte ich auch nachher beim Betrachten dieser tiefsinnigen Propheten- und Sibyllen-Gestalten in meinem Gedächtnis rasch alles zusammen, was ich in du Prels Mystik der alten Griechen vor Jahren gelesen, und rekapitulierte mir die Probleme des Somnambulismus, des Fernsehens in Zeit und Raum, so gut es ging. Vielleicht hat der Genius eines Michelangelo von diesen Problemen mehr geahnt, als die gewöhnlichen Kunstgelehrten zugeben werden, die heutzutage mit gebogenem Rücken diese nachdenklichen Gestalten an der Decke durch ihre gelehrte Brille betrachten und kopfschüttelnd „Kolossal großartig!" murmeln.

Doch genug dieser Betrachtungen. Nachdem ich dem Leser zu beweisen gesucht, daß einige Kenntnis des Okkulten dem modernen Rompilger recht wohl zu statten kommen kann, will ich doch noch darauf hinweisen, daß man sich auch in Rom jetzt von der Thatsächlichkeit übersinnlicher Vorgänge überzeugen kann.

Auch hier wurde ich zu einigen spiritistischen Sitzungen in der liebenswürdigsten Weise aufgefordert und zwar durch Signore Giovanni Hoffmann, direttore di „Lux", bolletino dell' accademia internazionale per gli studi spiritici e magnetici — der Vereinigung dortiger Okkultisten. Cavaliere R., ein Herr aus dem besten Bürgerstande Roms, ist gegenwärtig dort das Medium für die okkulten Vorgänge.

Eines eingehenden Berichtes über die Vorgänge dieser Sitzungen enthalte ich mich jedoch, auf besondere Veranlassung von Dr. Hübbe-Schleiden, dessen vieljährigen Erfahrungen zufolge auch die exakteste Beschreibung fast niemanden überzeugt, dagegen vielen nur ein unnötiges Ärgernis bereitet.[1]) Von der Echtheit solcher Vorgänge wird man sich nur

[1]) In dem oben genannten „Lux" werden die Sitzungen mit Eusapia Palladino sowohl, als auch mit Cavaliere R. ausführlich und mit größter Gewissenhaftigkeit geschildert. Ich bemerke wiederholt, daß ich in der Form meines okkultistischen Reiseberichtes, dessen Kürze, wenn auch nicht den Sphinxlesern in Deutschland, so doch wohl manchen derselben im Auslande, und sicherlich den Herren in Rom und Neapel, welche diese Sitzungen veranstalteten, auffallen mag, mich den Anschauungen des Herausgebers dieser Zeitschrift anpaßte, der denselben so kurz, wie nur möglich, abgefaßt zu sehen wünschte.

durch eigene gewissenhafte, aber vorurteilslose Untersuchung überzeugen, wenn man nicht von vornherein durch Selbst-Erlebnisse über deren echtes Vorkommen gewiß ist. — Ich erwähne nur, daß ich in der ersten Sitzung ähnliche Schwerkraft-Veränderungen beobachtete, wie die in den Home-Sitzungen von Crookes berichteten, auf dessen an den Sitzungs-Tisch gestellte Anforderungen: Sei schwer! Sei leicht! u. s. w. (im IX Bande der „Sphinx", 1890, Seite 201 und 289). Danach kamen wiederholt „Levitationen" des Mediums vor, von deren Echtheit man sich dadurch überzeugen konnte, daß man mit Hand und Arm über dem Tische hinweg unter den Füßen des darüber schwebenden Mediums frei dahinfahren konnte. Auf Verlangen wurden beliebige Gerüche im Zimmer verbreitet, sowie „Bringungen" von kleinen und großen Bonbons, Rosen und duftend blühenden Orangenzweigen ausgeführt. Ferner zeigten sich Flämmchen, die im Zimmer wie Leuchtkäfer umherschwirrten und, wenn sie an meinem Gesichte vorbeischwebten, nach Phosphor rochen. Sodann empfand ich Berührungen an Hand und Kopf wie durch ein kleines zartes Händchen. Eine vorher auf dem Tische liegende Handglocke ward laut schellend im oberen Raume des Zimmers umhergetragen, und auf einer ebenfalls vorher auf dem Tische gelegenen Zieh-Harmonika wurden mir von der Decke des Zimmers herunter, auf besonderes Verlangen einige deutsche Lieder vorgespielt. Ich bemerke noch, daß diese Sitzungen bei halbdunkler Beleuchtung begannen, in der Hauptsache aber, wie gewöhnlich, Dunkelsitzungen waren. Mir als einem Teilnehmer werden sie wegen der Stärke der Kundgebungen wohl in besonderer Erinnerung bleiben, obwohl — wie immer in dieser Art von Sitzungen — die sich dabei äußernde Intelligenz eine sehr geringe, niedrigstehende ist.

Wahlverwandtschaft.

Von

Franz Forster.

Warum sich Menschen zusammenfinden
— Die Sonnenhellen, die „ewig Blinden" —,
Geschieht wohl sicher aus guten Gründen:
Sie fühlen, daß sie auf dieser Erden
In tiefster Seele sich gleich gebärden, —
Und „drüben" — wird es wohl auch so werden! —





Raffaels

Verklärung auf dem Berge Tabor

Matth. 17, 2.



Aus dem Reiche der Metaphysik.

Familienerinnerungen*),

erzählt von

Friedr. Wilhelm Groß.

(Nachdruck verboten.)

In der (Straße) Ashbrook Road, Upper Holloway, N. in London befindet sich ein bescheidenes Haus, das — wie dort meist alle — an eine Partei allein vermietet ist. In den achtziger Jahren war der Mietbesitzer ein Lehrer der Musik und neueren Sprachen, Professor Paul Groß, ein Deutscher, der neben seiner Privatlehrpraxis auch an einer bei London gelegenen Lehranstalt thätig war und noch ist.

Mein Bruder war mit einer Engländerin, Fanny geb. Daman, verheiratet. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er häufig von Hause abwesend sein mußte. — Namentlich in den Jahren von 1885 bis 1887 wurde seine Thätigkeit von der erwähnten Lehranstalt derart in Anspruch genommen, daß er vorübergehend dort wohnte, nur Sonnabends nach Hause kam, und seine Häuslichkeit höchstens bis zum Montag früh genießen konnte. —

In dieser Zeit, wo er sich seiner Frau so gut wie gar nicht zu widmen vermochte und diese — mit Ausnahme eines Tages in der Woche — sich

*) Das hier Erzählte liest sich zwar wie eine Novelle, ist aber ein Bericht wirklich geschehener Begebenheiten. Herr Professor Groß in London bestätigte den Sachverhalt derselben, den er sich nach der ihm gemachten Mitteilung über die erwähnten Traumvisionen und deren Erfüllung sofort in seinem Tagebuche aufgeschrieben hat. — Herr Friedr. Wilhelm Groß, der unsern Lesern bereits durch vielfache Mitteilungen aus dem reichen Schatze seiner Lebenserfahrungen seit Jahren bekannt ist, schreibt uns: „Wenn ich nicht die Thatsachen unverändert hätte wiedergeben wollen, würde sich die kleine Erzählung freilich noch fesselnder haben gestalten lassen; allein, da Sie keine Ausschmückung wünschten, und ich ebensowenig wie mein Bruder eine Entstellung der Begebenheiten gern sehen würde — denn es handelt sich doch um teure Familienerinnerungen —, so bin ich nur bemüht gewesen, sie möglichst so wiederzuerzählen, daß es den Leser fesselt, ohne doch der Lebenstreue zu nahe zu treten."

(Der Herausgeber.)

fast gänzlich selbst überlassen blieb, ja — außer der Stütze einer durch Kraftleistungen nicht gerade hervorragenden Gehilfin sogar des notwendigen Schutzes entbehrte, wollte es eine glückliche oder — unglückliche Fügung, daß sich eine Jugendfreundin, Miß Lucie, bei ihr einfand und als sehr erwünschter Gast dort blieb, dessen Aufenthalt sich schließlich auf mehrere Jahre ausdehnte.

Miß Lucie war von Geburt eine Irländerin und von Konfession gute Katholikin; sie war viele Jahre nicht mehr nach London gekommen. Ihre Verhältnisse waren früher sehr günstige gewesen, doch hatte sie leider früh ihre Eltern verloren und so trübe Erfahrungen gemacht, daß sie jetzt als gänzlich verarmte Waise die Weltstadt aufsuchte, um dort unbemerkter unterzugehen oder zu verschwinden, wenn nicht ein letzter Versuch gelang, eine geeignete Stellung zu finden, die sie der Sorge um ihre Existenz überhob.

Die Sehnsucht, eine Freundin wiederzusehen, war es mithin nicht, die Miß Lucie nach London führte; aber auch die Erreichung ihrer praktischen Ziele war dort keineswegs so leicht. — Auch in London schien das Verhängnis seine Verfolgung nicht aufgeben zu wollen, das die Miß schon so lange und hartnäckig heimgesucht hatte. Alle Anstrengungen ihrerseits, wie die ihres Gastgebers einen passenden Wirkungskreis zu finden, mißlangen auffallend. Wenn auch in dem Hause, in dem sie sich befand, eine unmittelbare Gefahr nicht bestand, so war doch die materielle Notlage, in der sich die bedauernswerte Miß befand, eine so drückende und bittere, daß ihre Gemütsstimmung sehr wesentlich dadurch beeinflußt wurde. — Seit Monaten war sie niedergeschlagen und weinte sich die Augen rot. Es wollte ihr absolut nichts mehr gelingen und ihre Entmutigung war auf einem Punkte angelangt, der kaum noch ein weiteres Sinken derselben möglich erscheinen ließ. —

Selbst Mrs. Groß wußte nicht mehr, was sie mit ihr anfangen sollte. „Aber Lucie," — fragte sie eines Tages — „geht es dir denn so schlecht bei mir, daß du so ganz verzweifelst? — Die Krisis wird auch bei dir vorübergehen und deine bedrängte Lage ein Ende nehmen, wenn das Unglück endlich müde ist, dir nachzugehen!"

Indes so gut gemeint diese Aufmunterungen auch sein mochten, so wenig fruchteten dieselben. „Es thut mir leid, Fanny, wenn ich dich betrüben muß," erwiderte die Unglückliche — „aber kannst du es mir verdenken, wenn meine Hoffnung zu Ende geht? — Ich erkenne es gern an, daß ich hier gut aufgehoben bin, allein — ich besitze keinen Schilling in meinem Vermögen, und was das Schlimmste ist, auch keine Aussicht auf eine baldige Änderung. Leider besteht aber zwischen dem Portemonnaie und dem seelischen Wohlbefinden ein so enger Zusammenhang, daß die geringste Störung in dem regelmäßigen Zufluß des ersteren augenblicklich auf unsern Geist zurückwirkt und eine Dissonanz erzeugt; davon ganz abgesehen, daß ich doch nicht ewig und auch nicht zeitlebens dein Gast bleiben kann." —

Es waren das freilich Bekümmernisse, die jedem Menschen in gleicher

Lage nahe treten müssen, aber dennoch bemühte sich Fanny, ihrer Freundin auch über diese Bedenken hinwegzuhelfen. „Nun ja," tröstete sie mit einigen philosophischen Bemerkungen — „ich will ja gern zugeben, daß du Ursache hast, dir Sorgen zu machen, aber dennoch darf man auch nicht sofort verzagen, wenn es einmal nicht nach Wunsch gehen will." —

„Sofort?" — warf Miß Lucie dazwischen — „Es sind bereits zwei Jahre, Fanny —"

„Nun, laß es auch zwei Jahre sein," entgegnete diese. „Das ist noch keine Ewigkeit, Lucie, und vorläufig bist du noch nicht bedrängt. Ich denke, das ist immer ein Glück bei allem Mißgeschick. Wir sehen dich sehr gern, und wie sehr wir dir auch alles Gute wünschen, würden wir uns doch schwer darein finden, wenn du uns jetzt plötzlich verlassen wolltest. Auch deine Zeit wird kommen. Das Leben ist ein vom Schicksal gesponnener Faden, in welchem sich viele Knoten befinden, die sich mitunter schwer entwirren, aber dennoch ist keiner so fest, daß er sich nicht einmal löste, und wenn es lange genug gedauert hat, wird diese Lösung auch bei dir eintreten." —

Lucie seufzte, drückte ihrer Freundin die Hand und stand dann auf, machte ein wenig Toilette und wollte — wie sie sagte — in die Kirche gehen. Die Engländer zeichnen sich überhaupt durch kirchliche Gesinnung aus, allein der Miß ging es wie anderen Personen, die in gleichen Situationen gern geneigt sind, sich in Sphären zu verlieren, die weit über ihren Horizont hinaus liegen. Auch die junge Irländerin war unter dem Drucke der Verhältnisse, denen sie unterlag, noch frömmer geworden, als sie erzogen war und besuchte seit ihrer Notlage das Gotteshaus noch öfter als früher. Manchmal wurde sie auch von Fanny begleitet, aber niemals von derselben zurückgehalten; allein — an diesem Tage schien es die letztere nicht gern zu sehen, obschon sie sich nicht darüber ausließ und sich offenbar Gewalt anthat, um nicht durch ihre Mitteilsamkeit noch mehr auf die düstere Stimmung ihrer Freundin einzuwirken.

Lucie war unterdessen mit ihren Vorbereitungen fertig geworden, blickte noch einmal in den Spiegel und wollte sich dann verabschieden.

„Willst du nicht lieber heute zu Hause bleiben, Lucie?" bemerkte Fanny wie zufällig.

„Zu Hause bleiben?" wiederholte die Miß überrascht. „Warum denn?"

„Weil ich meinen Mann erwarte!" lautete die Antwort.

Lucie blickte ihre Freundin scharf an und schien zu überlegen, ob sie die Gründe derselben für wahr halten sollte oder nicht. Einen solchen Wunsch hatte die letztere noch niemals ausgesprochen, und wenn es jetzt geschah, so war das etwas so Ungewöhnliches, daß man es der Miß allerdings nicht verdenken konnte, wenn sie aufmerksam wurde und einen Augenblick unentschlossen darüber nachdachte. „Nein, Fanny," — sagte sie nach einigen Sekunden zögernd. „Leider muß ich heute gehen, aber ich werde bald wiederkommen!" —

„Du mußt, Lucie?"

„Ja, ich muß!“

„Jetzt möchte ich, wie du vorhin, fragen — warum?“

Einen Moment schwieg die Miß. — Man sah, daß auch sie im Zweifel war, ob sie sich ihrer Freundin eröffnen, oder, was sie auf dem Herzen hatte, lieber als ihr Geheimnis bewahren sollte. — Allein — bald hatte sie sich eines Besseren besonnen, und um nicht mißverstanden zu werden, sagte sie: „Ja, Fanny, auch das sollst du wissen!“

Damit setzte sie sich wieder auf einen Sessel und erzählte in aller Kürze, daß sie in letzter Nacht einen seltsamen Traum gehabt habe. Sie hatte sich auf der Umschau nach einer Wohnung befunden und war auf dieser wenig angenehmen Reise auch in das Zimmer eines guten Hauses getreten. — Das Gemach hatte Trauerschmuck getragen und sich ihr so fest in das Gedächtnis eingeprägt, daß sie die Ausstattung der Räumlichkeiten bis auf die Bilder an der Wand bis in die kleinsten Details wiederzugeben vermochte.

Ähnlich wie bei mir — dachte Fanny, die mit dem größten Interesse der Erzählung zuhörte. Sie war nichts weniger als abergläubisch, aber in psychologischer Beziehung zu Anschauungen gelangt, die Menschen von oberflächlicher Gesinnung vielleicht belächelt haben würden. Allein — sie selbst befand sich an diesem Tage nicht in lächelnder Stimmung, war sogar sehr ernst, und anstatt ihre Freundin zu foppen, ermunterte sie dieselbe jetzt selbst dazu, ihr Vorhaben auszuführen.

Mittlerweile war der Vormittag vergangen und es für Lucie hohe Zeit geworden, daß sie sich auf den Weg begab, wenn sie noch ihren Gang unternehmen wollte. Sie stand daher rasch auf, trat etwas beiseite, zog ihr sehr zusammengeschrumpftes Geldtäschchen aus der Tasche, öffnete es, um einen Blick hineinzuwerfen, und klappte es still wieder zu, worauf sie es in die Tasche steckte und mit feuchten Augen eiligst das Zimmer verließ.

Darüber verging eine ganze Weile und Fanny blieb wie im Traume verloren sitzen. Sie hatte es wohl bemerkt, wie Lucie ihren Barbestand prüfte und ihre Armut ihr einige Thränen entlockt hatte, die vielleicht in das leere Täschchen gefallen waren. Jetzt, als Fanny wieder etwas zu sich kam, that es ihr unendlich leid, daß sie dem armen Mädchen nicht wenigstens einen Schilling mit auf den Weg gegeben hatte, obgleich ihre eigene Kasse auch keine Reichtümer aufwies. —

Diesem Gefühl des Bedauerns und der Wehmut nachhängend, blickte sie noch sinnend vor sich hin, als es anklopfte und ihr Mann eintrat. —

Wie aus dem Schlaf erwachend, sprang sie auf, um ihrem Gemahl entgegenzueilen. „Grüß Gott, Paul!“ rief sie demselben zu. „Es ist sehr gut, daß du kommst. Ja, ich glaube beinahe, daß ich dich niemals so sehnlich erwartet habe, wie heute!“

„Oho, Fanny!“ sagte der Begrüßte, ein wenig betroffen. „Grüß Gott! Aber das ist ja ein Empfang, der beunruhigen könnte. Was deine Erwartung betrifft, so wäre das ja an sich kein böses Omen, allein — aus deinem Schreiben möchte ich beinahe schließen, daß auch noch eine andere

Veranlassung vorgelegen hat, mich vor der Zeit zu berufen, als nur der Wunsch, mich zu sehen; zumal ich morgen ohnehin gekommen wäre. Ich will daher nur hoffen, daß ich etwas Angenehmes erfahren werde." —

Jedoch, schon aus dieser Voraussetzung ging hervor, daß er auch auf eine weniger günstige Nachricht gefaßt war, und an eine erfreuliche selbst nicht glaubte. Er war deshalb auch durchaus nicht bestürzt, als Fanny mit einem etwas bitteren Lächeln andeutete, daß sie ihm möglicherweise doch eine Enttäuschung werde bereiten müssen.

Er hatte es ihr bereits vom Gesicht abgelesen, und wenn der Irrtum auch auf ihrer Seite lag, so war er doch um so gespannter, und seine Frau zum Sopha führend, bemerkte er: „Das ist freilich wenig ermutigend; aber — da wir gerade dabei sind, so laß uns nur gleich zur Sache kommen. Denn was es auch sein mag — die Ungewißheit ist viel beunruhigender, als die Gewißheit. Was ist es also, Fanny?" —

„Ich habe einen bösen Traum gehabt. — Ich — und auch Lucie!" sagte sie verlegen.

„Auch Lucie?"

„Ja, Paul!"

„Weiter nichts?"

„Vorläufig allerdings noch nicht. Traum und Wirklichkeit treffen aber selten zusammen! Was mich aber am meisten bedrückt, ist die Unsicherheit meinerseits, ob ich geträumt oder Hallucinationen gehabt habe."

„Das kommt öfters vor, aber laß hören!" versetzte Paul, ohne jedoch zu lächeln.

Seine Frau war ermutigter und kam der Aufforderung nach, indem sie fortfuhr: „Ich träumte — wenn man es so nennen will — daß ich am Tische saß und in einem ungewöhnlich hellen Lichtstrahl Christus vom Himmel herabsteigen sah, der vor mir erschien. Er trug ein großes Buch unter dem Arm, das er aufschlug und vor mich hinlegte. Das ist das Buch des Lebens — sagte er — indem er mir eine Gänsefeder reichte, die er in der Hand hielt und mich aufforderte, meinen Namen einzuzeichnen. Mir war dabei zu Mute, als ob es sich um mein Leben handelte, und ich weigerte mich daher, der Aufforderung nachzukommen, auch dann, als dieselbe noch mehreremale wiederholt wurde. Als ich jedoch bei der Weigerung verharrte, nahm Christus das Buch wieder zurück und sagte: Nun, so gieb es her und auch die Feder! — Wenn du es selbst nicht thun willst, so werde ich es an deiner Stelle thun und deinen Namen in das Buch des Lebens einzeichnen. Damit nahm er die Feder und ich sah, wie er mit derselben meinen Namen einschrieb, worauf er seine Hand auf meine Stirn legte, seine Fingermale auf derselben zurückließ und verschwand." —

Auf Pauls Gesicht lagerte ein tiefer Ernst. Er mußte sich sagen, daß das allerdings ein sonderbarer Traum war. Er wagte es nicht, auch nur ein Wort des Tadels über die Leichtgläubigkeit seiner Frau auszusprechen, und war so sehr in Gedanken versunken, daß er nicht einmal bemerkte, daß Fanny schon geendigt hatte. Erst nachdem ihn letztere fragte, was

er dazu meine, suchte er sie damit zu beruhigen, daß sie nur einen Traum gehabt habe, wie es so viele gäbe, obwohl er seine Bewegung nur sehr mangelhaft verbergen konnte.

„Aber das war vorgestern," — fuhr seine Frau fort. „Über diese Erscheinung würde ich vielleicht noch hinweggesehen haben. Ich hätte mir gedacht, daß es ein merkwürdiger Traum gewesen sei, — weiter nichts! — Aber weit beängstigender war ein zweites — viel häßlicheres Gesicht, das mir gestern Nacht begegnete. An Stelle der Person des Erlösers erschien mir der Tod in der Gestalt eines schwarz umhüllten menschlichen Skeletts. Wie Christus — nur in etwas bestimmterer Form — machte er mir eine ähnliche Anzeige. Auf meine Frage, von wo er komme, gab er zur Antwort: Ich bin vom Himmel gekommen und reise durch die Welt, um Umschau zu halten. Auf diesem Zuge bin ich auch zu dir gesandt, um dir die Meldung zu machen, daß deine Zeit abgelaufen und dein Ende nahe ist. Bereite dich vor, deine Stunde ist gekommen! — Ich war erschüttert und wollte wissen, wer ihn gesandt habe, indem ich folgende Worte an ihn richtete: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes frage ich dich, wessen Auftrag du erfüllst? Aber anstatt eine Antwort zu geben, sank das Gespenst zusammen und war ebenfalls verschwunden."

Paul war tief ergriffen und suchte vergeblich nach Einwendungen, um die Eindrücke wenigstens abzuschwächen, die der Traum auf Fanny zurückgelassen hatte. Er glaubte wie alle Welt an die Bedeutung gewisser Erscheinungen des Traumlebens; aber er wollte es wie die meisten nicht eingestehen, während es sich andererseits für ihn von selbst verstand, daß er seine Frau soviel als möglich von dem Gedanken an Vorverkündigungen dieser Art abzubringen suchte.

„Ich habe mich niemals mit diesen Mysterien abgegeben," bemerkte er — „aber so viel ich gehört habe, ist es durchaus kein übler Traum, den Christus zu sehen, und von dem Tode sagt man sogar, daß er Gutes — und mitunter auch Unwetter — andeuten soll. Unruhige und beängstigende Träume sind nicht immer die schlimmsten und gute und angenehme nicht allemal die besten."

„Ja," — meinte Fanny, die ihm in dieser Beziehung beipflichten mußte — „aber schon Calpurnia sagte, als sie Cäsar am Tage seines Todes von dem Gange auf das Kapitol zurückhalten wollte: Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben! und ich möchte sagen: Solche Gesichte hat man nicht, wenn man einen Finger verstaucht oder ein Ei zerbricht."

Ihr Gemahl dachte vielleicht dasselbe, aber er wollte es nicht verraten. „Jedenfalls wäre es aber unverzeihlich, sich mit solchen Blasen des Hirns beunruhigen zu wollen," erwiderte er. „Ich gestehe zu, daß deine orakelhaften Erscheinungen für mystisch angelegte Naturen einen recht reizbaren Stoff liefern, aber — zu den Seltenheiten gehören sie nicht. Ich selbst erinnere mich, deren ähnliche gehabt zu haben, und kann mich nicht entsinnen, daß irgend etwas darauf gefolgt wäre. Mit den

deinigen dürfte es sich wohl ebenso verhalten, zumal du selbst sagst, daß auch Lucie ziemlich dieselben Erscheinungen gehabt hat. Übrigens sehe ich sie nicht; wo ist Lucie?"

„In der Kirche!" versetzte Fanny, die jetzt erzählte, was ihrer Freundin begegnet war. „Sie muß übrigens bald zurückkehren."

Mit einiger Teilnahme hörte Paul auch dieser Mitteilung zu, stand dann auf, zündete sich eine Cigarre an und fragte nach einer Tasse Thee.

Fanny verließ einen Augenblick das Zimmer, um seinen Wunsch nachzukommen, kehrte aber schon nach einigen Minuten zurück, setzte eine Tasse auf den Tisch und wollte noch einiges über Lucie ergänzen, als diese selbst eintrat.

„Grüß Gott, Herr Groß! Grüß Gott, Fanny!" rief sie beiden heiter entgegen.

Diese sahen eins das andere verblüfft an. Wenn Paul nicht selbst häufig genug die Miß beobachtet hätte, würde er geglaubt haben, daß ihm seine Frau ein Märchen habe aufbinden wollen. Das war nicht mehr Lucie selbst, die am Morgen davon gegangen war, sondern ein lebenslustiges munteres Mädchen, das — wie es aussah — niemals einen Kummer gekannt hatte. Die Traurigkeit war von ihr gewichen, und auf ihrem wolkenumschleierten Gesicht leuchtete es wie ein sonniger Maitag. —

Was sollte das bedeuten? — „Grüß Gott, Lucie!" erwiderte Paul den Gruß. „Wie geht's Ihnen!"

Die Miß dankte lachend.

„Aber Lucie," versetzte ihre Freundin, der die verschiedenartigsten Gedanken durch den Kopf gingen, was der Miß begegnet sein könnte, um eine solche Verwandlung derselben zu bewirken. „Ich kenne dich nicht mehr wieder. Sollten sich deine Visionen schon verwirklicht haben, und mein Mann recht behalten, daß auch meine Hallucinationen sich auf deine Person bezögen, und einen anderen als von mir befürchteten Sinn haben? — Wenn ich dich nicht lange genug kenn'te, würdest du imstande sein, mich ein Gefühl — das der Eifersucht — kennen zu lehren, das mir bisher völlig fremd geblieben war!"

Lucie antwortete mit einem herzhaften Gelächter und Fanny — durch deren Seele dieser Frohsinn wie ein Frühlingshauch ging — wurde mit neuen Hoffnungen erfüllt, die sich wohlthätig auf alle äußerten.

„Daran hatte ich allerdings nicht gedacht!" kicherte die Miß über die Anspielung ihrer Freundin. „Um aber auch den leisesten Argwohn zu zerstreuen, will ich es nur sagen, daß mir etwas Angenehmes widerfahren ist!"

„Gott sei Dank!" sagte Fanny neugierig. „Das ist wenigstens doch einmal etwas Erfreuliches! Kann man es nicht erfahren? — Wir sind voller Erwartung!"

Die Miß war sofort bereit, dem Wunsche nachzukommen. Sie selbst fühlte das Bedürfnis, ihr Herz auszuschütten, und begrüßte es mit Vergnügen, daß man ihr in dieser Richtung entgegenkam.

Alle setzten sich um den Tisch und Lucie begann zu erzählen:

„Als ich mich heute morgen sorgenschwer von hier entfernte, war es in meiner Seele dunkle Nacht. Wie wahnsinnig rannte ich davon, als ob mich das Unglück jagte. Es war eine Flucht — eine Flucht vor den Dämonen meiner Verzweiflung, um so schnell wie möglich in die Kirche zu kommen und mich verstecken zu können. Wie ich dorthin gekommen, weiß ich nicht; mir rollten die Thränen aus den Augen, daß ich weder Weg noch Steg sah. In meinem Kopfe drehte sich alles, die Straßen — die Häuser — die Türme, — die ganze Welt und alles schien zu schwimmen. Wohl mehr von meinem Instinkt geleitet erreichte ich mein Ziel. Dort angelangt, war das erste, daß ich mich meiner wenigen Pence entledigte, die ich noch besaß, um sie den Seelen im Fegefeuer zu opfern. Etwas mehr konnte ich damit nicht anfangen; sie nützten mithin zu nichts. — Dann warf ich mich hin, um der Messe beizuwohnen — überwältigt vor Schmerz über mein Elend, der vielleicht aus mir herausgeschrieen haben mag, denn mehreremale nahten sich mir mitleidige Menschen, die mich beobachteten. Wie lange ich dort gewesen, weiß ich nicht, aber — als ich die Kirche verließ, war ich erheblich ruhiger und resignierter. Ich mußte mir sagen, daß mir Schlimmeres als der Verlust meines Lebens nicht mehr begegnen konnte und dieses jammervolle Dasein war mir so wenig wert, daß ich es lieber heute als morgen hingegeben hätte. — In dieser Verfassung taumelte ich heimwärts, als ich mich plötzlich von einem Herrn angesprochen sah, der mir bekannt vorkam, ohne jedoch zu wissen, wo ich denselben schon gesehen haben könnte. Er war wohlwollend und von großer Güte, schien mich ebenfalls zu kennen und fragte zu meinem Erstaunen, ob ich nicht eine Stellung suchte, was ich bejahte. Ohne zudringlich zu sein, nannte er mir ein Haus und eine Adresse, wo eine solche Stellung zu finden sei, forderte mich auf, sofort dorthin zu gehen, mich vorzustellen, und versicherte, daß ich es nicht umsonst thun würde. Ich habe mir die Adresse aufgeschrieben — hier ist sie!“

Dabei öffnete Lucie ihr Notizbuch und legte es vor ihren verwunderten Zuhörern auf den Tisch.

Paul nahm es und prüfte die Aufzeichnung. Straße und Gegend waren ihm wohlbekannt. „Aber — wie steht es mit dem Herrn? Haben Sie gefragt, wer er ist und wie er heißt?“

Lucie war wie betäubt vor Schreck. Daran hatte sie in ihrer freudigen Aufregung noch nicht gedacht, und jetzt — wo sie daran erinnert wurde, war es ihr, als ob sie aus einem wunderschönen Traume aufgeschreckt wurde. „Nein, Herr Groß!“ sagte sie — „das ist mir leider noch nicht eingefallen, und wenn es nicht ein Gottesbote gewesen ist, kann es sein, daß ich eine schreckliche Enttäuschung erlebe!“

Ihre Freundin suchte sie darüber zu trösten. „Nehmen wir vorläufig an, daß es wirklich ein solcher Bote war, der dir vom Himmel gesandt worden ist, Lucie,“ — bemerkte sie. „Ich kann es mir nicht gut denken, daß alles auf einer Illusion beruhen sollte. Zunächst also Ruhe bewahren und morgen sofort das Haus aufsuchen.“

Auch Paul war derselben Meinung und vorläufig bemühte auch er sich, die Miß bei guter Hoffnung zu erhalten und ihr wenigstens einige frohe Stunden zu gönnen, was auch schon etwas wert war. „Können Sie mir sagen, wie der Herr aussah?" fragte er.

„Ja, das kann ich, Herr Groß!" fiel sie rasch ein, so daß letzterer ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, und zum Ergötzen desselben beschrieb sie nun den Unbekannten vom Kopf bis zu Füßen mit einer so minutiösen Genauigkeit, wie man sie bei den meisten Frauen bewundern kann, wenn sie einen Mann gesehen haben.

„Nun, das ist auch schon etwas!" versetzte Paul befriedigt. „Wenn Sie morgen bei Ihrer Vorstellung mangels eines Namens, auf den Sie sich berufen können, dieses Signalement ebenso genau wiederholen, und man sich dann noch nicht über die Person, die Sie schickt, im Klaren befindet, dann existiert sie überhaupt nicht, und das Ganze ist ein metaphysischer Zauber!"

Diese nicht ohne Humor hingeworfenen Worte hatten zur Folge, daß die Gefahr einer neuen Störung in der häuslichen Stimmung glücklich beseitigt wurde, und der heitere Ton zurückkehrte. Dabei verging der anfangs recht trübe hereinbrechende Abend so fröhlich und animiert, wie lange nicht. Alle freuten sich über die unverhoffte Wendung für die Miß, und wenn sich auch bei Paul ein leiser Zweifel nicht auslöschen ließ, so versuchte er doch, sich selbst einzureden, daß ebensogut auch einer jener merkwürdigen Fälle vorliegen könne, die er schon mehr als einmal bei Lucie beobachtet hatte, und die, da eine andere Erklärung für dieselben nicht zu finden war, in das Gebiet des Übersinnlichen verwiesen werden mußten. Sie hatte schon öfters im wachen Zustande Dinge gesehen, die ihn frappierten und so war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es sich auch jetzt ebenso verhielt, und ihre Sehergabe sich aufs neue bewährte und bethätigte. Vielleicht auch — daß sie zu denjenigen Personen gehörte, die entweder durch die Lauterkeit ihres Charakters oder geistige Thätigkeit über andere Menschen hervorragen und in einen Zustand geraten, in welchem sie — wenn auch nicht Gott schauen — doch, wie Swedenborg und viele andere, gewisse Dinge voraussehen oder empfinden, die der großen Mehrzahl verborgen bleiben.

„Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen von allen dreien sowohl der eine wie der andere kaum den nächsten Tag erwarten konnte. Zum Glück war es ein Sonnabend, an welchem das Schulamt auch für Paul eine größere Freiheit gestattete und dessen Thätigkeit nur bis Mittag in Anspruch nahm, so daß er früher als gewöhnlich nach Hause zurückkehren konnte. In Rücksicht darauf beschloß man daher, sich an diesem Abend nun zur Ruhe zu begeben, um für die wichtige Entscheidung, die man erwartete, die erforderlichen Kräfte zu sammeln.

❦

Am nächsten Morgen war in dem Hause meines Bruders schon alles früh in Bewegung. Wohl keiner hatte viel geschlafen — ein jeder war in Anspruch genommen, um sich für seine Aufgabe vorzubereiten.

Paul mußte in sein Amt, Fanny, von Lucie unterstützt, hatte mit dem Frühstück zu thun und letztere — nachdem dieses erledigt war — sich für ihren Gang vorzubereiten, um zu erfahren, ob sie nur dem Nervenspiel einer fieberhaft erregten Phantasie zum Opfer gefallen oder wirklich an der Wende eines trüben Lebensabschnittes angelangt sei; während Fanny, erfreut über Lucies Aussichten — und noch mehr über die irrtümliche Auslegung ihrer eignen ominösen Träume (wie sie immer mehr glaubte), die Sorge auf sich genommen hatte, für die Rückkehr ihres Gemahls und ihrer Freundin mit einer entsprechenden leiblichen Stärkung einzutreten, — vorausgesetzt natürlich, daß alles einen erwünschten Verlauf nahm. —

Daß es aber auch anders kommen könnte, mochte man vorläufig nicht in Berechnung ziehen. —

Paul war der erste, der das Haus verließ. Bald folgte auch Lucie und für den halben Vormittag war Fanny allein zurückgeblieben; sie hatte durchaus nicht zuviel Muße, um sich beschaulichen Betrachtungen hingeben zu können. —

Obwohl die englische Küche weit einfacher als die deutsche ausfällt, so hatte doch die Hausfrau alle Hände voll zu thun, wenn sie bis zur Rückkehr ihrer Angehörigen mit allem fertig sein wollte. Sie wünschte nicht warten zu lassen, aber — wenn es möglich wäre — auch selbst nicht zu warten oder eine Minute zu verzögern, um sich zu Tisch setzen zu können, wenn alle beisammen wären. Sie war zu sehr gespannt auf die Erlebnisse ihrer Freundin, und darüber — dachte sie — würde sich am Tisch vor dem Teller am besten berichten und unterhalten lassen. —

Bei dieser Beschäftigung war der Vormittag sehr rasch vergangen und auch noch eine und eine halbe Stunde darüber; allein — bevor noch die zweite Stunde voll war, hatte Fanny das Vergnügen, den Tisch zum Empfang ihrer Gäste vollständig gedeckt vor sich zu sehen und das Eintreffen derselben gelassen abwarten zu können.

Es war übrigens nicht zu früh, denn wenn keine unvorhergesehenen Abhaltungen dazwischen kamen, mußte ihr Gemahl jeden Augenblick eintreffen, und da er sich — wie anzunehmen war — an diesem Tage sicherlich nicht um eine Minute länger, als unbedingt nötig, würde zurückhalten lassen, durfte sie seiner Ankunft um so sicherer sein.

Und in der That sollte sie sich in dieser Berechnung nicht täuschen, denn noch hatte sie nicht Zeit gehabt, die Richtigkeit ihres Exempels einer Prüfung zu unterziehen, als Paul im Eilschritt hereintrat.

Seine erste Frage — nachdem er seine Frau begrüßt hatte — war nach Lucie, die er bereits anzutreffen glaubte, und als er hörte, daß das noch nicht der Fall sei, begann er sofort nachzurechnen, wieviel Zeit sie zur Zurücklegung des Weges hin und zurück und auch im höchsten Fall zum Aufenthalt an Ort und Stelle brauchen konnte. Die Folge davon war das Ergebnis, daß sie eigentlich schon viel zu lange ausblieb; und er fing an, sich in allerlei Betrachtungen über ihre gestrige Vision und den Charakter des ihr begegneten Herrn zu ergehen, der sich so wohlwollend gezeigt hatte. In London hat man mit derartigen Erscheinungen

— besonders wenn sie den Damen gegenüber in männlicher Gestalt auftreten — noch vorsichtiger als anderwärts zu sein, und als Paul noch eine halbe Stunde gewartel hatte, überlegte er bereits, ob er Lucie nicht nachgehen sollte — als diese heiter und wohlgemut hineinstürmte.

Ihr Gruß, wie ihr ganzes Wesen drückte ein hohes Maß von Glückseligkeit aus, was schon ein gutes Vorzeichen war, und wenn eine Verwechselung möglich gewesen wäre, hätte man denken können, ein junges Mädchen zu sehen, das von seinem ersten Balle zurückkehrte.

Eine Frage nach ihrem Befinden war daher überflüssig. Hastig warf sie ihr Mäntelchen ab und eine einzige ihrer Bewegungen sagte mehr, als sie mit Worten hätte ausdrücken können.

„Sie sind etwas lange ausgeblieben, Lucie!" bemerkte Paul befriedigt.

„Ja, ich weiß, daß Sie gewartet haben werden, aber — so sehr mir deshalb bangte, würde ich es doch kaum bereuen können, wenn es noch länger gedauert hätte," erwiderte sie.

Ersterer nickte beifällig. —

„Also so gut ist es ausgefallen?" — warf Fanny dazwischen. „Dann bin ich zufrieden, Lucie, und ich gratuliere herzlich! — Wir können uns nun gemütlich an den Tisch setzen."

Damit beeilten sich die beiden Frauen, die in der Küche wartenden Schüsseln aufzutragen, und einen Augenblick später saßen alle drei wieder am Tische, um ein jeder den anderen in der Vertilgung der von Fanny zubereiteten saftigen Fleischstücke zu überbieten. Seit Monaten hatte man nicht wieder einen solchen Appetit entwickelt — seit nicht mehr erinnerlichen Zeiten hatte es so gut geschmeckt. Lucie empfand sogar — wie sie sagte — zum erstenmale, seit sie in London war, wieder eine Anwandlung von Durst nach Flüssigkeiten, wie er sich eigentlich mit dem bescheidenen Etat des Haushaltes eines Professors des Schulfaches nicht verträgt, aber — noch größere Augen machten Fanny und Paul, als die Miß um die Vergünstigung bat, auch ihrerseits sich mit einem kleinen Teil an den Anstrengungen beteiligen zu dürfen, welche die Hausfrau gemacht hatte, um das Mahl zu einem opulenten und feiertäglichen zu gestalten.

Es würde ihr furchtbar wehgethan haben, wenn ihre Gutmütigkeit vielleicht abgelehnt und das wohlthuende Gefühl, einmal einen Beweis ihrer Dankbarkeit geben zu können, aus unzarter Rücksicht verletzt worden wäre, und deshalb wurde ihre Freigebigkeit gern angenommen.

Miß Lucie stand auf, holte einige Gläser, entwickelte dann ein Packetchen, das sie in ihrem Täschchen verborgen hatte, brachte einige Flaschen mit wundersamem Inhalt zum Vorschein, setzte sie auf den Tisch und bat Herrn Groß, sie zu öffnen und die Gläser zu füllen.

Paul kam gern ihrem Wunsche nach, und Fanny war starr vor Erstaunen über die Freigebigkeit und den Luxus, den sich die Spenderin gestattet hatte. „Aber Lucie," sagte sie — „du mußt einen glücklichen Tag gehabt und einen großen Schatz gehoben haben!" —

„Gott sei gedankt, ja!" bestätigte die Miß gerührt, während ihre

Augen feucht erglänzten. „Es ist besser ausgefallen, als ich zu hoffen gewagt hätte, aber — am glücklichsten macht es mich doch, daß ich auch einmal etwas auf den Tisch setzen kann, von dem ich bisher nur empfangen habe!" —

Bei dieser Herzensergießung nahm Paul das Glas und fiel ihr in das Wort. „Stoßen wir lieber an," — sagte er —, „aber lassen wir alle Sentimentalitäten fahren. Ich weiß nichts von Verdiensten, die auf Dankbarkeit Ansprüche erheben könnten, aber ich freue mich, daß Sie das Glück in meinem Hause aufgesucht hat, um Sie uns zu entführen." —

Damit ließ man die Gläser klingen und trank auf die Beständigkeit der flatterhaften Fortuna.

Die Miß dankte, um aber etwaige geheime Besorgnisse bezüglich ihrer Municifenz zu zerstreuen, zog sie ihr Geldtäschchen hervor, überreichte es Paul, und fügte folgende Worte hinzu: „Damit Sie sehen, daß ich in meiner Verschwendung nicht zu weit gegangen bin, und nicht beunruhigt sein dürfen, wollen Sie sich selbst davon überzeugen!" —

Vergnügt nahm Paul die kleine Schatulle, wog sie lachend in der Hand, meinte, daß sie schwer sei, öffnete dieselbe und ließ ein „Ha!" der Überraschung hören, als ihm mehrere Pfunde in Gold entgegenfunkelten.

Die Miß lachte glückselig. „Zeigen Sie es Ihrer Frau auch, Herr Groß!" meinte sie.

Paul that es und schüttete das Täschchen vor Fanny auf den Tisch aus, indem er fragte: „Was sagst du dazu, Frau?" —

Diese schlug die Hände über dem Kopfe zusammen bei dem Anblick dieses Reichtums. „Ist das möglich!" rief sie. „Kann man mit einemmale so reich werden, wenn man so arm gewesen ist? Aber meine Prophezeiungen haben sich schneller erfüllt, als man ahnen konnte. Der Knoten in deinem Schicksalsfaden hat sich unverhoffter Weise gelöst; aber wie das zugegangen, mußt du uns jetzt zum Besten geben!"

Darauf hatte die Glückliche längst gewartet. Es bedrückte sie schon lange, in sich verschließen zu müssen, was sie erlebt hatte. „Ich will's!" sagte sie erfreut, um dann ohne weiteres derselben nachzukommen.

Messer, Gabel und sonstige Tischinstrumente wurden vorübergehend in Ruhe gesetzt und vier erwartungsvolle Augen hefteten sich auf die Heldin des Tages, damit keine Silbe verloren ging. —

„Jetzt, wo nach menschlicher Voraussicht der entsetzliche Zustand des Schwebens zwischen Himmel und Hölle überwunden ist," — nahm Lucie das Wort — „darf ich wohl eingestehen, daß die Zuversicht in meine Offenbarungen und in die Zuverlässigkeit des Fremden von gestern keineswegs eine sehr große war, als ich den Gang nach dem mir bezeichneten Hause antrat. Indes war ich doch schon etwas beruhigter, als wenigstens das Haus vorhanden war. Man konnte daraufhin noch mehr vermuten. — Ich blieb vor demselben stehen, und trotzdem ich es noch niemals gesehen hatte, kam es mir bekannt vor, bis ich mich schließlich erinnerte, daß es dasselbe war, in welchem ich vorgestern im Traume nach einem

Quartier gesucht hatte. — Etwas gefaßter, wenn auch aufs höchste erregt, trat ich ein und fand auch im Innern dieselben Räumlichkeiten vor, so daß ich mich recht gut zurechtfinden konnte. Ebenso verhielt es sich, als ich in das Zimmer geführt wurde, das ich auf den ersten Blick wiedererkannte. Zwar fehlte der Trauerschmuck, den ich im Traume gesehen hatte, aber an der Wand hingen in ungefähr derselben Ordnung die Bilder, von welchen ich dir erzählt hatte, Fanny.“ —

Die letztere nickte mit dem Kopfe und Paul hing an ihren Lippen, um auch das Unbedeutendste aus der Berichterstattung zu erhaschen.

„Und wie stand es mit der Dame des Hauses?“ forschte Fanny.

„Ja, das fragte ich auch, als ich atemlos dastand und dachte, was mir der nächste Augenblick bringen würde,“ meinte Lucie. „Aber auch die Dame kam! Über ihre Erscheinung war ich mir vielleicht am wenigsten sicher, doch wurde ich freundlich empfangen. Es kam mir vor, als ob ihr auch meine Person auffiele, und ich denselben sympathischen Eindruck auf sie ausübte, wie umgekehrt, denn sie erkundigte sich gütig nach meinem Anliegen. Ich teilte ihr nun mit, was ich von dem Herrn erfahren hatte, worüber sie betroffen schien. Sie konnte sich das nicht erklären, da sie zwar den Wunsch gehegt habe, und noch hege, eine junge Dame zu engagieren, sich aber darüber noch gegen niemanden ausgelassen habe, ihre Gedanken daher auch keinem Menschen bekannt sein könnten.“

Das wurde immer interessanter, und wenn Paul die Miß nicht hinreichend gekannt hätte, würde er dieselbe unbedingt verdächtigt haben, daß sie ihm ein Märchen erzählte, das sie sich ausgedacht hatte; obgleich ihr goldener Beweis, den sie in ihrem Täschchen trug, von vornherein solche Gedanken ausschloß.

Allein — es sollte noch viel märchenhafter werden: „Ich war natürlich über die Äußerung der Dame verlegen,“ — fuhr Lucie fort — „da der Argwohn Platz greifen konnte, daß ich die Unwahrheit sagte. Ich erlaubte mir daher, den Herrn zu beschreiben, und dann zu fragen, ob nicht ein solcher im Hause bekannt wäre. Die Dame war augenscheinlich ergriffen und jemehr ich mich bemühte, in meiner Schilderung möglichst genau zu sein, desto mehr bemerkte ich, daß dieselbe sie fesselte. Ich wurde — ob zufällig oder absichtlich, weiß ich nicht — etwas mehr in die Mitte des Zimmers geführt, so daß ich mich den Bildern an der Wand gegenüber befand, und bemerkte nun das Porträt eines Herrn, das ich sofort und mit größter Bestimmtheit als dasjenige bezeichnen konnte, dessen Güte ich meine Adresse verdankte.“

Miß Lucie hielt einen Augenblick inne, als ob sie selbst über eine unbestimmte Empfindung hinwegzukommen suchte und setzte dann ihre Berichterstattung fort: „Die Dame staunte mich an — ich weiß selbst nicht wie — wie ein fremdes Wesen und meinte: Sie irren, Miß! Das ist unmöglich! — Und als ich erklärte, daß ich dennoch bei meiner Behauptung stehen bleiben müsse und mich nicht irre, sagte sie erregt: Miß, dann müssen Sie den Schatten eines wandernden lieben Geistes gesehen haben, denn dieser Herr weilt seit mehreren Jahren nicht mehr unter

den Lebenden. Er ist ein Mitglied meiner Familie, aber schon seit längerer Zeit gestorben. Aber was mich dennoch frappiert, das ist die Ähnlichkeit des von Ihnen gezeichneten Herrn mit diesem Bildnis und die merkwürdige Kenntnis Ihres Gönners mit meinen geheimsten Gedanken.“ —

„Mir selbst“ — meinte Lucie — „kam das mysteriös vor, und ich mußte der Lady bekennen, daß ich dann allerdings nur annehmen könnte, mit einem Toten verkehrt zu haben, und als ich sie fragte, ob wir uns nicht vielleicht auch in dem ehemaligen Trauerzimmer befänden, begann die Dame zu weinen, und ich erfuhr, daß meine Vermutung in der That zutraf.

„Ich bin“ — schloß Lucie ihre Mitteilung — „mit meinen seltsamen Erlebnissen zu Ende, denn daß mich meine Gönnerin auf Grund meiner eigentümlichen Empfehlungen in ihr Herz geschlossen und engagiert hat, habe ich bereits verraten. Ob auch sie in meiner Seele gelesen oder in mein Portemonnaie geschaut, vermag ich nicht zu wissen; aber sie entließ mich nicht, ohne mir fünf Pfund in mein leeres Täschchen zu stecken, und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich mich nicht gesträubt habe, dies anzunehmen. Seit Jahren arm, wie eine Kirchenmaus, fühle ich mich jetzt reich wie eine Millionärin.“ —

Die Miß schwieg und griff wieder zum Messer und zur Gabel, um nun auch mit dem Inhalt ihres Tellers ebenso zum Ende zu kommen.

Paul und seine Frau folgten ihrem Beispiel. Auch sie hatten ihre angenehme Thätigkeit eingestellt, um mit atemloser Stille zuzuhören, aber nachdem Lucie den Schatz ihrer Denkwürdigkeiten erschöpft hatte, mußten auch sie gestehen, etwas Unbegreiflicheres noch nicht erlebt oder gehört zu haben.

„Ich habe früher nicht an übersinnliche Dinge glauben mögen,“ bemerkte Paul, — „allein, wenn man nach solchen Erlebnissen nicht bekehrt wird, dann muß man nicht erkennen wollen und in geistiger Beziehung ein Dickhäuter sein.“

Fanny mußte ihm darin aus voller Seele beipflichten und so ging noch manche Frage und Antwort herüber und hinüber. Es war ein unergründlicher Stoff, und schon saß man abends beim Thee, aber immer war man noch nicht mit der Behandlung des Tagesereignisses zu Ende gekommen.

„Und wann gedenkst du deine Stellung anzutreten, Lucie?“ fragte Fanny etwas bekümmert über den Verlust, der ihr bevorstand.

„Von der Lady wurde es sofort gewünscht,“ lautete die Antwort; „allein — ich habe mir noch einen Urlaub von einer Woche erbeten, um noch acht Tage sorgenlos bei euch verleben zu können. Lange genug habe ich dir ein trauriges und vergrämtes Gesicht zeigen müssen, das manchmal sogar nicht sehr erträglich gewesen sein mag; jetzt wollte ich dir wenigstens noch auf kurze Zeit ein heiteres zeigen, wie du es gekannt hast, als wir ehemals noch mitsammen in die Schule gingen.“ —

Fanny war sehr erfreut darüber, und lobte ihre Freundin für diese liebevolle Aufmerksamkeit: „Es wäre mir sehr hart angekommen,“ —

fügte sie hinzu — „wenn ich dich ganz unvorbereitet hätte davongehen sehen. Wie es jetzt liegt, findet man wenigstens Zeit, sich noch etwas an den Gedanken zu gewöhnen, und soweit es möglich, wollen wir dieselbe ausnützen!"

Diesen guten Vorsätzen suchte man auch nach Kräften zu entsprechen, und beide Teile boten alles auf, das kurze Beisammensein noch zu einem möglichst erinnerungsfreundlichen und genußreichen zu machen. „Wer weiß," — ließ Fanny wiederholt sich vernehmen — „ob und wann wir noch einmal wieder so Leid und Freude miteinander werden austauschen können." —

Aber auch Lucie hatte keine Redensart gebraucht, als sie sagte, ihrer Freundin noch ein heiteres Gesicht zeigen zu wollen. Sie hielt Wort, und fast sah es aus, als ob sie die größten Anstrengungen machte, das düstere Bild der Traurigkeit wieder zu verwischen, das sie während der letzten beiden Jahre in Fannys Vorstellung erzeugt hatte.

Soweit sich diese Absicht erreichen ließ, wurde sie gewiß auch erreicht, und als kaum drei Tage vergangen waren, hatte die frohsinnige Lucie zum guten Teil ihr schwermütiges Abbild verdrängt und ein angenehmeres an seine Stelle gesetzt.

Allein — um so schneller verging auch dabei ein Sonnenauf- und -Untergang nach dem anderen, und ehe man es sich versah, war die Stunde herangekommen, wo man sich trennen mußte. —

Auf wie lange? — Das blieb der Zukunft vorbehalten, aber — es geschah nicht ohne Herzeleid, und nur wenn Fanny sich vergegenwärtigte, daß es sich um eine Existenz- und Lebensfrage ihrer Freundin handelte, konnte sie sich mit dem Gedanken an eine dauernde Trennung aussöhnen. Was aber am meisten zu ihrer Beruhigung beitrug, war der immer mehr zur Gewißheit werdende Trugschluß, daß mit dieser Losreißung Lucies vom häuslichen Herde sich doch eigentlich nur ein glückliches Ereignis vollziehe, mit welchem auch zugleich ihre — Fannys — Träume in Erfüllung gingen, die ihr so unheilvoll erschienen waren. —

Es war zu ihrem Glück ein Irrtum, der ihr manchen Seelenschmerz — manchen bangen Augenblick ersparte. — In Wirklichkeit kam es leider anders! — Unvermerkt und ohne es tragisch zu nehmen, fing Fanny bald darauf an, zu kränkeln und zu hüsteln. — Von Zeit zu Zeit ging es besser und dann wieder um so schlechter. — In aller Stille nagte ein zerstörender Wurm an ihrem Leben, der nicht mehr zu entfernen war. Darüber brach der rauhe, nebelreiche und finstere Londoner Winter herein, der träge genug verging, aber doch sein Ende erreichte. Es kam der Frühling — jedoch nicht die ersehnte Genesung, und jemehr die Natur ihrer abermaligen Verjüngung näher rückte, desto merklicher siechte Fanny hin. — Am zehnten Mai, ungefähr sechs Monate nach Einzeichnung ihres Namens in „das Buch des Lebens", als der Lenz in und um London sein Lager aufgeschlagen hatte, hauchte Fanny an einem Lungenleiden ihren Geist aus. —

Leider wurde ihr nicht einmal das Glück zu teil, sich noch von ihrer

Freundin verabschieden zu können, denn Lucie war gerade vorübergehend von London abwesend und konnte somit ihre Jugendgenossin auch nicht auf ihrem letzten Heimgange begleiten. Als sie aber einige Monate später wieder in London eintraf, war ihr Weg nach Fannys ehemaliger Wohnung, wo sie lebend geweilt hatte.

„Herr Groß," — bat sie — „wollen Sie mich nicht in das Zimmer führen, in welchem Ihre Frau gestorben ist? — Ich möchte es sehen!"

Paul hatte es bereits — um nicht im Hause allein zu sein und ebenso, um nicht überflüssige Räume leer stehen zu lassen — weiter vermietet, zeigte aber — um der Pietät Lucies genug zu thun — ein anderes Zimmer, da sie sich sonst tief bekümmert haben würde.

Die Miß trat ein, hielt sich einen Augenblick darin auf und wollte dann auch die übrigen Zimmer sehen. Auch das wurde ihr gern gewährt, und sie sah sich auch in diesen um, verlangte aber auch das letzte zu sehen.

„Ich habe es vermietet, Miß!" versetzte Paul.

„Können Sie es dennoch nicht möglich machen?" bat Lucie.

Zuerst nahm Paul Anstand, ihrem Wunsch zu willfahren, aber endlich gab er nach und suchte es durchzusetzen, daß Lucie auch das letzte Zimmer betreten durfte. Einen Augenblick betrachtete sie es aufmerksam und brach dann in heftiges Schluchzen aus, dem auch Paul nicht widerstehen konnte. „Sie wollten mich täuschen, Herr Groß!" sagte Lucie. „Das gelingt Ihnen nicht! — In diesem Zimmer ist Fanny gestorben, nicht in jenem!"

Paul war tief erschüttert und mußte zugeben, daß sie recht habe.

Solange die Miß in London lebte, besuchte sie wenigstens noch wöchentlich ein- oder zweimal das Haus, in welchem sie so lange Gastfreundschaft gefunden hatte. Allein, auch sie hatte bereits den Lenz ihrer Jugend überschritten und eines Tages, als sie wieder erschien, wendete sie sich mit den Worten an Paul: „Herr Groß, ich muß Ihnen persönlich eine wichtige Meldung machen: Es ist hohe Zeit, daß man daran denkt, sich einen eigenen häuslichen Herd zu gründen. Ich werde mich verheiraten!" —

Das war etwas so Natürliches, daß sich dagegen nichts sagen ließ, und Paul konnte nur gratulieren. — Kaum einige Monate später war Miß Lucie bereits in Dublin, von wo sie im Frühling des verflossenen Jahres als Mrs. Synon nach London zurückkehrte und ihren ehemaligen Gastfreund noch wiederholt aufsuchte, bis dieser auf längere Zeit nach Deutschland reiste. Bei dieser Gelegenheit war auch Lucies oder — wie sie jetzt heißt — Mrs. Synons Spur verloren gegangen, denn als Paul im Herbst wieder nach London kam und den Versuch machte, sie aufzusuchen, um einige Daten von ihr zu empfangen, wollte das nicht so leicht gelingen. Ob seine Bemühungen in der Folge von besserem Erfolg begleitet sein werden, bleibt lediglich einem glücklichen Zufall anheimgegeben, da infolge der in London unterbleibenden polizeilichen An- und Abmeldungen derartige Nachforschungen außerordentlich erschwert werden.





Mehr als die Schulweisheit träumt.

Ein Wahrtraum.

Graf Géza Zichy

erzählt im „Neuen Wiener Tageblatt“ vom 27. März 1892: „Wie ich meinen rechten Arm verlor“ und berichtet dabei eine Thatsache, die hier der Anführung wert erscheint. Graf Zichy ist gegenwärtig Intendant der ungarischen Nationalbühnen und zugleich ein Virtuos des Klavierspiels mit der linken Hand, die allein ihm übrig geblieben ist. Im März dss. Js. gab er in Wien als solcher Virtuos Konzerte zu wohlthätigen Zwecken.

„Wie er seinen rechten Arm verlor,“ erzählt er in hübscher und gemütvoller Weise. Es geschah am 24. September 1863 dadurch, daß er, noch ein Knabe, hinter einem fahrenden Wagen herlaufend, aus demselben ein geladenes Jagdgewehr herausnehmen wollte. Der Hahn der Flinte verfing sich im Sitzleder, zog sich auf und schnellte zurück. Die Flinte entlud sich. Der Schuß traf aus nächster Nähe seinen rechten Arm, zerschmetterte denselben ganz und zerriß auch die Pulsader. — Nur durch die Umsicht des dabei anwesenden Grafen Paul Nimptsch ward er vor dem Verbluten gerettet; aber in der Folge mußte ihm der zerschmetterte Arm ganz abgenommen werden.

Der Graf Zichy leitet nun seine Erzählung dieser Vorgänge mit folgendem Absatze ein, der hier aufbewahrt zu werden verdient:

„Als ein schöner Herbsttag voll Sonnenglanz brach der 24. September des Jahres 1863 an. Als ich erwachte, fand ich meinen lieben Erzieher Michael von Csiky — Gott erhalte ihn lange! — in sich versunken an meinem Bette sitzen. Er hatte einen bösen prophetischen Traum gehabt; ich war darin auf ihn zugetreten und hatte ihm gesagt: „Ein Teil meines Körpers ist verfault.“ Er schrie auf und konnte nicht wieder einschlafen. Wer Michael von Csiky kennt, der wird wissen, daß dieser Mann niemals gelogen hat; er ist aber auch zu religiös und ernst, um abergläubisch sein zu können. Und doch erschütterte ihn dieser Traum so, daß er meinen Vater aufsuchte und ihn bat, mir nicht zu erlauben, ohne ihn auf die Jagd zu gehen. Mein guter Vater antwortete hierauf: „Lassen Sie doch den Jungen mit seiner freien Zeit machen, was er will! Joska begleitet ihn doch und wird ihn nicht außer Acht lassen!“ Joska war der Kammerdiener meines Vaters, sein besonderer Liebling.“

Hätte aber auch Michael von Csiky den jungen Grafen Zichy auf die Jagd begleitet und wäre er bei dem Unglücksfall anwesend gewesen, verhindert würde er denselben doch nicht haben können. **A. L.**

Die sogenannte Teufelsaustreibung

im Wemdinger Kapuzinerkloster am 13. und 14. Juli 1891, über welche die „Kölner Zeitung“ (Nr. 375 vom 8. Mai 1892) authentische Berichte brachte, die dann auch in andere Blätter übergingen (so in die „Augsbg. Abendztg.“ Nr. 130, vom 11. Mai 1892, II. Beiblatt), läßt mich vermuten, daß sich die wohlmeinende Geistlichkeit manche Mühe ersparen könnte, wenn sie etwas unbefangener beobachtete und durch das einseitige Festhalten an den überlieferten Formen sich weniger davon abhalten ließe, sich den Thatsachen zu fügen.

Der hier mitgeteilte Fall ist ganz unzweifelhafte *Besessenheit* eines Knaben; aber selbstverständlich ist dabei der „Teufel“ nur eine generelle Abstraktion, und dieser lag, wie immer im einzelnen Falle, eine bestimmte Persönlichkeit zu Grunde. Der „Teufel“ ist der böse Wille im *Menschen*, und wer lebend „den Teufel im Leibe hat“, der wird diesen seinen bösen Willen auch natürlich mit seinem Tode nicht los. Sogenannte „Besessenheit“ ist nun weiter nichts als die „Kontrolle“ oder Besitznahme eines Mediums durch den persönlichen Willen eines Verstorbenen. Man könnte jede solche Trance-Mediumschaft als Besessenheit bezeichnen, hergebrachtermaßen aber nennt man so nur die mediumistische Kontrolle durch den Willen eines *bösartigen* Verstorbenen von *schlechtem* Charakter, und unterscheidet davon als Trance-Mediumschaft das zeitweilige Besessenwerden durch *wohlwollende* Persönlichkeiten Verstorbener oder vielleicht auch solcher Wesen, die nie Menschen waren.

Daß nun in dem Wemdinger Falle thatsächlich eine Besessenheit durch einen *böswilligen Verstorbenen* vorlag, hätte dem Kapuzinerpater Aurelian schon dadurch deutlich klar werden sollen, daß der „Geist“, der aus dem besessenen Knaben redete, nicht wie dieser in fränkischer Mundart sprach, sondern in ober-bayerischer: „*I moag netl*“ Denn auch ein Kapuzinerpater sollte doch wohl kaum Ursache haben anzunehmen, daß es eine Eigenart des „*Teufels*“ in abstracto sei, alt-bayerische Mundart zu reden. Im Gegenteil will es *mir* scheinen, als ob in Alt-Bayern verhältnismäßig weniger Teufelei (raffinierte Böswilligkeit) zu zu Hause sei, als in irgend einem anderen Stamm unseres deutschen Volkes.

Was nun noch die erfolgreiche Behandlung eines solchen Falles betrifft, so würde eine Kenntnis der Erfahrungen des Mesmerismus und des Hypnotismus unserm Pater Aurelianus seine Aufgabe erleichtert haben. Er hätte dann, sobald unzweifelhaft Besessenheit (und nicht etwa Epilepsie durch *Auto*-Suggestion) festgestellt war, sich vergegenwärtigt, daß es sich für die Heilung nur um den Kampf der stärkern Willenskraft gegen die des kontrollierenden Geistes handle, und er hätte dann vielleicht bei jenem Knaben auch noch schnelleren Erfolg erzielt. Daß er sich dabei durch Gebet und innere Sammlung die Unterstützung oder gar die hauptsächliche Dienstleistung anderer, höherer Willenskräfte sicherte, halte ich allerdings für eine der wesentlichsten Ursachen seines Erfolges. Würde er aber ausgehalten

haben, wenn er nicht innerhalb zweier Tage Erfolg gehabt hätte, wenn der Fall zwei Monate oder zwei Jahre der Behandlung erfordert hätte?!

In diesem Falle handelte es sich um einen an sich gutwilligen Knaben. Ungleich schwieriger sind aber solche Fälle bei Erwachsenen. Sodann jedoch kommt auch in jedem Falle noch ein anderer sehr wichtiger Gesichtspunkt in Betracht: die Sicherung vor dem Rückfalle; und diese ist allein durch Kräftigung der Selbstbeherrschung und des Selbstverantwortungsgefühls in dem Besessenen (Medium) zu erzielen, also dadurch, daß dessen bewußter Wille sich gewöhnt, dem eigenen Gewissen und der eigenen Vernunft getreu zu folgen. Die Behandlung eines solchen sehr viel schwierigeren Falles findet sich u. a. in Kernnings „Wege zur Unsterblichkeit" (bei J. Scheible in Stuttgart, S. 85—105) dargestellt. Vor allem aber möge man hierzu vergleichen Justinus Kerners „Geschichten Besessener neuerer Zeit" (2. Aufl., Karlsruhe 1835, bei G. Braun).

H. S.

Die Materialisten in Verzweiflung.

Frau Annie Abbott

setzte mit ihren Schwerkraft-Experimenten im Frühjahre die deutschen Gewohnheitsmenschen in stetig steigende Aufregung. Da sich der „Gebildete" in Deutschland nicht nur mehr als bei unseren Nachbarvölkern auf sein Besserwissen einbildet, sondern auch viel starrsinniger materialistisch ist, so ist es leicht begreiflich, daß es in Berlin, Leipzig und Wien zu Kundgebungen kam, wie sie in London und Paris unmöglich waren und sein werden. — Von Leipzig, woher wir uns einen kurzen Bericht erbeten hatten, sowohl über die wohl echten, aber unwürdigen Vorstellungen des „unverwundbaren" Aissaua Soleiman, der auch schon unsere Materialisten ärgerte, wie über Annie Abbott, schreibt man uns:

Die Sache des Fakirs Soleiman liegt nicht so einfach, um ohne nähere Prüfung für oder gegen ihn Partei zu nehmen. Ich erachte, unter anderem, medizinische Kenntnisse zu diesem Zwecke für nötig und solche gehen mir ab. Damit soll nicht gesagt sein, daß jeder Mediziner kompetent sei, denn leider fehlen dem größten Teile dieser Herren wieder andere noch notwendigere Eigenschaften. Beweis dafür ist das einseitige Urteil der „Mediz. Wochenschrift" (in Wien) vom Sonntag den 26. März 1892 in dem Feuilleton-Artikel „Ein Fakir". —

Wer, wie ich, Gelegenheit hatte, das Verhalten der Presse und eines Teiles des Publikums anläßlich des Auftretens der Frau Annie Abbott im Leipziger Krystallpalast zu beobachten, der muß sich sagen, daß die Zeit besonnener Erleuchtung noch in ebenso weiter Ferne liegt, wie die des guten Willens. Zur Beurteilung dieser Erscheinungen sind medizinische Spezialkenntnisse nicht unbedingt erforderlich, sondern es müßte doch jeder klare Kopf, der sich auf dem Gebiete der Mechanik und Physik nicht ganz verlassen fühlt, ohne weiteres wenigstens eine negative Antwort geben und entscheiden können, was hier nicht vorliegt! — Weit gefehlt! — Statt zu denken und der Wahrheit die Ehre zu geben, greift man zu den gesuchtesten, geschraubtesten Erklärungen und thut Fehlgriffe, die jedem Quartaner als solche kenntlich sein müßten, nur um die neuen Dinge in das Prokrustesbett bisher gangbarer Theorien hineinzwängen zu können. Wenn irgendwo, so experimentierte man hier wie die Katze mit dem heißen Breinapf.

Als nichts mehr ziehen wollte und die Gelehrsamkeit vom „Parallelogramm der Kräfte" verbraucht war, entschloß man sich zu stärkeren Mitteln: Deutscher Mut, deutsche Kraft wurden ins Feld geführt! Eine Kompagnie frischer, frommer, fröhlicher und freier Turner rückte nach dem Krystallpalast, um das angebliche Wunder vermittelst Muskelkraft zu beseitigen. Die vorher fleißig eingeübten harmlosen Nachahmungen der Abbottschen Experimente ermangelten nun freilich in bedenklichster Weise jener charakteristischen Merkmale, die einem bewanderten und denkenden Kopf als Kriterium der Unzulänglichkeit bekannter physikalischer Gesetze gelten müssen, und es war mit diesem sonderbaren Intermezzo folglich gar nichts bewiesen.

Jedoch offenbar überzeugt von der Abbott-vernichtenden Kraft der „handgreiflichen" Argumente forderte man das Eintrittsgeld zurück und als diesem Wunsche nicht sofort Folge geleistet wurde, brach sich der „furor teutonicus" Bahn. Glücklicherweise wußte aber die Polizei dem Bedürfnisse der Lynchjustiz Einhalt zu thun. Frau Abbott ward für diesmal noch gerettet.

So geschehen in dem Jahrhunderte der „Aufklärung" und in der „großen Seestadt Leipzig"!

Solchen Thatsachen gegenüber sieht wohl jedermann ein, daß Belehrung nutzlos wäre. Die „Fabrikware der Natur" ist unverbesserlich. —

„Setzt einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er springt doch wieder in den eklen Pfuhl!"

Leipzig, den 8. Mai 1892. **Richard Weber**, Elektrotechniker.

Es wird auch von angeblichen „Gelehrten" und von alltäglichen Journalisten nirgends anders auch nur annähernd so böswilliger und verlogener Quatsch breitgetreten wie in Deutschland. Unsere Leser haben wohl diese langweiligen Ausführungen über Kraftlinien von „gelehrten" Vortragenden gehört oder sie in langen Zeitungsspalten gelesen. Das darin Gesagte ist an sich meist richtig, hat aber mit den Leistungen der Frau Abbott nichts zu thun, wenn sie z. B. einen Herrn mit seinem Stuhle dadurch aufhebt, daß sie ihm die Hand auf den Kopf legt oder ein Kind unaufhebbar macht dadurch, daß sie dessen Hand berührt.

Wir haben unsern Ausführungen über Annie Abbott im Dezemberhefte 1891 (XII, S. 368) und dem „offnen Briefe" des Herrn von Feldegg in diesem Hefte nicht viel mehr hinzuzufügen. Daß die Leistungen der Frau Abbott nicht auf Muskelkraft beruhen, ist für jeden unbefangenen und aufrichtigen Menschen selbstverständlich. Die einzige Frage von wirklichem Interesse ist nur, ob die von Frau Abbott bethätigte Kraft ihre eigene magische Willensäußerung oder eine fremde, also Mediumschaft, ist. Auf persönliche Anfragen unserer Freunde an Frau Abbott hat diese erwidert: sie habe die Empfindung in dem Augenblicke, wenn man sie nicht aufheben könne, als ob sie jemand auf dem Boden festhielte; vom Spiritismus will sie aber nichts wissen, es könne auch eine andere Intelligenz sein, meinte sie. — Nach dieser Aussage sind ihre Leistungen zweifellos Mediumschaft, und dabei ist es auch zunächst ganz einerlei, ob die sich bethätigende magische Intelligenz die eines lebenden, eines Verstorbenen oder noch irgend eines andern Wesens ist; wenn Frau Abbott dabei nicht ihre eigene Willenskraft anstrengt, so muß dies selbstverständlich eine fremde und sie nur deren Medium sein.

Daß Frau Abbotts Leistungen nicht auf Muskelkraft beruhen, ward

u. a. auch durch ihre Mißerfolge in Graz und Budapest bewiesen. Stärker als die Athleten Abs, Türk und Jagendorfer sind die Turner und Milchmeier in Graz und Budapest natürlich auch nicht. Warum versagte denn der Abbott ihre Kraft in diesen Ausnahmefällen? Offenbar nur deshalb, weil es eben nicht ihre eigene Kraft ist, welche durch sie wirkt, und weil die fremde an Bedingungen geknüpft ist, die sie selber nicht beherrscht.

Über die Schul-Gelehrten ist wohl nur zu sagen, daß sie meistens wie die Teckel (die Dachshunde) unter den Kulturmenschen sind und ebenso sinnlos widerspenstig gegen unbefangene Zumutungen.

H. S.

Brentano und die Stigmatisation.

Die Solidarität der Rasse und die stellvertretende Versöhnung.

Am 28. Juli 1892 werden es fünfzig Jahre, daß Clemens Brentano in Aschaffenburg starb. Geboren war er am 8. September 1778 zu Frankfurt a. M., und hat sich durch manche seiner romantischen Dichtungen sowie durch die Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“ mit Achim von Arnim in der deutschen Litteratur unsterblich gemacht; für die in der Sphinx vertretene Geistesrichtung aber ist er von besonderer Bedeutung durch seine Herausgabe der merkwürdigen Visionen der stigmatisierten Augustiner-Nonne des Klosters Agnetenburg zu Dülmen, Anna Katharina Emmerich. Unter Brentanos Leitung gestalteten sich diese Visionen zu einer zeitlich eng aneinander gereihten Folge von Bildern vornehmlich aus Jesu Leben, aber auch das Leben seiner Mutter Maria umfassend. Das Leben Jesu ist vollständig, bis auf wenige Tage (in der Mitte), die wiederzugeben ihr zuletzt die Kraft versagte; die letzten 4 Wochen hindurch bis zu ihrem schmerzvollen Tode, am 9. Februar 1824, hat die Emmerich nicht mehr gesprochen. In einem späteren Hefte hoffen wir einmal näher auf diese Visionen, wie sie von Brentano aufgezeichnet sind, eingehen zu können. In Brentanos Leben war seine begeisterte Befassung mit diesen Gesichten entscheidend für seine völlige Umkehr in der Sinnenwelt und Einkehr in sich selbst, und zwar fand er nicht nur durch sie seinen eigenen Seelenfrieden, sondern war auch fortan bis zu seinem Tode treu bemüht, solchen Frieden andern mitzuteilen. Daß nun freilich jede Form nur relativ ist, und daß daher diese Form wohl auch nicht jedermanns Bedürfnisse befriedigen konnte, das ließ er dabei mit Recht wohl außer acht.

Es mag bei dieser Gelegenheit zu unsern Mitteilungen in den letzten Heften über Maria von Mörl und über andere Stigmatisationen noch nachträglich die Bedeutung dieses mystischen Vorgangs hier erwähnt werden. Es ist diese dieselbe bei jedem Ekstatiker wie bei jedem Christus. Sie liegt in der Solidarität der ganzen Rasse oder des Menschengeschlechts, dem der oder die Stigmatisierte angehört. Jede solche geistige Menschengemeinschaft (mittelalterlich ausgedrückt: „Kirche“) hat, um zu ihrer Vollendung zu gelangen, ebenso wie jeder einzelne infolge seiner (selbstischen Daseins-) Lust sich durch Leid (-Empfindung) zur Weisheit emporzuringen und erlöst sich dabei nur durch Liebe. Diejenigen Menschen nun, die in besonderem Maße von selbstloser Liebe für ihre Mitmenschen erfüllt sind, nehmen mehr von der Gesamtsumme des Leidens ihrer Rasse („Kirche“) auf sich als die andern. Dieses ist der Grundgedanke der Kreuzigung Jesu, sowie der sich als Stigmatisation äußernden Wiederholung (oder des Abglanzes) solcher leidtragenden Liebe bei seinen wahren Nachfolgern. Das ist allein auch der wahre Sinn des unverstandenen Dogmas von der „stellvertretenden Versöhnung“.

H. S.

Anregungen und Antworten.

Kein Gesetz über der Liebe.

An den Herausgeber. — Als ich das neue Programm der „Sphinx“ gelesen, fand ich mich einigermaßen überrascht, daß Sie demselben den Wahlspruch voransetzten: „Kein Gesetz über der Wahrheit!“ — Um nicht als Nörgler zu erscheinen, unterließ ich es indes, meiner abweichenden Meinung Ausdruck zu geben. Schon das nächste Heft jedoch hat meine Bedenken durch Ihre Controverse mit Herrn Dr. Kuhlenbeck bewahrheitet, deren Ton — zu meinem lebhaften Bedauern im Interesse der Personen wie der guten Sache schon den Boden der üblichen Höflichkeit zu verlassen droht!

Lehrt denn nicht jeder Blick in die Weltgeschichte, auf Wissenschaft, Kunst, Politik und Religion, predigen nicht die Erfahrungen des Okkultismus selbst tausendfältig, daß es eine absolute Wahrheit nicht giebt, daß dieselbe für jedes Individuum, für jede Wesens- und Daseinsstufe eine andere ist und sein muß, kurz, daß alle Wahrheit subjektiv sei!? — Gestatten Sie mir daher, so sympathisch ich den Bestrebungen Ihrer Zeitschrift gegenüberstehe, für mich deren Wahlspruch den Ausdruck zu geben:

„Kein Gesetz über der Liebe!“

wie ich denn schon als Jüngling schrieb: —

— — Ich bin ein Stümper, meine Lieder tönen
In schwerem Versmaß, unbeholfnen Reimen, —
Ein stetes Drängen wohl, ein Knospen, Keimen,
Fehlt ewig doch Vollendung mir des Schönen.

Und doch — wenn längst das letzte Lied verklungen,
Wenn dies vergilbte Blatt in Staub zerfällt —
Ich habe dennoch nicht umsonst gerungen:
Die Form laß ich dem Richterspruch der Welt,
Doch über ihr in ewig jungem Leben
Wird sonnengleich der Geist der Liebe schweben! —

Glatz, den 5. Mai 1892. **Max Krause.**

Was Herr Krause hier schreibt, ist mir ganz aus der Seele gesprochen. Auch darüber kann ich ihn beruhigen, daß zwischen meinem Freunde Dr. Kuhlenbeck und mir das herzliche Einverständnis keinen Augenblick gestört gewesen ist. Ja, sogar der verschiedene Standpunkt unserer intellektuellen Ansichten ist nur ein scheinbarer. Mir selbst wäre nichts lieber, als wenn es Dr. Kuhlenbeck oder irgend einem andern Denker gelänge, die Weltordnung als beherrscht von Liebe und Gerechtigkeit schon auf Grundlage der kirchlichen oder spiritistischen Anschauungsweise zu erklären. Dr. Kuhlenbeck und einige andere sind davon überzeugt, daß dieses möglich ist; es ist bisher jedoch noch niemandem gelungen, den Pessimismus dialektisch wirklich aus dem Sattel zu heben ohne die urchristliche und okkultistische Lehre der Wiederverkörperung, wie ich sie in meiner Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe“ in neuzeitlicher Fassung darzustellen versuchte. Meine immer wiederholte Hinstellung dieses Gegensatzes hat gar keinen andern Zweck, als im Dienste der Wahrheit stets aufs neue dazu aufzufordern, eine befriedigende Lösung für die scheinbare Ungerechtigkeit, welche in den verschiedenen Anlagen und Schicksalen der Menschen liegt, ohne die Annahme der Wiederverkörperung zu versuchen. Und wirklich hat mir schon ein anderer unserer Mitarbeiter, Herr Hans Arnold, zugesagt, daß er dies unternehmen wolle.

Doch nun zur Hauptsache: die Liebe ist die höchste Wahrheit! — Allerdings ist dies auch mein Grundsatz für alles Leben; und ich habe dies nicht nur unzählige Male schriftlich, sowie mündlich ausgesprochen, sondern ich meine auch, daß dieser Grundsatz schon in einigen Beiträgen, die ich aufgenommen habe, klar veran-

schaulicht ist. So erinnere ich nur an die ergreifende Erzählung von Campbell ver Planck „Ihre erste Weihnacht" im letzten Decemberhefte, die so allgemeinen Beifall fand. (Einige einzelne Decemberhefte sind noch von der Verlagshandlung zu beziehen. Wer aber an mich selber schreiben will, dem sende ich auch gerne einen Sonderabzug des Ver Planck, soweit mein Vorrat reicht.)

Der höchste Inbegriff der Liebe ist die letzte Wahrheit, die wir finden können; und ins Leben übersetzt, sollte die Wahrheit stets selbstloser Liebe dienen.

Eine ganz andere Frage aber ist wohl: ob man dies zum Wahlspruch einer Monatsschrift erheben kann. Man könnte es vielleicht, wenn man die rechten Mitarbeiter fände, die uns Beffres liefern als theologischen Quatsch und alltägliches Lesefutter für die weichen Herzen mit denkunfähigen Köpfen. Die „Sphinx" wendet sich an die Leser, denen beides, Herz und Kopf, gesund ist und am rechten Flecke sitzt. Heute befriedigt aber deren ethische und ästhetische Bedürfnisse zumeist wohl erst das Streben nach der höchsten idealen Wahrheit, so im Wesen wie in dessen Ausdruck.

Hübbe-Schleiden.

Was soll man dabei thun?

Die unter diesem Titel im März- und Aprilheft der „Sphinx" enthaltenen Anregungen laufen auf die Frage hinaus: „Giebt es ein Moralprinzip, welches geeignet ist, den Leitstern zur sittlichen Lösung des Konflikts zwischen sich entgegenstehenden Pflichten abzugeben?"

Hierauf giebt Eduard von Hartmann in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" eine sehr befriedigende Antwort.

Er zeigt dort, daß das Moralprinzip des Zweckes dieses höchste Prinzip ist, auf welches alle anderen durch ihre eigene Unzulänglichkeit hinweisen. Durch die zweckvollen Einrichtungen, welche uns sowohl in der physischen und organischen Natur, als auch im geistigen Leben des einzelnen Menschen, wie der Völker entgegentreten, sind wir genötigt, einen absoluten Weltzweck anzunehmen, auf welchen letzten Endes alle zweckmäßigen Geschehnisse in der Welt abzielen. — Als höchstes erkennbares Ziel der Sittlichkeit auf Erden zeigt sich uns die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung in subjektiver und objektiver Hinsicht und als Mittel dazu die Förderung der Kulturentwickelung.

Dies also ist das Ziel aller echten Moralprinzipien, über deren gegenseitigen Wert man in Hartmanns „Sittl. Bew.", 1879, S. 563 und 564 nachlesen möge.

Das Moralprinzip des Zweckes fordert also die Unterordnung aller Teil- und Individualzwecke unter die Zwecke der Gesamtheit, bezw. unter den universellen Zweck. Die Förderung der Zwecke jeder höheren Individualitätsstufe (Menschheit, Staat, Gemeinde, Familie) ist daher für jedes Individuum niederer Stufe, also vor allem für den einzelnen Menschen, sittliche Pflicht, während jede Schädigung derselben zu Gunsten niederer Zwecke eine Pflichtverletzung in sich schließt.

Freilich ist es manchmal selbst für einen klaren Kopf schwierig genug, zu beurteilen, ob mit Preisgebung einer niederen Pflicht der Zweck höherer Ordnung auch wirklich erreicht werden wird, und der untergeordnete Verstand wird da oft gar nicht imstande sein, richtig zu urteilen und sich daher lieber auf die Regeln der volkstümlichen Moral und die Gebote der Kirche verlassen.

Trotzdem giebt der Hinblick auf den Endzweck uns die beste Richtschnur unserer Handlungsweise, und wir werden den richtigen Weg um so seltener verfehlen, jemehr wir uns bemühen, die direkten und indirekten Folgen aller unserer Handlungen uns vor deren Ausführung klar zu machen.

Geschehen kann es nichtsdestoweniger, daß Handlungen nach obigem Prinzipe

von anderen, auch von guten, uns wohlwollenden Personen abfällig beurteilt werden. Wir sollen uns natürlich bemühen, eine derartige mißverständliche Beurteilung möglichst auszuschließen, bezw. aufzuklären; aber daraus einen Grund herleiten, eine uns pflichtgemäß scheinende Handlung zu unterlassen, dürfen wir niemals.

Wenden wir nun das genannte Prinzip auf die erzählten Gelegenheitsdiebstähle an! — Ich bemerke, daß ich bei dieser Beurteilung die betreffenden Kinder als bereits zurechnungsfähig annehme, da sonst von einer sittlichen Verantwortung nicht die Rede sein könnte. —

Jener Knabe, welcher die Brötchen stahl, hatte keinerlei Recht dazu, auch kein „göttliches Recht"; denn die Institution des Rechtsstaates ist genau ebenso „eine göttliche Einrichtung", wie der Hunger. Beide sind nötig zur Hervorbringung einer Kulturentwickelung auf Erden; aber es ist für den Bestand derselben ungleich wichtiger, daß die Achtung vor Gesetz und Recht gewahrt bleibe, als daß jedes menschliche Wesen seinen Hunger stille.

Freilich sollten wir darauf hinarbeiten, Verhältnisse herzustellen, unter denen kein Mensch mehr Nahrungsnot zu leiden braucht; deswegen jedoch hatte der Knabe kein Recht, die bestehende Ordnung eigenmächtig zu brechen. —

Etwas anders liegt der zweite Fall, wo das Mädchen die Rechtsordnung aus Mitgefühl für eine dritte Person verletzte. Bei der sittlichen Beurteilung liegt hier die Frage vor: „Steht das Moralprinzip des Mitgefühls höher, als dasjenige der Rechtlichkeit?" Dies ist offenbar zu verneinen; denn der Bestand der Rechtsordnung ist für die Kulturentwickelung wichtiger, als die Befriedigung des Mitgefühls eines Menschen.

Das Mädchen hatte ja offenbar ein gutes Herz und war sich keines Unrechts bewußt. — Hier mangelte eben die Einsicht (wie so häufig heutzutage), daß der Bestand der Rechtsordnung etwas Höheres ist, als alle menschlichen Individualzwecke.

Natürlich darf die bestehende Rechtsordnung nicht für ewig feststehend angesehen werden; sondern sie wird sich mit den veränderten Bedürfnissen einer vorgeschritteneren Kultur ebenfalls fortbilden müssen, und sie thut es auch. — Aber nur die Gesamtheit, welcher sie dient, darf sie ändern, nicht der Einzelne sie durchbrechen.

In beiden Fällen waren also die betreffenden Kinder zu bestrafen oder (bei mangelnder Verantwortungsfähigkeit) über ihr Unrecht zu belehren.

Gustav Schultze.

Das Rad der Gerechtigkeit



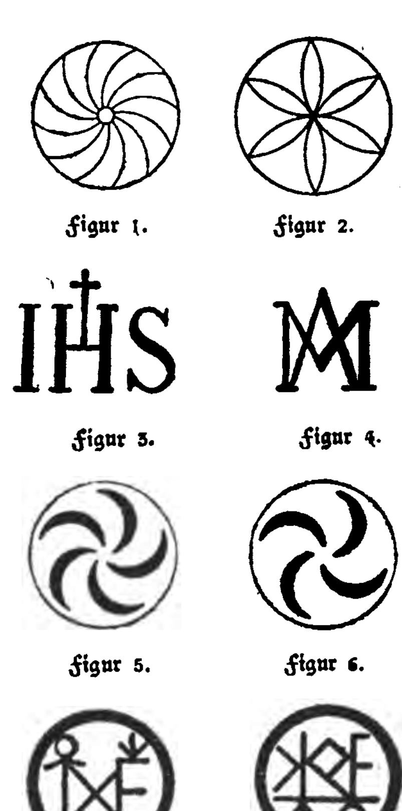
oder „Rad des Gesetzes" nach der Meißelung im Phrabat-Kloster in Siam.

An den Herausgeber. — In einer Angelegenheit, die auch Euer Hochwohlgeboren interessieren dürfte, erlaube ich mir mit einer ergebensten Bitte zu behelligen.

Meiner Beschäftigung nach bin ich wohl Beamter der königl. ungarischen Staatseisenbahnen, obliege jedoch in meinen Mußestunden mit Vorliebe dem Studium der Geschichte und Archäologie und allem dem, was in dieses Fach schlägt.

Schon längst war mir jene Konsequenz aufgefallen, mit welcher man allseit in Ungarn bei dem ungarischen Landvolke die Zeichen Figur 1 und 2 an gewissen Stellen der Häuser anbringt. Man findet sie auf den Zimmer-Querbalken (wo sonst anderwärts die Figuren 3 und 4 stehen), dann auf Chorpfeilern neben dem Bewillkommnungsspruche im Namen Gottes, auf Kinderwiegen u. s. w.; in der Hunnen-

niederlassung im Annivierstdale in der Schweiz finden wir abwechselnd bald das eine, bald das andere dieser Zeichen auf den Grabkreuzen; auch auf den beiden sogenannten „Pili acritani“ in Venedig sehen wir sie, obwohl in etwas anderer Gestalt, wie Figuren 5 und 6, auf beblätterten Stengeln, gleichsam statt Blumen. Obwohl diese Säulen (im XIII. Jahrhundert) aus St. Jean d'Acri in Syrien gebracht wurden, so dürfte ihre Heimat doch nicht in Acri zu suchen sein, sondern weiter nordöstlich, auf dem ehemaligen hunnisch-magyarischen Gebiete. In dieser Annahme bietet der in der ungarischen Ornamentik ebenfalls vorkommende Blätterschmuck und bieten die auf derselben befindlichen altungarischen Buchstaben, Figuren 7 und 8, hinlängliche Anhaltspunkte.



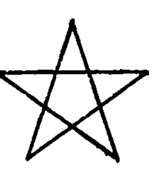
Figur 1. Figur 2.

Figur 3. Figur 4.

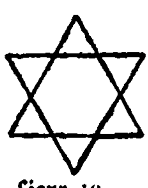
Figur 5. Figur 6.

Figur 7. Figur 8.

Ich mutmaßte schon längst, daß diese Zeichen ursprünglich eine gewisse religiöse oder abergläubische Bedeutung gehabt haben mußten, wie bei den Germanen der Truttenfuß (Druidenfuß), Figur 9, bei den Semiten das „Mogen Dowid“ (bei den Juden) und (bei den Mohammedanern) das „Mihr Suleiman“, Figur 10. Meine Mutmaßung fand ich dann bestätigt, als ich im VII Bande der „Sphinx“ las, daß das windradähnliche Zeichen bei den einstigen Nachbarn der Ungarn, bei Persern und Indiern auch zu finden ist, und dort den Namen „Rad der Gerechtigkeit“ führt.







Figur 9. Figur 10.

Meine ergebenste Bitte an Euer Hochwohlgeboren ist nun, mir vor allem Ihre geschätzte Ansicht über das abwechselnd vorkommende Auftreten dieser zwei Figuren gütigst mitzuteilen, dann, ob sich nicht etwa die Identität, respektive die Gleichheit ihrer Bedeutung auf irgend eine Weise konstatieren ließe.

Budapest, 26. April 1892. I. Festung, Herrengasse 12 I. **Karl Fischer.**

Daß jene Zeichen in Ungarn sowohl wie auch auf den Säulen in Venedig aus dem buddhistischen „Rade der Gerechtigkeit“ entstanden sind oder gar dasselbe selbst darstellen, das ist mir durchaus nicht zweifelhaft. Daß in der Religion der Hunnen buddhistische Elemente und Einflüsse enthalten waren, ist wohl sicher. Damit ist dann auch die Identität in der Bedeutung dieser Zeichen mit den christlichen Symbolen der heiligen Initialen gegeben; beides sind eben die Sinnbilder des Göttlichen.

Ich bitte diejenigen Leser, die hierüber weitere Aufschlüsse geben können, uns Ihre Kenntnisse und Ansichten mitzuteilen.

Neuhausen bei München. **Hübbe-Schleiden.**



Bemerkungen und Besprechungen.

Psychologische Gesellschaft in Stuttgart.

Nach dem Vorgang anderer Städte, wie München, Berlin ꝛc., hat sich nunmehr auch in Stuttgart eine „Psychologische Gesellschaft" gebildet, welcher Ärzte, hervorragende Gelehrte und andere Männer mit bekannten Namen sich angeschlossen haben. Einige zu Versuchen geeignete Personen sind vorhanden und mit den Experimenten ist begonnen. Um die Arbeit zu teilen, sind drei Sektionen eingerichtet worden, eine für Hypnotismus, Suggestion und Telepathie, eine für Magnetismus, Mesmerismus und Od-forschung und eine für Psychometrie, Mediumismus ꝛc. Leser der „Sphinx", welche in Stuttgart oder Umgebung wohnen, werden gebeten, ihre Adresse dem Geschäftsführer der Gesellschaft, Direktor Sebaldt v. Werth, Feuerseepl. 13, mitzuteilen, welcher allen Angaben vollste Diskretion verspricht.

H. S.

Die Propheten-Probe.

Eine Notiz wie die folgende ging kürzlich durch viele deutsche Tagesblätter — ohne Quellenangabe. Sie stammt aber ursprünglich aus dem Londoner „Daily Telegraph".

In einem großen Saale einer Vorstadt Londons ward an einem Märzabend d. J. ein Vortrag gehalten von einem jener Propheten (war es Baxter selbst?), welche das Verschwinden der Erde aus unserem Sonnensystem auf den 11. April 1901 angesetzt haben. Die Versammlung, welche der Redner zu überzeugen hoffte, war nicht zahlreich, und dazu noch von ihm selbst geladen; dennoch scheint der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Als der Vortragende eine Pause machte, erhob sich einer der Zuhörer und fragte den Propheten öffentlich, ob er bereit sei, sein gesamtes Eigentum an jenem Tage einem wohlthätigen Zwecke zuzuwenden. Der Gefragte erwiderte, daß dies nutzlos sei, weil nach jenem unglücklichen 11. April niemand mehr am Leben sein würde, um noch aus dem Gelde Nutzen ziehen zu können. — „Das macht nichts," gab ihm der Zweifler zurück; „falls nun aber doch etwa noch ein paar arme Leute überleben sollten, könnte doch dies Eigentum für sie von großem Wert sein; und ich und noch ein anderer Herr sind gern bereit, Zeugen dieses Überweisungsaktes zu sein und kostenfrei die Verwaltung des Vermögens zu übernehmen. Wir bitten Sie daher noch einmal, das betreffende Schriftstück mit uns aufzusetzen." Aber dem Propheten ging's in diesem Falle, wie schon einmal vor ihm einem „Jünglinge; da er das Wort hörte, ging er betrübt davon, denn er hatte viele Güter". Die Überweisung wurde nicht aufgesetzt, und der Prophet verließ den Saal.

H. S.

Valeska Töpfer.

Auf mehrfach an uns ergangene Anfragen nach unsrer Meinung über die „Entlarvung“ des bekannten Mediums Valeska Töpfer in Berlin, welche am 18. Mai durch ein Berliner Schöffengericht zu zwei Jahren Gefängnis und zu fünf Jahren Ehrverlust verurteilt wurde, bemerken wir, daß wir uns darüber näher erst nach Entscheidung in der Berufsinstanz äußern können. Zu tadeln ist an dem Urteil des Schöffengerichts wohl, daß dieses offenbar die Möglichkeit einer Hypnose des Mediums gar nicht in Betracht gezogen hat, und deshalb auch nicht durch einen ärztlichen Hypnotiseur Frau Töpfer auf diese Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hat untersuchen lassen. Der „Entlarver“ Dr. Cohn hat jedenfalls, all seinen Aussagen nach, gar keine Erfahrung in der Unterscheidung eines freien Handelns in Hypnose oder bei wachem Bewußtsein.

Andrerseits sind wir natürlich mit dem vom Gerichte aufgestellten Grundsatze vollkommen einverstanden. Wenn Betrug zweifellos festgestellt würde, wäre das höchste Strafmaß angezeigt, weil durch Betrug die Sache des Idealismus, die auch der Spiritismus vertritt, empfindlich geschädigt wird. — Daß ein Gericht in allen solchen Fällen, wo Medien gegen Geld-Vergütung Vorstellungen geben, leicht geneigt sein wird, Betrug für wahrscheinlich zu halten, ist wohl selbstverständlich. Wir können auch nicht oft genug betonen: Überzeugt wird man nur durch Versuche im eigenen Freundes- oder Familienkreise!

Wir können hier jedoch nicht unterlassen auf das Nachdrücklichste zu betonen, daß Frau Töpfer (vormals Heinze) wirklich medial veranlagt ist. Zum Beweise dessen berufen wir uns nicht nur auf die Mitteilungen des Herrn Amtsrichters Drießen im Junihefte 1889 der „Sphinx“ (VII, S. 345—352), sondern auch auf die ausführlich in den „Psychischen Studien“ in Leipzig (September 1880, S. 385 und Juli 1882, S. 289) berichteten Sitzungen mit ihr. Das bestätigende Protokoll der letzteren ist u. a. gezeichnet von Dr. med. C. Heinigke, Dr. med. Willmar Schwabe, Dr. med. Puhlmann, Oberappellationsrat Dr. Gustav Marezoll, Dr. phil. Schlömilch, Ingenieur Johannes Schneider, Elektrotechniker Richard Weber und Direktor A. W. Sellin.

Es liegt auch für Sachkundige kaum ein Grund vor, anzunehmen, daß Frau Töpfer als sie von den Freunden des Herrn Dr. Cohn „abgefaßt“ wurde, sich bei tageswachem Bewußsein befand. Die Zeugenaussagen über ihr Benehmen in jenem Augenblicke sprechen in den Augen von Sachverständigen vielmehr dafür, daß sie sich gerade in Hypnose befand, also unter dem Einflusse einer spiritistischen Suggestion handelte. Jedenfalls aber hat Herr Dr. Cohn durch sein Benehmen nur seine Unerfahrenheit in Sachen des Hypnotismus bewiesen, mit dem doch jeder tüchtige Arzt, der mehr von sich verlangt, als was von ihm bei seinem Staatsexamen gefordert wurde, heutzutage vertraut sein sollte. Überdies war Dr. Cohn voreingenommen und ganz von der Absicht erfüllt, störend einzugreifen. Das ist eine Haltung, welche weder zu einem wissenschaftlichen Beobachter, noch auch zu einem vor Gericht maßgebenden Zeugen qualifiziert. Hätte er irgend etwas feststellen wollen, so hätte er schon mit nur geringer Erfahrung sich überzeugen können, ob Frau Töpfer wirklich nicht in Hypnose war, oder aber doch. Durch sein unverständiges Vorgehen hat Dr. Cohn die Feststellung der von ihm sachunkundig aus der Luft gegriffenen Behauptung selbst unmöglich gemacht; und daher hätte, juristisch zwingend, diesen seinen Thatsachen-Angaben das: Non liquet! — Nicht bewiesen! entgegengesetzt werden müssen.

Übrigens sei hier noch darauf hingewiesen, daß einiges über diesen Fall zu Sagende bereits von Dr. Wittig im Junihefte der „Psychischen Studien“ (Leipzig 1892, S. 276 bis 285) sowie auch in zwei Broschüren ausgesprochen worden ist, in Dr. Hans Spatziers „Der Spiritismus vor Gericht im Prozeß Valeska Töpfer“ (Berlin 1892 bei Eduard

Aschenfeldt, 30 Pfg.) und in Dr. Egbert Müllers Nachwort über „Die Echtheit der Medinmität der Frau Valeska Töpfer" (Berlin 1892 bei Karl Siegismund), in letzterer Schrift leider mit allerhand nicht strenge zur Sache gehörigen Ausführungen verknüpft. Auch mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß der Berliner Verein „Psyche" unter Leitung seines Vorsitzenden Dr. Hans Spatzier zur Propaganda eine Reihe von sehr populären „Spiritistischen Flugschriften" herausgiebt, von denen jetzt die erste unter dem Titel „Zur Einführung in den Spiritismus" vorliegt. Sie erscheinen in der Spezialbuchhandlung für Okkultismus von Karl Siegismund, Berlin W., Mauerstraße 68 (Preis: 10 Pfg., 100: 8 Mark). H. S.

Korschelts Sonnenäther-Strahlapparate

sind bereits wiederholt in unsern Heften erwähnt worden. Es wird manchem unsrer Leser von Wert sein zu erfahren, daß die Untersuchungen mit denselben rüstigen Fortgang nehmen, und jetzt vorzugsweise auf Pflanzen im Zimmer, im Garten und auf dem Felde ausgedehnt werden. Zunächst ersucht Herr Professor Oskar Korschelt (in Leipzig, Südstraße 73) alle diejenigen, welche Erfahrungen mit seinem Apparate gemacht haben, ihm über die Art derselben Mitteilung zu machen, damit diese bei der jetzt in Vorbereitung befindlichen zweiten Ausgabe seines Buches „Über die Nutzbarmachung der lebendigen Kraft des Äthers in der Heilkunst, Landwirtschaft und Technik" (Verlag von Lothar Volkmar, Berlin SW., Dessauer Str. 31) mit verwertet werden können. H. S.

Die Gleichberechtigung der Frauen.

Von allen deutschen Unterhaltungsblättern vertritt kaum eines so bestimmt die Echtheit übersinnlicher Thatsachen wie „Schorers Familienblatt" in Berlin. Und wie denn dieses überhaupt eine besonders feine Fühlung mit den zeitbewegenden Fragen zu haben scheint, eröffnet es jetzt auch in seinen Spalten einen Sprechsaal für Freunde und Gegner der Frauenfrage. Bereits haben eine Anzahl hervorragender Männer und Frauen sich in kurzen, zum Teil autographisch wiedergegebenen Aussprüchen zur Sache geäußert, und fernere Kundgebungen sind von den bedeutendsten Persönlichkeiten in Aussicht gestellt. Hoffentlich wird das Familienblatt die Frauenfrage in demselben Maße fördern, wie es s. Z. die Frage der Schulreform und der Ferienkolonien in Fluß brachte.

Zwar wird, wenn die Stellung der Frauen innerhalb des Kulturlebens unserer Rasse verbessert und selbständiger gemacht wird, die Erwerbs-Konkurrenz nur noch verschärft werden. Für sehr viele Leistungen sind aber manche Frauen viel geeigneter als viele Männer, die dieselben jetzt nur mangelhaft ausführen. Im Interesse der Gesamtheit wie auch der Gerechtigkeit ist freie Zulassung aller Befähigten ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht gewiß ein erstrebenswertes Ziel. Warum sollten für immer, so wie jetzt, die Frauen so viel schlechter gestellt bleiben, als die Männer, und so viel mehr Frauen unbarmherzig in das leibliche und sittliche Elend hinabgestoßen werden? H. S.

Die Deutsche Warte.

Tierquälerei und Spiritismus.

Ganz im Sinne unseres von Professor Dr. Ernst Hallier im letzten Märzhefte gebrachten Artikels „Du sollst nicht töten!" und eines andern von demselben Gelehrten zu gunsten der Vögel, den wir demnächst bringen werden, spricht sich die „Deutsche

Warte" (in Berlin) in ihrer Nr. 112 vom 14. Mai 1892 (Wochenausgabe Nr. 85 vom 21. Mai 1892) aus in einem hübschen Artikel unter der Überschrift: „Woran mahnt uns der Frühling?" Sie tritt darin stark gegen jede Art der Tierquälerei, die Vivisektion, den Maikäfersport und vor allem für den Schutz der Vogelwelt auf.

Überhaupt steht unter allen Tageszeitungen wohl keine unseren Bestrebungen des Ideal-Naturalismus so nahe, wie eben die „Deutsche Warte". In ihrer Nr. 120 vom 24. Mai 1892 bringt sie sogar einige ganz unbefangene Einsendungen aus ihrem Leserkreise für den Spiritismus, aber gegen das verurteilte Berliner Medium, Frau Valeska Töpfer, zum Abdrucke. Die darin ausgesprochenen Ansichten mögen irrige sein; es zeugt aber von Mut und Aufrichtigkeit dieses Zeitungs-Unternehmens, daß es nicht, wie die übrige Tagespresse, die Wahrheit blind und absichtlich unterdrückt. H. S.

Die moderne Bühne und die Sittlichkeit

betitelt sich eine von Dr. K. Fr. Jordan verfaßte Flugschrift, welche vor kurzem im Verlage von Rethwisch & Seeler in Berlin erschienen ist und jetzt bereits in 3. Auflage vorliegt.

Sie stellt sich als eine eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Litteratur über die Bühne und die Erzeugnisse der dramatischen Kunst dar und muß reformierend wirken, wenn unsere Bühnenschriftsteller die Forderungen, welche der Verfasser erhebt, sich zu Herzen nehmen und zur Richtschnur künftigen Schaffens machen, und wenn sich auch Ästhetiker und Publikum nach ihnen richten. Ein mystischer Zug ist in den Darlegungen der Broschüre nicht zu verkennen; er zeigt sich da, wo auf das Wechselverhältnis zwischen Eltern und Kindern hingewiesen und die Notwendigkeit eines im Geiste (wie in allem Thun) gemeinsamen Lebens beider betont wird.

In dem ersten Teile der Schrift wird das Wesen der Kunst, insbesondere der dramatischen Kunst, erörtert und eine treffliche Antwort auf die Frage nach dem Zwecke der Kunst erteilt. Hier wirken die Auseinandersetzungen des Verfassers geradezu befreiend. Er entzieht den unklaren Redensarten von „ewigen", „absoluten", „immanenten" Kunstzwecken den Boden und stellt die Kunst als eine Art des Schaffens hin, welcher an sich nichts weiter als der Charakter des Spiels eigen ist, das Erholung gewährt oder Erbauung bereitet. Hiermit ist aber über die Beschaffenheit des Inhalts, den ein Kunstwerk, im besonderen ein Drama, hat, noch keinerlei Bestimmung getroffen. Nur die Form, in welcher die Kunst sich zu zeigen hat, ist festgelegt, und auch diese nur in den Grundzügen und in allgemeinen Umrissen. Von einem Drama höherer Gattung verlangt nun Jordan mehr als bloße Unterhaltung; aber er thut dies nicht vom ästhetischen, sondern von einem höheren, allgemein-menschlichen, sittlichen Standpunkte aus. Er erhebt den Anspruch, daß ein solches Drama den Zuschauer und Leser in sittlicher Hinsicht fördere. Wie er dies begründet, soll hier des weiteren nicht verfolgt werden; dringend aber sei die Lektüre dieser Auseinandersetzungen empfohlen, da sie klar und fesselnd geschrieben sind und Zeugnis davon ablegen, daß der Verfasser nicht nur ein selbständiger Kopf ist, sondern zugleich einen tiefwurzelnden Idealismus und ein großes und starkes Herz besitzt, das ihn vielfach zu warmer Begeisterung emporträgt.

Die hier gekennzeichneten Züge der Schrift offenbaren sich auch in dem zweiten, umfangreicheren Teile derselben, in welchem eine Reihe neuerer Dramen zu einer gründlichen, ja vielfach packenden Besprechung gelangt. Sardou und Ibsen, Sudermann und Gerhart Hauptmann und mancher andere, gerade jetzt viel genannte Dichter findet hier eine eingehende Würdigung, die freilich meistens ungünstig ausfällt. Und wenn nicht jeder Leser jedes Urteil, das der Verfasser hier ausspricht, voll unter-

schreiben kann, so viel wird zugegeben werden müssen: die Urteile fließen alle aus einer einheitlichen, von festen Grundsätzen getragenen moralischen und ästhetischen Anschauung und sind im höchsten Grade beachtenswert.

Die Broschüre sei daher allen, denen die Zukunft der deutschen Bühne und Kunst am Herzen liegt und die um die Erhaltung von Sittenreinheit und Geistesadel Sorge tragen, aufs wärmste zur Lektüre empfohlen. **Paul Büdeker.**

Lessings philosophische Grundanschauung.

Unter einem unpassenden und irreleitenden Titel veröffentlicht Gustav Hauffe eine sehr gute, fleißige und mit Recht preisgekrönte Abhandlung[1]), deren Gegenstand die Lehre von der Wiederverkörperung der menschlichen Wesenheit oder „Seele" ist. Statt dieses Wortes — Wiederverkörperung —, mit welchem jeder nur einen, vollkommen klaren Sinn verknüpft, gebraucht der Verfasser jedoch durchgängig die falsche Bezeichnung Wiedergeburt. Und dies ist — in der ganzen Schrift vielleicht das Einzige —, was unbedingten Tadel verdient. Denn nicht nur, daß die beiden Begriffe sich nicht decken: sie heben sich gegenseitig auf. Wiedergeburt wird jene innere, geistige Wandlung und Läuterung des Menschen genannt, die, wenn sie einmal stattgefunden, die Wiederverkörperung unnötig und wohl auch (wenigstens in den meisten Fällen) unmöglich macht. Wiedergeburt ist kurz das höchste Gut, der Eintritt in die letzte Phase innerer Entwickelung, d. i. der Endzweck, zu dessen Erreichung die Wiederverkörperung nur als (pädagogisches und rein sinliches) Mittel dient.

Hauffes Schrift zerfällt in vier Teile und eine „Vorbemerkung" über Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", die im wesentlichen nach Guhrauers Abhandlung über denselben Gegenstand gearbeitet ist. Es wird darin überzeugend nachgewiesen, daß für Lessing die Idee der Reïnkarnation nichts weniger als eine bloße Hypothese, sondern der notwendige „Schlußstein" seiner philosophischen Weltanschauung war (S. 12 f.). Um die letztere genau kennen zu lernen, genüge es nicht, die „Erziehung des Menschengeschlechts" allein zu berücksichtigen; man müsse diese ergänzen durch die seltener gelesenen kleineren philosophischen und theologischen Bruchstücke, namentlich durch das „Christentum der Vernunft" und „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können". Lessings System — denn er hat ein solches, so fragmentarisch er es auch giebt — entfaltet sich „in strengster Folge" aus dem Satze: Die Seele ist ein einfaches Wesen, und gipfelt in dem Gedanken, daß jedes Wesen zur Vollkommenheit berufen ist, welche im Laufe eines irdischen Lebens offenbar nie verwirklicht werden kann. Auf diesem Glauben an die in der Geschichte der Menschheit sowohl als jedes einzelnen Individuums sich offenbarende leitende Vorsehung einerseits und die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechtes andererseits beruht die wahre Humanität, oder die Gesinnung der höchsten Liebe und Duldung, die, „ungeachtet der bestehenden Ungleichheit", alle Menschen brüderlich vereinigt.

Der oft verkannte große geschichtsphilosophische und ethische Wert der Wiederverkörperungslehre erhellt namentlich aus Lessings Behandlung derselben in den sieben letzten Paragraphen der „Erziehung des Menschengeschlechts". Sie zu verteidigen und zu begründen ist nun die Aufgabe unseres Buches, dem wir aufrichtig die verdiente Anerkennung und Verbreitung auch in weiteren Kreisen wünschen.

---

[1]) Die Wiedergeburt des Menschen. Abhandlung über die sieben letzten Paragraphen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Abgefaßt von Gustav Hauffe. Borna-Leipzig (bei A. Jahnke). 300 Seiten.



Bei einer neuen Auflage dürfte der Verfasser gut thun, die zahlreichen und im allgemeinen glücklich gewählten Citate seines Werkes, die von einer bedeutenden Belesenheit zeugen, genauer durchzusehen und die benutzten Ausgaben und Seitenzahlen überall anzuführen; vielleicht aber auch die jetzt zerstreuten geschichtlichen und bibliographischen Notizen in einem Abschnitt und zwar in chronologischer Reihenfolge zu bringen, wodurch seine Abhandlung an Übersichtlichkeit gewinnen, der spekulative Teil besser zur Geltung kommen und das Ganze ein strammeres Aussehen erhalten würde.

R. von Koeber.

Die Todesfurcht.

Wer in der langweiligsten Weise die blöde Todesfurcht der gewöhnlichen „Kulturmenschen", denen die „Bildung" alles natürliche Gefühl und das Bewußtsein ihrer eigenen geistig selbständigen Seele ausgetrieben hat, und die weder hinreichend übersinnliche Erfahrung noch metaphysische Erkenntnis haben, um von ihrem Fortleben nach dem Tode überzeugt zu sein, — wer deren Todesfurcht realistisch veranschaulicht sehen will, lese Maurice Maeterlincks „L'Intruse", deutsch von Robert Fischer „Der Eindringling" (Wien 1892 bei Leopold Weiß). Es ist Herrn Hermann Bahr sogar gelungen, diesen kleinen Einakter, mit dem der geistige Bankerott der heutigen europäischen „Kultur" in seiner alltäglichsten Trostlosigkeit gebrandmarkt wird, am 2. Mai 1892 auf dem Josefstädter Theater in Wien zur Aufführung zu bringen. Vielleicht trägt auch dies dazu bei, den einen oder andern durch Ausekeln zur Vernunft und Einkehr in sich selbst bringen.

H. S.

Die Suggestions-Therapie

bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung — dies ist der Titel und der Inhalt eines umfangreichen Buches (314 S.), welches Dr. med. Albert Freiherr von Schrenck-Notzing (im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart, 1892) herausgegeben hat. Das Buch ist keineswegs für Laien, wohl aber für Ärzte wertvoll, und zeigt auf weit umfassender Grundlage von geschichtlichem Material und von Fällen eigener und fremder Beobachtung, wie krankhafte Erscheinungen der erwähnten Art durch die Suggestions-Therapie des Hypnotismus geheilt werden können. Im übrigen liegt der Gegenstand dieses exakt-wissenschaftlichen Werkes zu weit außerhalb des Rahmens unseres Programmes, als daß wir auf dessen Einzelheiten hier näher eingehen könnten.

H. S.

Dualistischer Katechismus.

Ein solcher, von Alhaiza, erscheint soeben in zweiter Auflage bei Georges Carré in Paris.[1]) In demselben wird versucht, die Übereinstimmung der heutigen Wissenschaft mit dem alten Glauben an einen Dualismus der im Weltall herrschenden Kräfte, Geist und Stoff, die ewig mit einander streiten, nachzuweisen. Ob dieser Versuch geglückt ist, darüber werden die Leser, je nach Maßgabe ihrer bisherigen Anschauungen, wohl verschiedener Meinung sein. Das Buch wendet sich aber an alle, die selbständig denken wollen und weder sich an den unverstandenen Glaubenslehren der Kirche genügen lassen, noch auch in die hoffnungslose Zweifelsucht unserer Zeit versunken sind.

[1]) Catéchisme dualiste. Essai de synthèse physique, vitale et religieuse. 2me éd. Paris 1892, 415 Seiten, 3,50 Frs.

Lotosblüten.

Gewidmet den Wenigen.

Allen, die das kleine inhaltreiche Meisterwerk „Licht auf den Weg" kennen und schätzen, wird Dr. Franz Hartmanns Übersetzung von H. P. Blavatskys: „Stimme der Stille" willkommen sein, wovon kürzlich das erste von drei Heften erschienen ist.[1]) Inhalt und Zweck der letzteren Schrift ist der gleiche wie bei der erstgenannten, nämlich denen, die nach innerer Vollendung streben, als Wegweiser zu dienen. Während aber „Licht auf den Weg" eine besonders für das heutige Fassungsvermögen von Gebildeten der europäischen Rasse bearbeitete Anweisung ist, wird uns in der „Stimme der Stille" das Original derselben, möglichst seiner uralten, morgenländischen Fassung getreu, in Übersetzung wiedergegeben; und es liest sich in der That wie ein besonders schönes Sutra des Mahāyāna-Systems. Wie die Vorrede besagt, sind dies Auszüge aus dem „Buch der goldenen Lehren", welches ungefähr neunzig besondere Abhandlungen enthält. „Von diesen lernte ich vor Jahren neunundreißig auswendig. Um die übrigen zu übersetzen, müßte ich Aufzeichnungen zu Hilfe nehmen, welche unter einer sehr großen Menge verschiedener Papiere und Notizen zerstreut liegen, die sich während der letzten zwanzig Jahre angesammelt haben und nie geordnet wurden, so daß deren Auffindung nicht sehr leicht wäre. Auch könnten dieselben nicht alle übersetzt und einer Welt gegeben werden, die zu selbstsüchtig ist und viel zu sehr am Sinnlichen hängt, um vorbereitet zu sein, solche erhabenere Lehre in dem richtigen Geiste zu empfangen; denn wer nicht mit großem Ernst den Weg zur Selbsterkenntnis verfolgt, wird niemals willens sein, auf derartige Ratschläge zu hören".

Laß deine Seele jedem Schmerzensschrei ihr Ohr leihen, so wie der Lotoskelch sein Herz eröffnet, um das Licht der Morgensonne zu trinken (24).

Töte in dir selbst alle Erinnerungen an die Erlebnisse deiner Vergangenheit. Sieh nicht rückwärts, sonst bist du verloren (30).

Das äußere „Selbst" und das des Geistes können nie zugleich bestehen. Eines von beiden muß vergehen; beide haben sie nicht Platz (23).

Opfere dein Leben, wenn du leben willst! (13.) H. S.

Unsterblichkeit.

Was irdisch ist, das muß vergehn,
Die Sonne selbst wird sterben —
Eh' dieser Sterbliche erreicht
Sein unsterbliches Leben.

Campbell.

Das Tier in uns.

Wem's nicht gelingt, das Tier in sich zu zügeln,
Dem wird es grausam einst den Geist entflügeln.

Otto v. Leixner.

[1]) Lotosblüten, I. Die Stimme der Stille. Auszüge aus dem Buch der goldnen Lehren. Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig. (1 M.)

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.

Sphinx

XIV, 78. August 1892.

Goethes Ansichten von der Unsterblichkeit.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

„Stirb und werde!"
Goethe.

Je freier und tiefer der Mensch in die Welt blickt, je größer und vielseitiger seine Erfahrung ist, um so deutlicher sind ihm die „Grenzen der Menschheit" bewußt, um so klarer erkennt er auch, daß selbst die alltäglichsten Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, in der Nähe betrachtet, des Rätselhaften und Geheimnisvollen viel enthalten, das ergründet zu haben bis jetzt noch keiner sich rühmen durfte, vielleicht keiner sich je wird rühmen dürfen. Eine solche Einsicht — der erste Schritt zur Weisheit — kann einen bedeutenden Menschen zwar nie verhindern, nach einer Erklärung der höchsten und letzten Dinge zu suchen; aber sie wird ihn vorsichtig und zurückhaltend machen in seinen Äußerungen über diese Dinge. Und war er so glücklich, eine ihn persönlich befriedigende Lösung der Urprobleme zu finden, so wird er sich nicht leicht zur unverhüllten Mitteilung seines Glaubensbekenntnisses entschließen, zumal wenn er ein großer Dichter ist und als solcher kein Bedürfnis fühlen kann, seine lebendige Intuition in farblose Begriffe zu übersetzen und öffentlich Fragen zu erörtern, die weit über das Gebiet des Sinnlichen und der Kunst, ja eigentlich auch über das Gebiet der Philosophie hinausführen. Kommt bei ihm zu dieser erworbenen Zurückhaltung, die in letzter Linie aus der Überzeugung hervorgeht, daß jeder nur sich selbst vollkommen versteht und meistenteils besser denkt und weiß, als er ausspricht, noch eine angeborene, alle nähere Berührung mit dem allgegenwärtigen Pöbel scheuende Vornehmheit des Wesens hinzu, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er in den für die Welt bestimmten Schriften seine intimsten Gedanken über das Unerforschliche nicht anders als verschleiert überliefert, und sie in reiner esoterischer Form nur den Vertrautesten seines Kreises mitteilt.

So hielt es Goethe. Er war kein Freund vom „Transcendieren", und — einer der religiösesten unter den großen deutschen Dichtern —, vermied er Gespräche über Sachen der Religion. „Die Leute," sagt er[1]), „traktieren Gott, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszu-

[1]) Eckermanns Gespr. mit Goethe (Ausg. von Reclam), III, 24 f.

denkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Er wird ihnen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen." Religion, Frömmigkeit ist unsere privateste Angelegenheit, die sich einem andern gar nicht verständlich machen läßt. Es ist der unsagbare Zustand, wenn der Mensch sich „beruhigt in Dem, der da ist, der da war und der da sein wird"[1]); es ist das „Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen".[2])

Im theoretischen Sinne wage man nicht, vom Absoluten zu reden; man darf aber behaupten, „daß, wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren"[3]), ja die „Seligkeit auf Erden" empfinden wird, denn diese liegt in der Anerkennung Gottes, „wo und wie er sich offenbare".[4]) Wer Gott und sein „tägliches unsichtbares Anhauchen"[5]) nicht empfindet, der kennt Gott nicht, da unser Wissen ihn nicht erreicht. — Was wissen wir denn überhaupt!

„Wir tappen alle an Geheimnissen und Wundern"[6]), „tasten ewig an Problemen."[7]) „Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten."[8]) „Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs, wie wir zur Urfrage kommen sollen."[9]) „Wie wir Menschen in allem Praktischen auf ein gewisses Mittlere gewiesen sind, so ist es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir stehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blicken und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun; daher es rätlich ist, sich zeitig davon loszusagen."[10])

Weit entfernt ist jedoch Goethe, diesen Skepticismus zum wissenschaftlichen Prinzip und zur Richtschnur des Lebens zu machen. Denn obgleich das Wahre, „mit dem Göttlichen identisch", sich niemals von uns erkennen läßt, und wir es „nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen schauen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen".[11]) Ja, „der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei: er würde sonst nicht forschen".[12])

Wie hat nun Goethe selbst sich das Unbegreifliche begreiflich zu machen gesucht? Wie hat er sich das dunkelste aller Probleme — unsere Fortdauer nach dem Tode — beantwortet?

Zuerst stellen wir fest, daß er eine solche überhaupt als ein „Postulat der praktischen Vernunft" annahm.

---

[1]) Maximen und Reflex. VII. S. W. (Stuttg. 1876), Bd. II, S. 581.
[2]) Ebd. I, S. 519. — [3]) Ebd. IV, S. 548.
[4]) Ebd. VII, S. 574. Vergl. Werther I, am 10. Mai. — [5]) Eckermann III, 265.
[6]) Ebd. S. 142. — [7]) Zahme Xenien VII. S. W. Bd. II, S. 507.
[8]) Max. u. Refl. III, S. 538.
[9]) Sprüche in Prosa (über Naturwiss. II). S. W. Bd. II, S. 604.
[10]) Mineralogie u. Geologie. S. W. Bd. XIV, S. 334.
[11]) Meteorologie (Versuch einer Witterungslehre), ebd. S. 392.
[12]) Spr. in Prosa (Üb. Ntrwiss. IV). S. W. Bd. II, S. 614.

In den „Zahmen Xenien“[1]) sagt Goethe:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen? —
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.“

Und gegenüber Eckermann äußert er sich:

„Der Philosoph bedarf nicht das Ansehen der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen.“[2]) „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer.“[3]) „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.“[4])

Was hoffte Goethe? In keinem Falle das, was das Dogma verheißt und was Dichter, wie Tiedge, träumen. So ruft er aus[5]):

„Ein Sadducäer will ich bleiben!
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Wenn von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patsch,
Droben gäb's nur verklärten Klatsch.“

„Ich habe,“ erzählt Goethe[6]), „von Tiedges ‚Urania‘ nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts deklamiert worden, als die ‚Urania‘. Wo man hinkam, fand man die ‚Urania‘ auf allen Tischen; die ‚Urania‘ und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinierte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wollte mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde dann auch drüben der Langeweile kein Ende sein. — Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum Besten weggekommen sind; und ich wollte wetten, wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken.“

Also ein an Unsterblichkeit glaubender Sadducäer war Goethe! Man kann dies sein nur dann, wenn man das individuelle Fortleben nach dem Tode sich nicht als einen ewigen Stillstand, als ein ewiges Beharren im Zustande einer passiven Seligkeit oder Qual, in einem von der übrigen

---

1) S. W. Bd. II, S. 460. — 2) Ebd. II. S. 38. — 3) Ebd. S. 104.
4) Ebd. I, 95. — 5) Zahme Xenien VI, S. 495 f. — 6) Eckermann I, S. 92 ff.

Welt getrennten und wesentlich verschiedenen „Jenseits“ denkt, sondern es faßt als einen wiederholten Wechsel der Persönlichkeit, als eine Wiederkehr der Individualität auf Erden zu neuer Thätigkeit in neuer, verjüngter körperlicher Gestalt; mit anderen Worten: wenn man sich zur Lehre von der Wiederverkörperung unseres (individuellen) Wesens bekennt. Eine andere Anschauung, die Bejahung und Verneinung der Unsterblichkeit zugleich wäre, giebt es nicht.

Wir wollen nun nachzuweisen versuchen: erstlich, daß Goethes philosophische Grundsätze diese Doktrin fordern; zweitens, daß er seinen Reinkarnationsglauben oft, wenn auch meistens ziemlich verhüllt ausgesprochen hat, und drittens, daß gerade dieser Glaube es ist, was wir unter Goethes esoterischer Religion verstehen.

War Goethe Pantheist? Ja und nein — je nachdem man das Wort Pantheismus versteht. Will man damit bloß die Leugnung eines persönlichen und transcendenten Gottes, und die Annahme einer überpersönlichen und immanenten Gottheit, d. h. eines der Welt zu Grunde liegenden, ihr einwohnenden, alles umfassenden, vernünftigen, allgegenwärtigen, allbeseelenden all-einen geistigen Urwesens bezeichnen, so war Goethe freilich ein ausgesprochener Pantheist. Verlangt man dagegen, ein solcher müsse auch alle (selbst die relative) Realität und Selbständigkeit der individuellen Wesen zu gunsten seines All-Einen opfern, so wird man in Goethe vielmehr einen ausgesprochenen Gegner des Pantheismus finden. Er war eben, wie auch z. B. Lessing, beides: Pantheist und Individualist, Spinozist und Leibnizianer; und nur weil er beides war, konnte und mußte er, gleich seinem großen Vorgänger, mit dem er in Rücksicht der Unsterblichkeitslehre große Verwandtschaft zeigt[1]), die Fortdauer der metaphysischen Individualität im periodischen Wechsel ihrer physischen Gestalten (der Individuen) behaupten.

Hören wir zuerst den Pantheisten Goethe:

„Was soll mir euer Hohn
Über das All und Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.“[2])

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.“[3])

Gott ist „Eins und Alles“. Sein ewiger „Beruf“, sein „lebendiges Thun“ ist Schaffen und

„Umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne...
Und was nicht war, nun will es werden

---

1) Vgl. Gideon Spicker, Lessings Weltanschauung (Lpz. 1883), S. 366 f.
2) Zahme Xenien VI, S. W. Bd. II, S. 493.
3) Sprüche in Reimen (Gott, Gemüt und Welt), S. W. Bd. II, S. 416

Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.
Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still,
Das Ew'ge regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."[1])

aber:

„Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in Allen."[2])

Das All ist Natur: Gott ist Natur. Diese spinozistische Gleichung macht Goethe selbst:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre."[3])

Wohin man blickt in der Natur, überall ist Leben, Kreislauf, Bildung und Umbildung: „Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter." Denn:

„Alles ist neu und doch immer das Alte." Die Natur „verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillstehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt." „Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf."[4]) — „Betrachten wir alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr Alles in einer steten Bewegung schwanke. — Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht."[5])

Kurz, ewige Entwickelung, ewige Metamorphose und Vervollkommnung: — das ist der Grundcharakter und die Bestimmung alles Daseins. Wie etwas entsteht, wissen wir nicht:

„Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sei."[6]) So viel aber läßt sich behaupten, daß, „wenn ein organisches Wesen in die Erscheinung hervortritt, Einheit und Freiheit des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphose nicht zu fassen sei."[7])

Einheit und Freiheit des Bildungstriebes sind aber die Grundbestimmungen der Individualität; also Individualität ist es, was ohne den Begriff der Wandlung nicht gedacht werden kann. Daß die In-

[1]) Gedichte („Eins und Alles"). — [2]) Ebd. „Vermächtnis".
[3]) Ebd. „Bei Betrachtung von Schillers Schädel."
[4]) Die Natur (Zur Ntrwiss. im allgem.), S. W. Bd. XIV, S. 412 ff.
[5]) Morphologie, S. W. Bd. XIV, S. 3.
[6]) Sprüche in Prosa (Üb. Ntrwiss. III), S. W. Bd. II, S. 611.
[7]) Zur Ntrwiss. im allgem. (Bildungstrieb), S. W. Bd. XIV, S. 440.

dividualität etwas Selbständiges, Freies und Unvergängliches, also auch Präexistierendes sei und das unserem empirischen, als Individuum oder als Person sich darstellenden Dasein zu Grunde liegende innere (metaphysische) Wesen ausmache, — daran zweifelte Goethe, trotz seines Pantheismus, wie gesagt nicht, und verband mit dem Begriff der Individualität sowohl den naturphilosophischen Begriff der „Entelechie“ und der „Monade“, als den ethischen des „intelligiblen Charakters“.

Vollkommen deutlich finden wir die individualistisch-pantheistische Anschauung ausgedrückt in dem Gedanken, daß jedes Werk der Natur ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff hat, und Alles doch Eins ausmacht; daß die Natur alles auf Individualität anlegt und sich nichts aus Individuen macht.[1]

Die Individualität ist jenes unbekannte, unnennbare, begrifflich nicht aufzulösende Prinzip des Einzelnen, Singulären, das hinter der Hülle oder in der Hülse, die wir Individuum, Person nennen und mit einem Namen bezeichnen, sich verbirgt und das eigentliche Selbst des Menschen ist. Vortrefflich sagt Goethe:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
Es ist was Anonymes dabei.“[2]

Das Anonyme: die Entelechie, die Monade, die „Seele“, das Wirkende, Wirkliche, wahrhaft Reale unseres individuellen, persönlichen Daseins. „Die Hartnäckigkeit des Individuums, und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist,“ war für Goethe „ein Beweis, daß so etwas existiere“.[3]

So selbständig ist die Entelechie des Menschen, d. h. so tief wurzelt sie im Absoluten, im Weltgrund, daß die Natur sie nicht entbehren kann und für ihre Fortdauer Sorge tragen muß.[4] So selbständig ist sie, daß „in besonderen Zuständen ihre Fühlfäden über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist“.[5] Goethe wäre demnach der letzte, seine in „Wahrheit und Dichtung“[6] erzählte Vision für eine bloße Sinnentäuschung, eine Hallucination zu erklären, die der „Zufall“ (!) nach acht Jahren wahr gemacht hätte.

Dieser präexistierenden, unzerstörbaren, unser empirisches Dasein unwiderruflich bestimmenden freien Individualität, — unserem „intelligiblen Charakter“, wie Kant, Schelling und Schopenhauer sie bezeichnen, — gilt das tiefsinnige, oft citierte „Urwort“ — „Dämon“[7]):

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

[1]) Die Natur, S. 412. — [2]) Spr. in Reimen, S. 436.
[3]) Eckermann II, S. 133. — [4]) Ebd. S. 104. — [5]) Ebd. III, S. 141.
[6]) 11. Buch. S. W. Bd. IX, S. 397. — [7]) Gedichte, S. W. Bd. II, S. 638.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Der „Dämon", fügt Goethe erläuternd hinzu, bedeutet hier „die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem Andern, bei noch so großer Ähnlichkeit, unterscheidet". Diese Strophe „spricht die Unveränderlichkeit des Individuums (d. h. der Individualität) mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, solange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch." Dies besagt: die endliche Form, das Individuum, die Person, vergeht; das Wesen, der Lebenskern, das individuelle Leben selbst jedoch beharrt. Nun muß aber das Leben stets sich äußern, sich in einer Hülle darstellen, die dem Tode, der Verwesung angehört. Hieraus folgt: das Leben muß, nach jedesmaligem Verbrauch einer Form, sich in einer neuen manifestieren, d. h. sich wiederverkörpern — ein Verjüngungsprozeß, den jedes Individuum, jede einzelne Manifestation der Individualität im Leben durchmacht![1]) Auch eine geistige Metamorphose findet nicht selten schon während eines Lebenslaufes statt.

„Jede Entelechie," sagt Goethe[2]), „ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt... Ist sie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Übermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters immer noch frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen; es scheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das ist es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte."

Dieses ihr „Vorrecht einer ewigen Jugend", einer ewigen Thätigkeit macht die Entelechie auch nach der Zerstörung ihrer individuellen Gestalt geltend, indem sie, die unzerstörbare, immer in neuen körperlichen Formen auftritt.

„Die Überzeugung unserer Fortdauer," sagt Goethe einmal zu Eckermann[3]), „entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren; aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein."[4])

---

[1]) Vergl. auch Morphologie, S. W. Bd. XIV, S. 6. — [2]) Eckermann III, 165.
[3]) Eckermann II, S. 39. — [4]) Ebd. II, S. 104.

Die Wiederverkörperung ist ein Naturgesetz, so gut wie die Metamorphose; sie ist eine Metamorphose der Individualität, ein von der gerechten und weisen Vorsehung angeordnetes Mittel, die eine und dieselbe Individualität verschiedene Aufgaben erfüllen zu lassen und sie allmählich zu vergeistigen.[1])

„Der Mensch muß wieder ruiniert werden! Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter von nöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem."[2])

Ganz ähnlich äußert sich Goethe in einem Brief an Zelter[3]):

„Das alte Märchen der tausendmaltausend und immer noch einmal einbrechenden Nacht," schreibt er, „erzählen sich die Parzen unermüdet. Lange leben heißt viele überleben: so klingt das leidige Ritornell unseres vaudevilleartig hinschludernden Lebensganges: es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernstlichen Streben. Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Wert verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so werden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. — Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

Die eben angeführten Äußerungen beweisen zur Genüge, daß Goethe an die Wiederverkörperung und zwar im tieferen Sinne der Seelenwandlung geglaubt hat. Daß er sie sich aber — wenigstens in seinen jüngeren Jahren — auch anschaulich zu machen suchte, erhellt aus einem 1776 geschriebenen Gedicht an Frau von Stein, welche ebenfalls diesen Glauben teilte.[4])

Das Gedicht lautet[5]):

„Warum gabst du uns die tiefen Blicke
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn

---

[1]) Nach Goethe ist die Metamorphose eine fortschreitende Veredlung, „Befreiung vom lästigen Stoff", Vergeistigung. Morphol. (Die Metam. der Pflanzen.), S. W. Bd. XIV, S. 85.

[2]) Eckermann III, S. 170.

[3]) Goethes Briefwechsel mit Zelter. Brief vom 19. März 1827.

[4]) Goethes Briefe an Frau v. Stein (Hg. v. A. Schöll, Weimar 1848). Br. v. 28. Dez. 1781: „Herders Gespräche über die Seelenwanderung sind sehr schön und werden Dich freuen, denn es sind Deine Hoffnungen und Gesinnungen."

[5]) Ebd., Brief vom 14. April 1776.



Ach, so viele Tausend Menschen kennen
Dumpf sich treibend kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unverseh'nem Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröte tagt,
Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt,
Uns zu lieben ohn' uns zu verstehen,
In dem Andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.
Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt,
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär',
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahnung leider uns noch mehr.
Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein, genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!
Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag."

So sehen wir, daß der älteste Glaube der Menschheit Goethe sein ganzes Leben hindurch begleitet und beglückt hat. Es war seine auf wissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Gründen beruhende Hoffnung, seine persönliche, geheim gehaltene „selige Sehnsucht". Das

wunderbare Gedicht, das diese Überschrift trägt[1]), berechtigt uns, die darin allegorisch dargestellte Idee der Palingenesie als Goethes esoterische Religion zu bezeichnen. Goethe selbst will sie so betrachtet wissen:

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."[2])

Jetzt, nachdem wir wissen, daß Goethe über das Wesen der Seele und deren Fortdauer nach dem Tode im Sinne des Individualismus und der Wiederverkörperungslehre gedacht, können wir nicht mehr zweifeln, daß manche einer Aussprüche und Gedichte, die uns immer diese Lehre anzudeuten, ja nur unter ihrer Voraussetzung auslegbar zu sein schienen, auch in der That nicht anders auszulegen sind, nicht anders ausgelegt werden dürfen, wenn man sie im Geiste des Dichters auslegen will.

Wir führen ohne weiteren Kommentar einige solcher Stellen an.

In den (aus dem Jahr 1775 stammenden und später dem Werther angehängten) „Briefen aus der Schweiz"[3]) findet sich, gleich auf der zweiten Seite, eine Äußerung, die wir ein Pendant zu Lessings genialem

---

[1]) „Selige Sehnsucht." West-östlicher Divan. S. W. Bd. II, S. 208 f. Der ursprüngliche Titel des Gedichtes war, dem Inhalt vielleicht noch besser entsprechend, „Vollendung".

[2]) Eine sehr gute Erläuterung dieses Gedichts giebt H. Düntzer (Goethes West-östl. Diwan, Lpz. 1878. Erläuterung. z. d. deutsch. Klassikern. 74.—76. Bdchen.): „Dieses im Schmetterling zu Tage tretende Verlangen nach Auflösung zur Erlangung eines höheren Daseins preist der Dichter als den edelsten, dem Leben erst seinen wahren Wert verleihenden Trieb. Es ist eben der Trieb nach weiterer Entwickelung und nach Steigerung unseres Lebens, der Drang nach unendlicher Fortentwickelung, der das Leben lebenswert macht. Goethe hat sich häufig über diese Entwickelung der Entelechie ausgesprochen." Vgl. auch Düntzer, Goethes lyrische Gedichte (Elberfeld 1858), Bd. II, S. 152 f. — (Ich verstehe dies Gedicht anders: Die Sich-selbst-Wiedererzeugung des Kindes darstellend; s. S. 191 f. D. Herausg.) — [3]) S. W. Bd. VII, S. 99.

Fragment über die Möglichkeit einer Vermehrung der Sinne beim Menschen[1]) nennen möchten.

„Daß in den Menschen," schreibt Goethe, „so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille (eben die Seelenwanderungshypothese) kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen: so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen... Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben und, wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?"

Die Antwort lautet sicherlich: Nein! Es wird und muß eine Zeit kommen, da alle in mir jetzt schlummernden Anlagen zur Entwickelung gelangen, — diese Antwort liegt auf der Hand für den Anhänger der Seelenwanderung, wenn er letztere — wie Lessing und Goethe — nur im Sinne einer Vervollkommnung, Veredlung, Vergeistigung faßt.

Die aus den Gesprächen mit Eckermann und jenem Brief an Zelter uns bekannten Gedanken Goethes von einer Wiederkehr der ewigen, präexistierenden, in der unwandelbaren Gottheit wesenden Entelechie, ihrem periodischen Durchlaufen des „Weges noch oben und unten", ihrer Resorption in den Äther und ihrer abermaligen Konsolidierung zu einem neuen Individuum, finden wir in folgenden „Sprüchen" mehr oder weniger deutlich ausgedrückt:

„Denn was das Feuer lebendig erfaßt,
Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlast;
Verflüchtigt wird es und unsichtbar,
Eilt hinauf, wo erst sein Anfang war."

„Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.
Gleicherweise sind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefestet, einmal verflüchtigt."[2])

*

„Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da."[3])

*

„Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man: Alles dreht im Kreis.
— — — — — — — — — — — — — —
Wo käme denn ein Ding sonst her,
Wenn es nicht längst schon fertig wär'?"[4])

[1]) Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können. Lessings S. W. (hg. v. H. Göring) Bd. XIX, S. 215.

[2]) Spr. in Reimen (Gott, Gemüt und Welt). S. W. Bd. II, S. 417.

[3]) Zahme Xenien I, ebd. S. 442.

[4]) Ebd. S. 507.

„Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Es wandelt mit den andern gerne
Die selbsterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball pulsieren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.“[1]) —

*

„Wenn im Unendlichen dasselbe,
Sich wiederholend, ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt:
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.“[2])

*

„Sei du im Leben wie im Wissen
Durchaus der reinen Fahrt beflissen;
Wenn Sturm und Strömung stoßen, zerr'n,
Sie werden doch nicht deine Herrn;
Kompaß und Polstern, Zeitenmesser
Und Sonn' und Mond verstehst du besser,
Vollendest so nach deiner Art
Mit stillen Freuden deine Fahrt.
Besonders wenn dich's nicht verdrießt,
Wo sich der Weg im Kreise schließt:
Der Weltumsegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeschifft.“[3])

„Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besonderen zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifizieren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solidescieren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleichem Maße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinen auftritt.“[4])

„Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt.“[5])

Die Hoffnung, daß der Tod ein neues, verjüngtes Dasein der Entelechie einleitet, spricht auch aus Faust, wenn er, im Begriff, den „letzten, ernsten Schritt“ zu thun, ausruft:

„Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

---

[1]) Zahme Xen. VII, S. 508. — [2]) Ebd. S. 508. — [3]) Ebd. VII, S. 509.
[4]) Spr. in Prosa (Über Ntrwiss.), S. W. Bd. II, S. 615. — [5]) Ebd. S. 631.

Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit." —

Wenn Faust (im Anfange des 2. Teils) die Beständigkeit der Erde preist und ihr „kräftiges Beschließen", „zum höchsten Dasein immerfort zu streben", so sehen wir auch hierin die Überzeugung von einer (nur mittelst der Annahme der Wiederverkörperung begreiflich zu machenden) ewigen Entwickelung und Vervollkommnung des Daseins. —

Endlich müssen wir den Leser noch an ein bekanntes Gedicht erinnern, worin Goethe in den ersten sieben Versen seine Anschauung vom Leben der Seele summarisch darlegt. Wir meinen den „Gesang der Geister über den Wassern":

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd."

Und das Ende dieses rastlosen Auf- und Niedersteigens der Seele? Soll sie in ihrer Thätigkeit ewig an die Erde und an ein Erdenleib gefesselt bleiben, oder hat Goethe ein Geisterreich geglaubt, in das unser endgültig entkörpertes Wesen dereinst für die Ewigkeit eingeht?

Zwei Äußerungen, mit denen wir schließen wollen, scheinen dafür zu sprechen, daß Goethe das Erdenleben für eine bloße Vorschule eines höheren Daseins in einer übersinnlichen Welt ansah:

„Der Mensch," sagt er[1]), „wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre."

Und elf Tage vor seinem Tode im Gespräch mit Eckermann[2]):

„Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Die Idee der „Wiedergeburt" aus dem Geiste, welche die Notwendigkeit der „Wiederverkörperung" im Erdenleben aufhebt, — das Unzulängliche, welches Ereignis wird — liegt bekanntlich auch dem ganzen zweiten Teil des „Faust" zu Grunde:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

---

1) Max. u. Reflex. II, S. W. Bd. II, S. 525. — 2) Eckermann III, Schluß.





Aus dem Nachtgebiete der Natur.

Vorrede zu seinem Buche über eine Erscheinung aus demselben.*)

Von

Justinus Kerner.

Phänomene, wie die nachstehenden, gehören zur Beobachtung des Naturforschers: denn sie sind einmal in der Natur vorhanden, so gut wie der Ring des Saturns, sollte man auch noch derzeit, so wenig als von diesem, ihr eigentliches Wesen wissen und begreifen können. Die Furcht, dadurch ins Gerede, man glaube an Geister, zu geraten, in einen Glauben, dem unsere jetzige Gewohnheit und Dressur so sehr entgegen ist, darf den Naturforscher nicht bestimmen, wie es wenigstens bis jetzt geschah, solche Erscheinungen unerforscht nur gerade ins Reich des Betrugs und des Überglaubens zu verweisen; sie de facto damit zu unterdrücken und der Wissenschaft zu entziehen.

Durch diese rationalistische Geisterfurcht, durch dieses fade Geschrei sogenannter Gebildeter: „im neunzehnten Jahrhundert noch an Geister zu glauben!" geschah es, daß diese so merkwürdige Nachtseite der Natur bisher der Beobachtung gänzlich entzogen wurde; indem, wo sie sich auch noch so sehr der Beobachtung aufdrang, der Beobachter sogleich scheu vor ihr zurücktrat, oder aus Furcht vor jenem Geschrei, die Beobachtung in sich verschloß, oder sich dieselbe am Ende selbst mit gläsernem Gehirne wegstritt. All jene Herren, die mit solchem Geschrei auf Kanzeln, Kathedern, in Wirtszimmern und in Tageblättern den Dank der sogenannten Aufklärung sich erschreien wollen, sind in meinen Augen in Wahrheit nur Hinderer der Erforschung der Natur auf ihrer wichtigsten Seite, Hinderer einer wahren Aufklärung, Zwingherren, die gewaltsam befehlen wollen, andere sollten nur so weit sehen, als sie sehen.

Es ist nicht davon die Rede, ihnen den Glauben, als seien diese Phänomene nichts anderes, als „ein Hereinragen Verstorbener noch in dieses Leben" aufzwingen zu wollen (denn dieser Glaube bleibt wohl noch lange Glaube des Gläubigen), es ist aber davon die Rede, die Existenz dieser Phänomene als wirkliche objektive Realitäten in der Natur, durch die geschehene, die Natur erforschte Beobachtung (nicht durch den

*) Veranlaßt durch eine Anregung von maßgebender Seite drucken wir hier diese jetzt besonders zeitgemäße Vorrede wieder ab. — Professor Gabriel Max hatte die Güte, uns hierzu seine Ölskizze des Oberamtsgerichts-Gefängnisses in Weinsberg, dem Schauplatze dieser „Erscheinung", zur Verfügung zu stellen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um einen in der Presse weit verbreiteten Irrtum über dieses Bild entgegenzutreten. Dasselbe befand sich auch in der Ausstellung seines bedeutenden anthropologischen Museums, welche Max im März dieses Jahres veranstaltete. In den Zeitungsberichten darüber wurde das Bild fast allgemein als „Kerners Wohnhaus" bezeichnet; dieses ist es nicht, sondern das Weinsberger Gefängnis. (Der Herausgeber.)

bloßen Glauben) zu behaupten und gegen Unerfahrene zu bestreiten, von Phänomenen, die, auch nach der Beobachtung aller Völker und Zeiten, als objektive Realitäten in der Natur existieren, und aus derselben so wenig weg zu rationalisieren sind, als der Ring des Saturns, der auch für erlogen gehalten worden wäre, hätte man ihn nicht ad oculos zu demonstrieren gelernt.

Ich fordere nur endliche Anerkennung der Existenz jener Phänomene in der Natur, welche, veranlaßt durch jenes Geschrei der Aufklärlinge und Unwissenden in diesem Felde, bisher zur Schande der Naturwissenschaft geleugnet und mißkannt wurden. Den Namen dieser Phänomene stelle ich jedem Forscher frei, und will dabei nicht behaupten, daß wir bei ihrer fernern freiern Beobachtung nicht noch auf andere Naturwahrheiten kommen könnten, als auf die Einwirkung und Erscheinung Verstorbener, ob ich gleich derzeit keine genügendere Auslegung jener Phänomene weiß.

Besonders was diesen hier vorliegenden Fall betrifft, so fällt, bringt man ihn mit andern ähnlichen Fällen in Vergleichung, hier alle rationalistische Auslegung durch Betrug, Selbsttäuschung, Krankheit, Ansteckung, und selbst die magnetische Erklärungsart, wie durch das Heraustreten aus sich selbst, durch in-die-Fernewirken vermittelst eines elektromagnetischen Nervengeistes ꝛc. hinweg, und es möchte, wenigstens bis jetzt, auch hier abermals keine andere Auslegung geben, als die, so das Phänomen selbst angiebt.

Was zuerst die Auslegung durch Betrug betrifft, so ist diese ganze Geschichte derart, daß es eine reine Unmöglichkeit ist, daß hier Betrug hätte stattfinden können. Wollte man auch annehmen (wozu man aber nicht im mindesten Ursache hat), es wäre von seiten jener Person Betrug im Gefängnis möglich gewesen, so war ein solcher außer demselben, während die Person im Gefängnis verschlossen war, oder sich gar nicht hier befand, doch rein unmöglich. Aber auch im Gefängnishause war ein solcher unmöglich, unmöglicher, als wenn diese Person in irgend einem andern Hause sich aufgehalten hätte. Freilich kann nur derjenige, der das Lokal dieses Gefängnishauses und die Personen, die es bewohnen, kennt, davon mit Gewißheit überzeugt sein.

Der Raum, in dem diese Person verschlossen war, war der eines sogenannten Blockhauses, welches in das Gefängnishaus im zweiten Stock selbst gestellt, also noch von dessen Wänden umgeben ist, und somit keine Verbindung mit der Straße oder dem Freien hat. Es ist ein Gefängnis im Gefängnis. Selbst seine Fenster kommunizieren nicht mit denen in den Wänden des Gefängnishauses, die es umgeben, und einen Gang zwischen ihm frei lassen, der ebenfalls wieder mit besonderen Thüren verschlossen ist. Alle Fenster des Gefängnisses sind mit starken Eisenstangen versehen. Die Fenster des Blockhauses, zwei, die einander entgegengesetzt sind, gehen also nicht in das Freie, sondern in diesen Gang. Es sind sehr mühsam hin und her zu schiebende Fenster (Schubfenster), vor denen doppelte Gitter mit äußerst dicken und festen, ganz unbeweglichen Eisenstangen angebracht sind. Es ist der stärkste Mannesarm nicht imstande, in diesen Gittern auch nur die leiseste Erschütterung hervorzubringen. Noch befindet sich an der Decke des Gefängniszimmers ein kleines Luftfensterchen, das auf das Dach des Hauses geht; dieses kann vermittelst einer Schnur, die über ein Rädchen läuft, aufgezogen werden, allein die leiseste Bewegung an derselben verrät sich durch einen kreischenden, pfeifenden Ton, welchen das sehr schwerbewegliche Rädchen, über welches die Schnur läuft, verursacht, so daß dieses Fensterchen nie unbemerkt zu eröffnen ist. Höchst selten fällt durch diesen kleinen Raum der Schein des Mondes, der aber dann immer durch den Schatten des Gitters und das Blei des Fensterchens unterbrochen und von einer anderen Helle gar wohl zu unterscheiden ist.

Das Gefängnis selbst ist von einer Mauer umgeben, und seine Thüren Tag und Nacht verschlossen.

So zeigt dieses Gefängnis demnach ein Lokal, in welchem zu einem Betrug durch Beihilfe fremder Menschen von außen ꝛc. gewiß weniger Gelegenheit gegeben ist, als in irgend einem anderen freien Hause.

Was nun die Bewohner desselben betrifft, so bestehen sie, außer den wechselnden Gefangenen, die aus den verschiedenen Verließen natürlich nie miteinander kommunizieren können, aus dem Oberamtsgerichtsdiener, seiner Gattin, einer jungen Verwandten und einem Dienstmädchen, aus sonst keiner einzigen Person. Diese Familie ist als eine sehr brave bekannt, und besonders ist die Frau des Oberamtsgerichtsdieners von der strengsten Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, so daß sie, hätte sie bei dem langen Umgange mit jener Person einen Betrug entdeckt, ihn gewiß nicht verschwiegen hätte.

Herr Oberamtsrichter Heyd, der durch Selbstuntersuchung und Selbstprüfung, und durch Herbeiziehung anderer wissenschaftlicher und wahrheitsliebender Männer, die Gleiches fanden, von der Wahrheit der hier angeführten Thatsachen auch vollkommen überzeugt ist, ist als ein strenger, unparteiischer Geschäftsmann und als ein sehr ruhiger, gewichtiger Beobachter vielseitig bekannt.

Ebenso werden gewiß die für diese Thatsachen in diesen Blättern sonst Zeugnis gebenden Männer von Bildung und Wissenschaft als geltende Beobachter angenommen werden können.

Das Moralische jener Person, an der dieses Phänomen haftete, betreffend, so darf nicht verschwiegen werden, daß dieses allerdings manchem Tadel unterworfen werden könnte, wiewohl auch andrerseits anzuführen ist, daß man keinem Menschen ins Herz sehen kann, und wohl auf mich und manchen Leser dieser Geschichte, der sich für moralisch gesinnt erachtet, noch mit mehr Grund ein Stein geworfen werden könnte, als auf dieses in hiesigem Oberamtsgerichtsgefängnis über vier Monate lang in schwerer Buße gelegene unglückliche, wenn auch nicht schuldlose Weib. Es scheint freilich ausgemacht zu sein, daß diese Person (wahrscheinlich durch das Phänomen verführt) sich in betrügerische Schatzgräberhändel einließ, wodurch sie auch dem hiesigen Oberamtsgericht überantwortet wurde.[1] Bestimmt ist aber und merkwürdig, daß diese Person das an ihr haftende Phänomen zu jenen Händeln nie mißbrauchte, aber allerdings leider vielleicht wohl einzig darum, weil sie das nicht zu thun imstande war.

Wäre dieses Phänomen (wie z. B. ein nach ihrem Willen sich entbinden könnender Nervengeist, oder überhaupt ein subjektives geistiges Organ) von ihrem Willen abhängig gewesen, hätte sie es ganz ad libitum da oder dort hinsenden können, so hätte sie es gewiß vor allen Personen zu denjenigen gesendet (denjenigen es hörbar und sichtbar gemacht), die sie damit zum Nutzen in ihrer Schatzgräbergeschichte hätte täuschen und hinters Licht führen können, und hätte es auch noch nachher zu gunsten ihres Prozesses solchen zugesendet. Davon ist aber keine Spur aufzufinden: denn gerade jene Personen erhielten von jenem Phänomen nie irgend eine Einwirkung auf ihre Sinne, sahen, hörten, empfanden und rochen nie etwas von ihm. Im Gegenteil aber fand dies (wie die Zeugnisse sattsam beweisen) bei solchen Personen statt, von deren Gefühlen und Bestätigungen jene Person in ihrer Schatzgräberangelegenheit gar keinen Nutzen ziehen konnte. Und dies dient ebenfalls zu einem sehr triftigen Beweise, daß dieses Phänomen an jener Person nicht als ein willkürlich zu bewegendes haftete, als ein Organ, das sie an dieser oder jener Stelle ad libitum konnte wirken lassen, sondern daß es für sich als eine objektive Realität mit eigenem Willen bestand, wenn es auch oft (wie ein Mensch oder Geist dem andern) dem Willen dieser Person

---

[1]) Es mußte wohl so sein: denn wäre dieses nicht geschehen, wäre dieses merkwürdige Phänomen unbeachtet und ununtersucht unter dem Volke geblieben.



Das Oberamtsgerichts-Gefängnis in Weinsberg.

Autotypie nach einem Ölbilde von Gabriel Max.

(wie sie dem Phänomen) folgsam und gefällig sich erzeigte, aber gerade in solchen Fällen nicht, wo es nur zum Mißbrauche verwendet worden wäre.

Jene Person hätte in hiesigem Gefängnisse (wozu man aber keine Ursache findet) nur dadurch täuschen können, daß sie vielleicht hie und da mehr, als was sie gehört und gesehen, gesagt hätte. Ich lege deswegen auf ihre Aussagen auch kein Hauptgewicht, und der geneigte Leser wird sich hier auch mehr durch die Zeugnisse anderer, als durch die jener Person, zu einem Urteil veranlaßt finden, jedenfalls aber dabei erkennen, daß von jener Person aus, wenigstens da, wo das Phänomen sich in andern fernen Häusern offenbarte, in jedem Falle keine Einmischung, kein Betrug stattfinden konnte.

Man machte den Beobachtern dieser Geschichte den Vorwurf, daß sie sich in ihrer Beobachtung mehr leidend als handelnd verhielten, daß sie nach den Tönen, den Lichterscheinungen rc. nicht mit Stangen schlugen, Licht anzündeten, nicht Wachen ausstellten, daß sie nicht immer mit wachem Gehirn passend und probierend dasaßen.

Wer (ich will nicht von Geistern sprechen) nur magnetische Phänomene auf solche von jenen vermißte Weise beobachten will, der wird ganz bestimmt nichts sehen, ohne daß jene Phänomene nichts wären, nur auf Betrug beruhten, sondern weil solche Phänomene nun und nimmer wie handgreifliche Dinge, vorzüglich mit den Sinnen des Gehirns, den aufgerissenen Augen und langgestreckten Ohren gesehen und gehört werden.

Solche Phänomene sind Phänomene des Nachtlebens der Natur, und wer sie an der Sonne oder mit der Laterne suchen will, wird sie nie finden, und daher ist freilich ihre Beobachtung für den gewöhnlichen Menschen allerdings schwer, und wird hier ein immerwährender Streit zwischen dem Metall und dem Glase stattfinden. Ich bin versichert, daß wenn man, wozu ein Offizier sich erbot, eine Kompagnie Soldaten in das Gefängnishaus und seine Gänge gelegt, all jenes Rauschen, Erschüttern, Erscheinen rc. gewiß nicht stattgefunden hätte, aber nicht, weil die listige Wahrsagerin, wie man jenes Weib betiteln will, ihren gemachten Spuk nicht hätte fortsetzen können, aus Furcht, verraten zu werden, sondern weil in solches wache Tagleben nur sehr selten ein Phänomen, das dem Nachtleben angehört, tritt. Nur jene unten erzählte merkwürdige Geschichte aus der Schweiz scheint hiervon eine seltene Ausnahme zu machen Aber auch in dieser hörte das Phänomen urplötzlich auf, wenn nur zwei Menschen miteinander sprachen.

All jene verlangten Anstalten von Wachen, Passern, Lichtern rc. hätten zu gar nichts gedient, als daß die Phänomene wohl gar nicht erschienen, oder nicht sichtbar, nicht hörbar, kein Rapport mit ihm möglich gewesen wäre, wobei aber der Schluß: nun erkenne man, daß die Sache Betrug sei, so unrichtig gewesen wäre, als wenn man einen Leuchtkäfer ans Licht hält, ihn nun nicht leuchten sieht, und dann daraus die Behauptung aufstellt, es sei mit seinem Leuchten nichts.

Wäre aber jener Spuk durch Menschen veranstaltet gewesen, so wären sie, hätten sie Lichter und Wachen gewittert, auch wohl so wenig als wie jenes Phänomen erschienen, und man hätte hieraus abermals kein Resultat ziehen können.

Übrigens bediente man sich zur Untersuchung nach jenen Tönen, Erscheinungen rc. sehr oft eines Lichtes; aber man fand und sah eben nichts. Der Gefängniswärter wurde dadurch hundertmal geneckt. Auch Herr Professor Kapff bediente sich eines Lichtes, wie aus seinem Zeugnisse hervorgeht, und auch Herr Dr. Seyffer hatte sich mit einem solchen versehen.

Durchaus fälschlich sagte man auch: wäre an der Sache etwas gewesen, so hätten alle Beobachter das Phänomen auch in seiner völligen Gestalt, wie jenes Weib, und nicht bloß als eine Lichterscheinung von unbestimmter Form, als eine Phosphorescenz rc. sehen sollen. Solche Aburteiler mögen doch einsehen lernen, daß zum

völligen Schauen einer solchen Erscheinung auch das Vermögen des Eintretenkönnens in einen völligen Rapport mit ihr gehört, und ein solches Vermögen nur Menschen besitzen, die von Natur die Gabe des inneren Schauens haben. Diese Gabe aber hat unter tausend Menschen und mehr kaum wohl einer vollständig; und wo sie unvollständig ist, was je nach größern oder geringern Graden bei der großen Zahl stattfinden mag, da tritt auch nur ein unvollständiger, ein halber oder nur ein leichter Rapport ein, und es findet dann nur unvollständiges Schauen, Hören, Fühlen rc. statt. Daher hörten und schauten bei dieser Geschichte auch nicht alle Beobachter das Gleiche, was nicht stattgefunden hätte, wären jene Töne und Lichterscheinungen gemachter, sinnlicher Art oder letztere der Mondschein gewesen. Was man als einen Beweis dagegen anführen will, ist also gerade ein Beweis dafür. Nur wer imstande ist, solche Phänomene auch mit geschlossenen Augen, wie jene Seherin, dennoch wahrzunehmen, hat die Gabe des inneren Schauens und ist eines völligen Rapportes fähig.

Es ist traurig, daß Menschen, die völlig in der Isolation des Gehirnlebens gefangen sind, sich zu infallibel sein wollenden Beurteilern solcher Phänomene aufwerfen, die einem ganz andern Leben angehören, als in dem sie leben. Solche fällen dann über sie Urteile, wie der Fisch über die Luft oder der Blinde über die Farbe. Sie legen an sie den Maßstab des gewöhnlichen Sinnenlebens und vermeinen, man sollte solche Phänomene, wären sie nicht Betrug, doch wenigstens in einer magnetischen Mausefalle fangen können.

Daß jenes Phänomen sich nicht im Gefängnis bei jener Frau allein zeigte, sondern daß es auch getrennt von dieser in fremde Häuser, ja sogar in fremde Orte kam, könnte jenen infalliblen Beurteilern hinderlich sein, wüßten sie nicht überall, und also auch hier, den Nagel unfehlbar auf den Kopf zu treffen. Sie werden gnädig sagen: „Das war kein Betrug, das wissen wir, die wir alles wissen; aber Sinnentäuschung war das und Ansteckung!"

Sie haben recht! Auch Mond und Sterne sind nur Sinnentäuschungen der Nacht, bei Tage sieht man sie nicht. Sie sind nur so Einbildungen, die nächtlich magnetisch von einem auf den andern übergehen, bis zuletzt die ganze Welt sie nächtlich (wo der Mensch auch immer halb im Schlafe ist) durchaus wirklich zu sehen vermeint.

Nach Beseitigung des in diesem Falle gewiß ganz nichtigen Argwohnes eines Betrugs, handelt es sich nun erst um dei weitere Auslegung dieses Phänomens. Von einer solchen aber sei hier nicht die Rede. Es folgen hier nur die reinen nackten Thatsachen, meistens in amtlichen Berichten und Zeugenverhören bestehend, aus welchen dann jedem freisteht, sich seine eigene Meinung, sein eigenes System zu bilden. —

Nur als Fingerzeig für diejenigen, welche der, schon bei Gelegenheit der Erscheinungen der Seherin von Prevorst, vielseitig zu Tage gekommenen Meinung huldigen möchten, als seien jene Lichterscheinungen, jene Töne rc. durch das magnetische Spiel des Nervengeistes jener Person veranlaßt, von ihr unbewußt und unwillkürlich selbst projiziert, will ich hier noch bemerken, daß zwar bei Somnambulen Wirkungen in die Ferne stattfinden können, aber nur einzig in den tiefen Krisen, in welchen der Leib wie bewegungslos daliegt, und diese geschehen mit Willen und Bewußtsein, daß man aber in dem vorliegenden Fall durchaus keine somnambule Person vor sich hat: denn es wurde an dieser Person nie ein magnetischer Schlaf und am allerwenigsten eine magnetische Ekstase, in der sie bewegungslos gelegen wäre, bemerkt, ja nicht einmal ein Krampfanfall. Während die Lichterscheinungen, die Töne rc. in den entfernten Häusern stattfanden, zeigte sich an dieser Person keine Ekstase, keine Abwesenheit, war sie nur zu wach, betete sie, oder war sie im Gespräche mit andern,

und jedenfalls durchaus in keinem schlafwachen Zustande. Diejenigen, welche dieser Meinung zugethan sind, möchten auch bedenken, wie viele Erfahrungen gleicher Art (von den gleichen Lichterscheinungen, Tönen, Empfindungen 2c.) es giebt, wo gar keine Mittelsperson, von der das Phänomen ausgehen konnte, aufzufinden ist; wo derlei jahrelang in Häusern von den verschiedensten Bewohnern beobachtet wurde, ohne daß da eine magnetische oder andere Person von beweglichem Nervengeiste hätte im Spiele sein können, die vermögend gewesen wäre, all dies aus sich zu projizieren. Um nicht durch solches Vermeinen in Einseitigkeit zu geraten, vergleiche man doch mit diesem Falle auch solche andere Fälle, deren es ebenso authentische in Menge giebt, und suche sie auch, aber wohl vergeblich, jenem Systeme anzupassen.

Im übrigen wäre ein aus dem Körper getretener, frei für sich in die Ferne wirkender, sich durch Lichtglanz und Handlungen aller Art, wie z. B. durch Werfen, Knallen, hörbares Gehen, Sprechen, Rauschen, Wegziehen der Bettstücke 2c., ohne palpablen Körper sich offenbaren könnender Nervengeist eines lebenden Menschen, während man an diesem Menschen nicht die mindeste körperliche, noch geistige Veränderung bemerkte, wohl noch ein größeres Wunder, als ein sich durch gleiche Erscheinung offenbarender Menschengeist, der seinen Körper durch den Tod verloren.

Der religiöse Glaube würde übrigens auch durch solche Annahme genug gewinnen: denn es ist von ihr aus kein Sprung mehr zu der Annahme einer persönlichen Fortdauer und der Möglichkeit, sich nach Ablegung des Körpers nach dem Tode, durch den mit der Seele hinübergenommenen Nervengeist, noch für die Sinnenwelt in gewissen Fällen sichtbar und hörbar machen zu können.

Noch ist zu bemerken, daß das Phänomen auch an Orte und zu Menschen kam, wohin es die Person, an der es haftete, gar nicht sandte, also ganz ohne ihren Willen und Zuthun. Und für diejenigen, die zur Erklärung das System der Ansteckung in Anspruch nehmen, gebe ich den Fingerzeig, daß dieses Phänomen auch in Häuser und zu Menschen kam, die jene Person, an der es haftete, nie sahen, mit ihr in gar keine Berührung kamen. Doch diese meine Bemerkungen sollen nur Fingerzeige für diejenigen sein, die dieses Phänomen auslegen wollen, damit sie nicht in Einseitigkeit verfallen, sollen aber nicht Auslegungen selbst sein.

Wie das hier zur Sprache kommende Naturphänomen, so waren auch früher andere, z. B. der Galvanismus, der Siderismus (Wünschelrute), verlachter Volksglaube, verlacht von den Herren auf den Kathedern und von den Rezensenten am Schreibfilze, deswegen aber dennoch schon längst von dem Volke erkannt und mit Erfolg angewendet, bis ihre Existenz und Wahrheit auch endlich von jenen gebildeten Herren bemerkt, und sie dann nun auch erst von der sämtlichen gelehrten Zunft mit großem Geschrei aufgenommen wurden. Ebenso wird es auch gewiß noch mit den hier besprochenen Wahrheiten gehen. Auch sie werden bis jetzt von der gelehrten Menge nur als bloßer Volkswahn betrachtet und verspottet von über solchen Pöbelglauben sich hoch erhaben denkenden Herren, oder auch mit einer ganz lächerlichen Wut von ihnen bestritten. Doch auch sie werden einst, falle auch ihre Auslegung aus wie sie wolle, in die Reihe anerkannter Naturwahrheiten treten!

Von mir selbst noch dieses!

Herr Dr. Menzel sagt in der Beurteilung meiner Dichtungen in seinem Litteraturblatte (Nr. 73, 1835): wer mich aus meiner „Seherin von Prevorst" kenne, sollte in mir nicht den Verfasser dieser Dichtungen vermuten, er finde eine tiefe Kluft zwischen den abgeschmackten Gespenstern und meinen Liedern. Man begreife kaum, wie derselbe Mensch sich ebenso für die moderne protestantische (!!!) finstere und öde Gespensterrumpelkammer, wie für die sonnenhelle altkatholische Volkssage und für die lustigen Arlekinaden eines lebensfrohen Humors interessieren könne!

Herr Dr. Menzel (dem es übrigens gewiß überall nur um die Wahrheit zu thun

ist) hätte meines Erachtens für die Echtheit meiner Beobachtungen wohl kein kräftigeres Zeugnis ablegen können: denn indem er erklärt, daß jene Beobachtungen gar nicht in meiner Natur und in meinem Wesen liegen, erklärt er auch, daß sie nicht aus mir hervorgegangen, nicht Produkte meiner Phantasie, ja vielleicht nicht einmal meines Glaubens seien.

Und das ist auch wirklich so: denn leider! (ich muß es gestehen) führte mich nicht, wie mehrere meiner Freunde, der Glaube in dieses Gebiet; ich kam in dasselbe rein nur auf dem Wege der Erforschung der Natur, fand diese Phänomene als wirkliche objektive Realitäten in ihr vorhanden, und zwar ganz so, wie sie das Volk schon längst erkannte und beschrieb. Sind sie nun auch ganz gegen meine eigene Phantasie und Natur (was sie wirklich sind, und was ja auch Herr Dr. Menzel mir bezeugt), so kann ich sie nicht anders machen: denn der Naturforscher darf kein Dichter sein, er darf nicht selbst schaffen, er muß das Geschaffene in treuer Reinheit berichten, und das habe ich bisher in jenem Gebiete mit Gewissenhaftigkeit gethan, und werde es auch ins Künftige thun. Die Natur hat unsäglich viele Gestaltungen, die unserm Geschmacke nicht zusagen, aus denen wir kein Lied und keine Idylle machen können; sie ändert deswegen dieselben nicht. Würde ich heute als Schiffahrer neue Geschöpfe entdecken, von deren Existenz ich mich überzeugte, unbehilfliche, und der Meinung all meiner Dichterfreunde nach, Gottes ganz unwürdige Geschöpfe, Geschöpfe, die gegen meine und ihre lyrische Phantasie durchaus anstrebten, müßte ich sie trotz des Geschreies all der lieben Freunde, die sie nie sahen, ihr von mir behauptetes Wesen für Gottes unwürdig halten, und ihre Existenz nicht glauben, als treuer Naturforscher mit all ihrer Blöße und Abgeschmacktheit hartnäckig als existierend behaupten. Ich würde aber Gottes Schöpfung deswegen doch nicht tadeln, sondern nur erkennen, daß uns hier noch nicht das Auge für deren ganzen Umfang, sondern nur für ganz kleine, und selbst in ihrer Kleinheit oft wieder unterbrochene Stellen, gegeben ist, der Zusammenhang fürs Ganze aber uns fehlt.

Bei solchen Zweifeln, geneigter Leser! können wir auch nichts anderes thun, als ruhig die Zeit erwarten, wo sich auch unsern Augen die Harmonie des Ganzen öffnet, und wo wir in Erscheinungen in der Natur, die wir jetzt auch für noch so abgeschmackt und Gottes unwürdig erachten, gewiß Notwendigkeit und Weisheit erkennen werden. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkennet bin.“ (1. Korinther 13, 12.)



Guter Rat.

Wünschen — wenig!
Geben — viel!
Hoffen — alles!
Leben — menschlich!
Lieben — göttlich!
Denken — an
die Himmelsbahn!

M. K.





Astarte.

Eine seltsame Geschichte.

Von

Carl Busse.

In Berlin ging ich einmal durch die Leipziger Straße. Es war am Abend, im Winter. In Pausen beinahe, hier und da, sternten die Flocken zur Erde vom Nachthimmel. Die elektrischen Glühkugeln und Glühblumen an der Ecke der Friedrichsstraße warfen einen geisterweißen, tageshellen Schimmer.

Ich eilte, nach Hause zu kommen. In den Straßen war es heute unheimlich; die Menschen stürmten vorbei wie auf einer irren, verzweifelnden Jagd. Droschken rollten manchmal, und wie Irrlichter tanzten die Laternen an den Wagen dahin, weiter und weiter, immer kleiner werdend, verlöschend in der Ferne.

Plötzlich im schnellen Laufe hatte ich eine Dame angerannt. Ich murmelte ein „Pardon" und bog mechanisch dabei den Kopf zurück.

Meine Blicke trafen die Gestalt voll. Sie hatte die Augen auch zu mir hingewandt.

Mich hielt ein sekundenlanger Bann.

Wir standen gerade im fließenden Lichte.

Ein totenbleiches Seelengesicht, und daraus hervorglühend zwei Augen, dunkel, leidend, wie die sterbende Nacht, verzeihend und seltsam. Das Antlitz ruhig; auch nicht das geringste Zucken, nicht das geringste Mienenspiel darin, nur das Schweigen des Grabes, eine Sprache, furchtbar und schauernd.

Ich stand und sah. Kaum eine Sekunde vielleicht, dann stieß mich jemand unsanft an.

Ich erwachte wie aus einer Betäubung und wandte mich. Ein paar angeheiterte Studenten zogen vorüber.

Die ich gesehen, war verschwunden. Und diese Augen — ich suchte, ich forschte, ich fand sie nimmer.

* * *

Über zwei Jahre waren vergangen. Ich hielt mich jetzt in der alten Fuggerstadt Augsburg auf. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, schlenderte

ich einst von meiner in der Kaiserstraße gelegenen Wohnung nach dem Theater.

Die Saison war fast vorüber; es war der 5. März. Der warme, schmeichelnde Frühlingssonnentag war in einen ziemlich kühlen Abend übergegangen. Nur wenige Leute strebten mit mir vorwärts, in die fröstelnde Dämmerung hinein. Das Rauschen des Springbrunnens auf dem Königsplatze war fast allein hörbar, und dann ein leichter Wind, der sich in den Zweigen wiegte.

In der Luft quoll Feuchtigkeit.

*

Das Orchester setzt ein. Ich schließe kurz die Augen und träume bei Schumanns wunderbaren Klängen. Um mich herum plaudern einige. Das Gaslicht erfüllt den hohen, schönen Raum. Es strömt wie weiß-gelbrosige Milch überall. Nur die Logen, in ihrer roten Plüscheinfassung, gähnen dunkel.

Der Vorhang rollt auf. Öde, ragende Felsen. Die Helle wird gedämpft. Ein verstörtes Licht liegt auf dem Zuschauerraum. Auch die Bühne ist fast schattig.

Eine Stimme. Ein Mann auf einem Felsblock. Manfred, der Schuldbelastete.

Er murmelt eine Beschwörung. Der Chor der Geister, girrend, traumselig. Dazu leise Orchesterbegleitung. Schumann und Byron zwingen uns in ihren Bann.

Das Stück geht weiter und weiter. Dritte Abteilung: Manfred bei den Schatten.

Meine Augen haben sich jetzt ganz an das Dämmerlicht gewöhnt. Ich sitze so, daß ich gerade in die erste Loge neben der Bühne hineinsehen kann. Eine schmale Hand, von gelbbraunem Glacéleder umschmiegt, liegt auf der Brüstung. Es ist eine Hand, die sehr kühl sein muß, von der man sich gern über die Stirn streichen läßt, weil sie so hutsam thut, so hutsam und heimlich...

Es lösen sich Töne, leise, murrend beinahe, leise; herrliche Töne, die einen träumen lassen, Töne aus einer Geisterwelt, irr, sonderbar.

Astarte steigt auf.. Astarte.

Sie spricht: „Manfred ... Man.. fred."

Dabei, langsam, starr, wendet sie das Gesicht nach einer Seite. Die Musik irrt umher, manchmal nur, wie ein kurzes Flügelschlagen, in sterbenden Accorden.

Mir ist, als fühlte ich eine Hand an meinem Haupte. Und gleich der Astarte wende ich es, langsam, starr, nach einer Seite. Ich muß es thun.

Meine Augen liegen auf der Loge.

Es ist ganz still, wie in der Unterwelt.

Von meinen Lippen hebt sich nur einmal ein schreckendes Seufzen; dann will ich einen Schrei ausstoßen. Aber ich kann es nicht. Eine Hand — es ist eine weiche, kühle, von der man sich gern über die Stirn streichen

läßt, weil sie es so hutsam thut, so hutsam und heimlich — preßt sich jetzt mit festem Druck um meinen Hals.

Meine Blicke werden weit und groß, wie nie zuvor. Aus der Loge brennt ein Augenpaar in das meine.

Ein totenbleiches Seelengesicht, und daraus hervorglühend zwei Augen, dunkel, leidend, wie die sterbende Nacht, verzeihend und seltsam. Das Antlitz ruhig; auch nicht das geringste Zucken, nicht das geringste Mienenspiel darin, nur das Schweigen des Grabes, eine Sprache, furchtbar und schauernd.

„Manfred," schlägt es von der Bühne her an mein Ohr.

Die Astarte sitzt in der Loge, wie sie Gabriel Max gemalt hat: kein Menschenantlitz, ein Antlitz, um das Haupt in die Hände zu neigen und bitter zu schluchzen.

Weshalb?

Ich weiß es nicht.

Astarte!

Die Geisteraugen sind noch immer da.

„Lebe ... wohl!" tönt es von der Bühne.

Als ob sich ein Schatten erhebt! An meinem Haupte noch immer die weiche, kühle Hand.

Stille — Stille — totenschwüle Stille.

Man hört eine Logenthür zufallen. Kurze, wirre, ermattete Töne der Geigen. Astarte sinkt langsam hinab.

Ich fahre auf. Die Hand ist fort von meinem Haupte. Mit ihr auch die, welche auf der von dunkelrotem Plüsch eingefaßten Brüstung ruhte. Die Loge ist leer.

Der Vorhang rollt schwer hernieder.

Ich stürze hinaus. Der Schließer sagt mir, daß eine ihm unbekannte Dame, tief in Schwarz, das Theater soeben verlassen habe.

*

Spät, sehr spät erst schlief ich ein.

In der Nacht sah ich sie wieder, im Traume. Zuerst nichts, als eine große, weiße, tote Fläche, und auf ihr, hervortretend, zwei Augen, die Augen der Astarte. Kein Antlitz dabei, nichts, nur die Augen, ohne Bewegung auf mich gerichtet, noch dunkler, irrer, erstorbener als sonst. Dazu aus unendlichen, verlorenen Tiefen Schumanns Musik.

Mählich, in verschwimmenden Linien erst, kam dann zu den beiden Augen das Gesicht, das Gabriel Maxsche Seelengesicht. Es stand still, wie gemalt, wie auf dem Bilde. Dann wandte es sich langsam, starr nach der Seite. Eine tote Stimme sagte: „Manfred."

Rings die Ruhe der Nacht.

Und die tote Stimme sprach wieder. Ich hörte die toten, in der Luft wie Asche zerstäubenden Worte: „Lebe .. wohl!" Silbe für Silbe. Und der Mund regte sich nicht dabei.

„Lebe .. wohl!"

Alles schwand; ein schwerer, schwarzer Schattenvorhang rollte über die weiße Fläche. —

Ich will euch suchen gehen, aber ich finde euch nicht. Einst habe ich euch gekannt, doch es ist schon so lange her, Jahrhunderte und Jahrtausende, daß ich es fast vergessen habe. Was bringt ihr mir? Grüße von anderen Sternen? Was wollt ihr? Wollt ihr mich rufen?

Zweimal seid ihr mir erschienen, was kündet ihr mir, wenn ihr zum dritten Male erscheint?

Ihr toten, rätselhaften, seltsamen Augen, ihr Augen der Astarte!

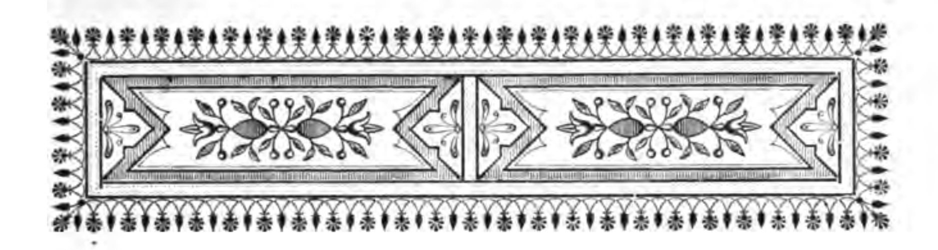
Ewige Harmonieen.

Von

Hans von Mosch.

Überflieg' ich in Gedanken
All die schönen, schönen Stunden,
Die, gleich blütenreichen Ranken,
Uns're Seelen leis verbunden.
Möcht' ich auch in ernstem Fragen
Jenes Rätsel wohl ergründen,
Ob denn nur zu kurzen Tagen
Sich verwandte Seelen finden; —
Ob die weichen Harmonieen,
Die das zarte Band geschlungen,
Die im bitt'ren Weh des Scheidens
Unharmonisch ausgeklungen,
Wohl in jenen fernen Welten
Wieder voll zusammenklingen,
Schwebend über Raum und Zeiten
Mit geweihten Geisterschwingen?? — —





Lebt in uns ein Subjekt, eine Seele?

Von

Hellenbach.

Der Schöpfer der modernen Biologie, Darwin, war so bescheiden, einzugestehen, daß er die Frage der Entstehung des organischen Lebens nicht beantworten könne; seine Nachfolger schlugen, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, eine höhere Tonart an, und glaubten in der Bewegung der Kohlenstoffverbindungen, in der elektrischen Spannung des Protoplasmas den genügenden Grund für das organische Leben gefunden zu haben.

Diese Erklärung für das plötzliche Auftreten des Lebens in einer Zelle schien anderen Naturforschern denn doch zu bunt, und in der Verlegenheit kam man sogar auf den Gedanken, daß Meteorsteine vom Himmel das Leben zur Erde bringen! Die Naturwissenschaft ist die Antwort auf die Frage, wie einzellige Wesen zum Leben gelangen, schuldig geblieben. Da diese aber kaum Spuren von Organisation verraten, so wollen wir uns lieber an die mehrzelligen Wesen halten, welche ausgesprochene Organe besitzen, weil an diesen die Unzulässigkeit obiger Hypothesen deutlicher zu Tage tritt. Angenommen also, das Aufleben des Protoplasma zu einem einzelligen Wesen wäre erklärt — was aber nicht der Fall ist —, wie entsteht ein mehrzelliges Wesen im Sinne moderner Naturforschung?

Wenn sich in einem Protoplasma eine Zelle abschnürt, jedoch nicht bis zur gänzlichen Zerreißung, und wenn sich in demselben Protoplasma noch mehrere Zellen abschnüren, so entsteht ein Klumpen von Zellen, und es kann nicht überraschen, daß die inwendig gelagerten von den äußeren, zufolge der verschiedenen Existenzbedingungen, also durch den Kampf ums Dasein und die Anpassung sich zu differenzieren beginnen. Diese Zellenklumpen sollen nun die Mutterlauge für die mehrzelligen Individuen bilden; es soll da plötzlich eine dieser Zellen sich in eine Keimzelle verwandeln, in welche sie eine Fähigkeit, die sie selbst gar nicht besitzt, ablagert, nämlich die Fähigkeit, einen neu entstehenden Zellenklumpen zu organisieren. Dieser Zellenklumpen soll dann im Wege des Kampfes ums Dasein und der Anpassung seine Organisation modifizieren, und die Fähigkeit, einen seinem Lebenszwecke immer mehr entsprechenden Organismus zu schaffen, stets in der Keimzelle aufspeichern, bis aus einem

Protoplasmaklumpen, stets im Wege der in der Keimzelle abgelagerten höheren Fähigkeiten, der Mensch entsteht!

Wir wollen gänzlich übergehen, wieso eine Zelle in einem Klumpen sich veranlaßt fühlen sollte, sich in eine Keimzelle zu verwandeln, da sie dazu weder durch den Kampf ums Dasein, noch die Anpassung getrieben werden kann, und was später die vielen Zellen eines Embryo veranlassen sollte, sich zu Augen, Ohren, Lungen rc. im Mutterleibe zu vereinigen, allwo von einer Anpassung und einem Kampf ums Dasein gar nicht die Rede sein kann; wir wollen uns auch nicht die Frage erlauben, warum in der historischen Zeit diese Neubildungen und Vervollkommnungen nie vorgekommen, warum aus Kröpfen, Parasiten oder sonstigen Neubildungen nie organisierte Zellenklumpen hervorgegangen sind; warum wir nicht Menschen mit drei Armen oder Flügelansätzen finden, welche diese Eigentümlichkeit vererben; warum selbst unsere Haustiere nur das physiologische Material und nie die morphologische Form ändern, durch welche zwingende Kraft die Beständigkeit des Knochengerüstes erhalten werden soll, da doch die Anpassung und Vererbung in so verschiedenen Verhältnissen und in so langen Zeiträumen zum Gegenteile führen müßte rc. rc.

Obschon die Naturwissenschaft auf alle diese Fragen die Antwort schuldig geblieben ist, so wollen wir uns dennoch begnügen, die Kardinalbedingungen einer *jeden* Organisation aufzusuchen.

Wenn wir eine Lokomotive sehen, so wissen wir, daß zu ihrem Baue das Material, Eisen, Kupfer, Messing, und eine geeignete Werkstätte mit ihren Hilfsmitteln notwendig waren. Außer diesen Vorbedingungen waren jedenfalls noch notwendig *Absicht* und *Fähigkeit*, dieselbe zu erbauen. Die Lokomotive hat einen klar ausgesprochenen *Zweck*, es muß also jemand dagewesen sein, der diesen Zweck beabsichtigte, der die Fähigkeit der Konstruktion besaß und die Vorbedingungen vorfand oder erfüllte. Da nun der tierische Organismus eine weit kompliziertere Maschine ist, als eine Lokomotive, so ist ein solcher ohne *die notwendige Absicht und geeignete Fähigkeit eines Organisators* nicht annehmbar. Kant sagt, daß die Organismen ohne Teleologie nicht denkbar seien, und nennt es ungereimt, auf einen zweiten Newton zu hoffen, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine *Absicht* geordnet hat, begreiflich machen werde. Wenn ein Kant, der weit bescheidener und vorsichtiger schreibt, als ein Häckel, Vogt oder Büchner, sich so bestimmt ausdrückt, so ist das immerhin bedenklich für die Menschwerdung des Kohlenstoffes. Da also der Mensch eine sehr komplizierte Maschine ist, alle seine Sinneswerkzeuge für einen klar bestimmten Zweck höchst kunstvoll organisiert erscheinen, so sind wir vollkommen berechtigt, den unvermeidlichen *Träger dieser Absicht und Fähigkeit* bei der Embryonalentwickelung eines Menschen zu suchen. Wir sind dazu um so mehr gezwungen, falls der Tod des Menschen wirklich seine Auflösung ohne Rast bedeutet; denn wir werden später zeigen, daß die Sache ganz anders liegt, wenn der Tod nicht die Vernichtung des individuellen Subjektes, sondern nur etwa der Person ist, ganz unabhängig davon, ob dieses Subjekt aus

dem Kohlenstoff hervorgegangen, oder der Allmacht eines Gottes entsprungen sein mag. Um nun die Sache klar und verständlich zu machen, wollen wir zwei konkrete Fälle ins Auge fassen.

Nehmen wir an, wir fänden beim Graben in der Erde ein gutes, brauchbares Fernrohr, ich glaube nicht, daß irgend jemand in der Welt die Behauptung aufstellen würde, daß zur Zeit hoher Erdtemperaturen die Metalle zu einer Messingröhre, daß ferner Kieselverbindungen zu geschliffenen Glaslinsen schmelzen, und der Zufall sie gerade in jene Stellung versetzt habe, daß ein Fernrohr daraus wurde. Nun ist es aber eine erwiesene und stets zu erweisende Thatsache, daß Klavier, Orgelpfeifen, Kabel, Camera obscura ꝛc. nur schlechte Kopien unserer Ohren, Stimmröhren, Nerven und Augen sind, daß namentlich das Auge ein weit bewunderungswürdigeres, wenn auch dem Fernrohr analoges Instrument ist. Zu glauben, daß die Zellen ohne Absicht nur zufällig im Mutterleibe zu einer kunstvollen Zweckform zusammenwuchsen, wäre ja wahrlich noch absurder, als der Gedanke des zusammengeschmolzenen Fernrohrs!

Denken wir uns noch einen Landmann, der im einsamen Gebirge mit seiner Frau in Entbehrungen aller Art lebt — und es giebt deren viele. Diese einfachen Menschen wissen von ihrer inneren Konstruktion gar nichts, die Funktionen der Leber und Milz, der Lungen und Nieren, der Retina und des Trommelfells sind ihnen ganz unbekannt. Der Bauer hat keine Ahnung davon, daß er in seinen Geschlechtsteilen Hunderttausende von mikroskopischen Spermen ablagert, die jeder einzeln die Fähigkeit besitzen sollen, einen Zellenklumpen so fein zu organisieren, daß er alle wissenschaftlichen und technischen Arbeiten der Menschen in Schatten stellt. Es kann auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Absicht, in die weibliche Keimzelle einen männlichen Zoosperm einzuführen, nicht das leitende Motiv für die Befriedigung sinnlichen Verlangens bildet. Das Elternpaar hat demnach weder Fähigkeit, noch die Absicht, den Organismus herzustellen. Die Keimzelle und der Zoosperm sind also die einzigen möglichen Träger für die Absicht und Fähigkeit, wenn die Vererbung überhaupt ausreichen soll; denn es ist das Einzige, was aus dem elterlichen in den neuen Organismus übergeht. Die Gebärmutter und die Nabelschnur sind nur Bedingungen, die bei Fischen und Vögeln wegfallen. Die Bäuerin weiß von der Organisation nichts, sie kann sie nicht zustande bringen; und wenn jemand sich in seinem Kausalitätsbedürfnisse auch befriedigt fühlen sollte, falls er Absicht und Fähigkeit statt in die Keimzelle etwa in die Nabelschnur verlegt, so ist er ohnehin aufzugeben! Dasjenige also, was die Eltern weder können noch wollen, das sollen die Keimzelle und der Zoosperm zustande bringen, von deren Existenz die Erzeuger derselben, die Eltern, gar nichts wissen. Wir sollen als Embryone etwas bewußt oder unbewußt leisten, was wir als Erwachsene weder bewußt noch unbewußt leisten, ja selbst nicht begreifen können!

Hätten die Naturforscher die Worte Kants beherzigt, so würden sie mit ihrem Versuche, die Schranken zwischen der anorganischen und organischen Natur niederzureißen, sich nicht lächerlich gemacht haben. Wer

den Unterschied nicht sieht, der zwischen dem Anschießen einer Krystallspitze und dem Anwachsen einer Krebsschere besteht, ist zum Denken wahrlich nicht geboren. Daß die im Krebsleibe vorhandenen Eiweißmoleküle schon durch ihre innere Beschaffenheit allerdings das Anwachsen eines Fichtenstammes hindern, ist begreiflich; daß die Zellen aber gezwungen sind, eine Schere zu bilden, setzt eine Zweckthätigkeit voraus, welche einen uns später klar vor Augen liegenden Grund haben muß. Die Zellen des Krebsleibes können nichts anderes thun, als sich vermehren und sich den Existenzbedingungen anpassen, die teleologische Direktion muß daher wo anders liegen.

Doch sind es nicht die Entstehung und Entwickelung der Organismen allein, welche auf die Notwendigkeit eines uns unbekannten Faktors hinweisen; auch die Funktion derselben drängt uns einen solchen auf. Wie sollen die Millionen Zellen eines menschlichen Körpers zu einem einheitlich denkenden Subjekt gelangen? Wir sehen Ameisen, Bienen und Menschen allerdings zu gemeinschaftlichen Zwecken sich eine gesellschaftliche Organisation geben, nicht aber einen Organismus bilden, welcher ein einheitliches Selbstbewußtsein hätte, mit einem allein und selbständig denkenden und empfindenden „Ich". Diese Verirrung der Naturforscher dürfte durch folgenden Umstand veranlaßt worden sein.

Vorstellungen sind von Gehirnfunktionen begleitet, welche letztere sie eben zu menschlichen Vorstellungen machen, doch sind sie mit ihnen durchaus nicht identisch, wie Robert Mayer, unzweifelhaft einer der bedeutendsten Naturforscher, ganz richtig bemerkt. Äußere Kräfte wirken auf uns ein, wir empfinden je nach Beschaffenheit unserer Organisation diese Einwirkungen, wir unterscheiden sie, suchen die Ursachen zu finden, und gelangen auf diese Weise zur Vorstellung einer Welt, die auf uns wirkt, und einer Persönlichkeit, die ein „Ich" in sich schließt. Dadurch werden sowohl unsere Weltvorstellung als unsere Persönlichkeit von der Organisation abhängig. Darin mag der Grund zu suchen sein, daß einige zu eifrige Darwinianer über das Ziel schossen, und unsere vorgestellte Persönlichkeit mit dem Subjekte identifizierten, was aber nicht richtig ist, weil sich beide Begriffe nicht decken. Das intelligible Subjekt ragt über das Bewußtsein hinaus; das letztere, das menschliche Bewußtsein, kann ohne das erstere nicht fungieren, das Subjekt kann andrerseits ohne den Zellenorganismus keine menschlichen Empfindungen und Vorstellungen haben, etwa wie wir ohne Fernrohr keine Asteroiden, ohne Mikroskop keine Infusorien beobachten können, nichtsdestoweniger aber in beiden Fällen ein sehendes Auge haben müssen, dessen Fähigkeiten durch die Instrumente nur modifiziert werden. Das Gehirn aber denkt nicht, sondern ist nur die Bedingung für ein menschliches Denken. Man darf auch das unwahrnehmbare, also nur durch Urteile erschließbare, daher nur intelligible Subjekt, das trotz allen Stoffumsatzes immer dasselbe bleibt, mit der Persönlichkeit unseres Bewußtseins nicht verwechseln; denn diese ist nur eine Vorstellung, ein Bild. Das neugeborene Kind äußert sogleich einen Willen, ist ein Individuum, das Nahrung sucht, Schmerz empfindet;

aber das Bewußtsein seiner menschlichen Persönlichkeit entwickelt sich erst spät. Ähnliche Schwierigkeiten bietet das Erinnerungsvermögen des Menschen für die materialistische Anschauung.[1])

Wir sind aber gar nicht angewiesen, bloß aus der Unzulänglichkeit der bekannten Komponenten der menschlichen Erscheinung auf die Existenz eines anderen Faktors zu schließen; dieser giebt sich uns mitunter ganz direkt zu erkennen. Die Selbständigkeit dieses Faktors zeigt sich nämlich bei einigen unbewußten Funktionen. Der Instinkt der Tiere, namentlich in der Vorsorge für die ihnen unbekannte nächste Generation, so viele Handlungen der Schlafwandler, die Erscheinungen des Somnambulismus, die richtige Wahl der Heilmittel, das Wahrträumen und vollends richtige außersinnliche Wahrnehmungen, sind schlagende Beweise für das Vorhandensein einer inneren Wahrnehmungsfähigkeit, welche mit der sinnlichen nicht identisch ist, durch den bewußten Lebenslauf nicht erworben werden kann, und doch einen Träger haben muß. Diese Thatsachen sprechen derart zu gunsten einer unbekannten transcendentalen Unterlage der menschlichen Erscheinung, sie sind so vernichtend für den naiven Materialismus, daß Naturforscher vom Schlage eines Vogt oder Büchner sie einfach ableugnen müssen, was für ihr Nachdenken und ihre Rechtfertigung zwar sehr bequem, für den Thatbestand aber ganz gleichgültig ist. Wir könnten auf Plato, Cicero, die Berichte über das second sight der Schotten, und so viele Ärzte hinweisen, doch scheint es ganz überflüssig, weil ein jeder Leser sich diesbezüglich schon ein Urteil gebildet haben wird; wem dieses Gebiet fremd ist, der möge du Prels „Philosophie der Mystik" zur Hand nehmen. Das Material ist so groß, daß Schopenhauer alle der Ignoranz beschuldigt, welche diese Thatsachen leugnen, doch hat er darin nur zum Teil Recht, weil schon nach dem Ausspruche Senecas die Menschen lieber der Wahrheit ins Gesicht schlagen, als einen Irrtum eingestehen. Robespierre meinte, es sei besser, die Kolonien einzubüßen, als ein Prinzip zu beleidigen; und die kompromittierten Jünger der Naturforschung halten dafür, es sei besser, die Wahrheit zu beleidigen, als den Nimbus einzubüßen.

Wir wollen den Vorgang dieser inneren Wahrnehmung durch ein Gleichnis recht verständlich machen, auf daß ein jeder einsehe: Eine einzige außersinnliche Wahrnehmung seit 8000 Jahren, sei es im Traume, Schlafe oder in Visionen, genügt, um die transcendentale Unterlage der menschlichen Erscheinung mit allen ihren Konsequenzen sicher zu stellen.

Wenn wir an ein aus Holz oder Draht gefertigtes Gerüste Schlingpflanzen setzen, so wird die Gattung der Pflanzen über die Größe und Beschaffenheit der Blätter, der Boden, das Klima und die Kultur über die Üppigkeit des Wachstums entscheiden; es wird Zelle an Zelle sich setzen, doch die Form, die morphologische Gestalt durch das Gerüste bestimmt werden, selbst wenn es dem Auge durch die Wucherung der Zellen gänzlich entzogen würde. Unter günstigen Verhältnissen wird eine solche

---

[1]) Siehe du Prel über das Erinnerungsvermögen. („Philosophie der Mystik" Kap. 6.)



Laube gegen die Sonnenstrahlen Schutz gewähren und selbst die Macht des Regens und Windes brechen oder doch abschwächen. Sollten aus was immer für einem Grunde die Pflanzen kränkeln, so werden Lücken entstehen, durch welche Sonnenstrahlen, Regentropfen und Winde eindringen, die früher keinen Eingang fanden, andererseits wird sich die Aussicht aus der Laube erweitern. Ein etwa in der Laube Befindlicher wird also in einem solchen Falle Einwirkungen ausgesetzt sein, die früher in der Laube nicht vorhanden, und Gegenstände wahrnehmen, die früher aus der Laube nicht sichtbar waren. Führen wir nun dieses Gleichnis durch, wenden wir es auf den Zellenorganismus an, so begreift es sich, daß kränkliche, sensitive, anormale Individuen leicht eine höhere, uns unverständliche Empfindlichkeit und Wahrnehmung besitzen, und es begreift sich nicht, wie Naturforscher glauben konnten, daß die Schlingpflanzen ohne Gerüst, also ohne die Absicht eines Erbauers, eine symmetrische, einen bestimmten Zweck verfolgende Laube bilden könnten, und noch weniger, daß es die Schlingpflanzen seien, welche mit einheitlichem Selbstbewußtsein wahrnehmen, nicht aber ein die Laube bewohnender Mensch.

Wir wissen, und zwar mit Bestimmtheit, daß der Mensch mit Hilfe seiner Augen und Ohren nur ein Segment von Schwingungen empfindet, welche er als Farben und Töne unterscheidet, während er von allem, was darunter, dazwischen oder darüber ist, nichts empfindet, wenngleich diese Schwingungen existieren können und selbst müssen, wie z. B. ultraviolette Strahlen chemisch wirken. Eine Verschiebung dieser Empfindungsschwelle ist nicht nur möglich, sondern in Anbetracht der übergroßen Zahl lebender Individuen bei einigen selbst wahrscheinlich, weil Entwickelungen doch auch Störungen erleiden, und unter so vielen Millionen Menschen solche Störungen doch vereinzelt vorkommen werden.

Alle diese von der Naturwissenschaft nicht gelösten Rätsel geben uns die Gewißheit, daß weder die Entstehung, noch Entwickelung, noch Funktion des menschlichen Organismus ohne eine uns dem Wesen nach noch unbekannte Grundlage erklärbar sind. Es lebt in uns ein Faktor, ein Subjekt, eine Seele, welche die teleologische Natur unseres Organismus veranlaßt und das einheitliche Selbstbewußtsein ermöglicht, welche beide durch die Keimzelle schlechterdings nicht zustande gebracht werden können. Männer, wie Plato und Kant, wie Kepler und Newton, haben nie daran gezweifelt, und würden gar nicht begreifen, daß man eine gegenteilige Ansicht haben könne. Ebenso ist es eine Thatsache, daß, so verschieden auch die Ansichten über die Natur des organisierenden Prinzips lauten, dessen Existenz weder von Individualisten noch Pantheisten in Zweifel gezogen wird; wer keiner philosophischen Schule angehört, appelliert an die schöpferische Allmacht Gottes, weil eine Wirkung doch eine zureichende Ursache haben muß.

Die moderne Naturforschung hat unzweifelhaft verschiedene Bedingungen und Vorgänge des organischen Lebens aufgedeckt; der besonnene Teil der Naturforscher hat sie auch nicht für mehr gehalten, als Bedingungen; der weniger Besonnene glaubte auf diesem Wege auch den fehlenden Rest zu finden und eskomptierte die Zukunft, der Fortschritt der Naturwissenschaft

hat jedoch diese Wechsel nicht eingelöst. Endlich gab es noch welche, die thatsächlich die Bedingungen des organischen Lebens mit dessen zureichendem Grunde verwechselten, und unter Anwendung von Schlagworten und viel Reklame ein gläubiges Publikum fanden. Es muß auch solche Käuze geben!

Der gemeine Verstand wird aber nie zugeben, daß Ziegel, Kalk, Sand und Holz sich selbst zu einem Hause schlichten werden; und wenn dieses Haus durch eine Erdbewegung an einen anderen Ort versetzt würde, so wird er nie glauben, daß es selbst dahin gegangen. Ebensowenig glaubt der gemeine Verstand, daß Eiweißmoleküle einen wunderbaren Organismus bauen, und daß dieser aus so vielen Millionen Zellen bestehende Zellenhaufen dann einheitlich fungieren, denken und als ein Subjekt empfinden werde. Der gemeine Verstand ist im Rechte, denn jede Wirkung muß einen zureichenden Grund haben, — das ist das Fundamentalgesetz unserer gesamten Erkenntnis; daß die Naturforscher den zureichenden Grund aufgedeckt hätten, kann nur derjenige glauben, der sie nicht gelesen.

Es lebt in uns ein Subjekt, welches will, empfindet und denkt, im menschlichen Organismus auf menschliche Weise will, empfindet und denkt! Dessen sind wir gewiß, und hiermit ist die eine der drei Hypothesen beseitigt. Die Weltanschauung des Materialismus und der modernen Aufklärung ist unmöglich und das nächste Jahrhundert wird von ihr um so gewisser befreit sein, als die bereits zahlreichen Untersuchungen an Somnambulen und Hypnotikern Thatsachen an das Licht schaffen, welche mit den modernen Lehren unvereinbar sind. Wer in diese Fragen tiefer eingehen will, findet in den ersten Kapiteln meiner „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" eine breiter angelegte Behandlung.



Bergfahrt.

Von

R. von Krebert.

Willst zu des Berges stolzem Haupt du dringen,
Bleibt mühevoller Weg dir nicht erspart;
Je höher, desto leichter doch gelingen
Wird dir in reinrer Luft die kühne Fahrt.

So, um des Geistes Höhen zu erringen,
Mußt erst des Stoffes Schlacken du bemeistern;
Im Kampf damit erwachsen dir die Schwingen,
Für's Hohe dich und Große zu begeistern!



Die Brüder.

Von
Franz Evers.

Der Schlaf.

Ein schlanker Jüngling, von nachtdunklen Locken
die weiße edle Stirn umweht,
so naht er dir; geheimnisvolle Glocken
erklingen, wenn er durch die Lande geht.

In seinem Angesicht, dem mondesbleichen,
liegt jener tiefe Schmerzenszug,
der großen Seelen eigen ist, ein Zeichen
für stillgeheimnisvollen Sonnenflug.

Sacht tritt er in dein abenddunkles Zimmer
und blickt dich tief und träum'risch an —
und lächelt wie ein junger Gott, daß nimmer
dein Herz dem Lächeln widerstehen kann.

Dann küßt er dich, und seine Lippen spenden
den tiefsten Traum der Mutternacht —
er segnet dich mit seinen Sonnenhänden —
bis scheu des Tages erstes Licht erwacht.

Der Tod.

Im schwarzen Haar lichtgoldne Königskerzen,
umrahmt die Schläfen von tiefrotem Mohn,
den Mund umspielt vom stillen Zug der Schmerzen,
so naht er dir, der Nacht getreuster Sohn.

Sein Scheitel ist von Silber überschienen,
von jenem Leuchten, das die Gottheit krönt,
wie Weihe liegt es in den ernsten Mienen,
die leicht ein rosaweicher Hauch verschönt.

Er sucht des Schlafes heilige Brudernähe
und tritt an seiner Seite bei dir ein,
er harrt am Lager, ob er nicht erspähe
auf deinem Angesicht des Friedens Schein.

Und hat er jenen milden Glanz gefunden,
dann drückt er leise dir mit sanfter Hand
die Augen zu — und führt dich, zu gesunden,
hinüber in sein blumenbuntes Land.





Tod und Schlaf.



Wieviel Wahrheit im Spiritismus?

Von

Hans Arnold.

Seit ca. 50 Jahren ist der Öffentlichkeit ein so ungeheures Thatsachenmaterial übersinnlich-phänomenalen Charakters zur Kenntnisnahme und Beurteilung anheimgegeben, daß die Wissenschaft sich nicht mehr abweisend und ableugnend verhalten konnte, sondern sich infolge des lebhaften und gerechtfertigten Begehrens des Publikums nach einer „wissenschaftlichen" Kritik gezwungen sah, all ihre Kraft anzustrengen, alle ihre Waffen ins Gefecht zu führen, damit doch jenen Thatsachen ihr „übersinnliches" Gepräge entrissen werde, sie auf eine „natürlichere" Grundlage zurückgeführt werden möchten.

In der That, so lautete und lautet noch immer der Appell an die Wissenschaft; nicht derart, daß die Wissenschaft vorurteilslos prüfen möge, ob jene wunderbaren Thatsachen nicht vielleicht zu ihrer Erklärung einer anderen Theorie bedürften, als bisher aufgestellt worden, oder ob sie andernfalls sich ebenso wie alle anderen Thatsachen in den Boden der bisher gemachten Erfahrungen verpflanzen ließen. Nein! so gerecht wurde und wird nicht (oder nur ausnahmsweise) seitens des Publikums, wie seitens der Vertreter der Wissenschaft an letztere appelliert, es hieß und heißt einfach „Männer der Wissenschaft, zeigt den Unwissenden, daß die wunderbaren Thatsachen des Spiritismus teils auf Betrug beruhen, teils auf unfreiwilliger Sinnestäuschung bezw. auf Selbstbetrug, und teils auf ganz einfachen Umständen, auf alltäglichen Erscheinungen."

Der Appell an die Wissenschaft zur Erklärung der spiritistischen Phänomene wird also vom Vorurteil diktiert, tausend gegen eins! Vorurteil macht bekanntlich blind, das ist nun mal nicht anders, ebenso blind wie die Liebe, die ja auch gänzlich vorurteilsvoll befangen ist einer Kritik ihres Gegenstandes gegenüber. Ein Mädchen, welches einen ausgemachten Schurken liebt, wird euch beweisen, daß der Schurke ein Tugendheld sei. Die Wissenschaft, welche die Unfehlbarkeit resp. Unantastbarkeit ihrer

Theorien liebt, wird euch beweisen, daß alles, was gegen diese Theorien zu streiten oder sie anzutasten (wenn nicht gar umzustoßen) scheint, z. B. die spiritistische Hypothese, ein Unding u. s. w. sei!

Möge man sagen, die Leichtgläubigkeit habe die spiritistische Theorie diktiert, ich glaube mit demselben Recht sagen zu dürfen, die Leichtgläubigkeit hat zum Verwerfen dieser Theorie seitens der wissenschaftlichen Kritik geführt.

Leichtgläubig angenommen, leichtgläubig verworfen — was soll man nun von der spiritistischen Theorie halten? Einfach nicht das, was die leichtgläubigen Spiritisten (d. h. diejenigen Spiritisten, welche so gerne glauben an ihre Theorie, daß sie die bisherigen Theorien und Thatsachen einfach nicht mehr sehen wollen), noch was die leichtgläubigen wissenschaftlichen Kritiker von der spiritistischen Theorie halten (d. h. diejenigen Vertreter der Wissenschaft, welche an die Unfehlbarkeit ihrer Theorien als Erklärungsfaktor so gerne glauben, daß sie die schwerwiegendsten gegen sie sprechenden Thatsachen und die ganze spiritistische Hypothese einfach nicht sehen wollen). Wollen wir uns aber, um zu wissen, was von der Sache zu halten, wieviel Wahrheit an ihr ist, an die wenigen vorurteilslos Prüfenden nach beiden Richtungen halten, und nur an diese, so werden wir beide Richtungen in dem einen gleichen Ergebnis zusammentreffen sehen, nämlich, daß eine große Reihe der spiritistischen Phänomene erklärt werden könne durch die bisherigen wissenschaftlichen Theorien, daß aber eine nicht minder große Reihe dieser Phänomene durch diese Theorien nicht erklärt werden könne, weshalb man, bis nichts Besseres geboten, entweder für das Zustandekommen dieser Phänomene an die spiritistische Theorie glauben müsse, oder an die Möglichkeit, daß endlich auch diese bis jetzt noch unerklärlichen spiritistischen Phänomene ihre Erklärung finden werden an der Hand der bisherigen wissenschaftlichen Theorien.

Jeder wirklich vorurteilslos und eingehend Prüfende, sei er nun ein direkter oder indirekter Vertreter der Wissenschaft, wird und muß also schließlich bei dieser Alternative anlangen. Muß er aber, einmal zu derselben gelangt, bei ihr stehen bleiben, muß er in dieser Alternative, in diesem Zweifel beharren, oder kann er über denselben erhoben werden, also nicht mehr an ein „Entweder-oder“ glauben, sondern sich positiv, endgültig entscheiden für das „Entweder“, oder für das „Oder?“

Dies wollen wir untersuchen.

Die spiritistischen Thatsachen sind da. Zu ihrer Erklärung stehen uns zwei Wege resp. zwei Theorien offen, die spiritistische und die wissenschaftliche.

Sehen wir nun vorläufig ab von den spiritistischen Phänomenen, welche event. durch wissenschaftliche Theorien ihre Erklärung finden können, halten wir uns also nur an die unerklärbaren Phänomene, da es ja auf diese wesentlich nur ankommt bezüglich einer Entscheidung für die eine oder die andere Richtung, so stehen wir einerseits vor der Annahme der Möglichkeit, daß die Wissenschaft wohl einst die betreffenden spiritistischen

Rätsel lösen wird, während wir andrerseits vor der Möglichkeit stehen, daß nur die spiritistische Hypothese diese Rätsel erklären kann und werde.

Wir stehen also vor zwei Möglichkeiten, und damit ist gesagt, daß für den nüchternen, vorurteilslos prüfenden Verstand die spiritistische Theorie ebensoviel Wert haben muß (als Erklärungsfaktor der spiritistischen Phänomene), wie die wissenschaftliche Theorie (denn an sich betrachtet ist eine Möglichkeit ebensoviel wert wie die andere), resp. daß es verkehrt ist, schon von Beginn der Prüfung an, von Hause aus, also vorurteilsvoll, die eine Möglichkeit der andern vorzuziehen, die eine weniger zu achten und zu beachten als die andere.

Wenn wir nun aber auch beiden Theorien ganz gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, so erfüllen wir damit nur ein gerechtfertigtes Begehren bezüglich des Ausgangspunktes unserer Prüfung. Jene gerechte Beurteilung macht also nicht einen verschiedenartigen Verlauf der Prüfung unmöglich resp. eine positive Entscheidung nach der einen oder andern Richtung hin.

Wenn nun jemandem zwei Möglichkeiten zur Wahl anheimgegeben werden, jene beiden Möglichkeiten, wie wird er sich entscheiden? Kann er in Bezug auf diese beiden Möglichkeiten sagen „ich glaube oder erwähle diejenige Theorie, welche natürlicher ist", resp. ist die eine Theorie verwerflicher, weil sie übernatürlich erscheint? Ich sage mit Nachdruck „erscheint", denn in der That giebt es nichts Übernatürliches. Wir nennen etwas nur „übernatürlich", und um so mehr, je weniger unsere bisherigen Kenntnisse der Natur und ihrer Gesetze uns eine Erklärung gestatten. Wenn wir nun die Natur und ihre Gesetze schon vollständig kennen würden, so daß sie uns nichts Unbekanntes mehr vorzuenthalten hätte, so würde es eben für uns auch nichts mehr geben, das wir „übernatürlich" nennen würden, das uns über die Natur gehen würde. Weil wir aber noch lange lange nicht alle Geheimnisse der Natur und alle ihre Gesetze kennen, sondern von diesen uns bruchstückweise und mit großer Mühe während vieler Jahrhunderte erst einen verhältnismäßig kleinen Teil zu eigen machen konnten, darum giebt es für uns noch so vieles, was wir an der Hand unserer bisherigen Erfahrungen nicht erklären können und darum „übernatürlich" nennen. Ein jeder wird sich erinnern, wie sehr vieles, was früher infolge mangelhafterer Kenntnis der Geheimnisse der Natur als „übernatürlich" betrachtet wurde, heutzutage, d. h. bei dem Stand der Natur-Erfahrung unserer Tage, für etwas ganz „natürliches" gilt. Die spiritistische Theorie verwerfen, weil sie jetzt noch „übernatürlich" genannt wird, heißt also: sie verwerfen, weil sie als Erklärungsfaktor augenblicklich noch nicht genügt, obwohl kein Mensch zögern würde, die spiritistische Hypothese als Erklärungsfaktor für jene von der Wissenschaft nicht zu erklärenden Phänomene anzuerkennen, wenn sie als „natürlich", resp. auf „natürlicher" Basis ruhend, erkannt wäre!

Wenn aber jemand die spiritistische Hypothese als Erklärungsfaktor für jene Phänomene verwirft aus solchem Grunde, also weil sie als Erklärungsfaktor augenblicklich noch nicht genügt, müßte der Betreffende

aus ebendemselben Grunde auch die wissenschaftliche Theorie verwerfen, weil, wie wir gesehen haben, auch diese noch nicht ausreicht, um jene Phänomene zu erklären.

Es kann also die „Übernatürlichkeit" für den nüchternen Verstand kein Kriterium sein, um die eine Theorie der anderen vorzuziehen!

Die Entscheidung über jene beiden Möglichkeiten kann und wird nächst der Übernatürlichkeit abhängig gemacht von der größeren Wahrscheinlichkeit. Ich frage daher, könnte man wohl sagen: ich ziehe die eine dieser beiden Theorien, z. B. die wissenschaftliche der andren vor, weil sie mehr Wahrscheinlichkeitsgehalt für sich hat? — Was heißt „wahrscheinlicher sein?" Das heißt „von mehr Erfahrungen resp. Thatsachen gestützt sein." Was würde das heißen in Bezug auf jene beiden Theorien? Daß die Annahme der Möglichkeit einstiger Erklärung jener spiritistischen Phänomene durch die Wissenschaft mehr Erfahrungen und Thatsachen für sich hat, als die Annahme der Möglichkeit, daß die betreffenden Phänomene durch die Kräfte und Intelligenz der Verstorbenen ausgeführt werden.

Und hiermit stehen wir vor dem eigentlichen Kriterium, von dem allein die positive Entscheidung für die eine oder andere Richtung abhängig gemacht werden kann, da es außer der Wahrscheinlichkeitsbemessung kein andres Kriterium mehr geben kann jenen beiden Möglichkeiten gegenüber.

Welche Erfahrungen sprechen nun für die wissenschaftliche Theorie? Die eine Erfahrung, daß eine Reihe spiritistischer Phänomene event. wissenschaftlich erklärt werden kann, wodurch der Schluß nahe gelegt wird, daß vielleicht auch alle anderen Phänomene eine wissenschaftlich-„natürliche" Erklärung finden können.

Was spricht für die spiritistische Hypothese? Die eine Erfahrung, daß eine Reihe spiritistischer Phänomene sich nicht durch die Wissenschaft eventuell nicht anders erklären läßt, als an der Hand jener spiritistischen Hypothese, wodurch der Schluß nahe gelegt wird, daß vielleicht auch alle anderen spiritistischen Phänomene, nämlich die, welche eventuell auch wissenschaftlich erklärt werden können, ihre richtigere Lösung durch die spiritistische Theorie erfahren.

Dieser beiderseitig naheliegende Schluß ist die Ursache für den blinden Fanatismus nach beiden Richtungen hin, indem die durch den Schluß nahe gelegte Wahrscheinlichkeit ohne weiteres zur Gewißheit erhoben wird. Die Fanatiker nach der wissenschaftlichen Richtung hin schließen z. B. daß, weil Faraday, Carpenter u. s. w. die Möglichkeit (!) nachgewiesen haben, daß die Tischbewegungen, das Klopfen und die Intelligenz, welche die Klopflaute lenkt, nicht von den Geistern Verstorbener herrühre (sofern sie vom Medium, eventuell den Cirkelsitzern, herrühren könne), daß deshalb thatsächlich resp. zweifellos alle diesbezüglichen Phänomene eine solche natürliche Ursache hätten, ja, noch mehr, daß es gewiß sei, daß ebenso auch alle anderen Phänomene eine solche „natürliche" Ursache hätten! Und die Fanatiker nach der spiritistischen Richtung schließen, weil einige Phänomene sich nicht wissenschaftlich erklären lassen, vielmehr

nur durch ihre Theorie, daß deshalb zweifellos auch alle wissenschaftlichen Erklärungsversuche in Bezug auf die anderen Phänomene keinen höheren als theoretischen Annahme-Wert haben könnten, sofern sie thatsächlich auch im Sinne ihrer Theorie zu stande kämen.

Offenbar ist ein solcher Fanatismus nach beiden Richtungen hin gleich tadelnswert; denn wenn auch thatsächlich die wissenschaftlich erklärbaren Phänomene auf die erklärte Weise zu stande kämen, so ist damit noch durchaus nicht gesagt, daß die anderen, unerklärlichen Phänomene — immer vorurteilslose Forschung vorausgesetzt! — nicht thatsächlich nach der spiritistischen Theorie zu stande kommen. Und wenn andrerseits thatsächlich letztere Phänomene im spiritistischen Sinne stattfinden, so kann nichtsdestoweniger ein andrer gewisser Teil der Phänomene, die man auf Rechnung des Spiritismus schreibt, auf sogen. „natürliche" Weise zu stande kommen! — Es ist ein Jammer, daß ein solcher blinder Fanatismus nach beiden Richtungen hin in der That noch immer so schwungvoll betrieben wird.

Die Wahrscheinlichkeit einer jeden Theorie wird also gestützt durch eine Reihe von Phänomenen, welche durch sie ihre Erklärung finden können. Vergleichen wir nun diesbezüglich beide Phänomenreihen mit einander, so müssen wir zugeben, daß die spiritistische Theorie nicht nur die kolossaleren Phänomene für sich behält, sondern auch die weitaus größere Anzahl phänomenaler spiritistischer Thatsachen, sofern nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil der Phänomene wissenschaftlich erklärbar ist, nämlich die für den Spiritisten am wenigsten maßgebenden des Tischrückens und -Klopfens und der damit verbundenen Intelligenzbewegungen (und auch nur in gewissem Sinne), sowie, wenn man die Doppelgängererscheinung etwas „natürliches" nennen will, alle Phänomene, welche auf der Basis der Doppelgängerexistenz zu erklären sind. Dieses solcherart begrenzte Gebiet umfaßt aber nur den kleinsten und unscheinbarsten Teil der spiritistischen Phänomene. Die großartigen Phänomene der Materialisation umfassen allein, nach allen besonderen Richtungen hin — die hier besonders anzuführen nicht gut angeht — ein Gebiet, welches unendlich größer ist als jenes, und im einzelnen viel, ja ganz bedeutend drastischere Beweisstücke für die Richtigkeit der spiritistischen Theorie liefert, als das Gebiet der wissenschaftlich erklärbaren Phänomene für die Richtigkeit der wissenschaftlichen Erklärung! —

Ich spreche aus umfassender Erfahrung in diesem Sinne. Ich habe, nachdem ich mich mit den spiritistischen Phänomenen nach allen Richtungen hin bestens vertraut gemacht habe, mich ebenso vertraut gemacht mit allen wissenschaftlichen Theorien, welche aufgestellt worden sind, um die spiritistischen Phänomene erklären zu helfen. Ich habe nicht nur die vorurteilslosesten, sondern auch die vorurteilsvollsten Beurteiler des Spiritismus studiert, kenne die Theorie der psychischen Kraft genau durch die Werke von Crookes, Cox, Kiesewetter u. s. w., ebenso wie die Theorie der unbewußten Cerebration; ich habe den philosophischen Gegner des Spiritismus: Ed. v. Hartmann in seinen Hallucinations-Argumenten

gründlichst kennen gelernt durch ein eingehendes Studium seiner beiden Werke „Der Spiritismus“ und „Die Geisterhypothese u. s. w.“ und habe das zweibändige Werk, die Antwort resp. Widerlegung Hartmanns durch Aksakow, „Animismus und Spiritismus“ studiert; ich habe die Phänomene des Gedankenlesens resp. der Gedankenübertragung oder Telepathie, des Doppel-Ichs, des Somnambulismus und Hypnotismus so eingehend wie möglich durchgearbeitet, im Sinne ihrer Verwendbarkeit als Erklärungsfaktor der spiritistischen Phänomene, habe mich mit allen Entlarvungsfällen, den echten und den unechten bekannt gemacht, wie ich das in meinem Buch „Materialismus oder Spiritismus?“ bewiesen habe, kurz ich habe nach allen Richtungen hin versucht, die spiritistischen Phänomene erklärbar zu machen nicht im Sinne der spiritistischen Theorie; aber es ist mir das ebensowenig gelungen, wie allen anderen Forschern, welche dieses Gebiet mit einer vorurteilslosen Kritik betreten haben. Ich habe eingesehen, daß durch die verschiedenen wissenschaftlichen Theorien sich mit großer Mühe wohl allenfalls einige Phänomene auch als auf sogen. „natürliche“ Weise entstanden erklären lassen, aber mit diesen einigen nur der geringste und für die spiritistische Theorie unwesentlichste Teil der Phänomene überhaupt. Und im übrigen muß ich sagen, daß die zur Erklärung jener wenigen einfacheren Phänomene von der Wissenschaft vorgeschlagenen Theorien um nichts weniger wunderlich sind, wenigstens für mich, als die spiritistische Hypothese, da ich mir letztere an der Hand der Philosophie so klar machen und folgegerecht als „natürlich“ entwickeln kann, daß ich mich im stillen wundern muß, wie andere und philosophisch gebildete Männer der Wissenschaft selbst für jene Phänomene, welche den offenbarsten Stempel ihrer spirituellen Herkunft an sich tragen, statt der so nahe liegenden und in Wahrheit durchaus nicht wunderbaren spiritistischen Theorie, die allergesuchtesten und verschrobensten Theorien auf wissenschaftlicher Grundlage zusammenzuflicken überhaupt versuchen konnten! —

An der Hand dieser Betrachtung habe ich dem Leser denjenigen Schlüssel an die Hand gegeben, welcher mich zu der Einsicht brachte, daß die spiritistische Theorie den größeren Wahrscheinlichkeitsgehalt hat und damit unbedingt der Theorie vorzuziehen ist, welche hinausläuft auf die Möglichkeit einstiger Erklärung der spiritistischen Phänomene durch die Wissenschaft, um so mehr, als die erschöpften Anstrengungen der Wissenschaft thatsächlich so gut wie gar nichts von den spritistischen Thatsachen erklären können, und eine Erweiterung der wissenschaftlichen Erfahrungen sicherlich gleichbedeutend sein wird mit einer entsprechenden Einschränkung des Begriffs „übernatürlich“ in Bezug auf die spiritistische Theorie und ihre Phänomene, womit letztere ganz von selbst im Sinne dieser Theorie eine allgemeinere Anerkennung finden werden.





Genialität und Wahnsinn.

Das Unbewußte im Seelenleben.

Von

Eugen Dreher,

Dr. phil., weiland Dozenten an der Universität Halle.

„Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!"

Schiller.

Seit Darwins große Lehre von der Vererbung und der Anpassung der Lebewesen sich in den Naturwissenschaften ihr Bürgerrecht erworben hat, wird das Licht, welches diese Wissenschaften auf das Seelenleben werfen, in so ungeahnter Weise heller, daß viele Forscher glauben, die Naturwissenschaft sei allein dazu berufen, den Isisschleier des Lebens zu heben, der auf dem Wege bloßer Spekulation nicht einmal gelüftet werden könne. Wer jedoch die Methode der Naturwissenschaften richtig zu würdigen weiß, erkennt nur zu leicht, daß uns diese bloß an die Schwelle des Geisteslebens führen, von wo sie uns freilich die weitreichendsten Blicke in das Gebiet des Geistes erschließen, aber hiermit auch ihre Dienste einstellen, indem sie das Stoffliche nicht mit dem Geistigen ihrem Wesen gemäß zu überbrücken vermögen, wie dies die hervorragendsten Naturforscher selbst — unter ihnen hauptsächlich Matthias Schleiden — in unwiderleglicher Weise nachgewiesen haben.

Auf dem Gebiete des Geistes ist einmal Nichts mit Bewegungen erklärt. Das große Endziel der Naturwissenschaften: das Getriebe der Welt als das Resultat von Atombewegungen und Atomgruppierungen darzulegen, versagt selbst schon dort, wo die ursprünglichsten und dumpfesten Regungen der Seele in Frage kommen, vollkommen seine für die materielle Welt so bewunderungswürdigen Dienste, und hoffnungslos muß der Naturforscher für alle Zeit darauf verzichten, mit seiner Wünschelrute von Figuren und Formeln, von Gläsern und Apparaten verschiedenster Art die Schätze des Geistes allein zu heben. Voll und ganz tritt hier die Psychologie in ihr Recht, eine Wissenschaft also, welche die dem Boden der Naturwissenschaften entsprossene materialistische Weltanschauung stets als eine wissenschaftliche Träumerei zu bekämpfen suchte. Immerhin wollen wir nicht verkennen, daß, wie gesagt, die Naturwissenschaft uns ein wesentlicher Führer zu und in dem Gebiete des Geistes ist, dessen Winke wir stets zu berücksichtigen haben, wenn wir nicht den Boden unter unseren Füßen verlieren und in leere Spekulation versinken wollen.

So hat denn, wie bekannt, der berühmte italienische Irrenarzt Lombroso es unternommen, den Irrsinn mit der Fackel des Gesetzes der Vererbung, das nicht gerade selten, viele Generationen überspringt, um in weit entfernten Nachkommen als „Rückschlag“ in Geltung zu treten, kritisch zu beleuchten, wobei sich herausstellte, daß vielfach der Wahnsinn als Folge eines „Atavismus“, also einer weit zurückgreifenden Erbschaft anzusehen ist. Bei seinen Untersuchungen über die Natur des Wahnsinns gelangte nun Lombroso zu der zunächst höchst widersinnig klingenden Ansicht, daß der Irrsinn und die Genialität viel verwandter seien, als es den Anschein habe, der uns beide Erscheinungsformen des menschlichen Geistes als diametrale Gegensätze vorführe. Lombroso sucht diese Ansicht nun dadurch zu stützen, daß er darauf hinweist, daß viele genial veranlagte Naturen dem Wahnsinn verfallen sind. Auch macht der Psychiater auf die bekannten Geistesblitze aufmerksam, die nicht selten die Nacht der Irsinnigen erhellen, und die Fähigkeiten bekunden, die oft während des normalen Lebens in der Seele des Kranken völlig schlummerten. —

Der Umstand nun, daß einige allgemein anerkannte Genies an Epilepsie litten, an einer Nervenkrankheit, welche auf höchst gewaltsame unwillkürliche Innervationen von Bewegungsnerven schließen läßt, veranlaßten Lombroso dazu, in seiner „Entartungspsychose des Genies“ der Genialität einen fast *epileptoiden* Charakter aufzudrängen, wozu in der That keine Nötigung vorliegt. —

Dieses Herabziehen der Genialität zu der Sphäre geistiger Störungen wird nun von dem bekannten Kunstphilosophen *Georg Hirth* in seiner Schrift: „Die Aufgaben der Kunstphysiologie“[1]) mit *teilweisem* Erfolge widerlegt, indem Hirth darauf Gewicht legt, daß das Genie sich als *höchstes* Können, als die Vollendung aller Schöpfungsbedingungen offenbart; und der Verfasser liefert an der Hand der Kunstgeschichte den Nachweis, daß gerade große Genies oft sehr gesunde Menschen gewesen sind. Daß Hirth hierbei die *angeborene* Anlage zur Genialität verkennt, thut seinen Erörterungen in Betreff der *Verschiedenartigkeit* von Irrsinn und Genialität keinen Abbruch.

Irrt denn der große Psychiater, dessen Ansichten wir oft mit vielem Interesse gefolgt sind, hinsichtlich des Wesens der *Genialität* in dem Maße, daß er das gerade Gegenteil von dem behauptet, was richtig ist? Verleitet ihn sein *Beruf* zu dem Glauben, das gefunden zu haben, wonach er offenbar suchte?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst die Eigenschaften kennzeichnen, durch die sich Genialität offenbart.

Charakteristisch schildert das Wesen der Genialität Schiller in nachfolgenden Worten:

„Wodurch giebt der Genius sich kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Äther und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibet er ewig geheim.“

---

[1]) München und Leipzig. G. Hirths Kunstverlag 1891.

Was ist aber diese Klarheit, welche dem Verstande ewig geheim bleibt, obwohl, so parador es auch klingen mag, der Verstand sie durchschaut?

Es ist die „unbewußte Zweckmäßigkeit", welche, wie die Philosophen lehren, allen genialen Schöpfungen innewohnt. — Und was ist diese unbewußte Zweckmäßigkeit, dieses sich widersprechende Etwas, das beabsichtigt und zugleich auch unbeabsichtigt erfolgt?

Hier bleiben uns die Philosophen die Antwort schuldig, indem sie sich begnügen, auf die Phantasie als eine gestaltende Kraft hinzuweisen, die, obwohl sie in vielen Fällen höchst zweckmäßig schafft, dennoch nicht als eine bewußt arbeitende Geisteskraft erachtet werden kann, wie dies eine psychologische Analyse ihrer Thätigkeiten lehrt. Welche wichtige Rolle aber die Phantasie beim Zustandekommen aller genialen Leistungen spielt, dafür sprechen mit die Zeugnisse der hervorragendsten Dichter, die voll des Lobes von jener unbewußten Gestaltungskraft sind, die den Kunstwerken ihren wahren Zauber und ihre rechte Weihe verleiht.

Was der Verstand, ja sogar der höchste Scharfsinn nach erdenklichster Reflexion und Mühe zusammenfügt, erscheint schwerfällig, ja sogar plump im Vergleiche zu dem, was der Adlerflug der Phantasie zu leisten vermag. Mit einer Art von Schöpferkraft verbindet die Phantasie das widerstrebendste Material, so daß der klarste Verstand es nur bewundern kann, wie diese Kombination, die so einfach und so natürlich scheint, geglückt ist. Mit Schiller zu sprechen, vermehrt die Phantasie, das Haupterfordernis aller Genialität, die Natur in der Natur. Ihr verdanken wir jene Blüten und Früchte auf dem Gebiete der Kunst, die uns so wunderbar überraschen und umstricken, daß wir nicht wissen, ob wir sie als längst vermißte Bekannte begrüßen, oder in ihnen die Kinder einer fremden und höheren Welt erblicken sollen. Rätselhafte Schauder umfangen unsere Seele, und der grübelnde und sichtende Verstand schwelgt im Bewußtsein angenehmster Täuschung, in der er hinter dem trügerischen Vorhange der Erscheinungen die wahre Welt im ahnungsvollem Grauen erfaßt.

Aber nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft ist die Phantasie für wahrhaft geniale Leistungen von höchster Bedeutung, wenngleich Kant, der große Zergliederer der menschlichen Seele, hier, in (ihm meist fremden) Dogmatismus und Vorurteil befangen, die Genialität nur für die Kunst in Anspruch nimmt.[1])

Als Widerlegung dieser Auffassung mag hier bloß Schillers Wort über das „wissenschaftliche Genie" aus den „Xenien" dienen:

> „Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder,
> Alle Wahrheit zuletzt wird nur, gebildet, geschaut."

Doch was ist die Phantasie?

Wir sagten eine unbewußt schaffende Gestaltungskraft der Seele. Hiermit wollen wir ausdrücken, daß sie nicht eine Eigenschaft unseres Ich, unseres Selbst, ist, obwohl sie, wie ihre Thätigkeit beweist, geistiger

---

[1]) Vergleiche seine „Kritik der Urteilskraft"; und Dr. K. F. Jordan: Das Rätsel des Hypnotismus und seine Lösung (Berlin, Ferd. Dümmler, 1892) als Gegensatz hierzu.



Natur ist. Die Seele ist somit nicht unzerlegbarer („einfacher") Beschaffenheit, wie früher nach Descartes angenommen wurde, sondern zusammengesetzter Natur, da wir die Thätigkeiten des Ich von anderen in der Gesamtseele sich abspielenden Vorgängen unterscheiden müssen, die wir, denen des Ich gegenüber gestellt, als (relativ) unbewußt bezeichnen müssen. Die Phantasie hat also nichts zu thun mit der (bewußt) kombinierenden Thätigkeit unseres Ich, die zwar sicher, aber schwerfällig, nur das Nächste mit dem Nächsten auf streng logischem Wege zu verknüpfen vermag. Die Phantasie ist die Schöpferin der Traumbilder, die das Ich seiner Natur gemäß nicht zu erzeugen vermag, sondern nur (bewußt) percipiert.

Hiermit sind denn auch die Thätigkeiten der Phantasie voll und ganz gekennzeichnet und jeden leuchtet, wenn er an ein schönes Traumbild denkt, der Zusammenhang zwischen Genialität und Phantasie ein.

Aber diese Phantasie schafft auch ihre Wahngebilde, welche der Irrenarzt als Hallucinationen oder Visionen bezeichnet, die, wie ein Traumbild in das Reich der wachen Sinne hereinragend, das Urteil des Ich trüben und stören und so die Nacht des Wahnsinns herbeiführen können.

Dem Irrsinn wie der Genialität ist also eine sehr lebhafte Phantasie gemeinsam. — Während aber bei der Genialität die Phantasie von der Klarheit des Verstandes und der Tiefe der Empfindung des Ich gezügelt wird, so daß sich die Phantasieerzeugnisse dem Ich nicht als Sinneswahrnehmungen aufdrängen, überwuchert beim Wahnsinn die Phantasie in dem Maße, daß ihre Produkte das völlige Gepräge der Außenwelt annehmen und so das Ich in eine Welt der Phantasmagorien versenken. — Während das Genie von „Inspirationen" bei seinem Schaffen geleitet wird, die mit fast sinnlichem Gepräge unvermutet, blitzartig im Geiste auftauchen, folgt der Irrsinnige Wahngebilden, die er für ihn umfangende Wirklichkeiten ihres der Welt der Sinne entlehnten Charakters wegen hält. Wie nahe liegt da nicht die Gefahr, daß genial veranlagte Naturen, bei denen sich die Phantasie zu sehr in den Vordergrund drängt, dem Traumleben des Wahnsinns anheimfallen!

Lombroso hat also nicht ganz Unrecht, wenn er Verwandtschaft zwischen Genialität und Irrsinn vermutet. — Die Phantasie ist es auch, welche bisweilen in der Seele des Wahnsinnigen Lichtgedanken auftauchen läßt, für die im normalen Leben kein Raum war, als das Ich noch die Herrschaft im Seelenleben hatte. Diese und ähnliche Betrachtungen veranlaßten mich schon im Jahre 1878, in meiner Schrift „Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft" (Berlin, Gustav Hempel) zu nachfolgenden Aussprüchen:

„Die Unkenntnis der unbewußten Seelenthätigkeiten, wie eine falsche Auslegung und Benutzung ihrer Produkte hat zu dem größten Aberglauben und sogar zum Irsinn geführt. Eine große Lebendigkeit der unbewußten Seelenthätigkeiten, gepaart mit der Tiefe der Empfindung und der Schärfe des Verstandes des bewußten Ich, ist Genialität, die höchste Entfaltung der menschlichen Seele. Die Phantasie ist so die mächtige Brücke zwischen den größten Gegensätzen, die im Gebiete des Geistes uns entgegenzutreten scheinen, d. h. zwischen Wahnsinn und Genialität."

„Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerungsschein wandelt die Kindheit dahin!" (Schiller.)

Wie haben wir uns aber das Unbewußte im Seelenleben zu denken?

Als die an sich bewußt verlaufenden geistigen Funktionen von gewissen, bis zu einem bestimmten Grade für sich abgeschlossenen Bezirken des Centralnervensystems. Auch hier, im Nervensystem, macht sich das Prinzip der Arbeitsteilung geltend, so daß bestimmte Zellgruppen in diesem, andere in jenem Sinne geistig fungieren. In bestimmten Nervendistrikten werden so die bestimmten Sinnesenergien wie: Licht, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack 2c., die alle seelische Gestaltungen sind, ausgelöst, in anderen wieder die bestimmten Gedächtnisbilder in für das Ich unbewußter Form aufbewahrt 2c.

Die hier aufgestellten Hypothesen finden ihre volle Erhärtung in einer gründlichen Zergliederung unserer Seelenthätigkeiten, in Vivisektionsversuchen, in der Zellentheorie und dem damit verbundenen Darwinismus und schließlich in den pathologischen Befunden bei Geistesstörungen, wobei die Hypnose und die ihr verwandte Hysterie eine hervorragende Rolle spielen. — Das gestellte Thema verbietet es mir, hierauf näher einzugehen. Ich verweise daher diejenigen der Leser, die sich für die hier angeregten Fragen näher interessieren, auf meine längere Abhandlung: „Sinneswahrnehmung und Traumbild".[1])

Schließlich betone ich noch, daß auch die (sogenannten) richtigen Perceptionen der äußeren Sinne nur unbewußt entworfene Konstruktionen der Seele sind, wie sich dies auf experimentellem Wege unwiderleglich nachweisen läßt. Nur sind diese Sinneswahrnehmungen viel zuverlässigere Symbole der Außenwelt als die Traumgesichte, in denen selbst der Raum zunächst nur eine subjektive Berechtigung zu beanspruchen hat, weil das Ich ohne Vermittelung der Wahrnehmungen der äußeren Sinne nie zur Vorstellung und zum Begriff des Raumes gekommen wäre, der als dem Ich unbewußte Anschauungsform in der Seele schlummert, mithin angeboren ist.

Sinneswahrnehmung, Illusion, Traumbild und Hallucination sind daher viel verwandter, als es zunächst scheint; und das Dichterwort: „Das Leben: ein Traum" hat mehr Recht auf Wahrheit als eine gewisse einseitige, rein psychologische Berechtigung zu beanspruchen, insofern im normalen Leben, im Schlafe und im Wahnsinn das Ich nicht die „Dinge an sich", sondern nur mehr oder minder der Wirklichkeit entsprechende Phantasmagorien gewahrt.

„Denn in den Räumen
Der Wunderwelt, worin wir schweben,
Ist nur ein Traum das ganze Leben!"[2])

---

[1]) In der „Natur", Halle a. S., Nr. 8, 10, 11, 13, 15, 16, 18, 19, 20, 1888; in physiologisch erweiterter Form auch im „Reichs-Medizinal-Anzeiger" im Laufe der beiden verflossenen Jahre erschienen.

[2]) Calderon, „Das Leben ein Traum." Akt III, letzte Szene.



Das Fernsehen in Zeit und Raum.

Von

Carl du Prel,
Dr. phil.

II. Die Quelle der Ferngesichte.

Das Wort divinatio (Weissagung, Seherschaft), als von divinitas abgeleitet, verrät die Ansicht der Alten, daß allem Fernsehen eine göttliche Inspiration zu Grunde liege[1]), und Aristoteles weiß dieser Ansicht nur das Bedenken entgegenzustellen, daß die Götter doch nur den Tugendhaften und Weisen die Zukunft enthüllen würden.[2]) Auch im Alten Testament, wo es von Zukunftsträumen wimmelt, werden dieselben auf göttliche Inspiration zurückgeführt. Dieser Ansicht ist auch Augustinus[3]), denn wenn die Seele des Menschen selbst fernsehend wäre, würde sie auch beständig davon Gebrauch machen, — ein Einwurf, der auf augenscheinlicher Verwechslung von Seele und Bewußtsein beruht. Philosophen, wie Plutarch und Porphyrius, und Kirchenväter, wie Athanagoras, Hieronymus und Julianus, welche vermuteten, die menschliche Seele selbst könnte fernsehend sein, blieben vereinzelt.

Im Mittelalter wurde die Arbeit geteilt. Ferngesichte der Heiligen waren göttlich, die der Somnambulen und Medien, Hexen genannt, sowie der Zauberer, waren dämonisch. Sogar in unseren Tagen noch schreiben katholische Schriftsteller — Mirville, Bizouard, Des Moussaux — nicht bloß das Fernsehen, sondern alles, was aus dem transcendentalen Subjekt stammt, den bösen Dämonen zu. Diese Herren, die so unermüdlich dem Materialismus gegenüber die Existenz der menschlichen Seele behaupten, sollten doch bedenken, daß mit der bloßen Behauptung nichts gedient ist, und daß die Existenz der Seele nur an ihren Funktionen nachgewiesen werden kann, und zwar an solchen Funktionen, die nicht dem leiblichen Leben angehören. Damit allein hat man heutzutage noch Aussicht, eine Seelenlehre begründen zu können. Aber für diese Herren ist weiße Magie nur bei Christus, den Aposteln und Heiligen zu finden; die Magie der gewöhnlichen Sterblichen ist ihnen schwarz. Und

---

[1]) Hermes Trismegistus: Pomeander, c. 12. — [2]) Aristoteles: de div. per somn. c. 1. — [3]) Augustinus: de gen. XII, 26. —

doch hat schon vor 300 Jahren Agrippa von Nettesheim der Inspirationstheorie die des aktiven Fernsehens mit den Worten entgegengesetzt:

Spiritus in nobis, qui viget, illa facit!

Heute kann es keine Frage mehr sein, daß in den allermeisten Fällen von Fernsehen das transcendentale Subjekt des Menschen herangezogen werden muß; in den Fällen aber, die auf eine fremde Quelle deuten, werden wir nicht zu der hyperbolischen Erklärung des Altertums und Mittelalters greifen, sondern als Inspiratoren solche Wesen vermuten, die uns ihrer physischen Beschaffenheit nach am nächsten stehen und wohl auch das meiste Interesse haben, mit uns in Verbindung zu treten: die Verstorbenen. Immerhin können wir vom Altertum und Mittelalter das lernen, daß Fälle von Fernsehen in allen Jahrhunderten zahlreich beobachtet wurden, und daß die Phänomene von so auffallender Art waren, daß den Beobachtern geringere Erklärungen, als jene hyperbolischen, unzulänglich erschienen.

Wenn Agrippa die Inspirationstheorie unterschätzt hat, so wird sie vom modernen Spiritismus überschätzt. Beide Extreme kann nur vermeiden, wer mit dem Somnambulismus bekannt ist. Das ist bei unseren Spiritisten nicht immer der Fall, daher sie oft den Verstorbenen zuschreiben, was aus den Medien erklärt werden kann. Immerhin weist der Spiritismus genug Fälle auf, wo fremde Inspiration nicht zu umgehen ist, und zwar der moderne Spiritismus, der nicht etwa erst in Amerika, sondern viel früher in Deutschland begonnen hat.

Daß Sprech- und Schreibmedien oft Aufschlüsse geben, die ein Fernsehen in Zeit und Raum voraussetzen, ist unbestreitbar; aber manches Medium schon ist, ohne es zu wissen, kein Medium gewesen, sondern ein Somnambuler, dessen Gesichte in dramatisierter Form auftraten. Nicht nur beim Schreiben oder Sprechen kann diese Dramatisierung auftreten, sondern sogar für den Gesichtssinn, indem ein Phantom sich darstellt und den Aufschluß giebt, wobei der Schlafzustand des Sehers nicht einmal notwendig vorausgesetzt ist. Dahin rechne ich folgenden Fall: der Stadtrat S. hatte den Plan, einem seiner Verwandten ein sehr braves Mädchen, Friederike, zur Frau anzuraten, und, im Bette liegend, beschäftigte er sich einst mit diesem Gedanken. Da wurden die Vorhänge auseinander gezogen und er erblickte einen Arm, der ihm ein schwarzes Täfelchen vorhielt, auf dem geschrieben stand: Friederike wird sich in 3 Jahren, 4 Monaten und 2 Tagen verehelichen. Aus der Verheiratung seines Verwandten wurde nichts; aber die Prophezeiung traf genau ein.

Nehmen wir ein deutlicheres Beispiel. Mr. Spear erzählt: „Im März 1852 wurde meine eigene Hand folgendes zu schreiben bewegt: „„Wir wünschen, daß du nach Abington gehst und David Vining besuchest.““ Ich wußte nicht, daß eine Person dieses Namens in jener Stadt lebte. Abington lag 20 englische Meilen von Boston, meiner Geburtsstadt, woselbst die Botschaft geschrieben wurde. Kein Mensch war zur Zeit des Schreibens bei mir. — Ich ging, wie angewiesen, nach Abington, fand dort eine Person, welche den von mir geschriebenen Namen

trug, und obendrein, daß der Mann krank war und beinahe 10 Tage und Nächte nicht geschlafen hatte. Meine Hand wurde gegen ihn hinbewegt; ich führte sie nur auf ihn zu, berührte ihn aber nicht. Der Schmerz wurde ganz aus seinem System vertrieben, und er sank in einen ruhigen Schlaf. Ich gewahrte nur zwei Punkte, welche meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: 1. Diese Kraft, welche es auch immer sein mochte, offenbarte Intelligenz; denn sie gab mir den Namen einer Person an, von der ich vorher keine Kenntnis hatte, und wies mich an einen Ort hin, wo sie lebte. 2. Sie verriet Wohlwollen, denn sie sandte mich, dieser Person Gutes zu thun. — Von dieser Zeit an wurde ich zu vielen anderen Personen und Orten geschickt, um ähnliche Akte der Barmherzigkeit auszuüben. . . . Von dieser Kraft geleitet, bin ich viele Tausende von englischen Meilen gereist, bin in 20 von den 36 der vereinigten Staaten Amerikas gesandt worden, habe den Atlantischen Ocean dreimal durchkreuzt, viele Teile von England, Schottland und Wales gesehen und bin wiederholt auf den Kontinent geschickt worden."[1]) In der gleichen Weise wird in der Bibel Ananias durch einen Traum aufgefordert zu einem Kranken zu gehen und ihn zu magnetisieren.[2])

Hier frägt es sich nun: War Spear ein Seher oder ein Medium? Bezog er seine Fernsichten und Antriebe aus seinem eignen Unbewußten, oder aus fremder Quelle? Wenn wir nun bei der Alternative „Seher oder Medium" mit Recht den Grundsatz aufstellen, daß alle Ferngesichte, an welchen der Mensch ein Interesse hat, und die Antriebe zu Handlungen, die sich daran knüpfen, aus seinem eigenen Unbewußten, d. h. aus seinem transcendentalen Subjekt bezogen sind, selbst wenn sie in dramatisierter Form auftreten, so dürfen wir eben diesen Grundsatz nicht über seine eigene Grenze hinaus ausdehnen, sondern müssen umgekehrt auch sagen, daß Ferngesichte und Antriebe, an welchen der Mensch kein Interesse hat und die sich auf ein ihm ganz unbekanntes Objekt beziehen, aus fremder Quelle stammen müssen, daß also Inspiration vorliegt, und ein solches Medium unter einem Einfluß aus der unsichtbaren Welt gerade so steht, wie der Hypnotisierte bei hypnotischen Befehlen unter einem Einfluß der sichtbaren Welt.

Ein drittes Beispiel, wo die Inspiration mir ganz klar zu sein scheint, entnehme ich der „Seherin von Prevorst" von Justinus Kerner, und führe es mit den kürzeren zusammenfassenden Worten des Prof. Eschenmayer an: „Frau Hauffe, noch nicht lange in Weinsperg angekommen, unbekannt mit dem Orte, mit den Menschen und mit ihrem Arzte, erblickte öfters einen Verstorbenen, der sich ihr näher zu erkennen geben will. Er hält ein Blatt in der Hand, dessen Charaktere sie sich merkt, und er giebt ihr zu verstehen, wo es liege, und daß es gefunden werden müsse, wenn er Ruhe bekommen solle. Sie teilte diese Erscheinung ihrem Arzt und anderen mit, und beschreibt den früher ihr unbekannten Mann in Leibesgestalt und seinem gewöhnlichen Anzug so frappant, daß Jedermann den

[1]) Bericht der dialektischen Gesellschaft. II, 64. — [2]) Apostelgeschichte. IX, 10–18.

leibhaften K. darin erkannte. Dieser K. war Sachwalter einer Weinhandlungsgesellschaft, welche gerade unter dem Erdgeschoß, wo Frau H. zur Miete war, einen großen Keller hatte, in welchem er sich häufig aufhielt. Um Ruhe vor diesen Besuchen zu bekommen, dringt Frau H. in ihren Arzt — Just. Kerner —, das Blatt zu suchen, und giebt das Haus, das Zimmer, den Haufen von den Akten und den Fascikel, in welchem es liegt, aufs genaueste an, und beschreibt zugleich die Person und den Stand der Dinge zur Zeit, wo sie ihrem Arzte die Schilderung macht, gerade so, wie es sich bei nachheriger Erkundigung daselbst wirklich verhielt. Der Arzt, der die ganze Geschichte für eine Vision hält, willfahrt jedoch ihrer Bitte und sucht mit dem Herrn des Hauses (Oberamtsrichter), wo die Papiere liegen, und findet nichts. Der Herr des Hauses bestätigt übrigens, daß sie in Beziehung dessen, was sie von ihm angab, richtig gesehen habe. Den Arzt, der ihr nun die Nachricht gab, daß man kein solches Blatt gefunden habe, klagt sie einer Nachlässigkeit an, und dringt aufs inständigste noch einmal in ihn ein, und beschreibt das Blatt noch genauer, ja sie sagt, daß sie es so sicher sehe, daß sie es, wenn sie nur gehen könnte, auf der Stelle holen würde. Der Arzt sucht zum zweitenmale mit dem Oberamtsrichter, und siehe, das Blatt findet sich mit allen angegebenen Kennzeichen und an eben der bezeichneten Stelle. Es war ein Dokument, das schon sechs Jahre in den Akten ruhte, und welches die Interessenten zu den Gantakten des K. gegeben hatten. Vom Fund des Blattes wurde geschwiegen; allein in der nächsten Krisis sieht die H. den Verstorbenen freundlich, und schließt daraus, daß das Blatt gefunden sei. Sie versetzt sich wieder in das Haus, wo die Akten lagen, sieht sie in ihrer Lage verändert, und erkennt das gefundene Blatt gerade in der Stellung, welche ihm der Oberamtsrichter absichtlich, um ihre Seherkraft zu erproben, kaum vorher und jedermann unbewußt gegeben hatte."[1])

In diesem Beispiele haben wir Inspiration im ersten, aktives Fernsehen im zweiten Teile. In einem anderen noch auffälligeren Beispiel, das ich ebenfalls mit Prof. Eschenmayers Worten zusammenziehe, liegt bloße Inspiration vor:

„Die Seherin erfährt von einem Geiste, den sie den weißen nennt, nach und nach folgende Data:

1. daß er zwei Waisen betrogen habe und deswegen noch an die Erde gebannt sei;
2. daß er vor und nach dem Jahre 1700 gelebt und im Jahre 1714 den Betrug an den Waisen verübt habe;
3. daß er 79 Jahre alt geworden sei;
4. daß er Belon geheißen habe;
5. daß er ein Bestimmtes Haus in Weinsberg bewohnt habe, das gegenwärtig von zwei Waisen bewohnt, und das nämliche sei, in welchem auch Herr Pfarrer H. gegenwärtig sich aufhalte, und

[1]) Kerner: Die Seherin von Prevorst, 277.

6. daß die Summe des Betruges mit einer Rechnung zusammenhängt, die sich auf die neun Groschen, welche man den zwei Waisen abreichen solle, beziehe.

Nachdem alle diese Angaben, welche im Verlaufe der Geschichte zerstreut sich äußerten, zusammengestellt waren, fing Dr. Kerner an, Erkundigung einzuziehen. Allein es fand sich, daß der Name, Stand und Amt völlig aus der Tradition auch der ältesten Inwohner verschwunden, und keine Familie dieses Namens mehr erinnerlich war. Dr. Kerner bat daher den Herrn Stadtschultheißen Pfaff, in den Gerichtsakten nachzuschlagen, ob sich nicht etwas vorfände; und siehe, es fand sich, daß im Jahr 1700 ein Bürgermeister und Waisenrichter Belon gelebt hat, und daß im Jahr 1740 seine Vermögensteilung vorkam. Dr. Kerner schlug nun das Sterberegister auf und fand im Jahre 1740 seinen Tod eingetragen mit der Angabe, daß er 79 Jahre alt geworden. Noch andere Akten, zugleich Beweise von Habsucht und Verfolgungsgeist bestätigen, daß er in jenem von ihm benannten Hause gewohnt habe, in welchem auch wirklich nach seiner Angabe zwei Waisen waren." [1])

Ähnliche Beispiele finden sich nun im modernen Spiritismus genug, und sie beweisen, daß manche Fälle von Fernsehen auf Inspiration von Verstorbenen beruhen. Für den Hauptzweck unserer Untersuchung, das Organ unseres eigenen Fernsehens näher kennen zu lernen, fallen sie nur als Beweise dafür ins Gewicht, daß wir für Gedankenübertragung auch dann empfänglich sind, wenn der Agent nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ich beschränke mich daher darauf, aus dem modernen Spiritismus ein Beispiel anzuführen, welches diese unsere Empfänglichkeit sehr klar ins Licht stellt: Ein Redakteur in Californien, in der verschwiegenen Absicht, den Spiritismus ins Lächerliche zu ziehen, schrieb in seinem Journal eine Geschichte nach seiner Erfindung. Dem Verstorbenen, den er darin auftreten ließ, gab er den Namen John F. Lane. In New York, wo diese Geschichte gelesen wurde, beschäftigte sie den Richter Edmonds, der, nachdem er durch spiritistische Mitteilungen von der Wahrheit dieser Erzählung Kunde erhielt, sich an den Redakteur wandte. Dieser, erfreut, dem Spiritismus in einem seiner Hauptvertreter einen Schlag versetzen zu können, verspottete diesen Brief Edmonds in seinem Journal und machte sich über dessen Leichtgläubigkeit lustig, der eine erfundene Geschichte für bare Münze genommen. Er schrieb sogar über diesen heiteren Fall einen Brief an den New York Herald, den dieses Blatt veröffentlichte. Edmonds war natürlich der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Bald aber stellte es sich heraus, daß der Redakteur in die Grube, die er dem Spiritismus gegraben, selbst gefallen war; die, wie er meinte, von ihm erfundene Geschichte war nämlich die wirkliche Geschichte eines Obersten vom 2. Dragonerregiment, der sich in Florida selbst getötet hatte. Edmonds erhielt von verschiedenen Seiten Mitteilungen darüber. Kurz, der Redakteur — der auch eingestand, daß manchmal seine Hand ohne seinen Willen schreibend bewegt werde, hatte unbewußt unter dem Einfluß einer Inspiration gestanden.[2])

[1]) Derselbe, 330. — [2]) Du Potet: traité complet de magn. an. 531.



Die alchymistischen Versuche des Dr. James Price,

mitgeteilt und besprochen

von

Carl Kiesewetter.

Die Versuche des Dr. James Price[1]), edle Metalle aus unedlen zu bereiten, gehören zu den merkwürdigsten Vorkommnissen in der Geschichte der Alchymie, ja des Okkultismus überhaupt, insofern sie nicht in einer längst entschwundenen Zeit von halbmythischen Persönlichkeiten unter unbekannten und unkontrollierten Umständen angestellt, sondern zur Zeit der Entwickelung der modernen Chemie von einem wissenschaftlich gebildeten Arzte in Gegenwart zahlreicher achtbarer, zum Teil fachgelehrter Zeugen unter Ausschluß von Gelegenheit zu Betrug exakt ausgeführt wurden und ein glänzendes Resultat ergaben.

Die Priceschen Versuche haben viele Analogien mit denen Zöllners, wenn schon das Versuchsgebiet ein ganz verschiedenes ist und bei den ersteren kein Medium — man müßte denn Price selbst als ein solches betrachten — ins Spiel kommt. Hier wie dort stellte ein Fachgelehrter die Versuche an, welche von Fachgelehrten beglaubigt wurden. Hier wie dort bestritten Fachgelehrte die Vorgänge, ohne sie — so unbequem sie auch sind — aus der Welt schaffen zu können, und erklärten sie für Betrug, ohne aber das Wie? nachweisen zu können. Hier wie dort vergiftete das Eintreten für der offiziellen Wissenschaft unliebsame Thatsachen das fernere Leben der Betreffenden, und wenn Price auch thatsächlich durch Selbstmord endete, so ist er doch insofern mit Zöllner in Parallele zu setzen, als man diesem ein gleiches Ende wenigstens andichtete.

Dr. James Price war Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, Arzt zu Guilford, ein gelehrter und sehr reicher Mann von 30 Jahren. Seit Jahren war die Alchymie sein Lieblingsstudium gewesen, und im Jahre 1781 hatte er nach seiner Angabe den Weg entdeckt, unedle Metalle in edle umzuwandeln. Indessen besaßen die von ihm hergestellten Tinkturen (metallveredelnde Mittel) nur eine geringe Transmutationskraft, und das Verfahren ihrer Herstellung war ein so gesundheitsschädliches, daß er nicht willens war, dasselbe noch einmal zu wiederholen.

---

[1]) Dieses englische Wort wird ganz so ausgesprochen wie das deutsche „Preis", welches auch seiner Bedeutung entspricht.

Von diesen alchymistischen Versuchen hatte Price seinen Freunden Kenntnis gegeben, und da diese begierig waren, sich mit eigenen Augen von der wunderbaren Metallverwandlung zu überzeugen, so lud der Adept eine Anzahl achtbarer Personen ein, Zeugen der alchymistischen Versuche zu sein, welche im Frühjahr 1782 in seinem Laboratorium stattfanden.

Anfänglich waren zugegen: der Pfarrer Anderson, ein eifriger Naturforscher und erfahrener Chemiker, der Goldarbeiter Russel, Ratsherr zu Guilford, und der Hauptmann Grose, welcher als Historiker Ruf besaß. Als die Sache in weiteren Kreisen laut wurde, schlossen sich obigen Zeugen noch an: die Lords Anslow, King und Palmerstone, Sir Robert Parker, Sir Manning, Sir Polle, Hauptmann Austen, die Lieutenants Grose und Hollamby, Dr. Spence und die Herren Gartwaide, Philipp Clarke, Philipp Norton, Fulham, Robinson, Godshall, Gregory und Smith. In Gegenwart dieser Personen fanden nun folgende zehn Versuche statt, welche — von allen beglaubigt — in der später zu nennenden Schrift von Price beschrieben sind:

Erster Versuch am 6. Mai. Russel hatte ein Stück Borax mitgebracht, Grose wählte ein Stück Kohle aus einem großen Haufen, und Anderson aus einem großen Vorrat ein Stück Salpeter. Diese drei Stücke wurden in einem Mörser, den alle zuvor untersuchten, feingestoßen.[1]) Man drückte dann das Pulver, ohne daß Price die Hand anlegte, in einen hessischen Schmelztiegel ein. Auf diese Grundlage goß Russel ein Lot Quecksilber, welches Grose in der Stadtapotheke gekauft hatte. Dazu gab Dr. Price ein dunkelrotes Pulver, welches von Russel genau abgewogen und einen halben Gran schwer befunden wurde.

Nachdem das rote Pulver auf das Quecksilber geworfen worden war, wurde der Tiegel in eine mäßige Glut gesetzt. Nach einer Viertelstunde glühte der Tiegel, aber das Quecksilber rauchte nicht, wie es sonst unter diesen Umständen zu thun pflegt. Das Feuer wurde stufenweise verstärkt. Als der Tiegel weißglühte, tauchte man die Spitze eines Eisenstäbchens einen Augenblick hinein und zog es wieder heraus. Nach dem Erkalten des Stäbchens wurde die anhängende Schlacke abgebrochen, unter welchen man kleine Kügelchen eines weißlichen Metalles fand, die kein Quecksilber mehr waren. Dr. Price nannte das den Übergang aus Quecksilber zu edlem Metall.

Man warf noch etwas von Russels Borax zu und verstärkte das Feuer. Nachdem der Tiegel noch eine Viertelstunde im Weißglühen gestanden hatte, nahm man ihn heraus und ließ ihn erkalten. Sodann wurde er zerbrochen. Man fand auf dem Boden desselben ein Kügelchen gelbes Metall nebst einigen kleineren Körnern. Sie wurden zusammen von Russel gewogen und zehn Gran schwer gefunden. Zur fernern Prüfung wurden sie in einer Phiole aufbewahrt, deren Hals Anderson mit seinem Petschaft versiegelte.

---

[1]) Es wurde ein sog. Fluß, zur Erleichterung des Schmelzens schwerflüssiger Metalle, dargestellt.



Am Morgen des folgenden Tages wurde das Siegel erbrochen und das Metall hydrostatisch untersucht. Das größere Kügelchen, welches sich allein dazu eignete, wog in der Luft $9^1/_4$ Gran; in destilliertem Wasser verlor es bei 50° F. etwas über $^7/_{16}$ Gran; wonach das spezifische Gewicht auf 20 festgestellt wurde. Darauf wurde dasselbe Kügelchen zu Blech geschlagen. Russel prüfte es nach Weise der Goldarbeiter[1]) und erklärte es für feines Gold, dergleichen mit dem höchsten Preise bezahlt würde.

Der zweite am 7. Mai angestellte Versuch ist nichts als die Fortsetzung des ersten, insofern das bei diesem erhaltene Resultat verschiedenen chemischen Proben unterworfen wurde. Zuerst wurde das kleine Goldblech in zwei Hälften geteilt, und die eine Hälfte dem Goldscheider Higgins übergeben, welcher sie für ganz feines Gold erkannte. Die zweite Hälfte wurde von obigen Personen zu chemischen Prüfungsversuchen verwendet; und zwar bereitete man zuerst aus Salpetersäure und Salmiak (Chlorammonium) Königswasser, worin sich das Blech in vier Stunden löste. Die Lösung wurde in drei Teile geteilt.

Der erste Teil wurde mit destilliertem Wasser verdünnt und mit Ätzammoniak niedergeschlagen. Ein Gran des vorsichtig gewaschenen und getrockneten Niederschlags wurde auf eine Zinnplatte gelegt und erhitzt, worauf derselbe unter starker Detonation verpuffte. Derselbe Versuch wurde mit gleichem Erfolg noch einmal angestellt.

Ein zweiter Teil der Auflösung wurde mit destilliertem Wasser verdünnt und mit einer Lösung von Zinn in Königswasser versetzt, worauf sich ein reichlicher purpurroter Niederschlag bildete. Fünf Gran dieses Niederschlages wurden mit einem halben Lot Glasfritte — bestehend aus Kieselpulver und dem gewöhnlichen Fluß zum Rubinglas — vermischt und geschmolzen. Man erhielt beim ersten Schmelzen ein durchsichtiges Glas, welches bei wiederholtem Erhitzen die schönste Rubinfarbe annahm.

Der dritte Teil der Lösung wurde mit Schwefeläther vermischt, welcher davon eine goldgelbe Farbe annahm und nach dem Verdunsten in einer flachen Schale ein gelbgeflecktes Purpurhäutchen hinterließ. —

Daran, daß das erhaltene Metallkügelchen wirklich Gold war, kann kein Zweifel sein, denn aus der aus ihm hergestellten Lösung wird mit den bekannten Reagentien im ersten Fall Knallgold und im zweiten Cassiusscher Goldpurpur sowie Kunkelsches Rubinglas erhalten; im dritten Fall geht das Goldchlorid, aus der sauern Lösung in den Äther über, welcher beim Verdunsten eine dünne Schicht von aus Goldchlorid gebildeten kleinen Krystallen hinterläßt. Das bei der geringen Quantität wohl nicht haarscharf ermittelte spezifische Gewicht des erhaltenen Metalles — 20 — harmoniert mit dem spezifischen Gewicht des Goldes, welches zwischen 19,25 und 19,65 schwankt.[2]) Auf jeden Fall ist — und das ist wohl zu beachten — das spezifische Gewicht des erhaltenen Metalles eher größer als kleiner denn das des natürlichen Goldes.

---

[1]) Also auf dem Probierstein mit der Probiernadel.

[2]) Näheres weiter unten.

Es bleibt die Frage: ist dieses Gold aber wirklich aus dem Quecksilber erzeugt worden, oder ist es betrügerisch zugesetzt? Der Erzählung nach wird der Versuch von zwei fachkundigen Männern, Russel und Anderson, gemacht, welche wie Grose kein eigenes Interesse am Gelingen desselben haben, sondern als ruhig prüfende Experimentatoren verfahren. Price selbst wiegt nur einen halben Gran Tinktur ab, welchem natürlich nicht 9½ Gran Gold betrügerisch beigemengt sein konnten. Wäre Gold betrügerisch zugesetzt worden, so hätte dies entweder dem Quecksilber, dem Borax, der Kohle oder dem Salpeter beigemengt gewesen sein können; es hätte im Tiegel — vielleicht mit Wachs angeklebt — enthalten sein oder endlich bei der Probe mit dem Eisenstäbchen eingetragen worden sein können. Im Quecksilber und Borax war das Gold wohl schwerlich enthalten, denn ersteres wird von Grose in der Apotheke gekauft, und letzteren liefert Russel aus eigenem Vorrat.

Die zur Bereitung des Flusses benutzten Stücke Kohle und Salpeter werden Price gehörigen großen Vorräten entnommen, wobei es wohl unglaubhaft ist, daß, wenn diesen Vorräten ein Stück Kohle und ein Stück Salpeter beigemischt gewesen wäre, worin Price Gold verborgen gehabt hätte, Grose und Anderson gerade diese Stücke erwischt hätten. Daß aber allen Kohlen- und Salpeterstücken Gold beigemengt gewesen sei, wird im Ernst wohl niemand annehmen wollen. Unter den Stücken Kohle und Salpeter haben wir endlich gewiß gewöhnliche Schmiedekohlen — einige Zoll lang und dick — sowie derbe Drusen Salpeterkrystalle zu verstehen. Zu der kleinen Quantität Fluß brauchte man aber weder ein ganzes Stück Schmiedekohle noch einen Klumpen Salpeter, sondern man zerschlug wohl die großen Brocken, nahm von den erhaltenen kleineren Stücken so viele, als man brauchte, und rieb diese dann in der Reibschale fein. Wäre nun Kohle oder Salpeter angebohrt und im Bohrloch Gold verborgen gewesen, so wäre dasselbe bei diesem Verfahren sicher entdeckt worden, insofern es herausfiel; oder aber, wenn es wirklich noch in einem der größeren erhaltenen Splitter verborgen geblieben wäre, so wäre es entweder gar nicht mit in den Tiegel gekommen, oder es wäre beim Anreiben des Flusses in der Schale entdeckt worden, denn — wenn in Stückchen zugesetzt — mußte sich das Gold durch seine Unzerreiblichkeit verraten, war es aber als Niederschlag zugesetzt, so verriet es sich beim Reiben durch den dann zu Tage tretenden Metallglanz.

Daß das Gold im Tiegel verborgen gewesen wäre, ist nicht wohl anzunehmen, denn derselbe war ja, ohne daß Price Hand anlegte, durch die Hände von Russel und Anderson gegangen, welche wohl ebenso gut wie unsere modernen Chemiker offene Augen und gesunden Menschenverstand besaßen. Bei dieser Gelegenheit will ich noch zu Nutz und Frommen moderner Chemiker bemerken, daß man in der Zeit, wo die praktische Übung der Alchymie gang und gäbe war, die gaunerischen Schliche betrügerischer Alchymisten sehr wohl kannte und sehr genau hinsah. In den damals in aller Händen befindlichen Schriften von Kircher, Kunkel, Ettner von Eiteritz rc. sind ganze Kapitel über die Art und Weise,

wie gaunernde Goldköche gutherzige Liebhaber der Kunst betrügen, zur Warnung der letzteren enthalten. Darin ist nun so viel von Tiegeln mit doppelten Böden, Ankleben von Gold mit gefärbtem Wachs an die Tiegelwände, Beimengen von Gold in die Flußmittel, Verbergen von Gold in angebohrten Kohlen, hohlen eisernen Rührstäben &c. die Rede, daß man an ein Außerachtlassen der genügenden Vorsichtsmaßregeln seitens der Experimentatoren nicht glauben kann. Wenn moderne Chemiker, welche die Alchymie nur vom Hörensagen kennen, wohlweise das Abc der Vorsichtsmaßregeln gegen diesbezüglichen Betrug als der Weisheit letzten Schluß vortragen und „wissenschaftliche" Erklärungen abgeben, die schlimmer als keine sind, so muß ich immer schmunzelnd des Gebarens der Journalisten gegenüber einem Crookes &c. gedenken.

Es ist nun ferner wohl zu beachten, daß das Quecksilber in der beginnenden Glühhitze nicht rauchte, während es für gewöhnlich bei 357° — also etwa bei dem Schmelzpunkt des Bleies — kocht; es mußte also eine chemische Veränderung desselben vorgegangen sein. Als man in der Weißglühhitze des Tiegels den Eisenstab eintauchte, zog man u. a. an demselben hängende Kügelchen eines weißen Metalles heraus, welches kein Quecksilber sein konnte, weil dies erstens nicht an Eisen haftet und zweitens längst verdampft gewesen wäre. Aus letzterem Grunde können die Kügelchen auch kein Goldamalgam gewesen sein, denn bei diesem ist das Quecksilber nur mechanisch gebunden und wäre ebenfalls längst verdampft gewesen. Gold aber waren die Kügelchen auch nicht, denn, war im Tiegel aus abgerauchtem Amalgam erhaltenes noch ungeschmolzenes Gold, so war dasselbe ein lehmfarbenes Pulver, nicht aber weiße Kügelchen; war es aber geschmolzenes Gold, so hätte die erkaltete Probe gelb oder rötlich ausgesehen. Was war nun das weiße Metall? Es ist zu bedauern, daß man dasselbe nicht untersucht hat; doch ist soviel gewiß, daß es kein mit dem Eisenstab eingebrachtes Gold war.

Nehmen wir nun nicht an, daß hier eine Metallverwandlung vorging, so kommen wir zu der Annahme, daß der Arzt Dr. Price, noch mehr aber die hauptsächlich Beteiligten, der Geistliche Anderson, der Offizier Grose und der Goldarbeiter Russel, Ratsherr zu Guilford, Betrüger ohne Sinn und Verstand, Zweck und Ziel waren. Diesen vielen Unbegreiflichkeiten steht die eine Unbegreiflichkeit einer stattgefundenen Metallverwandlung gegenüber!

Wir wenden uns nun zum dritten Versuch, welcher am 8. Mai stattfand. Man bereitete einen Fluß aus zwei Lot Kohlenstaub, einem halben Lot Borax und einem Skrupel Salpeter. Nachdem dieser Fluß in einem Schmelztiegel eingedrückt worden war, goß man ein Lot in der Stadtapotheke gekauftes Quecksilber darauf. Als das Quecksilber über dem Feuer warm geworden war, trug man darauf einen Gran eines weißen Pulvers, welches Dr. Price dazu hergegeben hatte.

Als der Tiegel schon glühte, sah man, daß das Quecksilber weder kochte noch rauchte. (Vergl. den vorigen Versuch.) Nach dreiviertelstündigem Weißglühen setzte man einen kleineren Tiegel, der — wie alles

übrige — zuvor genau untersucht worden war, als Deckel umgestürzt auf und in den glühenden Tiegel, hob diesen aus dem Feuer und ließ ihn erkalten. Beim Zerbrechen desselben fand man in der Schlacke viele weiße Metallkügelchen zerstreut. Sie wurden ausgesucht, gewogen und dreizehn Gran schwer gefunden.

Dr. Price war mit diesem Versuch nicht zufrieden. Nach seinem Urteil war ein Teil des Pulvers auf die Seite neben das Quecksilber gefallen und hatte deshalb nicht seine volle Kraft auf dasselbe ausgeübt, weshalb viel verraucht sei. Es wurde beschlossen, den Versuch am folgenden Tag zu wiederholen.

Am 9. Mai wurde ein Tiegel — wie tags vorher — mit Fluß beschickt und dann ein Lot Quecksilber hineingegossen. Russel wog von der weißen Tinktur einen halben Gran ab und streute diese Stäubchen auf das Quecksilber, welches einer zufälligen Verzögerung wegen schon angefangen hatte zu kochen. Augenblicklich hörte das Kochen auf, wiewohl man das Feuer verstärkte. Als der Tiegel zum Weißglühen gekommen war, hob man ihn aus und ließ ihn erkalten. Beim Zerschlagen des Tiegels fand man auf dem Boden ein schönes Korn von sehr weißem Metall, vierzehn Gran schwer.

Dieses Metall konnte aus den schon beim ersten Versuch angegebenen Gründen kein Amalgam sein, wozu noch der Umstand kommt, daß ein Teil Metall mit dreizehn Teilen Quecksilber kein Amalgam in Form eines festen Kornes bildet, von der Feuerbeständigkeit ganz abgesehen. — Das Quecksilber zeigt das gleiche Verhalten wie beim ersten Versuch, wozu noch der auffallende Umstand kommt, daß das kochende Quecksilber beim Aufwerfen der Tinktur gesteht! — Van Helmont hatte 163 Jahre vorher bei seinem Transmutationsversuch die gleiche Erfahrung gemacht.[1]) Er sagt[2]):

„Ich erhielt davon (von der Tinktur) ein Viertel eines Granes oder 1/2400 einer Unze, wickelte es in Wachs, damit es vom Kohlendampf nicht zerstreut wurde, und warf es auf ein halbes Pfund kochendes, eben gekauftes Quecksilber. Sofort entstand ein Geprassel, und das Quecksilber gerann wie ein Kuchen bei einer den Schmelzpunkt des Bleies übersteigenden Hitze."

Die innere Übereinstimmung der beiden von einander ganz unabhängigen Berichte spricht für ihre Wahrheit. — Bei diesem Versuch wurde unterlassen, festzustellen, aus welchem Metall das erhaltene Korn bestand. Immerhin ist der Versuch, auch ohne den Nachweis erhaltenen Silbers, für den Chemiker unbegreiflich, wenn er sich nicht hinter die Betrugshypothese verkriecht, deren Anwendbarkeit er jedoch nicht beweisen kann.

Vierter Versuch. An ebendemselben Tage wurde von Russel ein Quentchen feines Silber abgewogen, welches er bei einem Goldscheider gekauft hatte. Man trug dieses Silber in einen Tiegel, welcher mit dem schon bekannten Flusse beschickt worden war. Als das Silber floß, warf man von der beim ersten Versuch gebrauchten roten Tinktur einen kärglich

[1]) Vgl. „Sphinx" II, 6, S. 389 ff.
[2]) Vgl. Helmonts „Demonstratur Thesis" betitelten Aufsatz § 58.

abgewogenen halben Gran darauf, setzte den Tiegel wieder ins Feuer und ließ ihn eine halbe Stunde stehen. Dann wurde ein Stück Borax in den Tiegel geworfen.[1]) Durch das Krystallwasser desselben zu schnell abgekühlt, sprang der Tiegel, wurde aber sogleich ausgehoben, so daß nichts vom Silber verloren ging.

Der so verunglückte Versuch wurde noch einmal angestellt. Russel wog dreißig Gran von seinem feinen Silber ab und brachte sie wie zuvor in den mit Fluß beschickten Tiegel. Als das Silber geschmolzen war, warf Anderson einen halben Gran von der roten Tinktur darauf. Fünf Minuten später ward etwas Boraxglas[2]) hinzugeworfen. Nachdem der Tiegel eine Viertelstunde in der Weißglühhitze gestanden hatte, wurde er ausgehoben und nach dem Erkalten zerschlagen. Unter dem Flusse fand man ein Metallkorn, welches beinahe das volle Gewicht des eingesetzten Silbers hatte.

Die beiden Produkte dieses Versuches wurden von Russel probiert und für goldhaltig erklärt; das zweite Produkt war goldhaltiger als das erste. Der Strich auf dem Probierstein ließ nach dem Benetzen mit Salpetersäure einen Goldstrich zurück, während der Strich vom Rest des bei dem Scheider gekauften Silbers von derselben völlig hinweggenommen wurde.

Beide Metallkörner wurden nun zusammengeschmolzen. Dr. Price nahm 10 Gran davon in Untersuchung und fand darin den achten Teil Gold. Die übrigen achtzig Gran übergab Russel den Probierern Pratt und Deane zu gleichem Zweck, welche ebenfalls ein Achtel Goldgehalt fanden und diesen Gehalt bescheinigten.

Bei diesem Versuch ist nach dem oben Gesagten nur zu erwähnen, daß diesmal die Projektion auf Silber geschah. Dies ist nicht auffallend, da nach alchymistischer Lehre die Tinktur alle Metalle veredelt, und zwar — wenn das Universal — durchaus, wenn aber ein Partikular, nur teilweise und je nach Umständen in verschiedenem Grade. — Price scheint ein Partikular gehabt zu haben.

(Schluß folgt.)

Weltverbesserung und Selbstverbesserung.

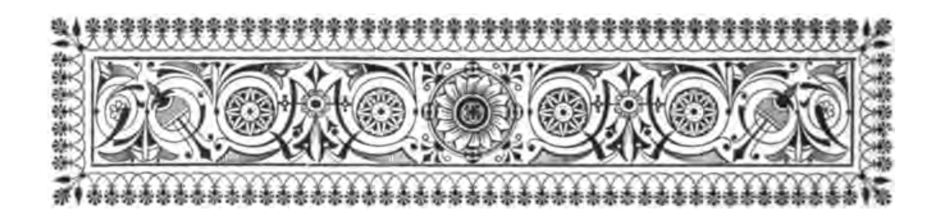
Die meisten Menschen haben das Gefühl, daß die „Welt" sehr der Verbesserung bedürftig sei; ob sie deren fähig sei, ist eine Frage, welche seltener aufgeworfen wird. Jenes Verlangen nach der Weltverbesserung ist aber in der Regel kein selbstloses, sondern entspringt innerem Unbefriedigtsein. Nur wenige erkennen, daß diesem allein durch Selbstverbesserung abgeholfen wird; die andern denken nicht an diese, sondern fordern Besserung nur von andern Menschen und von äußeren Verhältnissen. Ist jedoch Weltverbesserung möglich und notwendig, so sollte jeder auch diese nur mit seiner Selbstverbesserung beginnen. W. D.

---

[1]) Als Flußmittel.

[2]) D. h. kalcinierter und geschmolzener wasserfreier Borax, welcher sowohl als Flußmittel diente, als auch — weil wasserfrei — das Springen des Tiegels verhinderte.





Telepathie oder Hallucinations-Übertragung?

Von
G. Plümacher.

Der im Oktober-Heft 1890 der „Sphinx" von Karl Kiesewetter zusammengestellte Bericht veranlaßt mich, einen Vorgang aufzuzeichnen, den ich in meiner Jugend oft von meiner Großmutter mütterlicher Seite, und nach deren Tode von meiner Mutter erzählen hörte. Da er eine anmutige kleine Geschichte darstellt, erzähle ich ihn hier wieder, obgleich er gar nichts Neues oder Besonderes enthält.

Meine Großmutter wurde früh doppelt verwaist und war im Besitze eines für die damalige Zeit und die einfachen Schweizer Verhältnisse ansehnlichen Vermögens. Da sie von mütterlicher Seite einer französischen, adeligen Emigrantenfamilie angehörte und in ihrer ersten Jugend sich oft in Frankreich aufhielt, so war sie in Bildung und Benehmen mehr Französin als Schweizerin. Mit 19 Jahren heiratete sie einen Mann, nur wenige Jahre älter als sie, mit dem sie seit der Kindheit in Liebe verbunden war, so daß Verwandte und Freunde nie etwas anderes erwarteten, als daß „die Kinder" ein Paar würden. Die Ehe war denn auch überaus beglückend für beide Gatten; das einzige Trübe war die schwache Gesundheit des jungen Ehemannes. Von Jugend auf war er brustleidend gewesen und das Übel verschlimmerte sich langsam, aber stetig, bis dann nach einer auf der Jagd geholten Erkältung sich die galoppierende Schwindsucht einstellte und ihn hinwegraffte im sechsten Jahre der Ehe.

Die Witwe war in tiefster Betrübnis, zog sich ganz zurück und lebte nur ihren drei Kindern, von denen das jüngste nur wenige Monate alt war beim Tode des Vaters. Aber nach drei oder vier Jahren fing sie wieder an, Freude am weltlichen Leben zu gewinnen. Sie vertauschte ihre Witwentracht mit modischer „Halbtrauer" und ging wieder in Gesellschaft. Sie war noch nicht dreißig Jahre alt, hübsch und witzig, gehörte zu den „Ersten" im Städtchen und besaß außer ihrem eigenen Vermögen die unbeschränkte Nutznießung der ansehnlichen Hinterlassenschaft ihres

Mannes. So war es denn kein Wunder, daß ihr stark der Hof gemacht wurde; besonders ein entfernter Vetter warb eifrig um ihre Gunst und sie — ließ es sich gerne gefallen.

In jener Zeit hatte sie eine Jugendfreundin bei sich im Hause: ein geistvolles, aber eitles, sehr weltlich gesinntes Frauenzimmer, welches sich als Gesellschafterin den Unterhalt suchen mußte und vorübergehend ohne Stelle war. Dieses Fräulein zeigte sich besonders für den Gedanken eingenommen, daß die Witwe wieder heiraten sollte; neckte sie mit ihrem Anbeter, strich ihn heraus, kurz, trug wesentlich dazu bei, daß meine Großmutter, die zwar mit dem Munde noch immer versicherte, gar nicht an Liebe und Heirat zu denken, im Herzen sich doch mit dem „Galan" beschäftigte und sich mit dem Gedanken einer Verbindung mit ihm zu befreunden anfing.

Da waren denn die beiden Freundinnen eines Abends wieder in Gesellschaft gewesen, und „der Herr Vetter" hatte seine Wünsche und Hoffnungen so deutlich merken lassen, daß zu erwarten war, er werde an einem der nächsten Tage kommen und um die Hand der Witwe werben.

Solange letztere eine Trauernde war, ließ sie das jüngste Kind und dessen Wärterin in ihrem Zimmer schlafen, während die beiden andern Kinder im Nebenzimmer bei geöffneter Thüre lagen. Als sie aber wieder in Gesellschaft ging, mußten Kind und Wärterin in das andere Zimmer, die Thüre wurde verschlossen und die Freundin teilte das Schlafgemach mit ihr. An diesem Abend wollte das Schwatzen, Lachen und die Neckereien kein Ende nehmen, obgleich es gegen Mitternacht ging. Endlich sagte meine Großmutter doch: „Nun wollen wir schlafen — gute Nacht, Gatong". „„Gute Nacht, Marie-Anne; süße Träume von Bräutigam und Hochzeit,"" sagte das Fräulein.

Da fing es an zu klopfen: tack, tack, tack und so weiter. „Nun hör' mit dem Unsinn auf; wir wollen jetzt schlafen," sagte die Witwe. „„Höre du auf,"" lachte das Fräulein. „„Klopfst du nicht?"" „Nein — ums Himmels willen — bist du es nicht?" — So flogen nun die Fragen hin und her, und dann saßen sie beide klopfenden Herzens in den Betten auf und hörten nun deutlich, daß die Klopflaute von hinter dem Porträt (einem guten Gemälde, Brustbild; es besteht noch und ist im Besitze meines Vetters) des verstorbenen Gatten herkamen. Dieselben verstummten aber bald.

Am nächsten Abend blieben die Damen zu Hause und gingen frühzeitig zu Bett. Schlaf fanden sie aber nicht und zwischen elf und zwölf Uhr fing das Klopfen wieder an und dauerte wieder einige Minuten.

Am folgenden Morgen erzählte meine Großmutter die Sache ihrem Schwager, dem Bruder ihres Gatten. Dieser, ein „aufgeklärter" Mann, sprach natürlich von „Mäusen". Er fing eine sorgfältige Untersuchung an, ließ sogar einen Tischler kommen, der das Täfelwerk jener Wand loslösen mußte; es fanden sich aber weder Mäuse, noch ein „Klopfapparat". Nun hieß es, „es war nur Einbildung! Ihr Damen habt überreizte Nerven u. s. w. u. s. w." Aber meine Großmutter „gruselte"

sich so sehr, daß sie darauf bestand, daß der Schwager mit ihr und der Freundin aufsitzen mußte des Nachts.

Richtig, zur selben Zeit wie die zwei vorhergehenden Abende, fing es an zu klopfen hinter dem wieder aufgehängten Bilde, ruhig, gleichmäßig — tack — tack — tack!

Da brach meine Großmutter in Thränen aus und rief: „Ja, ja, Jerome, mein Gatte, ich weiß, was das bedeutet! Ich war in Gefahr — fast erlag ich der Versuchung, dir die Treue zu brechen; du mahnst mich an meine Pflicht!"

Da hörte es auf zu klopfen.

Am andern Tag legte die Witwe wieder ihre Trauerkleider an und setzte die Witwenhaube wieder auf. Die Freundin mußte in ein Gastzimmer ziehen; das Kind und die Wärterin bezogen das frühere Quartier. Dem Verwandten sagte sie, es sei nutzlos, ihr den Hof zu machen, sie werde sich nie wieder verheiraten, nur ihren Kindern und dem Andenken an ihren Gatten werde sie fortan leben.

Sie hat ihr Wort gehalten; es hat auch nie wieder geklopft. Das Bild meines Großvaters hing stets über ihrem Bette, und auf ihrem Sofa lag ein Kissen mit dem roten Plüsch seines Hochzeitsfrackes überzogen; dies wurde auch ihr Sargkissen. —

Der Vorgang fand statt im Jahr 1809 oder 1810 in Lenzburg, Kanton Aargau, in der Schweiz. Meine Großmutter war eine kerngesunde, durchaus nicht nervöse Natur. Ihre Weltanschauung war eine Mischung von protestantischem Kirchentum und Aufklärerei des 18. Jahrhunderts. Die Freundin muß, nach dem, was ich von ihr erzählen hörte, eine zweispältige, unzufriedene, übermäßig eitle Person gewesen sein. Wenn ich mich nicht irre, so endete sie durch Selbstmord; doch bin ich dessen nicht ganz gewiß. Soll der Vorgang im Sinne Eduard von Hartmanns erklärt werden, so wäre ohne Zweifel sie das „Medium", oder richtiger gesagt die direkte Ursache, die Kraftquelle gewesen. Ihr Bewußtsein sagte: „Heirate wieder!" In der Tiefe ihrer Seele sagte ihr besseres Selbst: „sie soll's nicht thun — sie bricht die Treue".

Beersheba Springs, Grundy Cty. Tennessee, im November 1891.

Fragen des Herausgebers.

Aber wie kann denn das „bessere Selbst" einer lebenden und wachenden Person so heftig an eine ihr nicht erreichbare Wand klopfen, daß drei vernünftige, erwachsene und wache Menschen es ganz deutlich hören? Wie sollte solche magisch-fernwirkende Kraft wohl unbewußt und doch individuell intelligent thätig sein können? Erfordert dies nicht eine andere sich ihres zweckmäßigen Klopfens vollbewußte Willenskraft? Und warum sollte dies denn nicht der Wille des Verstorbenen gewesen sein? Sind nicht gerade die zahlreichen Fälle, wie der vorliegende, Beweise dafür, daß die Willenskraft der Individualität thatsächlich auch noch nach dem Tode fortwirkt?!





Befreiung.

Von

Hermann Krecke,

Landrichter.

> Nicht vor Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen; das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus, er freut sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen.
>
> Goethe, Wilh. Meisters Lehrjahre VII, 9.

Alles Dasein beruht auf Lebenstrieb, auf dem Willen zu leben. Die Erkenntnis der Nichtigkeit dieser Daseinslust ist Weisheit und erzeugt das Streben nach Befreiung von der Qual dieses Wollens.[1]) Das Erlöschen dieses Lebenstriebs ist Aufgeben alles persönlichen Selbstes, und dessen idealste Form ist uneigennützige Liebe.

Die Daseinslust der Einzelwesen ist aber an die Welt der Leiblichkeit gebunden, deren Überwindung eben das zu Erstrebende ist; dieses Vollendungsstreben kann daher nicht außerhalb der Leiblichkeit vor sich gehen und kann nicht zum Ziel gelangen, bevor nicht alle Formen des Daseins vom individuellen Luststreben durchgekostet und so in aufsteigender Entwicklung im Lichte des absoluten Seins als wertloser Wahn erkannt und überwunden worden. Ist hiernach auch alles Dasein als Sonderdasein-wollen wertloser Wahn (Unweisheit) gegenüber dem absoluten Sein, der wahren Wirklichkeit, so tritt doch nach dem Gesagten ebenso deutlich die relative Wirklichkeit und mithin auch der relative Wert des Sonderdaseins in allen seinen Entwicklungsstufen hervor, da ja nur durch diese Stufen hindurch

Dieser Aufsatz behandelt die Grundfrage, von deren Lösung die Art unseres äußeren Verhaltens abhängt. Das Wesen und der Urgrund höchster Glückseligkeit ist die Selbstlosigkeit. Ist sie nur möglich, nachdem sich die Selbstsucht ausgelebt hat, so sollte man möglichst eine solche Organisation unsrer Wirtschaftsverhältnisse anstreben, die Allen ein Vorankommen zunächst auch materiell und selbstsüchtig ermöglicht. — Die gegenteilige Lösung jener Grundfrage ist die, daß jeder Mensch auch ohne seine Selbstsucht auszuleben, ohne weiteres zu selbstloser Liebe fähig ist. Im letzteren Falle wäre unsre Aufgabe nur das Moralpredigen. Der Leser möge sich entscheiden! (Der Herausgeber.)

[1]) Sphinx 1888, V S. 52 ff.

das Dasein sich zum absoluten Sein hinaufläutern kann. Deshalb geht ja auch das Programm des Ideal-Naturalismus auf Vollendung in dem Wahren, Guten und Schönen auf Grundlage der Natur.

Wenn es daher auch zweifellos ist, daß das erste, was not thut, die klare Erkenntnis des idealen Zieles und die Erweckung des Vollendungsstrebens ist, so kann das, was der Einzelne und die Welt der Einzelwesen zur wirksamen Förderung dieser Erkenntnis und dieses Strebens brauchen, doch nur nach der jeweilig erreichten Entwicklungsstufe des Daseins beurteilt werden. Natürlich kann die Entwicklungsstufe, die der Einzelne für sich erreicht hat, eine ganz andere, höhere oder tiefere, sein, als die ist, die der breite Strom der Einzelwesen im Durchschnitte noch einnimmt. Für die Entwicklung der großen Menge mag daher eine ganz andere Verfassung menschlicher Verhältnisse wertvoll sein, als für den Einzelnen, der auf Richtwegen der Gesamtentwickelung vorangeschritten ist; und es mag daher auch sein, daß die nachfolgende Betrachtung, die sich mit bloß „menschlicher" Erkenntnis befaßt, einem Einzelnen individuell wertlos dünkt, weil er die darin empfohlene Verfassung menschlicher Verhältnisse für seine eigene Individualität weder wünschenswert noch nötig hält.[1])

Wird aber gefragt, was die Menschheit (oder genauer die abendländischen Völker) auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe brauchen[2]), so ist es nötig, sich mit höchst weltlich-realen Dingen zu befassen. Denn was kann es nützen, auf diese Völker, deren breite Massen mit so zäher Leidenschaft auf die materiellen Güter der Welt erpicht sind, lediglich durch die Lehre uneigennütziger Liebe zu wirken in der Absicht, sie dadurch von dieser Leidenschaft abzubringen. Sind doch gerade die breiten Massen ausgeschlossen von dem Genusse aller der Güter, in deren Besitze sie den Himmel auf Erden zu finden meinen! Da nun der Lusttrieb erst durch die Erfahrung des mit ihm notwendig verknüpften Leides zur Erkenntnis und zur Umkehr seiner Strebensrichtung gelangt, so erscheint es unmöglich, daß der breite Entwicklungsstrom der Menschheit fortschreiten kann, bevor die Leidenschaft, die jetzt die Völker ruhelos verzehrt, bis zur bitteren Hefe durchgekostet ist. — Und ich meine auch, daß jeder, der die Nichtigkeit dieses Jagens nach Besitz und sinnlichem Genuß erkannt hat, ebenso das Analogon, dieses Austoben der Leidenschaft, in seiner eigenen Entwicklung aufzufinden vermag, wie es die Geschichte von einer Anzahl „Heiliger" berichtet. Für den natürlichen Menschen ist alles Handeln ohne Ausnahme Produkt eines durch Motive bestimmten Egoismus, und es bedarf einer neuen Erkenntnisart (der vidyā), um auch das Nicht-Ich in den Bereich des Ich hineinzuziehen und als solches zu behandeln[3]). Im Grunde scheint mir die entgegengesetzte Meinung, daß Selbstverleugnung ohne Erfahrung und darauf beruhende Selbsterkenntnis möglich sei, auf der Verkennung der notwendig egoistischen Natur des natürlichen Menschen zu beruhen.

---

[1]) Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. S. 139.
[2]) Aprilheft 1892 der Sphinx, XIII S. 102 ff.
[3]) Paul Deußen: das System des Vedanta, S. 436.

In unserm Falle wird die Erkenntnis, daß ohne Auskosten des auf sinnlichen Genuß gerichteten Luststrebens die Überwindung dieses Strebens nicht möglich ist, durch die thatsächliche Gestaltung unsrer bestehenden Wirtschaftsverhältnisse erschwert. Der furchtbare und grauenerregende Kampf, durch den im Ringen nach den materiellen Gütern heute nicht bloß die Völker untereinander, sondern auch Genossen desselben Stammes sich zerfleischen, scheint vielen der Edelsten beim Walten der Selbstsucht unvermeidbar, und das Austoben der Leidenschaft, das Ausleben der Selbstsucht in der Menschheit ganz unmöglich, hoffnungslos. Wäre dieses in der That der Fall, dann allerdings müßte man denen zustimmen, die durch Bußpredigten zu retten suchen, was zu retten ist.[1])

So verzweifelt liegt aber die Sache keineswegs. Ein mäßiges, berechtigtes Streben nach materiellem Genuß ist heute möglich ohne diesen entsetzlichen Kampf der Menschen untereinander. Der Erfindungsgeist der Menschen hat die Kräfte der Natur so zu bewältigen und in seinen Dienst zu spannen verstanden, daß bei andrer Wirtschaftsordnung jedermann bei mäßiger Arbeit sich die meisten leiblichen und geistigen Genüsse verschaffen könnte, die jetzt nur wenigen Bevorzugten zu teil werden.[2]) Ist dies aber richtig, so kann das jetzt herrschende Genußstreben sich verwirklichen ohne den Kampf der Menschen untereinander, dann bedarf es nur der Behauptung der Herrschaft über die Naturkräfte.

Daß dieses Genußstreben lediglich eine zu überwindende Entwicklungsstufe ist und daher früher oder später von einer höheren geistigeren abgelöst werden wird, ist nach den vorangeschickten Grundgedanken ohne weiteres einleuchtend; es liegt deshalb für den Ideal-Naturalismus nicht nur kein Grund vor, diese Entwicklungsstufe hintanzuhalten, sondern es muß Aufgabe jedes uneigennützigen Liebesstrebens sein, diese Entwicklung nach Möglichkeit zu beschleunigen, das heißt also, eine Wirtschaftsordnung herbeiführen zu helfen, in der das eigennützige Wohlfahrtsstreben sich ohne die jetzt herrschende Verletzung des gleich gerichteten Strebens der übrigen Einzelwesen bethätigen läßt.

Zu demselben Ergebnis dieser allgemeinen Erwägungen führt auch folgende besondere — die Betrachtung der Entwicklung des Einzelnen als fortschreitende Befreiung vom Sonderdasein.

Wollen ist innere Kraftsteigerung. Diese innere Befreiung stellt sich aber auch äußerlich als Freisein von den Banden der Leiblichkeit dar.

[1]) Etwa im Sinne der Bergpredigt (Matth. 6, 33): „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes so wird auch alles andere zufallen." In dieser Weisung aber kann man das „Reich Gottes" dann auf dreierlei Weise auffassen, entweder mystisch als das Ziel unseres Vollendungsstrebens in der nächst höheren (göttlichen) Daseinsstufe, oder kirchlich wie die Trappisten und die barmherzigen Schwestern, oder sinnlich wie Leo Tolstoy, der das glückselige Leben auch in der Welt als Reich Gottes auf Erden schon heute erstrebt. Bei allen drei Auffassungsarten kann man vielseitig im Erdenleben segenbringend thätig sein und seine Daseinslust und seinen Schaffensdrang in möglichst selbstloser Weise ausleben. (Der Herausgeber.)

[2]) So berechnet Hertzka (Gesetze der sozialen Entwicklung, S. 56—60), daß der derzeitige Konsum Österreichs mit 20% der Leistungsfähigkeit arbeitstüchtiger Männer oder durch eine Arbeitsleistung von 60 Tagen im Jahre vollauf gedeckt wird.

Den Stufen innerer Kraftsteigerung entsprechen daher bestimmte Stufen äußerer Freiheit, eines äußeren Spielraumes, innerhalb dessen Stoff, Gestalt, Leben, Organe, Wille und Geist als die verschiedenen Daseinsstufen individueller Kraftsteigerung sich frei entfalten.[1]) Und wie dies sich so verhält im großen Ganzen der Weltentwicklung, so ist es nicht anders im engeren Kreise der Menschheitsentwicklung. Hier stellt das Recht den äußeren Rahmen dar, innerhalb dessen sich der Fortschritt bewegt; und dieser Fortschritt besteht darin, daß sittliche Postulate (innere Kraftsteigerung) mächtig werden und gebieterisch vom Rechte Anerkennung und Spielraum zu freier Bethätigung verlangen. Dieser Kampf um die Freiheit, der zugleich ein Kampf um die Gerechtigkeit ist, zieht sich durch die gesamte Rechtsentwicklung hindurch, und die Epochen der Rechtsgeschichte werden bezeichnet durch die Verwirklichung des gesteigerten Freiheitsbegriffes.

An der Wende einer solchen Epoche stehen heute die abendländischen Völker.

Jahrtausende lang reichten die Gaben der Natur bloß aus zur Befriedigung der nötigsten Lebensbedürfnisse; darüber hinaus gelang es nur der angestrengten Arbeit vieler, für eine kleine Minderheit mehr als die Notdurft zu beschaffen. Diese Arbeit ist nicht ohne Frucht geblieben; denn sie erst hat es einem kleinen Teil dieser bevorzugten Minderheit ermöglicht, frei von gemeiner Werktagsarbeit in Sitte, Wissenschaft und Kunst höhere Formen des Daseins zu entwickeln. Es wäre daher auch nichts thörichter, als diese Teilung leiblicher und geistiger Arbeit als unsittlich oder ungerecht hinzustellen.

Ebenso falsch aber würde es andrerseits sein, dieses Verhältnis auch dann noch als gut und gerecht zu loben, wenn die Herrschaft über die Naturkräfte so gewaltig gestiegen ist, daß jedem ein behagliches Leben und hinreichende Muße zur Vervollkommnung im Wahren, Guten und Schönen gesichert werden kann; unter dieser Voraussetzung würde die Ausbeutung der Mehrheit durch eine kleine Minderheit der Gerechtigkeit Hohn sprechender Zwang sein, von dem die Menschheit zu befreien sittliches Gebot ist.

Nun sind aber, namentlich seit Rodbertus, alle tiefer blickenden Schriftsteller, die sich mit der sogenannten sozialen Frage beschäftigt haben, übereinstimmend zu der Ansicht gelangt, daß in der That die Fortschritte der Technik ein hohes Maß materiellen Genusses bei wenig Plage verbürgen würden, wenn diese technischen Fortschritte zur vollen Ausnutzung gelangten. Indessen zeigen unsre heutigen Zustände auf der einen Seite zwar bei einer kleinen Minderheit Überfülle von materiellen Gütern, auf der andern Seite aber bei breiten Schichten Mangel am Notwendigsten und beim Mittelstande stets unsicherer werdendes knappes Auskommen.[2])

---

[1]) Das Dasein als Lust, Leid und Liebe: Figur 2 und Tabelle III ff.

[2]) Warum dieses der Fall ist, und warum heute die technischen Fortschritte thatsächlich nicht voll ausgenutzt werden, könnte nur eine eingehendere Darstellung völlig verständlich machen. Außer auf das oben bereits citierte Buch von Dr. Hertzka ist hierzu namentlich auf dessen Werk „Freiland" (4. Auflage. Leipzig, E. Pierson) hinzuweisen.



Daß ein solcher Zustand auf die Dauer nicht bestehen kann, das dürfte heute wohl kein Einsichtiger bestreiten. Meinungsverschiedenheit beginnt erst, wenn gefragt wird, ob die Heilung, die ja schließlich die Logik der Thatsachen wohl aus sich selbst heraus herbeiführen würde, mit verschränkten Armen abgewartet werden soll, oder ob und in welcher Weise mit überlegtem Verstande in den Gang der Entwicklung einzugreifen ist. Da heute Millionen Arbeiter im Geiste vereinigt sind, um planvoll die Lage zu ihren Gunsten zu wenden, so kann es keinem, der um menschliche Dinge sich überhaupt noch kümmert, erspart bleiben, zu der Frage nach der Änderung der Wirtschaftsordnung Stellung zu nehmen. Über die Art dieser Stellung mögen hier folgende Andeutungen genügen.

Liegt der Grundfehler der bestehenden Wirtschaftsordnung darin, daß es einer kleinen Minderheit ermöglicht ist, kraft ihrer Herrschaftsmacht arbeitsloses Einkommen zu beziehen und zu dem Zwecke einen Teil des Arbeitsertrages den Arbeitern zu entziehen und für sich zu behalten, so handelt es sich um Befreiung der Arbeiter von dieser Macht, um Herstellung eines Zustandes, der jedem gestattet, gleichberechtigt unter den andern den vollen Ertrag seiner Arbeit zu genießen. Da jeder die Früchte seiner eigenen Arbeit genießen soll, so ist hiermit von vornherein jeder Kommunismus abgethan; denn dieser will die Früchte der Gesamtarbeit, der eigenen und fremden Arbeit, unter alle gleich verteilen, ein Beginnen, das, solange materielle Güter noch eigennützig erstrebt werden, ohne den ungeheuerlichsten Zwang sich nicht verwirklichen läßt. Es handelt sich also nicht um Durchführung des Grundsatzes: Jedem das Gleiche! sondern um endliche Verwirklichung des alten Wahrspruchs der Gerechtigkeit: Jedem das Seine!

Wie nun der Mensch nicht leben kann ohne Luft, kann er nicht arbeiten ohne Grund und Boden. Soll daher vollkommene Freiheit von jedem Zwange bestehen, so muß vor allem jedem Einzelnen die Benutzung des Grundes und Bodens unter denselben Voraussetzungen gestattet sein wie jedem andern. Nur die Benutzung des Bodens braucht in dieser Weise gerecht geregelt zu sein, im privaten Eigentume braucht der Boden überhaupt nicht zu stehen, ebensowenig wie eine Eigentumsordnung hinsichtlich des Luftraumes nötig ist, vielmehr nur Vorkehrungen gegen allfällige gemeinschädliche Benutzung getroffen zu werden brauchen. Eine vollständige Enteignung des im Privateigentum stehenden Bodens muß daher den Beginn der neuen Rechtsentwicklung einleiten. Da auch die gegenwärtigen Rechtsordnungen bereits die Enteignung im öffentlichen Interesse kennen und vielfach ausüben, so ist hiergegen auch aus dem Gesichtspunkte der Rechtskontinuität kein triftiges Bedenken herzuleiten, zumal zur Erleichterung des Überganges eine reichliche Entschädigung der gegenwärtigen Privateigentümer stattfinden kann.

Die Arbeit bedarf aber, wenigstens wenn sie einigermaßen entwickelt ist, zur erfolgreichen Ausübung nicht bloß des Grundes und Bodens, sondern auch aller der Arbeitsbehelfe, die menschlicher Scharfsinn erdacht hat, mit einem Worte: des Kapitals. Um Kapital jedem Einzelnen

nach gerechtem Ausmaße zuzuteilen, ist eine Behördenorganisation nötig, durch die wie im heutigen Staate, in dem eine solche Organisation schon gegeben ist, auch manche anderen gemeinsamen Aufgaben, insbesondere der Rechtsschutz, gelöst werden mögen.

Zum dritten aber bedarf es zur Vollbringung produktiver Arbeit, die bei fortschreitender Teilung auch fortschreitende Verbindung erfordert, freiester genossenschaftlicher Arbeitsvereinigungen, die alle zur Produktion bestimmter Gebrauchsgüter nötigen Arbeitskräfte, von der geistigen bis zur rein mechanischen, in sich umfassen und den gemeinsamen Arbeitsgewinn (nicht gleich, sondern) gerecht unter die einzelnen Genossen verteilen.

Wird auf diese Weise[1]) der Arbeiter gleichsam sein eigner Grundrentner, sein eigner Kapitalist und sein eigner Unternehmer, so ist seine wirtschaftliche Freiheit verwirklicht, und diese ist zugleich diejenige Stufe wirtschaftlicher Gerechtigkeit, welche zunächst erreichbar scheint. Auch läßt sich wohl mit Fug erwarten, daß alsdann der sittliche Zustand der Gesamtheit sich um so mehr heben muß, je mehr Kräfte, nicht mehr gedrückt von der gemeinen Not des Lebens, für höhere geistigere Aufgaben frei werden; sind doch z. B. die Vergehen gegen das Vermögen, die etwa die Hälfte aller Delikte ausmachen, mittelbar oder unmittelbar auf die ungerechte Güterverteilung zurückzuführen.

Es ist nun möglich und sogar wahrscheinlich, daß alsdann der vom Zwang befreite Eigennutz in rastloser Vermehrung materieller Güter seine Befriedigung zu erlangen suchen wird; und es mag wohl die Meinung weite Verbreitung finden, daß so die Menschheit endlich dem glücklichen Zeitalter mühelosen Genusses entgegeneile. Nichts aber wäre der hier an die Spitze gestellten Betrachtung widersprechender als diese Meinung, daß überhaupt müheloses Genießen Glückseligkeit gewähren könne. Daß indessen trotzdem die Förderung dieses materiellen Kulturfortschrittes dem Endziele des Ideal-Naturalismus nicht widerspricht, hat seinen Grund in der Überzeugung, daß nur innerhalb der Leiblichkeit Entwicklung möglich ist und Befreiung im höchsten Sinne nur nach durchkosteter und dadurch als nichtig erkannter Daseinslust erstrebt wird. Die Hoffnung auf das glückselige Zeitalter der Zukunft wird sich als trügerisch erweisen und dann erst, dann aber auch gewiß, wird die Gesamtmenschheit sich vom trügerischen Scheine abwenden und entschlossen ihrer Befreiung im Ewigen zustreben.

---

[1]) Wie das im Einzelnen auszuführen sein möchte, darüber hat Hertzka in seinem „Freiland" eingehende Vorschläge aufgestellt, die, mögen die Schwierigkeiten noch so groß sein, wenigstens die Möglichkeit einer Neuordnung der Wirtschaft darthun.





Die Münchener Kunstausstellung.

Undogmatische Ansichten.

Von

Wilhelm von Saintgeorge.

> Als ernsteste Pflicht erscheint die zähe, energische Bekämpfung jener ästhetischen und sittlichen Verirrung, welche als sogenannter (Real-)„Naturalismus" den Schwerpunkt litterarischer oder künstlerischer Produktion in der Darstellung des Niedrigen und Gemeinen, des Schmutzigen und Häßlichen verlegt. Es ist alle Kraft dafür einzusetzen, unserm Volke den Schatz seiner alten, ewig wahren Ideale des Guten und Schönen rein und unbefleckt zu erhalten.
>
> (Beschluß des schweizer Journalistentages in Basel, Juni 1892.)

Welches Urteil ist für Kunstwerke maßgebend? — Natürlich — so sagt man heute — das der Künstler! Wir aber sind der ganz entgegengesetzten Ansicht: Nicht die Künstler können den wirklichen Wert ihrer eigenen Kunstwerke und den ihrer Genossen beurteilen, sondern nur gebildete Laien.

Warum denn nicht die Künstler? Erstens, weil sie gar zu sehr in der Beurteilung der Form befangen bleiben, deren Beherrschung ja gerade die Schwierigkeit ist, die sie hauptsächlich zu überwinden haben. Zweitens, weil sie gar zu leicht auch ihre Fachgenossen nach ihren eigenen subjektiven Erfahrungen und Errungenschaften beurteilen, also parteiisch sind, wenn nicht gar einer ausgeprägten Clique oder Koterie angehören. Und drittens ist auch in der Hauptsache ein Künstler nicht wohl maßgebend zur Beurteilung dessen, ob in einem eignen oder fremden Werke der geistige Sinn, der Gedanke desselben wirklich klar zur Darstellung gekommen ist. Ein Künstler wird auch in dem Werke eines seiner Fachgenossen leichter als der Laie die Idee, welche dasselbe darstellen soll, erkennen, und er wird dieselbe dann, mit seiner eigenen Phantasie ausmalend, in das Bild hineintragen, was selbstverständlich noch mehr bei seinen eigenen Werken der Fall ist. Entscheidend also für die Lösung der künstlerischen Aufgabe ist nur der Eindruck, den das Kunstwerk auf die große Zahl der gebildeten Laien macht.

Wer gilt denn aber dabei als ein „gebildeter Laie“? — Nun, jeder Mensch, der gewöhnliche Schulkenntnisse („allgemeine Bildung“) besitzt, sowie die Fähigkeit, Ideen zu fassen, der Sinn für das Schöne, Wahre und Gute hat und ein unbefangenes Gefühl dafür, ob Formen richtig gezeichnet und Farben so wiedergegeben sind, wie er sie in der Natur gesehen hat.

Welche Anforderungen sind denn nun an ein Kunstwerk zu stellen? — Kunst nennen wir nur das, was des Menschen Sinn erhebt und sein Herz erfreut; sie soll den Beschauer in gewissem Sinne — wenn auch noch so wenig — weiser und besser machen. Alle diejenigen Bilder, welche diese Aufgabe nicht erfüllen, sind im günstigsten Fall Studien, aber keine Kunstwerke. Und was ist denn erforderlich, um des Menschen Herz und Sinn zu erheben? — In erster Linie muß das Kunstwerk eine Idee darstellen; es muß einen geistigen Inhalt haben, und sei es auch nur der Ausdruck einer für einen Beschauer wertvollen Stimmung. Weiter aber muß diese Idee schön sein, und um schön zu sein, muß sie auch wahr und gut sein.

Soll denn nie das Häßliche dargestellt werden? — Freilich kann auch dieses erhebend wirken, nämlich im Kontrast als Gegenstück zum Schönen. Aber wenn z. B. ein Schlachtfeld oder sonstiges Menschenelend dargestellt wird, soll im Bilde irgendwie die Lösung des Problems angedeutet sein, die Befriedigung und Glückseligkeit, wonach das Menschenleben strebt und die der Zweck aller Kultur sind. Schlachtenbilder oder Tierstudien mögen oft als geschichtliche oder Naturstudien recht hübsch und wertvoll sein; stellen sie aber keine höhere Idee dar, so sind es mindestens keine Kunstwerke.

Vor kurzem schrieb uns einer der hervorragenden Führer der „modernen“ Kunstrichtung:

„Was mich poetisch bewegt, suche ich in Versen auszusprechen; wenn ich male, will ich nichts sein, als sinnlich. In der Materie ist für mich nur die Erscheinung Gott, nur der Pinsel ist sein Prophet, nur das Auge ist das Organ, welches ihn zu fassen vermag. Gemüt, Herz, Seele, Geist — haben für mich mit der Materie nichts zu thun, und ein gut gemaltes Pferd gilt mir mehr, als die tieffinnigsten Gedichte des Zeichenstiftes.“

Wir sind der diametral entgegengesetzten Ansicht. Ob die Kunst Malerei oder Dichtung ist, ohne „Seele, Herz und Geist“ ist sie keine Kunst, sondern höchstens ist ein solches Pferd eine technisch vollendete Studie zum Zwecke anderweitiger künstlerischer Darstellung. Aber die Kunst hat an sich nichts mit der Technik zu thun. Eine sehr unvollkommene, aber innig empfundene Herrgottschnitzerei oder selbst ein solches Bildstöckl kann trotzdem ein Kunstwerk sein, aber ein technisch vollendet gemalter Misthaufen ist keines. Der Geist oder die Seele in einer Darstellung machen sie zum Kunstwerk. Die Technik der Darstellung bestimmt allerdings mit den Wert desselben, ohne Geist und Seele aber ist selbst die technisch vollendetste Nachbildung der Natur kein Kunstwerk.

Von diesem unserm Standpunkt aus beurteilt, sind etwa 95 Prozent

von all der bemalten Leinewand in unseren heutigen Ausstellungen günstigsten Falls gute Naturstudien, aber kommen für uns gar nicht in Betracht, weil ihnen keine schöne und erhebende Idee zu Grunde liegt. Dennoch ist der Rest von fünf Prozent bei der großen Zahl der ausgestellten Bilder immer noch mehr, als wir so eingehend bewältigen können, wie wir es selbst möchten. Indem wir nun einige derjenigen Bilder herausheben, die irgend einen geistigen Vorgang zum Ausdrucke bringen wollen, folgen wir dem Gange durch die Säle in der ungefähren Reihenfolge ihrer amtlichen Numerierung:

Leider ist von demjenigen Meister deutscher Kunst, der wie kein anderer versteht, das Geistige in schöner menschlicher Gestalt und mit vollendeter Technik darzustellen, von Gabriel Max, auf heutigen Markt-Ausstellungen nie mehr ein Bild zu finden. Indessen tritt uns gleich am Eingang in den ersten Bildersaal (2) links bei der Thür ein Bild von seiner Schwägerin, Frau Max-Ehrler, entgegen. Es besticht durch die von ihm beeinflußte Technik, aber der Gegenstand, ein Weib, das mit dem Entschlusse ringt, sich zu erschießen, ist uns zu schauerlich sensationell. Im selben Saale finden sich jedoch zwei Bilder, die in ihrer klaren, schönen und doch vielgestaltigen Darstellung als echte Kunstwerke wohlthuend wirken, Albert Baur's „Die Tochter eines Märtyrers" wird von Kriegern gefangen genommen, und Geets' „Anna Ayscough predigt Luthers Lehre". Nur für Holländer glaubhaft ist dagegen Edmond van Hove's sehr blank gewaschene „Madonna"; und unverständlich ist uns Jef Leempoels' „Vision". Alle die abschreckenden Zuchthäusler-Köpfe sind freilich sehr naturwahr gemalt, aber ebenso häßlich wie das Kind in der Mitte.

Wohlthuend wirkt Schmids „Lasset die Kindlein zu mir kommen", über der Thür zum Saal 6a; in diesem aber widert uns Alexander Zick mit einer farbenphantastischen Schreckensscene an: „Kain, von Erinnyen verfolgt".

In den nächsten Sälen ist von Bache „Maria von Johannes und Magdalena getröstet", gut beabsichtigt, wenn auch nicht bedeutend, aber die „Verkündigung Mariä" von demselben ist ohne tieferen Gehalt.

Albin Egger-Lienz hat nach Uhdes Muster ganz naturalistisch eine „Heilige Familie" in einer holländischen Stube gemalt, die „Heilige Familie" stellt es selbstverständlich nicht dar. Georg Buchner führt uns das „Gelöbnis" eines wohl zum Kriege einberufenen bayrischen Soldaten mit seiner Familie in einer Kapelle vor; er hat den Vorgang wohl empfunden, aber wem gehören die Krücken, die da im Vordergrunde liegen? Kunstwerke sollten doch von selbst für den Beschauer verständlich sein! Ebenso naturwahr empfunden hat wohl Joh. Leonhard seine von einer Krankheit „Auferstandene" im Münchener Krankenhause; aber wie bei den meisten Bildern der Ausstellung sehen wir auch hier nicht ein, warum dies Bild gemalt werden mußte.

Heinrich Wilkes „Jesus in Gethsemane" packt durch seine Größe, aber befriedigt nicht so recht, weil theatralisch. Ganz merkwürdig dagegen fesselt Ludwig von Zumbuschs „Madonna", obwohl sie in jeder Hinsicht unnatürlich gemalt, dabei drastisch und phantastisch in der Farbenwirkung ist, während z. B. Wilkes Bild doch einfach und schön die knieende Gestalt im Glanz der klaren Mondnacht darstellt. Sollte Zumbusch vielleicht selbst mehr an sein Bild glauben, als Wilke? — Dadurch wirkt auch offenbar Heupels Altarbild, „Mater salvatoris, auxilium Christianorum", das sogar in zwei Exemplaren ausgestellt ist; es ist ganz traditionell gemalt, aber von schöner dekorativer Wirkung.

In demselben Saale ist auch dasjenige Bild, was uns von allen Bildern relativ am besten gefallen hat, Wilhelm Räubers „Die Bekehrung des Hubertus". Dieser ist an einem wunderbar schön gemalten Waldesrande in die Knie gesunken vor der

wahrhaft göttlichen Erscheinung eines großen weißen Hirsches unter den letzten Bäumen vor der Lichtung; über dem Kopfe des Hirsches erstrahlt ihm das magisch leuchtende Kreuz. Sehr fällt gegen dieses meisterhafte Gemälde die Darstellung desselben Gegenstandes vom Grafen von Rex weg; diese ist zwar gut in der landschaftlichen Stimmung, aber der geistige Vorgang kommt fast gar nicht zur Geltung. Doch die Absicht auch dieses Bildes ist uns sehr willkommen, wie alles, was dazu dienen kann, die sogenannten „Kulturmenschen" endlich die Unmenschlichkeit des „Jagdvergnügens" erkennen zu lassen.

Baron von Engelhardt hat sein „Trost im Herzeleid" geliefert; es ist wahr empfunden und klar dargestellt. Eine Nonne tröstet ihre Schwester in ihrem weltlichen Leide. Dies Bild ist ein Gegenstück zu jenem andern, wo die Schwester von Glück strahlend zu der Nonne kommt, und diese die Entsagung von der Weltlust fühlt.

Simon Glücklich hat in seinem „Märchen" ein paar glückliche, niedliche Kinder gemalt, wohlthuend durch die Naturwahrheit, lebhaft und ideal aufgefaßt; fast hört man das ältere Kind sein Märchen erzählen.

Karl Freibachs „Cäcilie" ist, obwohl der linke Arm verzeichnet, doch recht gut, jedenfalls mehr vergeistigt aufgefaßt, als Gustav Nanjoks „Heilige Cäcilie".

Herm. Neuhaus hat uns einen heutigen barmherzigen Samariter malen wollen; ein Bauer findet einen Sterbenden im Schnee. Aber man merkt zu sehr die Effekthascherei des modernen Technikers; die Eitelkeit des Künstlers sticht zu grell hervor, als daß man an sein Bild glauben könnte. Dann hat doch der Franzose Aimé Morot diesen Gegenstand besser zum Ausdrucke gebracht und ihn dabei auch technisch gut gemalt.

An ganz demselben Übelstande der technischen Kunststückmacherei leidet auch Walter Firles „In der Genesung"; die beiden Figuren als Kniestück mit etwas Hintergrund herausgeschnitten würden vortrefflich wirken, alle und jede Wirkung geht aber verloren dadurch, daß der Künstler dem Pleinair zuliebe eigentlich nur einen Krautgarten auf riesiger Leinewand gemalt hat, und in ihm die Menschen nur als Staffage auftreten läßt.

Wunderliche Kunststücke haben einige andere Effekthascher gemacht; so hat Gabriel Schachinger um den Kopf seiner „Madonna" einen Heiligenschein gemalt wie eine fast totale Sonnenfinsternis, und Julius Exter hat die, sehr pessimistisch zusammengekauert, ihr „verlorenes Paradies" betrauernden Adam und Eva so schlecht angemalt, daß man glücklicherweise von seiner Zeichnung kaum noch etwas erkennen kann; ein Muster von sinnloser Abgeschmacktheit ist desselben sogenannte „Welle".

Der Gegenstand des Verlassenseins ist dreifach sehr gut dargestellt, ausführlich nach der alten Schule von Vautier. Die jüngeren „Naturalisten" Rob. Haug und Max Hagen wirken durch Technik und Gegenstand unmittelbarer, stimmungsvoller. — Hierzu sollte auch das sympathische kleine Bild der Gräfin von Kalkreuth, „Unbefriedigt", erwähnt werden; eine Frauengestalt ist in Verzweiflung zusammengebrochen, weil ihr ihre Kunsttüchtigkeit im Violinspiel nicht genügt. Je höher strebend der Künstler, desto mehr kennt er dieses Gefühl.

Lebensscenen („Genrebilder") sind in großer Zahl gut dargestellt, packend und wahr, so Dieffenbachers „Schwerer Schicksalsschlag", Bockelmanns „Dorfbrand", Gysis' „Karneval in Griechenland", Brütt: „Stunde der Entscheidung", Beginn einer Gerichtsverhandlung, Smith: „Nach der ersten Kommunion", Alphons Spring: „Tischgebet" in einem Kloster (ernst gemeint), Johanna Kirsch: „Festtag der Madonna" (niedlich und innig), William Pape: „Seid getreu bis in den Tod", Theodor Hummel: „Am Totenbett der Mutter"; auch historische Bilder, wie Wilh. Volz: „Kinderpredigt in der Kirche Aracoeli" in Rom; dann weiter Rauechers

„Frühlingsdrama“, auf dem eine entflohene und verunglückte Nonne von ihrer Oberin verflucht wird, und endlich besonders Hermann Kaulbachs „Ende vom Liede“, das sehr schön in der Stimmung gefühlt ist wenn auch wohl nicht für jeden Beschauer sogleich im Sinne klar.

Viel weniger gefällt uns schon Fr. Aug. von Kaulbachs „Beweinung Jesu“; es ist allerdings auch gut gemalt und durchaus würdevoll, aber es ergreift nicht recht, kommt uns nicht innig genug vor; und woher rührt die merkwürdige Lichtwirkung? Ist das ein Theaterblender? — Freilich sticht ein solches Bild immer noch vorteilhaft ab gegen die unnatürliche, hölzerne und barocke Darstellungsweise, wie die in Franz Stucks „Pietá“ oder gar desselben „Kreuzigungs“-Scene; diese abschreckenden Farbenphantasien wirken, öffentlich ausgestellt, gotteslästerlich und demoralisieren eher die in sinnlicher Sinnlosigkeit schwankenden „Kulturmenschen“, als daß sie sie erheben. — Wenigstens warm empfunden scheint dagegen Eduard von Gebhardts „Jesus in Bethanien“; aber sollte der Künstler wirklich meinen, daß er einen Beschauer findet, der ihm glaubt, ein deutscher Ort könne zum Bethanien werden und hier Jesus demnächst einmal wieder erscheinen? Am meisten stört den natürlich Empfindenden dabei die offenbare Nachahmung altdeutscher Manier; aber die geistige Erfassung des Gegenstandes ist sehr schwach, der Christus ist als ganz gewöhnlicher Mensch und noch dazu nervös dargestellt, ohne alle Hoheit und Göttlichkeit. — Trotz aller Naturalistik dogmatisch ist auch Fritz von Uhdes „Verkündigung bei den Hirten“; die Menschen und die Schafe sind ganz gut gemalt, aber seine Phantasie zu etwas Übersinnlichem zu erheben, ist dem Maler offenbar nicht geglückt, ein solcher Engel ließe sich sogar auf dem Theater vielleicht noch glaubhafter darstellen, als durch dieses Fräulein im Négligé. Zu gunsten dieser Verkündigung Uhdes läßt sich allerdings sagen, daß sie immer noch sehr viel besser ist als die komisch wirkende Karikatur dieses Gegenstandes von Béla Grünwald im Ungarischen Saale.

Ganz gut gemeint hat wohl Ernst Zimmermann das „Christus erscheint dem Thomas“, nur sieht das Gesicht der Erscheinung mehr verwest als verklärt aus. — In Paul Kießlings „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ ist der Jakob sehr gut, aber an den konventionellen Engel mit Flügeln, fleischigen Schenkeln und roter Anstandsdrapierung glauben heute doch wohl nur noch wenige; wir auch nicht. — Anton Laupheimers „St. Lukas“ ist ebenso gut gedacht, wie gemalt; etwas zweifelhaft scheint uns nur die Vision der Madonna bei hellem Tageslichte, bei dem der Lukas gleichzeitig malt. — Auch Richard Linderums „Inspiration“, wobei ein Mönch unter dem mesmerischen Einflusse eines älteren, heiligen Mönches ein Bild malt, verwendet in seiner, übrigens technisch sehr guten Darstellung des Sinnlichen seine theoretischen Kenntnisse des Übersinnlichen (hier Odstudien) in stark übertriebener Weise; aber die Absicht ist offenbar eine sehr gute. — Dasselbe ist bei Albert Kellers „Heiliger Julia“ der Fall; diese ist hübsch und lieblich, aber der feuerrote breite Odschein (ganz richtig bis in die entgegengesetzten Regenbogenfarben hinüberspielend) ist doch viel zu stark in der Farbe und kann unmöglich einen solchen hellen Schein auf die fleischliche (nicht astrale) Schulter der Julia werfen.

Im übrigen wäre wohl nur noch zu erwähnen, daß Alfred Seiferts „Frühlingsahnen“ sehr fein und hübsch gedacht ist; aber der Genius, der da fliegend durch die Luft strampelt, ist doch etwas zu massiv menschlich, frisch durchblutet und zu wenig elfenhaft.

Ernst Hausmanns „Kein Häsung“ wirkt nur als Bleistiftskizze, nicht als Bild gut; um naturwahr zu sein, hätte er auch ein niederdeutsches Modell aus dem Volke haben müssen.

In der ausländischen Seite der Ausstellung sind ein paar recht wirksame Bilder von den Spaniern geliefert, so José Villegas „Arm und reich“ (beide werden

begraben), und José Garnelo: „Von Monte Carlo zurück". Ricardo de Villodas „Franz von Assisi" ist wohl zu steif: vielleicht wahr, aber nicht schön; dagegen ist Benlliure y Gils „Der heilige Franciscus (von Assisi) führt die Seelen seiner Brüder und Schwestern ins Paradies", zwar phantastisch und begeistert gedacht, aber doch übersinnlich zu wenig naturalistisch; oder sollten solche Visionen in Spanien ganz anders wahrgenommen werden als in Deutschland?

Cattaneos „Magdalena am Leichnam Jesu" sticht mindestens vorteilhaft gegen Stucks „Pietà" ab; und Alexander Struys' „Gottvertrauen" ist wohl vom Künstler besser empfunden, als zum Ausdrucke gebracht, wird auch durch die unschöne, schreiende Farbenzusammenstellung sehr gestört. Des Schweden Pauli „Legende" ist wohl ganz hübsch gedacht, aber ungeschickt in der Komposition, wie in der Ausführung. Bei den Dänen wirkt Axel Helsteds „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben" wohlthuend im Gegensatz zu der geistlosen Modellmalerei Julius Paulsens (Adam und Eva) und den unsinnigen Karikaturen von Adam und Eva, die Christian Zahrtmann geliefert hat.

Der hauptsächlichste Anziehungspunkt auf der ausländischen Seite der Ausstellung bildet das Kolossalbild des Franzosen Georges Rochegrosse: „Das Ende Babylons". Es ist großartig und imposant in der Scenerie und Architektur, als Kunstwerk aber sollte es den Sieg des Besseren und Edlen über die niedere und gemeine Lust wohl stärker wie ein Weltgericht empfinden lassen; es ist zu sehr auf den Sinnenreiz der Beschauer berechnet, um auf diese ethisch angreifend zu wirken. Werden viele an die Wahrheit dieser Warnung für sich selbst glauben? — Kaum!

Nebenbei mag hier erwähnt werden, daß unter der großen Zahl von Landschaftsbildern in der Ausstellung einige sehr hübsche Studien und auch einige wirkliche Kunstwerke sind. — Unter den Bildhauer-Werken machen sich räumlich am meisten die von Marc Antokolsky geltend, weniger durch ihren geistigen Wert. Sein Christus vor Pilatus entbehrt der göttlichen Hoheit des Welt-Überwinders. Sein Lucifer ist gut und offenbar dem Künstler selbst verständlicher. Der Kopf des Mädchens „Nicht von dieser Welt" ist eine Karikatur, und der Christus, der die Arme ausbreitend sagt: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!" sieht selbst so kümmerlich und mühselig aus, daß wohl nicht viele werden bei ihm Trost suchen mögen. — Am besten unter den Werken der Plastik gefällt uns Gustav Eberleins „Geheimnis"; Amor flüstert der Venus einen Fall ins Ohr, für den er einen Pfeil brauche — liebenswürdig graziös dargestellt.

Unsterblichkeit.

Von

Frank Forster.

Das dunkle Grab, es ist mir nur die Wiege,
Ein frisches Leben birgt die Raupe mir,
Es schwingt der Geist sich auf zu höherm Siege,
Was hier entsteht, es war ja nicht von hier! —



Nebel.

Eine Skizze.

Von

M. von Saint-Roche.

Tiefer, immer tiefer senkt sich die weißgraue Decke über die schöne Landschaft. Erst verschwinden die Berge, dann legt sich der bedrückende Schleier über die niedriger stehenden Waldungen; es wogt und wallt hin über den Bach und zuletzt bleibt nichts mehr, als die blendenden Schneefelder unten, und darüber die düstere Nebelwand, als wollte sie die Erde von allem Himmelslicht, aller Wärme und aller Schönheit abschneiden. Tagelang bleibt dies trübe Bild mit seiner einsamen Lautlosigkeit dasselbe. Sogar das Rauschen des Wassers ist wie erstorben, das Zwitschern der paar scheuen Meisen am Zaun hat auch aufgehört, auf allem lastet ein schwerer Druck. —

Da, endlich, huscht ein Lichtschein über das Firmament und noch einmal einer; dann hellt es sich plötzlich auf, und zwischen den Wolkenmassen bricht ein Strahl hervor; er kämpft sich durch die Nebel und küßt die Erde. Und auf der offenen Bahn schlüpfen ihm immer mehr nach und dringen sieghaft in die grauen Massen. Immer heller wird's oben, und dann lacht die Sonne in alter, voller Pracht herunter. — Wie lange war's, daß sie nicht mehr schien? O so lange! Es war, als ob sie gar nimmer leuchten wolle, so dicht versperrte ihr der böse Nebel den Weg.

Die Erde scheint plötzlich ganz anders, so schön, seit der Sonne Licht sich wieder mild und warm darüberlegt. Und so dicht, so schwer, so boshaft waren diese Nebel, als wollten sie nimmer weichen, — aber das Licht siegt immer! —

In der Wohnstube ist's wie alle Tage. Die Mutter räumt das Kaffeezeug ab, die Kinder beginnen zu spielen, zu lachen und zu necken, und der Vater schaut zum Fenster hinaus. Sonst zwar saß man oft nach dem Frühstück noch ein kleines Weilchen beisammen, aber heute eilt es dem Vater sehr, fort und hinaus zu kommen. Und doch steht er noch am Fenster mit dem Hut in der Hand und thut, als ob ihn alles, was hinter ihm vorgeht, weder angehe noch berühre. Unten steht ein Fuhrwerk, das führt Holzblöcke weg, darauf ist sein Blick und sein Aufmerken starr gerichtet.

Einen Augenblick bleibt die Mutter stehen, vor innerer Aufregung zittern leise die Tassen in ihrer Hand; es zuckt um ihre Lippen von verhaltenem Weh, als sie auf ihn blickt, wie er so ruhig, so kalt und still dasteht. Sie bezwingt sich und geht hinaus; gleich darauf geht der Vater, und die Kinder hören die Hausthüre ins Schloß fallen. Bei dem Ton schauen plötzlich alle vom Spiele auf, die Älteste aber auf die wiedereintretende Mutter. „Der Vater ist fort!" flüstert sie, und ihr Auge sagt deutlich, daß sie den Vorgang versteht. „So?" sagt die Mutter in einem ganz fremden, hölzernen Ton. Aber das Kind fühlt den Stich

mit, der dabei der Mutter durch das Herz fährt; still und stumm nimmt sie eine Näharbeit und setzt sich in ein Eckchen.

Und dann vergeht der Vormittag; langsam, schwer schleicht er dahin. Nicht wie sonst singt die Mutter leise bei ihrer Thätigkeit, nicht wie sonst plaudert sie mit den Kleinen, ermuntert die Größeren. Ein stiller, kalter Druck lastet seit dem gestrigen Abend auf all den trauten Räumen, als hätte eine eisige Hand sich darüber gelegt.

Mittag ist es; der Vater kommt heim, ebenso lautlos, so ohne Wort des Grußes, wie er gegangen; die Kinder begrüßen ihn, er nickt nur und rückt den Stuhl zum Tisch.

Alle fühlen die eisige Hand und ganz ruhig wird es in dem kleinen Kreis; mit unheimlicher Deutlichkeit klirren die Teller; wie alle mechanisch essen, kein Wort unterbricht diese harte peinliche Lautlosigkeit. Die Kleinen wissen nicht warum, aber sie flüstern nur, wo sie sonst so fröhlich lachten. Dann beginnt das Nesthäkchen leise zu weinen; das Köpfchen sinkt auf die Hände, die auf der Bank seines kleinen Stuhles ruhen. Die Mutter hebt es leise beschwichtigend auf, und will es in sein Bettchen tragen.

Aber es sträubt sich. „Papa!“ ruft es und strebt ihm zu; es will seinen Kuß vorm Schlafengehen.

Über der Mutter blasses Antlitz geht es wie ein leichter Schein; „Vater, sag ihm gute Nacht!“ bittet sie, und ihre Stimme bebt vor zagender Liebe.

Da bricht der Bann.

Dem einen Liebeswort huschen, erst schüchtern, dann mutiger, andere nach. „Da Väterchen, deine Pantoffel! Ist dir's nicht kalt heute?“ fragt die Älteste und lächelt zum Vater hinan, wie sie vor ihm niederkniet und ihm frohen Herzens behilflich sein will. Der kleine Bursch klettert auf des Vaters Knie und sein Schwesterchen bringt geschäftig den Aschenbecher. Des Vaters Augen leuchten wieder, wie er den lustigen Blondkopf schaukelt, und der Strahl daraus teilt sich allen mit; sie jubeln und scherzen, als die Mutter wieder eintritt.

Wie licht und warm kommt es ihr plötzlich in dem Stübchen vor!

Wie konnten gestern die paar Worte diese drückende Last, dies grollende Schweigen heraufbeschwören? Gestern? Ein Jahr dünkt es sie, müsse zwischen dem Gestern und Heute liegen; ein Jahr stummer Qual und dumpfer Reue, die alles tot, trübe, grau machten. Wie sehnten sich beide nach dem Ende dieses Zeitraumes, der beiden ewig schien, und so lange fand kein erlösendes Wort den Weg vom Herz zum Herzen!

Er schaut auf und beider Blicke treffen sich; aus beider Seele bahnt sich die Erkenntnis den Weg, daß ihr eigenes Unrecht die schöne Welt ihres Innern unheilvoll verdüsterte. Sie sprechen noch kein Wort, aber ihre Augen sind feucht geworden, sie haben sich verstanden, wiedergefunden. Er zieht einen Stuhl neben sich, auf dem sich die Mutter niederläßt, und dann umschließt seine Hand die ihre warm, innig, fest. — Die Liebe siegt immer! und die Welt, das Leben ist so wonnig, so schön, wenn Licht und Liebe herrschen!



„Einsiedler und Genosse."

Eine ethische Seelenstudie.

Von

Richard Dehmel.

Dichterleben, ernst gelebt:
Kommt, genießet! es erhebt.

Einsiedler oder Genosse? — Diese Frage in ihre ganze Tiefe verfolgt, und wir stoßen auf die letzten Wurzeln des großen sittlichen Zwiespalts, vor dem von je der einzelne Mensch in seinen ernstesten Stunden gestanden hat und heute mehr denn jemals steht. Dem Drange des Menschen, sich selbst mit allen Eigenschaften und Leidenschaften auszuleben, steht wie ein Wall gegenüber, stürzt rings entgegen wie eine ungeheure Welle derselbe Drang aller andern Mitgeschöpfe. Und die Erkenntnis dieses ewigen Widerstreits mündet in den schmerzlichen Zweifel: Weltflucht oder Selbstentsagung? Schmerzlich, — denn der Drang, sich auszuleben, bedeutet zugleich die Sehnsucht, sich in Andern auszuleben, wie Welle in Welle zu fließen strebt: die freudige Lust der Wesen, mit Leib und Seele sich fortzuflanzen und zu steigern, ineinander und durcheinander. Und heute eben mehr denn je wird der Einzelne genötigt, jenen Kampf mit sich auszumachen, da heute mehr denn je der Menschengeist sich müht, tausendjährige Schranken dieser gegenseitigen Erhöhung des freudigen Lebensgefühls niederzubrechen. Das ist die sittliche Unterströmung des sozialen Kampfes.

„Einsiedler und Genosse" — man möchte, gegen den Willen des Urhebers, ein Ausrufungszeichen hinter diese Worte setzen, mit denen Bruno Wille eine Sammlung von Gedichten betitelt hat, die vor etwa Jahresfrist aus der gleichfalls von ihm gegründeten Freien Verlags-Anstalt[1]) hervorgegangen sind. Einsiedler und Genosse! wer das im Leben recht auszugleichen wüßte, dessen Leben wäre die Antwort auf jene sittliche Frage, jenen schmerzlichen Zweifel. Nicht weltflüchtige Selbstversunkenheit würde diese Antwort heißen, aber immerwährende Selbstanschauung; doch gehört nicht bloß das klügste, sondern auch das mutigste Gemüt zur ehrlichen Betrachtung jeder Willensregung. Nicht Selbstentsagung, aber immerwährende Selbsterneuung; doch

[1]) Expedition bei Maurer & Dimmick, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55. Vom Herbst d. J. ab (2. Tausend) bei S. Fischer, Köthenerstr. 46.

gehört nicht bloß Gemüt, sondern auch die schärfste Geisteszucht zur ganzen Durch- und Ausempfindung jeder Willensregung. Und schließlich: auch diese Arbeit an der Selbst-Erfüllung und -Entäußerung nicht bloß um des eigenen Genusses willen, der eigenen Steigerung wegen, — sondern um diejenigen Regungen, durch die man selber sich im ganzen Wesen gehoben fühlt, auch möglichst allen Andern zum Mitgefühl, zum Mitgenuß zu bringen, die Andern wirklich zu „Genossen" seiner selbst zu machen. Eben solch ein Leben lustschaffender Selbstentäußerung wäre zugleich die reichste Selbsterfüllung. Denn die Genossenschaft der Andern wirkt in jedem Augenblick zurück auf uns: wem du geben willst von deinem Geist, dessen Geist mußt du selbst in dich aufnehmen, — wessen Wohlgefühl du steigerst und erneust, der weckt das gleiche Wohlgefühl in dir, — die Welle, die die andern hebt, wird mitgehoben. Und so wird selbst das Leid als Mitleid zum befreienden Genuß. Denn Das ist es, was wir lernen und uns eingestehen wollen: eine sinnliche Sittlichkeit, eine neue „Rückkehr zur Natur"! —

Als ein Mensch, der nach solchem sittlichen Ausgleich des natürlichen Doppeldranges in sich ringt, tritt Bruno Wille uns aus seinen Gedichten entgegen. Einen solchen Menschen uns klar zu machen, wird uns selber klären.

Wie er selbst in seinem „Geleitwort" sagt, hat er sich „aus einem Einsiedler zu einem Genossen entwickelt". Aber wenn er dann, gleichsam als die melancholische Beichte seiner menschlichen Unzulänglichkeit, hinzufügt: „freilich ohne völlig die Einsiedlernatur abzustreifen" — und wenn er sein erstes, sein einsiedlerisches Dichten in Augenblicken der inneren Einkehr gar als „Schwäche und Sünde" empfunden haben will: so verkennt er oder verdeckt er damit den Kern seines reinsten eigensten Strebens, und für den genießenden Leser ist es grade von besonderem Reize, zu beobachten, wie auch in den Gedichten des Genossen Wille überall der Einsiedler Wille zu sich selbst zurückkehrt, und gegen den Schluß hin bewußter als je. Denn nur so nähert sich der Mensch der einheitlichen Ausbildung jener beiden sittlichen Anlagen, dem Gleichgewicht zwischen der Versenkung in die Andern und in Sich, d. h. der Hingegebenheit ins Ganze, die nichts Einzelnes enttäuschen noch verbittern kann. Und es ist vielleicht die schönste Eigentümlichkeit dieser eigentümlichen Gedichte, daß hinter ihnen — gleichsam wie der Himmel, an dem die Sterne stehen — eine so zum sittlichen Allgenuß, zur erlösenden Ruhe aufstrebende Seele uns und ihre eignen Kraftausstrahlungen umwölbt. In ihrer bedächtigen Steigerung der Stimmungserlebnisse und Herzenserfahrungen lesen sich diese Lieder und Gesänge zugleich wie ein spannendes Bekenntnis: wie die Entwickelungslehre eines menschenkundigen Studierers und wie der Läuterungswandel eines „Predigers in der Wüste".

Schon in dem Einsiedler Wille, der „überall nach Ruhe suchte und sie nur in Wäldern und Büchern fand," regt sich dunkel geahnt der Genosse. Wie der „Einsame Baum" auf der öden Haide starrt er in die Wolken und träumt voll Sehnsucht „von dem Hain, der weit, verloren blaut". Aber noch versteht er nicht die innere Stimme zu deuten, und

wenn er im „Dämmerstündchen“ aus dem warmen Stübchen auf die kalte verschneite Straße schaut, ist ihm der frierende Junge da draußen nur erst ein Stück des Winterbildes, die Menschen ein buntes Gewühl. Noch will er um Dank lieben, mit der bangen, unfreien Selbstsucht des vereinzelten Gesellschaftsgliedes, nicht mit der zielklar starken, freien Glaubensliebe, die ihren Lohn im eignen Lustbewußtsein trägt, durch die man über alle Gegenwart hinaus zum Gliede der Entwicklungskette wächst. Und auch das Weib ist ihm nicht die Genossin der Arbeit an dieser erhebenden Liebe: nur jenes dumpfe, leere Sehnsuchtsgefühl, die vermißte Augenblicksbehaglichkeit, soll das Weib ihm ausfüllen durch ein anderes Gefühl von — gleicher Leere und Dumpfheit. Das aber bedeutet die Entfremdung der Seelen durch gleiche Schuld: dem Liebesgenuß fehlt der Reiz der persönlich geistigen Ergänzung, der ausschließlich menschlichen Gegenseitigkeit. Und voll unfruchtbarer „Reue“ klagt der Dichter sich des Leides an, das er also „achtlos“ in ein andres Herz gefüllt hat:

„Wohl hab' ich flehend
Geküßt die Thränen;
Doch war's geschehen,
Daß du geweint.“

Und ebenso unfruchtbar befällt ihn das schwächliche Mitleid der ziel- und -glaubensarmen Seelen mit sich selbst — im Anblick der Lebenspenderin Sonne:

„Aber ich bin matt und krank,
Weil ich liebte ohne Dank;
Meine Seele glutenvoll
Weiß nicht, wem sie glühen soll.“

So versinkt er in die leerste Menschenflucht. Die Menschenwelt, ohne liebende Versenkung in ihr Streben betrachtet, erscheint ihm lieblos: „kälteschaudernd“ wendet sich sein Sinnen zu den Büchern, sein Empfinden zur Natur. Ihr klagt er seine Einsamkeit; wie den Stimmen geschwisterlicher Wesen lauscht er den traurigen Lauten im Sturm, im Regen, im Herbstlaub. Aber nun er überhaupt sich innig in ein Außenleben vertieft, beginnt schon die Wandlung. Bei der Lampe über eine alte Schrift gebeugt, hört er, wie der Nachtwind durch das offne Fenster kommt:

„Wundersame Lieder sausen
Draußen Wind und Wald und Wetter,
Und es wehn des Buches Blätter;
Welch ein feierliches Brausen!
Und ich lausche und ich lausche,
An ein Ufer fern entrückt, —
Rausche, Strom der Wahrheit, rausche!
Meine Seele horcht entzückt.“

Der „bethörte Träumersinn“ begreift im Wechselwachstum der Natur die unfruchtbare Nichtigkeit, Vergeblichkeit des Selbstgenusses; der erste Zwang zur Selbsterneuung ist empfunden. Freilich wieder nur vorerst als Augenblicks- und Wehmutsstimmung; „strebensmüde“ meint er Trost und Ruhe

nun im völligen Verzicht auf alle Lust am eignen Selbst zu finden. Aber so, sich in ein Ganzes ganz verlierend, die ganze Natur mit seiner Sehnsucht umfassend und genießend, begreift er nun auch bald die ganze Mütterlichkeit ihres Waltens. Er empfindet es, wie eine Kraft zahllose andre treibt und hebt, wie der Regen verdampfend — „ein feuchter Segen" — das „atmende Thal" verjüngend „labt," wie ein Gebilde lebenssatt in tausend andern sättigend sich neugestaltet, — und sich selbst gestorben träumend atmet er auf:

„Und ich träume:
Ich bin ein zarter Keim
Und grabe heimlich feine Wurzeln,
Stemme mich rüstig wider die Krume
Und recke neugiervoll mein Blütenköpfchen."

Aus dem bloßen Genuß der eignen flüchtigen Stimmung in der Landschaft wird ein Welt-Naturgefühl; in der Flucht der Einzelheiten überwältigt ihn das bleibende, verknüpfende Gesetz.

„Und verlassen heb' ich meine
Augen schmerzbetaut empor,
Da entquillt mit hehrem Scheine
Ein Gestirn dem Wolkenflor;
„Sieh, ich bleibe!" winkt sein Auge, —
Und die bange Seele zieht
Auf zu diesem treuen Auge,
Wie ein Kind zur Mutter flieht."

So führt ihn die Natur zur Menschheit zurück. Denn das sittliche Gesetz ist nur die bewußte Ausübung des natürlichen Gesetzes; der gegenseitigen Erneuung und Entwicklung der Naturgebilde entspricht die Menschensehnsucht nach dem gegenseitigen Ausgleich unsrer Regungen, der Wille zur Entäußerung des Willens, die Steigerung des Selbstgefühles durch die Mitgefühle. Und dieser, ja zunächst nur trieblich sinnliche Naturzwang bildet sich um zur sittlich vernünftigen Eigenschaft: eben durch die Übung der Selbstanschauung. Indem wir kraft des menschlichen Bewußtseins uns gewöhnen, möglichst in jedem Augenblick uns klare Rechenschaft zu geben über jenen natürlichen Ausgleich unsrer Lust- und Willensregungen, vollzieht sich zugleich die Kräftigung dieser Fähigkeit selbst. Durch den Genuß, den jede eigene Erkenntnis mit sich bringt, werden grade diejenigen Regungen (der Lust, des Willens) uns immer lieber und darum immer eigentümlicher, welche unsre Selbstanschauung unterstützen: also die einheitstrieblich bewußten, vergleichenden — im Gegensatze zu den sondertrieblich unwillkürlichen, beschränkenden. Und durch solche Selbstanschauung setzt der Wille sich zugleich die Schranken und die Hebel seiner Steigerung: es entsteht ein neues Gewissen, ein neues Pflichtgebot: jenes der Widerspruch unsrer Vernunft, dieses der Widerspruch fremder Vernunft gegen die Vergewaltigung unsrer lustschaffenden durch unsre lustverbrauchenden Empfindungen. Eine neue schwerste Sünde: die unfruchtbare Lust. Und so, indem der Dichter sich seiner selbstischen Gefühlsversunkenheit entledigt, empfängt

die Sehnsucht des Dichters einen neuen, einen lebendigen, zeugungskräftigen Inhalt: der Mensch Bruno Wille wird zum bewußten, sich und Andre hebenden Mitmenschen: der „Einsiedler" wird zum „Genossen".

Diese allmähliche Läuterung erlebt der Dichter selbst natürlich nicht mit klarer Erkenntnis. Eben weil sie eine allmähliche, in Stimmungsnöten erlebte ist, hat auch die Lyrik des „Einsiedlers" noch alle Eigentümlichkeiten der bloßen Stimmungsdichtung; die seelischen Zwischenzustände jener Entwicklung werden ausgekostet; das sittliche Streben spricht aus seinem dunklen Drange auf den Leser ein, noch nicht aus seiner vollbewußten, dichterischen Selbstanschauung, seiner gläubigen Sicherheit. Nun ihn aber — und dies ist bezeichnend für das ganze Wesen des Menschen, den das Buch uns zeigt — nun ihn jener sittliche Gefühls- und Lusttrieb erst einmal gepackt hat, verarbeitet er den instinktiven Antrieb mit jener breiten Gründlichkeit beschaulicher Naturen, die gleichermaßen aus Vernünftelei und Schwärmerei gemischt ist, Gemüt und Einsicht aneinander steigernd, innig und wuchtig und mühsam zugleich. Und so führt ihn das Mitgefühl mit den Leiden seiner „Genossen" einerseits aus sich heraus zur lehrhaften Untersuchung und Bekämpfung ihrer Ursachen, andrerseits vertieft es ihn zur inbrünstigen Umfassung des sozialen Glaubens an die mögliche Erlösung. Wie einst den dumpfen Echolauten in der Landschaft, lauscht nun seine „seufzende Seele" ihrem tausendfachen Wiederklang im Massenelend der Weltstadt:

„— und umfängt die trübe Stadt
Mit leidender Liebe,
Wie der weinende Wandrer
Die kranke Mutter . . .
Leidende Liebe,
Kränze mein williges Haupt
Mit dornigen Träumen!
Laß mein durstendes Auge trinken
Meiner Geschwister Leiden!
Mit Geliebten leiden ist süß,
Und vergessen ist Sünde."

Und auch die Natur ist ihm nicht mehr bloß ein Winkelfleckchen zum Genusse seiner Stimmungen: sie entweitet sich ihm zum großen Sinnbild menschlicher Entwickelung, des leidenden und strebenden Geistes, in Allen wie im Einzelnen, — sei es daß er „Im Angesicht des Berges" den schneidenden Gegensatz ihrer feierlichen Reinheit zu den nichtigen Heucheleien einer parfümierten Tischgesellschaft darstellt, sei es daß er alle Düsterkeiten der Gedrückten und Beladnen und Gefallnen in ihr wiederfindet, sei es daß sie ihm — der lichten, weißen Wolke gleich am dunstigen Abendhimmel — die trostreiche Zukunft verkündet:

„Alle, die durch graue Gassen
Grübelnd hasten und einander hassen
Um ein karges hartes Brot,
Die um armen Leibes Not
In das Morgen schaun mit Bangen,

Die gebrochen und verlassen
Hüsteln mit gehöhlten Wangen,
Die den Tod verzweifelnd suchen
Oder hinter Eisenstangen
Schmachtend fluchen, —
All die Fensterangen jener langen
Häuserreihen sollen aufwärts schauen
Zur verklärten Wolke."

Aber schon ahnt er die Gefahren solcher Hingebung des ganzen Wesens an „all sein kummerbleiches Volk". Der Zwiespalt zwischen dem Recht der Persönlichkeit und der Übermacht der Umwelt taucht von neuem auf.

„Doch wehe! mir schwindelt;
Ich wanke, zu stürzen
In glitzernde Wellen
Des Menschenstromes . . .
Jedwede liebliche Welle
Ist Liebe auf Leben und Tod!"

Nicht bloß die Macht der feindlichen Sondertriebe, wie der Dichter sie in „Liebchen Gold" mit Hohn und Weh beklagt, auch die Macht der Pflicht- und -Glaubensfreunde baut dem Einzelwillen Kerkerwände; die selbstgewählte, selbstbefreiende Pflicht wirkt zurück als aufgedrungene, knechtende Pflicht, sobald das erste Einheitsstreben sich schon durch die bloße Mitgliedschaft erfüllt sieht, der Lusttrieb keine Selbsterneuung mehr draus schöpfen kann. Noch aber glaubt der „Genosse" dies beengende Gefühl aus sündiger Selbstsucht empfangen zu haben; noch wirkt in ihm die Christenlehre von der Selbstaufopferung, — nicht wie Jesus sie begriff und vollzog, als bittres Übel wirklicher Lebensvernichtung, als letztübrige Bekräftigung höchsten, eigensten Strebens, sondern als nachbeterische Abtötung des lebendigen Willens, als bewußte Verkümmerung des Selbstgefühls, als gläubische Unvernunft. Zum zweiten Male steht der Dichter vor der sittlichen Probe; sein schwärmerisches Mitgefühl droht in verzückten Überschwang auszuarten, sein Unbehagen im Rausch Betäubung zu suchen, das sittliche Gleichgewicht des natürlichen Menschen in der Einseitigkeit selbstentrückten Eifers verloren zu gehen, der Vollmensch im Genossen zu ersticken. In das „Feuernest des Herdes" starrend, vergleicht er sein Leben der Glut, die wärmend selber sich verzehren muß:

„Sieh die fromme Flammenrose
Blätterüppig blühen,
Licht und Wärme, Liebesgaben,
Ihrem Kelch entsprühen!
Selig, wer aus enger Hülle
Freudig sich erhebt,
Zu erhabnen Himmelsweiten
Selbstverloren schwebt!
Wie ein stiebend Aschenstäubchen
Flieht die Todesnot, —
Überselig ist die Liebe,
Ist der Opfertod."

Eines freilich unterscheidet die Selbstentsagung des „Genossen" gründlich von der des „Einsiedlers": diese war Erschlaffung, jene überspannt sich zur äußersten Thätigkeit. Und so trägt sie in sich selbst ihr Heilmittel: die Enttäuschung. Der Genosse, der all seine Einheitstriebe in den Dienst nur einer Mehrheit stellen will, die doch bloß ein zeit- und ortsparteilich abgegrenzter Sonderzweck — und sei's der gläubig beste — zusammenhält, wird verkannt als Aufdringling; denn die Mehrheit will nur einen Teil von seinem Wesen, eben den Teil, der ihr eigenes abgegrenztes Streben hebt. So treibt der Rückschlag seiner Selbstentäußerung ihn diesmal zur Besinnung auf sich selbst. Der Psalmenring „Im Kiefernforst", mit dem das Buch schließt, bringt dies zum Ausdruck. Die selbstgewollte Unterthänigkeit wird als Vergewaltigung empfunden. Die ganze Welt — der feindliche Mitmensch wie der engere Genosse — wirft sich im Traume über ihn als ein Richter, ein Henker; und „im Herzen die Stimme der Unschuld", fühlt er sich verdammt

„zum Galgen zeit des Lebens.
Wie heißt der Galgen? — Mangel, Not,
Sorge um Stube, Kleider und Brot,
Knechtung, Schmähung reinsten Strebens!"

Doch die Schmerzeleien träger Weltflucht liegen hinter ihm. Abermals erfährt sein Streben eine Wiedergeburt, und diesmal reift die Selbsterneuung ihn der Erkenntnis eben jenes sittlichen Lebens entgegen, das in möglichst unentwegter Selbstanschauung immer aufs neue die Erfüllung der natürlichen Willenslust durch volle Entäußerung ihrer einheitstrieblichsten Regungen anstrebt und so diejenige Höchstentwicklung aller lustschaffenden Eigentümlichkeiten unsres Einzelwesens zu erreichen sucht, durch welche einzig und allein die Vollentfaltung dieser selben Eigenschaften im Ganzen der Natur- und Menschenwelt erreichbar ist. Der politische Genosse wächst sich aus zum humanen Genossen, der Partei- und Klassenmensch der Gegenwart zum Welt- und Zukunftsmenschen, — der Kampf ums Dasein des Leibes, der persönlichen Gestalt empfängt seine Wesens- und Vernunft-Umwertung, — die Erlösung des Gefühls vom Stimmungszwang der Augenblicksverhältnisse beginnt, — der Genuß des schaffenden Seins wird jeden Augenblick so stark empfunden, daß die Frage des Nichtseins gar nicht ins Empfinden treten kann, — — und Krieg des Geistes gegen Jedermann und Jedes, was diesen Lebenszustand durch ein Sonderlustbegehren hintertreibt! — — — Dies Alles, zwar erst ahnungsvoll, aber doch auch glaubensvoll, tönt uns aus den Schlußaccorden des „Genossen" entgegen:

„O ich Irrtum und schwächlicher Widerspruch!
Und doch: was hier erwacht
So grimm und kühn, ist Irrtum nicht,
Ist Zwietracht nicht, — ist Macht.
Ich bin die einige Macht, bin Liebe
Und Haß mit einem Male,
So einig wie Kastanienfrucht
Und ihre Stachelschale . . .

Ich willl und dieser Kraftstrom wird
Durch alle Zeiten wallen,
Wird Arme breiten sehnsuchtsvoll
Und Fäuste drohend ballen.
Ich will! Und wenn mein trotziger Mund
Auch längst im Tode schwieg:
Ich will! — Und ewig ist mein Kampf,
Und ewig ist mein Sieg!" — — —

Um noch ein Wort über den künstlerischen Charakter der Sammlung zu sagen, kann ich mich im Wesentlichen auf die oben schon gemachten Andeutungen stützen. Die Gedichte der ersten Periode sind Stimmungslieder und bieten — abgesehen von der seelischen Eigenart — in der rhythmischen, melodischen und phonetischen Behandlung kaum besonders Neues. Dagegen hat der poetische Inhalt der zweiten Periode auch der Form ein eigentümliches Gepräge aufgedrückt. Wie der Dichter selbst in seinem Nachwort sagt:

„Die breiten und unebenen Massen des neuen Stoffes erforderten eine andere Art der Gestaltung; so wurde die liedhafte Harmonie der üblichen Strophe vielfach zerrissen oder gar aufgegeben, während Versbau, Rhythmus und Reim den an Raum und Stimmung ungleichen Entwickelungsphasen meiner Seelenereignisse zu entsprechen suchten."

Zwar will mir scheinen, daß der neue Stoff durch diese Rhythmen noch nicht seine formale Erledigung gefunden hat, — nicht bloß in Hinsicht auf den Mangel an neuen „festen" Formen. Das lyrische Gleichgewicht zwischen Empfindung und Gedanke, Steigerung des Eindrucks und Verdichtung des Ausdrucks ist nicht immer richtig erkannt; Lautbild und Sehbild, Tongeflecht und Sinngeflecht decken sich nicht allenthalben; allzu üppige Bindeglieder überwachsen und verstecken manchmal das gestaltliche Gebilde, und zuweilen wirkt das malerische Wort nur als blumige Umschreibung einer begrifflichen Weitschweifigkeit. Fast auch will mir scheinen, der Dichter sei zu sehr Erzieher, um ein ganzer Künstler sein zu können. Aber im Allgemeinen kann man gern das Urteil unterschreiben, das Julius Hart in seinem der Sammlung vorgedruckten Geleitwort über diese „träumerischen, gemütstiefen, zärtlichen, prophetisch erhabenen Hymnen" ausspricht:

„Die Phantasie arbeitet schwer, wuchtig und vielleicht langsam, aber auch deutlich und sicher; die ganze reiche Bildersprache in ihrer Eigenart, die weniger das Stimmunghafte, als ein einzelnes Malerisch-Plastisches sucht, hat auf den ersten Anblick etwas Dunkles, zuweilen etwas Erklügeltes, aber das Treffende im Vergleich fühlt sich dann doch bald heraus, und das Neue im Vergleich erweist sich als wirklich Gesehenes."

Vor allem aber wollte ich ein Beispiel geben, wie Gedichte zu lesen sind, die ein ernster Mensch geschrieben hat! —





Mehr als die Schulweisheit träumt.

Erscheinung Sterbender.

Meine Mutter war als junges Mädchen in Amelungsborn bei dem Probste X. in Pension. Dessen Tochter, die in Braunschweig verheiratet war, lag schwer erkrankt darnieder; auch ihr kleines Töchterchen war von tödlicher Krankheit befallen: der Zustand beider war hoffnungslos. Die Frau Pröbstin war deshalb nach Braunschweig geeilt, um ihre Tochter und ihr Enkelkind zu pflegen. Im Hause des Probstes herrschte indes natürlich die größeste Aufregung und Betrübnis, da man jeden Augenblick eine schlimme Nachricht erwarten mußte. — Eines Abends, als sich meine Mutter und eine alte Verwandte des Probstes, die dort im Hause lebte, zu Bett legen wollten, bat sie der Probst, daß sie ihm noch einige Zeit Gesellschaft leisten möchten, da er von großer Unruhe gequält werde und sich deshalb noch nicht zu Ruhe begeben wollte. Die drei begaben sich also ins Wohnzimmer, setzten sich um den runden Sofatisch, auf dem die Lampe brannte und sprachen von den beiden Kranken. Es mochte etwa gegen elf Uhr sein, als sich lautlos die Thür öffnete, und die Tochter des Probstes, ihr Kind an der Hand führend, ins Zimmer hereintrat. Alle drei sahen sie und waren vor Schrecken wie gelähmt. Der Probst rief jammernd ihren Namen und wollte auf sie zu stürzen; sie aber wehrte ihn mit der Hand ab. Dann schwebte sie langsam durch das Zimmer und verschwand durch eine zweite Thür, die in ein Kabinet führte, das weiter keinen Ausgang hatte. Nun erhob sich der Probst und trat in Begleitung der beiden andren in das Kabinet: dort war aber niemand mehr zu erblicken. Am folgenden Tage kam die von allen erwartete Trauerbotschaft: Mutter und Kind waren in derselben Stunde gestorben, in der sie ihrem Vater erschienen waren.

In diesem Falle handelt es sich offenbar nicht um bloße Telepathie, sondern um die wirkliche Erscheinung der Sterbenden. Denn hier wurde die Erscheinung von drei Personen zu gleicher Zeit gesehen, von denen bei zweien allerdings wohl von Vision oder Telepathie gesprochen werden könnte, nicht aber bei meiner Mutter, welche die Tochter des Probstes nur ganz oberflächlich, deren Kind aber gar nicht kannte.

Hans Decken.

Doch! Eben dies nennen die Engländer „Telepathie“, von der auch sehr oft weniger Beteiligte betroffen werden. Solche Visionen werden dann auch von letzteren als Realitäten in unsrer Erscheinungswelt des Raumes und der Zeit gesehen.

Hübbe-Schleiden.

Ein Besuch bei Maria von Mörl.

An den Herausgeber. — Vielleicht können Sie das Beifolgende verwerten, wenn Sie meinen, daß Ihre Leser nach der neulichen Erwähnung der Maria von Mörl zu dem Bilde von Max (im letzten Maiheft) für diese Persönlichkeit weiteres Interesse haben werden.

Die folgende Stelle ist einem Tagebuche aus den nachgelassenen Papieren meiner vor anderthalb Jahren verstorbenen Tante Susanne Schinkel, der Tochter Karl Friedrich Schinkels, entnommen:

„Montag, den 24. August (1840). — — Nach Kaldern, einem Marktflecken. Maria von Mörl, aus einer altadeligen Familie, welche verarmt, 28 Jahre alt, seit 10 Jahren in diesem somnambulen Zustand. Als wir in ihr Zimmer traten, war sie aufrecht knieend in ihrem Bett, die Augen gen Himmel, ohne eine Regung. Sie merkte nichts von dem, was sie umgab, nicht einmal, wenn ihr eine Fliege über die zartesten Teile des Gesichtes kroch. Sie ist weniger schön, als ihr Ausdruck angenehm, die Haare lang herunterhangend, sonst in weißem Nachtkleid, sehr sauber. Seit vier Jahren spricht sie (fast) gar nicht mehr, nur durch Zeichen. Ihr Beichtvater, Pater Capistran, ein Franziskaner, stand neben dem Bette, hatte Andacht mit ihr gehalten, welches immer zur Zeit der Kirche geschieht. Als sie lange in dieser Stellung wie ein Wachsbild geblieben, trat er näher und bat sie von dem Gebet abzulassen. Da legte sie sich mit einer Leichtigkeit und Grazie zurück, die unbegreiflich. Wir brachten Grüße von dem Minister von Wangenheim, welcher sie kürzlich besucht. Als der Franziskaner ihr dies zu verstehen gab und fragte, ob sie sich seiner noch erinnere, blickte sie ihn mit einem freundlichen[1]) Blick an und neigte den Kopf etwas; doch gleich darauf schlug sie die Augen wieder gen Himmel und verfiel wieder in ihren vorigen Zustand, aber blieb in der liegenden Stellung, bis wir sie verließen. Die Wunden an den Händen, welche sie nicht gern zeigt, waren mit weißen Manschetten verdeckt." —

Dieser Besuch der Schinkelschen Familie bei der Stigmatisierten fand im Sommer 1840 von Meran aus statt, wahrscheinlich auf den Rat von Clemens Brentano, der kurz zuvor die befreundete Familie auch zu den Passionsspielen in Oberammergau geführt hatte. ꝛc. ꝛc.

Bayreuth, 13. VI 1892. **Hans Paul Freiherr von Wolzogen.**

Ein Visionär des 19. Jahrhunderts.

Im Jahre 1816 hatte ein Bauer aus dem Dorfe Gallardon bei Chartres, Namens Thomas Martin, wiederholt eine Vision gehabt, die ihm hieß, nach Paris zu gehen und dem König Ludwig XVIII wichtige politische Geheimnisse zu enthüllen. Diese Begebenheit, die Martin als guter Christ seinem Pfarrer mitteilte, machte Aufsehen, die Polizeibehörde mischte sich drein und beorderte Martins Überführung in die Irrenanstalt von Charenton, wo er zunächst ärztlich untersucht und eine Zeit lang beobachtet werden sollte. Nach ungefähr drei Monaten erklärten die Ärzte, Pinel und Royer-Collard, daß der Zustand des Visionären ein in jeder Hinsicht durchaus normaler schon von Anfang an war und ein solcher auch blieb. Der Entrevue mit dem König, der sie selbst wünschte, lag nichts mehr im Wege, und so fand sie am 2. April j. J. ohne Zeugen in den Tuilerien statt. Erst zehn Jahre später, nach dem Tode Ludwigs XVIII, vertraute Martin dem Herzog und der Herzogin von Montmorency die Einzelheiten seiner Unterredung. Er soll u. a. den König an eine alte, beinahe

[1]) Oder „heimlichen", oder „innerlichen". Dieses Wort ist nicht deutlich zu lesen; die ganze Stelle ist — vor 52 Jahren — mit Bleistift geschrieben.

vergessene Schuld (ein Attentat auf das Leben seines Bruders, Ludwigs XVI) erinnert, ihm die Unrechtmäßigkeit seiner Thronbesteigung vorgehalten und ihn aufgefordert haben, nach dem (noch lebenden?) wahren Erben der Krone, Ludwig XVII, zu suchen. Noch im Jahre 1830, beim Ausbruche der Julirevolution, soll Martin dem Marquis de La Rochejacquelein gegenüber, der im Auftrage Karls X in der Not bei ihm Rats erholte, geäußert haben, daß die Brüder Ludwigs XVI und deren Nachkommen kein Recht auf Frankreichs Krone hätten.

Über Martin wurde ziemlich viel geschrieben; das meiste jedoch ist Fabel oder absichtliche Entstellung der Thatsachen. Erst neuerdings hat Paul Marin durch einen glücklichen Zufall die Kopie jenes Berichtes von Pinel und Royer-Collard entdeckt, und nach ihm und einigen anderen wenig bekannten älteren Quellen das Leben und die Visionen Martins getreu dargestellt. Seine verdienstvolle Arbeit, die uns jetzt vorliegt[1]), ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Wunderbaren im 19. Jahrhundert. R. K.

Der Hypnotismus als Feuilleton-Delikatesse

ist allmählich auch den deutschen Tageszeitungen so unentbehrlich geworden, daß sie kaum eine Woche vergehen lassen können, ohne diesen vor zehn Jahren noch von Wissenschaft und Presse völlig abgeleugneten Gegenstand in seiner anerkannten Wichtigkeit in Erinnerung zu bringen. Dabei mischt sich Wertloses mit Sachkundigem und Unrichtiges mit dem Richtigen. Von zweifelhaftem Werte scheinen uns z. B. Novellen wie die „Der geheimnisvolle Bankschein" von Gerhard Stein, die im Laufe des Mai im „Deutschen Blatte" in Berlin erschien. So einfach und gefährlich, wie dort die erzwungene Ausstellung eines Checks mittelst Hypnose dargestellt wird, ist dergleichen denn doch glücklicherweise nicht. — Wichtig und interessant dagegen ist ein Mitte Mai d. J. im Pariser „Figaro" erschienener Aufsatz, der auch durch viele deutsche Blätter ging in den Tagen des 20. bis 25. Mai.

In jenem Aufsatze giebt Dr. Maurice de Fleury eine Reihe von Äußerungen hervorragender Juristen und Mediziner über die Frage, ob es dem Untersuchungsrichter zu gestatten sei, daß er sich des Hypnotismus bediene, um mit Hilfe desselben von dem Angeklagten die Wahrheit über die demselben zur Last gelegenen Thatsachen herauszubringen? In der Praxis würde dieses so geschehen, daß der Untersuchungsrichter oder der Präsident des Gerichtshofes einen Arzt citiert, der den leugnenden Angeklagten in hypnotischen Schlaf versetzen müßte; und die von dem Hypnotisierten gemachten Äußerungen sollten dann als wahre Geständnisse angesehen werden, die widersprechenden Aussagen im wachen Zustande aber als Lügen gelten. Alle Sachverständigen, sowohl die gefragten Juristen wie die Ärzte, haben sich scharf gegen solche Praxis ausgesprochen. Nicht nur bietet die „Hypnose" keine Gewähr für die Wahrheit der Aussagen, sie läßt sogar vermuten, daß diese Aussagen nur die von dem Hypnotiseur absichtlich oder unabsichtlich suggerierten Meinungen sein werden.

Deshalb aber wäre noch die Anwendung einer Hypnose nicht ganz im Gerichtsverfahren auszuschließen, nämlich nicht in all denjenigen Fällen, wo sie dazu dienen kann, entweder objektiv stichhaltiges Beweismaterial für die Beurteilung des Falles aufzufinden, oder um festzustellen, ob der Angeklagte etwa die ihm zur Last gelegte That, welche er leugnet, im Zustande der Hypnose ausgeführt haben könne oder nicht. In mehr geistreicher als gerade richtiger Weise faßt deshalb Dr. de Fleury seine Untersuchung in die Worte zusammen: „Die Ärzte verwerfen die Anwendung der Hypnose, wenn sie den Schuldigen hineinbringt, lassen sie aber zu, wenn sie den Unschuldigen herausholt."

[1]) Thomas Martin de Gallardon. Paris (bei G. Carré) 1892. 322 Seiten.

Über die Verwertung der Hypnose zur Erzielung von Geständnissen ist übrigens doch noch zu sagen, daß für den feinen Sachkenner sehr wohl zu unterscheiden ist, ob der Hypnotisierte sich in einem Zustande der Suggestibilität durch den Hypnotiseur befindet oder in wirklichem seherischen Somnambulismus, in welchem er ebensosehr über jede äußere Suggestion wie über jede Lüge erhaben ist. H. S.

Noch einmal Annie Abott

und der Fakir Soliman.

Zu meinen Bemerkungen auf Seite 83—85 des Juliheftes und zu Herrn von Feldeggs Aufsatz über diesen Gegenstand (Seite 56—61) erhalte ich von einer für mich persönlich sehr vertrauenswürdigen Seite, die sich überdies als eine besonders sachverständige kennzeichnet, die Erklärung, daß zwar alle Experimente der Frau Abbott hätten mittelst Mediumismus gemacht werden können, daß die Vorstellungen aber, welche dieser Herr gesehen habe, thatsächlich nicht mit übersinnlichen Kräften, sondern mit der ungewöhnlichen Körperkraft der Dame, verbunden mit einigen taschenspielerischen Kniffen, ausgeführt worden seien. Auch habe Frau Abbott zu ihren Experimenten nur Stühle von besonderer Beschaffenheit verwendet. Die Kniffe der Dame seien vom Zuschauerraume aus nicht zu bemerken gewesen. Dieser Gewährsmann aber hat dieselben selbst mir vorgemacht und auch erklärt.

Von anderer, ebenso glaubwürdiger Seite dagegen geht mir die Versicherung zu, daß Frau Abbott u. a. in einer Privatgesellschaft in Wien, in der mehrere Ärzte anwesend waren, ihre Schwerkraft-Experimente so ausgeführt habe, daß die Mediziner ihre Hände zwischen das zu bewegende Möbel und die Hand der Abbott gelegt und dann bei der Ausführung der anscheinenden Kraftleistungen keinen nennenswerten Druck verspürt hätten. Ebenso hätten mehrere dieser Herren Frau Abbott auf einem Stuhle sitzend ganz leicht aufheben können, von dem Augenblicke aber, wo dieselbe ihre eigenen Hände herabgelassen und den Stuhl berührt habe, seien die Herren plötzlich unter der vermehrten Last bezw. Schwerkraft zu Boden gebrochen.

Da ich selbst Frau Abbott nicht habe experimentieren sehen, so kann ich auch kein eigenes Urteil über sie haben; es scheint aber, daß sie, obwohl mit mediumistischer Kraft begabt, gelegentlich derselben mit Kniffen und Armkraft nachgeholfen habe; auch soll sie dies einigemale unter dem Drucke der Zeit in dem Wunsche gethan haben, ihre Vorstellung schneller zu beendigen.

Was noch den unverwundbaren Aissaoua Soliman betrifft, so sind alle Sachverständigen einig in der Ansicht, daß dessen Experimente durchaus in jeder Hinsicht übersinnlich echt gewesen seien. Soliman tritt in dem Glauben auf, daß er eine ihm von Gott gegebene Mission zu erfüllen habe, das Seinige zu thun, die im Materialismus verkommende europäische Rasse wieder von der Thatsächlichkeit übersinnlicher Kräfte zu überzeugen. Daß der Zustand, in den er sich dabei versetzt, auch noch zu besseren Dingen verwertbar ist, als zu so ekelerregenden Vorstellungen, das ist für jeden Sachverständigen selbstverständlich. Die nervenüberreizte europäische Gesellschaft aber ist nur durch so drastische Beweise aufzurütteln. Leider bleibt trotzdem nur doch der Spruch wahr: Niemand ist so blind, wie der, welcher nicht sehen will! H. S.

Das Wartezimmer vor dem Festsaal.

Diese Welt ist wie das Wartezimmer jener Welt, die für uns kommen wird. Bereite dich im Wartezimmer vor, auf daß du fertig seiest, den Festsaal zu betreten. Mischna. Pirke Aboth.

Anregungen und Antworten.

Die Unmenschlichkeit der Tierfolter.

Anti-Vivisektion.

An den Herausgeber. — Im Märzheft dieses Jahres steht ein Artikel über Tierquälerei, der viele beachtenswerte Seiten dieses Gegenstandes beleuchtet. Aber wie verwundert wird man, beim Durchlesen desselben zu finden, daß zwei so grundwichtige Punkte wie die der Metzgerei und der Vivisektion von dem Verfasser unberücksichtigt gelassen worden sind. Wie ist es wohl möglich daß ein Mensch, der so offenen Blick und so große Liebe für das Tierleben zu besitzen scheint, doch für diese beiden scheußlichsten Formen der Tierquälerei blind sein kann? Was bedeuten wohl alle Jagdmorde, all die Grausamkeiten, die aus Dummheit oder Leichtsinn herrühren, gegen die Hekatomben von Tieren, die täglich auf die grausamste Weise getödet werden, um den Menschen eine unnützliche, ja oftmals sogar schädliche Speise zu verschaffen! Und welche gegen die armen Tiere verübte Schandthat kann in Gräßlichkeit und Barbarei mit der Praxis der Vivisektionisten verglichen werden! Was man von dieser letzten hört und liest, ist in der That so schauderhaft, daß sich davon kaum reden läßt. Um nur einige Fälle, und diese nicht von den allerschlimmsten, anzuführen: Hunde werden in einen Ofen eingesperrt, und dieser langsam geheizt, um auszufinden, wie große Hitze sie aushalten können, ehe sie sterben; verschiedene Tiere werden langsam, unter unsäglichen Qualen getödtet, oder schlimmer noch — sie werden nicht getödtet, sondern wieder und wieder ins Leben gerufen, um wieder gemartert zu werden, mit zerfetzten Gliedern, mit bargelegten, zitternden Nervenstämmen, mit Organen, gänzlich oder nur teilweise weggeschnitten; sie werden in diesem Zustande in die fürchterlichsten Starrkrämpfe versetzt, durch Einspritzen verschiedener Gifte — und alle diese Marter werden ihnen unter wissenschaftlichem Vorwande angethan! Fürwahr, der — übrigens von etlichen großen Autoritäten in diesem Fache sehr bestrittene — Nutzen für die physiologische Wissenschaft ist jedenfalls zu teuer erkauft um diesen Preis!

Um zu zeigen, wie wenigstens eine berühmte, viel gelehrte Ärztin über diese Sache denkt, fügen wir hier einige Bruchstücke bei aus einer Abhandlung von Frau Dr. Anna Kingsford in der Zeitschrift „The Theosophist“ (Adyar). Nachdem die Verfasserin in ihrem an das britische Parlament gerichteten Aufsatze die Praxis der Vivisektion einer eingehenden Kritik hinsichtlich der wissenschaftlichen, ethischen und hygienischen Gründe unterworfen hat, sagt sie weiter:

„Sollte denn die Vivisektion nützlich und notwendig sein? Ich frage: ist teuflische Grausamkeit und überlegte Peinigung nützlich? Wir, die wir uns Menschen nennen wollen, dürfen uns ganz gewiß nicht unsere Kenntnisse auf Kosten unseres Menschentums erwerben, und wollen nicht unser göttliches Geburtsrecht um ein erbärmliches Linsengericht verkaufen. Was unsere körperliche Gesundheit betrifft, so kann davon überhaupt gar nicht die Rede sein, denn keiner, der eine medizinische Erziehung erhalten hat, kann ernstlich behaupten wollen, daß die Heilkunde in irgend einer Weise mit jener Praxis der physiologischen Tortur verbunden sei, oder gar durch dieselbe gefördert werde.

„Ich selbst habe meine medizinische Ausbildung in der Faculté de Médicine in Paris erhalten. An dieser Schule wird die Vivisektion täglich von den Professoren betrieben. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß die Wände dieser Hölle vom Morgen bis zum Abend von kreischendem Geschrei, Geheul und Gewinsel wiederhallen, dessen herzergreifendes Pathos keine Feder beschreiben kann. Als ich diese schauerlichen Laute zum ersten Male hörte — es ist jetzt schon lange her — nahm ich sie für das Schreien von chirurgisch operierten Kindern; so furchtbar menschlich waren sie in ihrem Ausdruck und ihrem Anflehen um Barmherzigkeit. Und jedesmal. wenn ich dort hingehe, jetzt da ich nur allzugut weiß, was sie bedeuten, zerreißen diese Laute mein Herz, und ich fühle eine leidenschaftliche Entrüstung, die um so peinlicher, da sie so vollständig unnötig ist. —

„Es ist kein Geheimnis, daß die Praxis der Vivisektion zu vielerlei Meinungsverschiedenheiten, Schwierigkeiten und Irrtümer, die sich immer vermehren, unter den Gelehrten Anlaß gegeben hat, welche die Pfade der Physiologie mit einer schweren Last falscher Schlußfolgerungen und widersprechender Theorien besäet hat. Und wenn auch unter den Millionen grausamer Experimente an lebenden Thieren, vermittelst welchen, wie ich behaupte, der Wissenschaft und dem wahren Fortschritt vielmehr ein Hindernis in den Weg gestellt worden ist, einige Wenige von nebensächlichem Nutzen gewesen wären, um einmal eine neue Thatsache festzustellen, so hätte man doch keinen Beweis dafür, daß solche Entdeckung nicht durch mehr berechtigte Mittel hätte errungen werden können; diese einzelnen Fälle versöhnen jedenfalls keineswegs mit all den Qualen der elenden Opfer und der Herzensverhärtung, der teuflischen Erniedrigung, die dadurch den noch elenderen Peinigern zu Teil wird." — —

Die berühmte Verfasserin schließt ihren Artikel mit der eindringendsten Aufforderung an das britische Parlament, doch diesem Greuel ein Ende zu machen, dadurch daß die Vivisektion, wann, wo und von wem immer verübt, in England gänzlich verboten werde.

Wir wissen nicht, ob damit etwas in der angegebenen Richtung gewonnen ward, — wir sind aber überzeugt, daß es in allen Ländern nur eine Zeitfrage ist, daß die Vivisektion gesetzlich verboten werden wird, denn die Unmenschlichkeit ist keine wahre Wissenschaftlichkeit.

Stockholm, den 25. Mai 1892. G. C.

Gerechtigkeit und Glückseligkeit.

An den Herausgeber: — Ihre Antwort im Julihefte (S. 86) macht mich sehr neugierig darauf, wie Herr Arnold das alte Rätsel von der Ungerechtigkeit der menschlichen Lebensanlgen und Schicksale lösen wird, um so neugieriger, als ich in einer andern Richtung mich mit den Anschauungen dieses, übrigens höchst verdienstvollen Schriftstellers nicht identifizieren kann. Herr Arnold verweist auf die Ausbildung zum Adepten und bezeichnet als das Mittel hierzu die „Willensverneinung". Ich kann aber nur eine Verneinung des bösen Willens acceptieren, eine Verneinung jedes Willens schlechthin würde auch die Verneinung jedes ethischen Strebens bedeuten. Das nun meint auch Arnold offenbar nicht. Warum aber nennt man denn nicht das Ding beim richtigen Namen! Oder ist das „Volk der Denker" (!) nicht im Stande einem Begriffe, der den Inhalt aller sittlichen Postulate vereinigt, einen gemeinverständlichen, vollwertigen und entsprechenden Ausdruck zu geben?

Vielleicht geben Sie einmal in Ihrer Zeitschrift Ihre Definitation dieses Begriffs und zeigen, wie man in den Alltags- und Verkehrsverhältnissen unseres heutigen bürgerlichen Lebens thatsächlich demselben gerecht werden sollte.

Glatz. **Max Krause.**



Zu der letzeren Anforderung gäbe ich gerne unseren andern Lesern und Mitarbeitern das Wort. Allgemein geredet ist wohl freilich diese Frage nicht schwer zu beantworten; es kann sich dabei doch im Wesentlichen nur um die gewissenhafte Pflichterfüllung handeln. Was aber Jemand als seine höhere und höchste Pflicht erkennt und wieweit er dabei treulich seinem Gewissen folgt, das hängt von seiner inneren Entwicklungsreife ab. Die höchste Pflicht ist wohl die, nach Kräften auch andere Menschen, und zwar vornehmlich seelisch und geistig zu fördern, wodurch man zugleich, ohne daran zu denken, sich selber am besten fördert und befriedigt. Selbstlos andere Menschen glücklich machen, ist die höchste eigene Glückseligkeit; und dies Prinzip bewährt sich auch auf allen Stufen des menschlichen Wollens, selbst in der bräutlichen Liebe. Glücklich wird besonders auch die Ehe sein, in der die Gatten streben, nicht jeder sich selbst, sondern zunächst selbstlos den andern glücklich zu sehen.

Was nun meine Begriffsbestimmung betrifft, so habe ich das, was Hans Arnold, dem Vorgange Schopenhauers folgend „Willensverneinung" nennt schon im dritten Abschnitt meiner Schrift „Lust, Leid und Liebe" als die „Lust der Weisheit" und „selbstlose Liebe" bezeichnet. Dies auch deshalb, weil ich mich dabei nicht auf eine (negative) Seite diese Strebens nach Vollendung beschränken kann, sondern vielmehr hauptsächlich auf dessen (positives) Grundwesen Gewicht lege. Thatsache ist aber freilich, daß die Willenswendung zu solcher Wesenserhebung nur im Läuterungsfeuer des maßlosen Daseinsleidens und daher in der Verneinung des persönlich dasein-Wollens ihren Anfang nimmt. Erst aus diesem Feuer erhebt sich der Wille des Vollendungsstrebens neugestaltet phönixgleich zu höherer Glückseligkeit. Jene Stimmung nun, aus der mir aller wahre und unwandelbare Seelenfrieden zu entspringen scheint, kennzeichne ich als die Wunschlosigkeit für alles eigene persönliche Dasein.

Hübbe-Schleiden.

Sonderbare Menschen.

Viele Menschen glauben aufrichtig an Gott und Engel, und sie wünschen ernstlich, einst im Himmel zu leben, was immer sie sich dabei auch vorstellen mögen. Dennoch thun jetzt diese Menschen fortwährend Dinge, die zu thun sie sich im „Himmel" schämen würden, und beschäftigen ihren Geist den ganzen Tag mit thörichten und kleinlichen Gedanken, von denen sie sich einreden, daß sie ihnen unentbehrlich seien. Werden sie ihnen im „Himmel" denn entbehrlich sein? Und warum schaffen sie sich ihren „Himmel", den sie wünschen, nicht gleich hier? Stehen sie denn etwa hier im Leben nicht vor „Gott", und sind die „Engel" hier nicht gegenwärtig? Warum leben sie nicht schon jetzt und hier, wie sie im „Himmel" leben möchten, in der Fülle ihrer Liebe zu Gott, zu allen Menschen und zu allen Wesen? Daß es dies allein ist, was in Wahrheit Freude und Frieden bringt, lehrt die Erfahrung. Warum also leben sie nicht schon jetzt hier in diesem ihrem Himmel?

W. D.

Du sollst nicht töten!

An den Herausgeber. — Ich finde, daß man mit diesem biblischen Gebote, wie mit allem, was die Bibel sagt, vollständig einverstanden sein kann. Warum aber sucht man nach einer besonderen Auslegung? Der einfache Sinn der Bibelworte sagt uns alles, was das göttliche Wort uns heißt; und jener einfache Sinn kann hier nur sein: Du sollst nicht töten, um zu töten! Der „Geist", mit dem man etwas thut — unser Wille — ist entscheidend.

Minden in Westf., 13. Juni 1892. Johannes Spannuth.

Fidus' Kunstbeilagen.

An den Herausgeber. — Daß meine Kunstbeilagen sehr verschiedene Aufnahme finden, überrascht mich nicht. Einigen gehen sie zu Herzen, woher sie kamen. Andern dagegen erscheinen sie kindisch, andern tendenziös.

Die „Frühlingsluft" also veranlaßte in einem Leser die Frage, ob das Bild überhaupt in die „Sphinx" gehöre? — Warum denn nicht?! Ist es nicht „ideal" — oder nicht „naturalistisch" genug? Vielleicht! — Aber diesen Maßstab schien der Frager nicht anlegen zu wollen. Sicherlich wollte er sich bei dem Bilde „etwas denken" und — das gelang ihm offenbar nicht. Wäre ich ein „Moderner", so hätte ich die Pflicht, den Vermessenen ob seiner Entheiligung des „Selbstzweckes" der Kunst zu fordern — wenigstens auf Tinte und Feder. Solch' ein Zeitgeistlicher bin ich jedoch nicht; nein, ein Diener dem Ewigen, der sich dem Auge in der Schönheit offenbart, das will ich sein! Die „Kunst" der Mitteilung aber übe ich weder „um ihrer selbst", noch um meinetwillen, sondern nur zu deinem Genusse, liebevoller Betrachter! Ja, ich wünsche sogar, daß du dir bei den Bildern soviel denkst, wie ich; aber verlange nicht, daß ich es immer dabei schreibe. Wäre das wohl „naturalistisch"? Sendet etwa der große Naturalist bei irgend einem Naturereignis Cirkulare aus, die den tieferen Sinn seines Gleichnisses verkünden? Und doch sagt er es jedem, der sinnend sich selber fragt.

Einem Freunde von mir fiel gleich beim ersten Anblick eine philosophische Auslegung ein: Die Lenkerin ist das Subjekt (das göttliche Ich), seine Schöpfung genießend in seinen drei Söhnen. Zuvorderst stürmt der Wille, ihm folgt die Nesseln-sehende Vorstellung und zögernd die warnende Vernunft. Der lärmende Hund könnte, im Übermute toll geworden, leicht den Dreien zum Schrecken werden und so den „Teufel" der Selbstpeinigung versinnbildlichen.

So gelehrt hatte ich es nun freilich nicht gemeint; ich sehe in solchen Bildern eine noch unverkörperte Wirklichkeit, und ich habe den Wunsch, dieselben in der Stofflichkeit anzuschauen. —

Ob ich das wohl auf diesem Planeten erleben werde?! — — **Fidus.**

Der besagte Freund war allerdings wenig glücklich in seiner Ausdrucksweise: Wille, Vorstellung und Vernunft sind jedenfalls keine parallelen Begriffe; denn die Vernunft ist ja diejenige Kraft oder wenigstens eine der Kräfte oder Kraftpotenzen, vermöge deren das „Subjekt" (die Individualität) Vorstellungen hat. Soll eine niedere Potenz zwischen Wille (kama) und Vernunft (buddhi) unterschieden werden, so könnte man Verstand (manas) sagen und mit Schleiermacher definieren: Der Verstand versteht das Sinnliche, Äußerliche, Irdische; die Vernunft vernimmt das Übersinnliche, Innerliche, Göttliche. — Noch besser wären aber die drei Knaben in jenem Bilde wohl bezeichnet als: Wollen, Wahrnehmen und Erinnern. **H. S.**

Eigentum und Ethik.

Um Mißverständnissen vorzubeugen erwähne ich hier, daß — wie in der Regel, so auch — die Überschrift der Korrespondenz des Herrn Max Krause, welche ich im letzten Junihefte, S. 373 f., unter „Privatbesitz oder Gemeingut?" abgedruckt habe, nicht von diesem, sondern von mir gemacht wurde. Herr Krause schreibt mir, daß er den in seinem Schreiben angedeuteten Gegensatz nicht im volkswirtschaftlichen oder sozialistischen Sinne gemeint habe, sondern nur die Aufmerksamkeit des Lesers auf die ideale Seite des Eigentumsbegriffes habe lenken wollen.

Hübbe-Schleiden.



Bemerkungen und Besprechungen.

Internationaler Kongreß für Experimental-Psychologie.

Zweite Session in London, Anfang August 1892.

Die zweite Sitzungs-Periode dieses Kongresses wird am Montag den 1. August d. J. und den 3 folgenden Tagen in London stattfinden und zwar unter dem Vorsitze des Professor Henry Sidgwick in den Räumen des University College, Gower Street. Der erste Kongreß tagte bekanntlich zu Paris im August 1889.

Es werden alle Hauptzweige der heutigen Psychologie dort verhandelt werden. Außer den Hauptzweigen der Experimental-Pschologie, welche das normale Menschenwesen betreffen, sollen auch die neurologischen Untersuchungen des Menschengeistes in Betracht gezogen werden, so die der Kinder, der niedern Menschenrassen und auch der verwandten Vorgänge in Tieren, das Gesetz der Vererbung und einige pathologische Zustände. Ferner wird Bericht erstattet über die Ergebnisse des internationalen Zensus der Hallucinationen. — Für die Verhandlung über den Hypnotismus und verwandte Erscheinungen soll eine eigene Sektion gebildet werden.

Ihre Teilnahme an diesem 2. Kongresse haben die hervorragenden Psychologen aus allen Teilen der Welt zugesagt. — Die Mitgliedkarte kostet 10 sh. stlg. — Das Ehrenamt der Schriftführer haben übernommen: Fred. W. H. Myers, Leckhampton House in Cambridge und James Sully, East Heath Road, Hampstead, London, N.W.

H. S.

Die Teufelei sogenannter Wissenschaft.

Ehe Ernst von Weber von Deutschland aus in so energischer Weise den Kampf gegen die Vivisektion aufnahm, erhob in England und Frankreich die geniale, vielseitig begabte Dr. Anna Kingford ihre Stimme nachdrücklichst gegen diese verbrecherische Teufelei, und der Sturm, den sie so erfolgreich anfachte, wird sich auch nicht eher legen, als bis sein Gegenstand gesetzlich für das erklärt werden sein wird, als was er von jedem menschlichen Gefühl längst anerkannt ist. Nach der Kingsford Tode setzt in England hauptsächlich ihr Freund und Mitarbeiter Edward Maitland diesen Kampf mit der ganzen Wucht seiner Kenntnisse und beredten Darstellungsweise fort. Kürzlich bot sich ihm wieder



Gelegenheit im Londoner „Echo" vom 29. September 1891 mit einem längeren Schreiben in diesen öffentlichen Kampf einzugreifen:

Dieser brillant geschriebene Artikel ist leider zu lang, ihn hier wieder zu geben; er würde 5—6 unserer Seiten füllen. Nur ein einziger Absatz mag hier angeführt sein:

„In einigen der hervorragendsten medicinischen Schulen des Kontinents wird den Studenten schon längst gelehrt, daß sie sich auf solche Tierversuche nicht berufen können, da dieselben für den Menschenkörper nichts beweisen und nur Experimente für müßige und unexakt arbeitende Menschen sind. Dieser Widerstreit zwischen der Lehre und der Praxis in den Pariser Schulen bewog Dr. Anna Kingsford — die ihr ärztliches Studium eigens zu dem Zwecke unternahm und glänzend durchführte, um autoritativ in dieser Sache mitreden zu können, in der Hoffnung, die Menschheit von diesem faulen Schandflecke zu reinigen, und welche ihr Leben dieser Sache opferte — bewog sie, den ärztlichen Leiter des Hospitals, einen Mann von großer Berühmtheit in der Schulwissenschaft und übrigens von ganz besonders liebenswürdigem Charakter, zu einer amtlichen Erklärung über dieses schändliche Verfahren zu veranlassen. Derselbe gab ihr seine Antwort öffentlich vor dem versammelten Kolleg seiner Studenten; und diese Antwort war, daß er und seine Kollegen von der Pariser Fakultät weder behaupteten, daß die Vivisektion von irgend welchem praktischen Nutzen in der Vergangenheit gewesen sei, noch daß sie solchen Nutzen von ihr in der Zukunft je erwarteten, sondern daß sie sich derselben lediglich bedienten als eines Protestes zu Gunsten der Unabhängigkeit der Wissenschaft gegenüber der unvernünftigen Einmischungen der Geistlichkeit und der Philosophen. Wenn die Welt im Allgemeinen erst den hohen intellektuellen Standpunkt Frankreichs erreicht haben würde, wenn der unsinnige Glaube an Gott, an die Seele und an sittliche Verantwortlichkeit erst beseitigt sein werde, dann würde die Vivisektion unnötig werden."

Man kann Maitlands Ergebnisse etwa in folgenden Sätzen zusammenfassen: 1. Die Vivisektion ist eine Tortur der Schwachen durch die Starken ursprünglich in der Hoffnung der letzteren, sich dadurch selbst einen Vorteil zu schaffen. Man that also Böses um damit etwas Gutes zu erzielen. 2. Nachgewiesenermaßen aber wird dies Gute nicht erreicht, weil die Natur, wenn man sie auf die Folter spannt, ebenso wie dies so oft bei Menschen der Fall war, nur mit Lügen antwortet. 3. Dies wird selbst von den Vivisektoren zugegeben, welche aber um ihr schändliches Verfahren zu rechtfertigen, sich zwei entgegengesetzter Argumentationen bedienen: a) In Ländern, wo nicht sonderlich christliche Anschauungen herrschen, sagen sie, daß die Vivisektion nötig sei als Protest der Wissenschaft gegen die Einmischung der Geistlichkeit und der Sentimentalität. b) In Ländern, wo streng christliche Anschauungen herrschen, sagen, sie daß der Mensch von Gott zum Herrn über die Tiere gesetzt worden sei und daß es gerechtfertigt sei, menschliche Leiden durch qualvolle Versuche an Tieren zu verhindern oder doch zu lindern. — Aber diese Versuche thun eben beides nicht! Selbst wenn sie's thäten, würde das noch nicht den empörenden Mißbrauch rechtfertigen, der auf allen Universitäten noch damit getrieben wird. Da diese unmenschlichen Teufeleien aber zugestandnermaßen gar nichts nützen, so ist keine Sprache stark genug, um ein strengstes Verbot gegen sie zu erzielen.

H. S.

Das zwanzigste Jahrhundert und das Judentum; ein „deutsch-nationales" Monatsblatt, das jetzt im zweiten Jahrgange erscheint, ist eine von den wenigen jüngeren Zeitschriften, die mit der „Sphinx" wenigstens das gemein haben, daß sie gegen die plattsinnige „realistische" Zeitströmung im Leben und in der Kunst auftreten und ankämpfen. Das positive Ideal, welches „das XX. Jahrhundert" sich als Strebensziel vorsetzt, ist das Deutschtum. Deutsches Wesen, deutsches Recht, deutsche Gesinnung werden hier in der kräftigsten, wenn auch wohl nicht immer schönsten Weise zum Ausdruck gebracht. Nur in einer Hinsicht sind diese Monatshefte sehr „modern" und ganz dem echten alten deutschen Geist und Wesen abgewandt; sie schließen die dem deutschen idealen Sinne von jeher vertraute Erfahrung des Übersinnlichen und Mystischen aus. Über das Diesseits hinaus giebt es für diese Monatsschrift, wie für die andern heutigen Preßorgane auch, nur noch den Glauben, kein Erleben, Sehen, Wissen und keine philosophisch stichhaltige Lösung unseres Daseinsrätsels.

Wenn uns aber auch „das XX. Jahrhundert" nicht auf dies Gebiet der weit größeren und wichtigeren Hälfte unseres Daseins folgt, so finden wir in ihm vor allem doch einen der tüchtigsten Bundesgenossen im energischen Kampfe gegen jede Form des praktischen Materialismus und gegen den Mangel an idealer Gesinnung im Leben und im Denken. Diesen unsern gemeinsamen Gegner nun, die sittlich-geistige Entartung des ideallosen Interessenwesens, nennt „das XX. Jahrhundert" „Judentum", eine denominatio a potiori, welche allerdings seit 40 Jahren schon in Deutschland so gebraucht wird, doch wohl kaum mit Recht. Daß sich ein praktischer Materialismus in dem viel älteren, schon versprengten und verfallenden Volke semitischer Rasse häufiger findet als in dem noch jugendfrischen, lebenskräftigen Germanentum der westarischen Rasse, ist begreiflich. Dennoch scheinen mir die Frage des praktischen Materialismus und die Judenfrage zwei durchaus verschiedene Dinge. Jenes ist keine Rassenfrage, diese ist es ausschließlich (auch nicht etwa eine religiöse); jene geht das deutsche Volk wie jedes andre an, diese hauptsächlich die Juden selbst.

Solange nämlich diese fortfahren, sich als ein eigenes Volk und eine fremde Rasse innerhalb der anderen Nationen abzusondern, dürfen sie sich nicht beklagen, wenn sie hierzulande ebenso mißliebig sind und angefeindet werden, wie etwa die Neger in den Oststaaten von Nord-Amerika und die Chinesen in den Weststaaten. Und wenn, wie man behauptet, die Alliance israélite nur Interessen und garkeine Ideale verfolgte, so wäre offenbar die Idealen zustrebende Geisteskultur unserer arischen Rasse durch die Wirksamkeit dieser internationalen Alliance israélite sehr viel schwerer bedroht als etwa durch die Anarchisten; denn jene ist tausendfach mächtiger als diese, und wenn jene zur Weltherrschaft gelangte, so wäre es dann mit allem Idealismus auf der Erde ein für allemal aus, während durch anarchistische Revolutionen doch höchstens der Fortschritt zur Verwirklichung unsrer Kultur-Ideale aufgehalten werden könnte; und vielleicht nicht einmal das, vielleicht könnte sogar für die solche Verwüstungen noch überlebenden, geistig gereiften Menschen daraus mittelbar eine um so schönere Kulturblüte erstehen. Die arische Rasse ist noch für Jahrhunderte imstande, Idealen nachzustreben; daß aber die semitische wirklich nur Interessen vertreten könnte, das ist doch höchst unwahrscheinlich.

Wäre aber dieses selbst der Fall, so beträfe es doch nicht jeden einzelnen Juden. Mir scheint es ferner, daß durchschnittlich der Jude alles, was er anfaßt, sei's im Guten, sei's im Bösen, mit beff'rem Erfolge durchführt, und daß die Anfeindung der Juden hauptsächlich durch Neid und Mißgunst angefacht wird. Auch ist nicht zu leugnen, daß manche der jüdischen Eigenschaften (wie Beharrlichkeit, Verstandesklarheit, Selbstbeherrschung u. s. w.) uns Germanen zur Nacheiferung anreizen

sollten. — Vielleicht wird den Juden schwerer in sich zu entwickeln nur das Eine, was der Mystiker die „Liebe“ nennt, die Triebkraft zur „Wiedergeburt aus dem Geiste“; daß aber thatsächlich manche Juden ganz denselben höchsten Geistesidealen nachstreben, wie wir, davon habe ich hinreichende Beweise. Und in diesem Sinne bitte ich auch die Israeliten unter unsern Lesern, diese Frage „ohne Zorn und ohne Eifer“ zu behandeln, damit deren allseitige Aufklärung nicht immer mehr behindert werde. Mag die Judenhetze durch die ethnologischen Ursachen auch noch so sehr entschuldbar sein, so erscheint uns aller Haß doch immer häßlich; auch können wir nicht vergessen, daß Christus, das Menschenideal, unter den Juden geboren ward und daß ihm, wenn er heute unter uns erschiene, von der deutschen Polizei und der christlichen Kirche sicherlich eine verhältnismäßig noch viel schlechtere Behandlung zu Teil werden würde, als sie ihm bei den Juden widerfuhr.

Die irrtümliche Verquickung dieser Frage mit der Bekämpfung des praktischen Materialismus scheint uns vor allem noch deshalb um so viel schädlicher, weil dadurch nur der eigentliche Feind, der sittliche Schandfleck unseres eigenen Volkes verhüllt und der Angriff gegen ihn auf einen fremden „Prügeljungen“ abgelenkt wird. Sachlich sind wir jederzeit und überall mit der rücksichtslosesten Bekämpfung jedes praktischen Materialismus und alles ideallosen Interessentums im Leben sowie in der Kunst, im Strebertum und im Geschäftsbetrieb vollkommen einverstanden. Aber durch solche (negative) Bekämpfung allein verwirklichen wir auch noch nicht unsere Ideale, sondern nur durch (positives) Bessermachen — dadurch, daß wir alle Interessenwirtschaft selbst thatsächlich überwinden und das deutsche Volk aufrütteln, sich für höheres Streben zu begeistern. Hübbe-Schleiden.

Wo liegt die Wahrheit?

Das Wort „unerkennbar“ ist nicht menschlich; und Goethes Besorgnis, wir würden auf alles Forschen ein für allemal verzichten, wenn wir nicht im Glauben beharrten, das Unbegreifliche sei begreiflich, war grundlos. Die Skeptiker und Positivisten z. B. geben an, diesen Glauben nicht zu haben, und dennoch forschen sie, weil sie Menschen sind und nicht anders können. Daß das Resultat ihres Denkens ein negatives ist, soll uns nicht irre machen. Im Gegenteil. Die Skeptiker und ihre Geistverwandten wissen ja sehr gut, daß sie sich widersprechen und genau so dogmatisch sind, wie ihre Gegner, — dennoch halten sie an ihren Lehren fest, und gerade hierin liegt der Beweis, daß das Bedürfnis, etwas zu glauben, sei es auch nur, daß man an nichts glauben soll, dem Menschen angeboren ist.

Das Problem, um dessen Lösung es sich handelt, seitdem die Menschheit angefangen hat zu denken, d. h. wohl seitdem sie überhaupt existiert, ist der Ursprung des individuellen Lebens, das Verhältnis des Individuums zum Absoluten, des Menschen zu seinem Gott. Die Frage, was Gott selbst sei — „wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“ — ist fast interesselos im Vergleich zu der: „was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen? Wo geht er hin?“ Die Antwort darauf sind die verschiedenen Religionen und metaphysischen Systeme. In allen ist Wahrheit und Irrtum. Beides auseinander zu halten; jene zu begründen, diesen zu beseitigen; aus den besonderen Wahrheiten die eine allgemeine und ewige herauszuschälen: — dies ist die Aufgabe des Denkens.

Es fragt sich nur, welche sind die Lehren, von denen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß sie der Wahrheit am nächsten stehen? Offenbar diejenigen, welche uns bis jetzt am wenigsten getäuscht haben und zu denen man sich bekennen kann, ohne der Vernunft zu entsagen, noch unser religiöses und moralisches Gefühl zu beleidigen. Das Körnchen Wahrheit der exoterischen Religionen und der

offiziellen Wissenschaft und Philosophie wiegt deren Irrtümer und Ungereimtheiten nicht auf. Hier also würde man vergebens nach einem Aufschluß des Menschenrätsels suchen. Und so bleibt dem Forscher nichts übrig, als von den betretenen Wegen des Wissens und Glaubens abzulenken und seinem Ziele auf entlegeneren und weniger bekannten Gebieten nachzujagen, d. h. — nach der Meinung der „besonnenen" Mehrheit — sich auf Holzwege zu begeben oder gar sich zu verirren. Diese Holzwege sind die geheimen Religionslehren und Wissenschaften: wenn überhaupt, so ist die Wahrheit nur von ihnen aus zu erreichen.

So urteilt Eugène Nus in seinem neuesten, ebenso geistvollen als unterhaltenden Buch[1]), worin er, nach einer negativen Kritik des neueren Pantheismus und Positivismus, die hauptsächlichsten esoterischen und mystischen Lehren des Altertums und der neueren Zeit bespricht und aus ihnen einen Schluß auf die Bestimmung des menschlichen Daseins zu machen sucht.

Wir können, sagt er (S. 263), uns das individuelle Leben nicht als „erschaffen" denken: es ist anfangslos und endlos, insofern es im Weltprinzip, in der Gottheit selbst wurzelt: die Menschen sind, ihrem Wesen nach „Kinder Gottes" und ewig wie dieser. Darin stimmen alle esoterischen Religionen überein, und auch das evangelische Christenthum, indem es uns lehrt, Gott als „Vater unser" anzurufen (S. 270). Von Natur der Gottheit ebenbürtig, erwarten wir mit Zuversicht auch demgemäß in der Welt behandelt zu werden. „Man" ist uns Gerechtigkeit schuldig, wie wir sie unseren Mitmenschen schuldig sind. Der Ausdruck dieser ewigen Gerechtigkeit ist das Weltgesetz der stetigen Vervollkommung, angewandt auf die individuellen Wesen Der Leser, sieht, wo Nus hinaus will: Die Idee der Reinkarnation, sagt er (S. 271), ist die unabweisbare Konsequenz der aus dem Begriff des Lebens notwendig sich ergebenden Entwicklungslehre. — R. von Köber.

Omnitheismus.

Unter diesem Titel veröffentlichte, wie sich unsere Leser erinnern werden, Arthur D'Anglemont sein großes und bedeutendes Werk, dessen ersten Band[2]) wir im vorigen Jahrgang der „Sphinx" angezeigt und in den Hauptpunkten geschildert haben. Er handelte von dem unendlichen Stufenreich der Wesen, deren Gesamtheit das Weltall bildet und in denen die all-eine Gottheit sich offenbart.

Alles ist göttlichen Ursprungs und in Gott; daher ist allen Wesen das Element oder Prinzip des Göttlichen gemeinsam. Jedes nimmt, in seiner Weise, teil am göttlichen Sein. Dieses Ur-Sein ist die Quelle aller Vernunft und alles Lebens; es kann demnach schlechterdings nichts Totes und Chaotisches in der Welt geben, d. h. nichts, das nicht beseelt und vernunftgemäß wäre. „Beseelt", „vernunftgemäß" sind Eigenschaften, welche eines Trägers bedürfen. Ein solcher ist der Körper, oder vielmehr die Körperlichkeit im allerweitesten Sinne des Wortes. Die Seele beherrscht den Körper, wie sie selbst von der Vernunft — dem eigentlichen Funken Gottes oder dem Stellvertreter der Gottheit in der Schöpfung — beherrscht wird. Diese drei Prinzipien lassen sich von einander nicht trennen; auch im kleinsten und niedrigsten Gliede der Weltenhierarchie ist ihre Einheit nachweisbar.

Woran erkennen wir, daß etwas körperlich ist? An seiner Substantialität oder Materialität. Woran, daß es beseelt ist? Offenbar daran, daß es lebt. Und daß eine Vernunft im All-Leben waltet und dieses durchgängig bestimmt? An nichts

[1]) A la Recherche des Destinées. Paris, bei Marpon & Flammarion. 303 Seiten 8°.

[2]) Omnithéisme; Dieu dans la science et dans l'amour. Le Fractionnement de l'Infini. Synthèse de l'Être. Paris 1890. („Sphinx" XII 69, September 1891, S. 181 ff.)



anderem als an der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit, welcher wir auf allen Gebieten des geistigen und Naturlebens ohne Ausnahme begegnen. Substanz, Leben und Gesetz: — dies sind, nach D'Anglemont, die realen Korrelate der drei ebengenannten Abstraktionen — der Körperlichkeit, der Seele und der Göttlichkeit („divité") — und bilden nicht mehr, wie diese, die notwendigen Prinzipien des (bloß gedanklichen oder metaphysischen) Seins, sondern des wirklichen Daseins oder der Natur, welche also als eine Erscheinung Gottes, als eine sinnliche Darstellung oder Realisierung jener zahllosen idealen Formen des all-einen Seins zu fassen ist.

Die Natur, in dieser Weise verstanden — als unlösbare, in der Ewigkeit begründete und allgegenwärtige Synthese und Harmonie von Substanz, Leben und Gesetz —, ist nun der Gegenstand, dem D'Anglemont den uns jetzt vorliegenden zweiten Band[1]) seines Werkes widmet. Er hat unsere Erwartungen nicht nur nicht getäuscht, sondern sogar übertroffen, und wir stehen mit Bewunderung vor seinem umfassenden naturphilosophischen System, das neben einem großen Reichtum neuer und weittragender Ideen die vollendetste formale Durchbildung und Gliederung zeigt, und in dieser Beziehung über das ihm geistverwandte Jean Reyeauds („Terre et Ciel") zu stellen ist.

Der Verfasser beginnt mit der Betrachtung des höchsten Prinzips der Natur, dem der Gesetzmäßigkeit. Das Gesetz ist die unmittelbare Kundgebung des schöpferischen Willens und der das Ganze und Einzelne ordnenden, erhaltenden und leitenden Weisheit und Gerechtigkeit Gottes. Daher ist in der Schöpfung nichts, das als zufällig, willkürlich, „wunderbar" oder unnütz angesehen werden dürfte. Ein Band verknüpft alle Wesen; ein vorherbestimmter, unveränderlicher Plan, in der ewigen Vernunft entworfen, liegt allem Dasein zu Grunde, und nicht ein Atom ließe sich verschieben, ohne daß die Weltharmonie dadurch gestört würde.

Der letzte Zweck der Schöpfung ist die Vollkommenheit und Glückseligkeit aller Geschöpfe. Jener uranfängliche göttliche Weltplan muß demnach diesem Zweck entsprechen, d. h. die unverbrüchlichen Gesetze, die den Lauf der Natur regieren, müssen so beschaffen sein, daß das Leben und die Schicksale der ihnen unterworfenen Wesen sich notwendig den göttlichen Absichten gemäß gestalten. Die höchst sinnreiche und feine Ableitung dieser Naturgesetze (S. 76—133) gehört zu den besten Partien unseres Buches.

Der Leser begreift, daß, wenn einmal in einem philosophischen System Vollkommenheit oder Vollendung als Endzweck der Welt gesetzt wird, den Mittelpunkt des Systems kein anderes Prinzip einnehmen kann, als das der Entwickelung. Demzufolge muß auch das Gesetz des Fortschritts für die höchste Form der allgemeinen Gesetzmäßigkeit und für den deutlichsten Ausdruck der göttlichen Vernunft gelten. So bei D'Anglemont. Er unterscheidet drei im menschlichen und untermenschlichen Leben stets zusammenwirkende Momente in der Entwickelung jedes Wesens: die leicht nachweisbare und von der Naturwissenschaft längst als Thatsache anerkannte und der Abstammungstheorie zu Grunde liegende Verwandlung oder Metamorphose der Individuen („le Transformisme", S. 226—46), die Wiederverkörperung oder Wiederkehr derselben Individualität in derselben Welt (Reïncarnation, „Carrières corporelles alternantes", S. 247—55), und die Wanderung von einer Welt zur anderen oder den Übergang in neue, immer höhere Sphären in einer ihnen entsprechenden neuen körperlichen Form („Transmigration", S. 257 bis 261).

Die Notwendigk it der Wiederverköperung folgt nicht allein aus dem Prinzip der Entwickelung, sondern auch aus der göttlichen Gerechtigkeit, welche zwar die

[1]) Les Harmonies universelles. Synthèse de la Nature. Paris (Comptoir d'Édition) 1891. 592 Seiten.

Tilgung aller Schulden verlangt, jedoch, im Gegensatz zur menschlichen Gerechtigkeit, in ihrer Strafe weder Rache ausübt, noch das vernünftige Maß überschreitet und jeden, früher oder später, rehabilitiert (S. 109 ff.). Unsere Seele, sagt D'Anglemont (S. 250 f.), gleicht darin der Pflanze, daß auch sie periodisch sich verjüngt und neu bekleidet, und nur allmählich alle die Kräfte entfaltet, welche in ihr noch schlummerten, da sie, als bloßer Keim, auf ihrer Wanderung durch die Natur, zum erstenmal die Stufe der Menschheit betrat. Diejenigen, welche die Lehre von der Wiederverkörperung der Wesen als eine zu „phantastische", der „wissenschaftlichen" Weltauffassung widerstreitende beanstanden, sollten einmal versuchen, die Thatsachen, die ganz besonders für sie sprechen, ohne ihre Hilfe, lediglich auf „natürlichem", „wissenschaftlichem" Wege zu erklären — Thatsachen, wie z. B.: das Auftreten eines Genies oder überhaupt eines im Guten wie im Bösen ungewöhnlichen Individuums; unverschuldetes Leiden, unverdientes Wohlergehen; den Tod soeben geborener Wesen u. dgl. m.! Wir zweifeln nicht, daß ein solcher Versuch diesen bedächtigen Männern — wenn sie nur unbefangen genug und gegen sich aufrichtig sind — das Geständnis abzwingt, jene Thatsachen würden ohne die Voraussetzung einer Reïnkarnation ungleich wunderbarer als diese selbst, ja Wunder in des Wortes eigentlicher Bedeutung sein, insofern sie alle von einer Aufhebung des Weltgesetzes der Notwendigkeit alles Geschehens zeugen würden.

Im letzten Teile seines Buches, der sich mit der Substanz, ihren Arten und den verschiedenen Kräften, welche an diese gebunden sind, beschäftigt, setzt D'Anglemont seine Ansichten über den Hypnotismus, organischen Magnetismus und Mediumismus auseinander (S. 439—508). Dieser Abschnitt bietet ebenfalls sehr viel Interessantes und Vortreffliches, und bildet ein selbständiges Ganzes, so daß der Verfasser wohlgethan hat, ihn einzeln, als Broschüre, herauszugeben.[1])

Das Werk schließt mit der Betrachtung der Substanz übermenschlicher Wesen, welche letzteren, wie wir schon früher bemerkt, D'Anglemont mit „Engel" und „Erzengel" bezeichnet, ohne jedoch, wie er ausdrücklich betont, den gewöhnlichen kirchlichen oder irgend welchen dogmatischen Sinn an diese Namen zu knüpfen.

❦

D'Anglemont setzt rüstig sein Werk fort. Soeben geht uns auch schon der dritte Band[2]) zu. Dieser enthält die Lehre von der menschlichen Seele und dem Denkvermögen, und zeichnet sich durch dieselben vortrefflichen Eigenschaften aus, die wir schon an seinen beiden Vorgängern rühmend hervorgehoben haben. Besonders wertvoll sind in dem neuen Buche die feinen psychologischen Beobachtungen und (im Abschnitt über die „Liebe", S. 298—345) die meisterhafte Deduktion und Definition der Leidenschaften. — Interessant und tief ist ferner des Verfassers Auffassung des „Genies" und die Erklärung einiger mystischer Phänomene, z. B. des zweiten Gesichts, aus der genialen Intuition (S. 437—442).

Seine uns bekannte Lehre von der Wiederverkörperung stellt D'Anglemont auch in diesem Bande ausführlich und überzeugend dar (S. 696 ff.). **R. von Koeber.**

❦

Goethes „Stirb und werde!"

Das bekannte und so oftmals angeführte Gedicht aus dem I. Buche von Goethes „Westöstlichem Diwan", auf welches Dr. von Koeber in diesem Hefte S. 106 sich mit vollem Recht beruft: „Selige Sehnsucht", verstehe ich ganz anders als Düntzer. Mir scheint nicht der mindeste Zweifel darüber zulässig, daß Goethe darin einzig und

[1]) L'Hypnotisme, le Magnétisme, la Médiumnité scientifiquement demontrés. Extrait des „Harmonies Universelles".

[2]) L'Ame Humaine et le Fonctionnement de la pensée. Paris (Librairie des sciences psychologiques) 1892. 792 Seiten.

allein die Sich-selbst-Wiedererzeugung des Kindes in der Begattung der Eltern dargestellt hat, uns eben dies als seine esoterische Erkenntnis lehrt, „die man nur den Weisen sagen solle, weil sie die Menge nicht verstehen kann, und sie deshalb, wie gewohnt, verhöhnen wird."

Die Kindes-Individualität ist „das Lebendige, das nach Flammentod sich sehnet", ist der „Schmetterling", der einst aus einer Raupe, d. i. aus einem auf Erden wandelnden Menschen entstand und nun seit seinem letzten leiblichen Tode bis zu seiner neuen Geburt des stofflichen Leibes frei und ledig war. „Keine Ferne macht ihn schwierig" (vgl. hierzu meine Ausführungen in „Lust, Leid und Liebe" S. 49, auch 42—43); „er kommt geflogen", und sobald das Kind in den Zeugungskreis der Eltern „gebannt" wird, ist es wie ein „Schmetterling, der sich im Licht verbrennt". „In der Liebesmächte Kühlung, die das Kind zeugt und wo es sich zeugt, überfällt es fremde Fühlung", nämlich die leibliche Berührung mit den Eltern und deren Begattung; und diese sich selbst wiederverkörpernde, zeugende Berührung mit den Eltern nennt Goethe eine „höhere Begattung", welche die Kindes-Individualität aus der (vom stofflichen Standpunkte betrachtet) „Finsternis" durch ihr „neues Verlangen" nach „rosigem Licht" in das stoffliche, irdische Dasein wieder hineinzieht. — Nur wenn man dies Gedicht so versteht, hat auch das „Stirb und Werde!" in dem letzten Verse einen klaren Sinn. **Hübbe-Schleiden.**

J. CH.

Mehrere Anfragen nach der Bedeutung des Christuskopfes in unserm letzten Hefte und dessen Unterschrift beweisen mir, daß die Bedeutung dieser Kunstbeilage nicht verstanden worden ist. Daß dieser Kopf in vieler Hinsicht von dem konventionell Hergebrachten abweicht, hat sogar einige behindert, in dem Kopfe einen Christus zu erkennen, trotzdem auf der gegenüberstehenden Seite das Sprichwort angeführt war: „Verflucht, wer außer Gott Ich sagt!" Daß außerdem die Buchstaben J und CH die Initialen von Jesus Christus sind, hätte vielleicht auch den einen oder andern zu dem Gedanken an einen Christuskopf führen können. Doch dies ist freilich nur ein sogenannter „Zufall" oder eine Spielerei mit Buchstaben. Es hat mich aber gewundert, daß manche unserer Leser noch nicht wissen, daß es sich bei aller wirklichen Mystik nur um dieses göttliche Ich handelt. Dieses (Atma) in sich zu verwirklichen durch unablässiges Ringen und Üben, das ist der ganze Zweck und das einzige Ziel des Lebens und Strebens aller wahren Mystiker. **H. S.**

Wiederverkörperung in der neueren Litteratur.

Bitte an unsere Leser.

Mit Bezug auf die vorstehende Einsendung, sowie auf Dr. von Koebers Aufsatz in diesem Hefte über „Goethes Ansichten von der Unsterblichkeit" in Aussicht genommene Verfolgung des Gedankens der Wiederverkörperung in der neueren Litteratur fordern wir unsere Leser auf, uns alle ihnen bekannten oder neu begegnenden Äußerungen über Wiederverkörperung in den weniger allgemein beachteten Dichtungen und Prosa-Schriften der neueren und neuesten Litteratur nachzuweisen. Es genügt dazu manchmal schon eine Postkarte, adressiert an den unterzeichneten Herausgeber. Wir bitten aber möglichst genau die Namen der Verfasser, die Buchtitel, die Ausgaben und deren Seitenzahlen anzugeben.

Neuhausen bei München. **Hübbe-Schleiden.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XIV, 79. September 1892.

Glückseligkeit.

Empirischer, ethischer und religiöser Optimismus.

Von

Hübbe-Schleiden.

> Selig sind, die geistig arm sind, denn sie sind in ihrem Himmelreiche.
> Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden.
> Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.
>
> Matthäus V, 3. 6. 9.

Geschwätz! — Märchen-Schwank? — Nein, thörichtes Geschwätz in alt-modischen Phrasen! Das war der Eindruck, den mir die Lesung von Wildenbruchs „heiligem Lachen" hinterlassen hat. Nun ist Wildenbruch mit seinem „Lachen" schon sogar von seinen eignen litterarischen Parteigenossen tot gemacht; und einen Toten noch töter zu machen, das ist Sache eines Falstaffs. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, Wildenbruch hier zu erwähnen; denn ich billige seine optimistische Tendenz. Er möchte offenbar gern seinen Mitmenschen nützen, möchte sie nicht bloß erheitern, sondern sie auch weiser und besser machen. Er verkennt doch aber wohl den bittern Ernst, der allem echten Pessimismus, so im Leben wie auch in der Kunst, zu Grunde liegt; und die Thatsachen des allseitigen Leidens, die wieder in den menschlichen Unvollkommenheiten, Unwahrheiten und Unschönheiten ihren Grund haben, sind doch nicht aus der Welt zu „lachen" und sind auch am wenigsten dadurch zu bessern, daß man sie um ihre „Prinzipien betrügt". Im Gegenteil, nur eben durch den Pessimismus selbst sind sie zu überwinden, nur dadurch, daß man sich ihrer immer klarer und aufrichtiger bewußt wird, und mit Mut und Ausdauer die Schäden bessert.

Jene oberflächliche Frivolität aber, die auch in Deutschland tonangebend ist, das ist gerade die Gesinnung, welche Schopenhauer „ruchlos" nannte, wenn er sagte[1]):

„Wo der Optimismus nicht etwan das gedankenlose Reden solcher ist, unter deren glatten Stirnen nichts als Worte herbergen, erscheint er mir nicht bloß als

1) „Welt als Wille rc." 2. Aufl. I, 584 f.

eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkart, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit."

Und diese „ruchlose" Gesinnung wird, so wie im Dasein jedes Einzelnen, auch einmal für ganze Gesellschaftskreise ein Ende mit Schrecken nehmen. Das ist zweifellos!

Hat aber, so fragen wir nun, der Pessimismus wohl eine mehr als relative, teilweise Berechtigung? Gilt er absolut und unbedingt, wie seine namhaften Vertreter sagen?

Nein, keineswegs! Eine Berechtigung hat der Pessimismus überhaupt nur in dem Sinne der Erkenntnis, daß alle selbstische Daseinslust und aller Eigenwille früher oder später zum Leiden führt und daß das Leiden auch zur Läuterung des Menschen und zu seiner höheren Glückseligkeit notwendig ist, also ein Mittel des Daseinsprozesses. Gänzlich unbegründet aber ist der absolute Pessimismus, der das Leiden für den Selbstzweck alles Daseins hält, und das Nicht-Dasein der Welt ihrem Dasein unbedingt vorzieht.

Eduard von Hartmann, der Hauptvertreter des Pessimismus, meint zwar[1]):

„Die neuerlichen litterarischen Diskussionen über den Pessimismus haben den zweifellosen Gewinn gebracht, daß der triviale Optimismus einschließlich des intellektualistischen (d. h. künstlerischen und wissenschaftlichen) Optimismus als ein von allen denkenden Deutschen aufgegebener Posten zu betrachten ist, daß die empirische Berechtigung des Pessimismus nachgerade als eine nur noch von vorurteilsvollen und beschränkten Köpfen angefochtene Wahrheit gelten kann, und daß sich die Verteidigung des eudämonologischen Optimismus von jetzt an lediglich auf die Verteidigung des ethischen und religiösen Optimismus unter voller Anerkennung des empirischen Pessimismus zu beschränken hat."

Mit nichten! Hartmann und sein zahlreiches Heer von verzweifelnden Zweiflern und von echten und unechten Schopenhauerianern werden vielmehr in allen ihren hauptsächlichsten Positionen glänzend durch die Thatsachen geschlagen. Die Thatsachen, auf welche Hartmann sich beruft, sind keine wirklichen, sondern sind nur seine eigenen und seiner Anhänger Illusionen. Die wirklichen Thatsachen rechtfertigen nicht einmal den empirischen Pessimismus im uneingeschränkten Umfange, sondern nur für ganz bestimmte Zeiten und Umstände, noch viel weniger aber lassen sie einen ethischen und einen religiösen Pessimismus zu.

Allerdings ist fast jedes Menschenleben voll Leid, nicht richtig aber ist, daß das Leben an sich Leid sei und daß das Leid in jedem Leben überwiege. Ganz im Gegenteil ist Leben an sich Lust, denn es beruht nur auf dem Lebenwollen, also auf der Lust am Leben; und die Lust ist eben Lust und nicht Leid. Alles Streben ist immer Lust und gewährt auch nur oder doch überwiegend Lust, solange es keine Hindernisse findet oder diese überwindet, kurz, solange es seine Ziele erreicht und immer neuen Zielen zustrebt.

Daß dieses so ist, weiß nicht nur jeder unbefangene Mensch, das

[1]) Das sittliche Bewußtsein, 2. Aufl., S. 672.

beweist auch schon der Gebrauch des Wortes „Lust" für beides, für das Streben oder Wollen und für die Freude-Empfindung, so „Lust haben, etwas zu thun"; und ebenso wird auch „sich freuen" in beiderlei Bedeutung gebraucht, wenn es z. B. heißt: „sie freuen sich, Böses zu thun"[1]), d. h. sie wollen es, sobald sie es können, und dies gewährt ihnen Befriedigung, Freude; es ist ihre Lust.

Im XIII Kapitel seiner „Philos. d. Unb." anerkennt auch Hartmann, daß alle Stadien des Strebens wirklich Lust sind, und daß eben aus dieser und durch diese Lust alles Menschendasein besteht; er erklärt nur alle Bestrebungen der Lust für Illusionen. Ja, was wäre denn nicht Illusion im Menschenleben? Trotzdem aber sind sie nicht weniger real und weniger befriedigend, als Leid und Schmerz in ihrer Unbefriedigung real empfunden werden.

Schopenhauer meint[2]): „Wenn das Leben, im Verlangen nach welchem unser Wesen und Dasein besteht, einen positiven Wert und realen Gehalt in sich hätte, so könnte es gar keine Langeweile geben, sondern das bloße Dasein an sich selbst müßte uns befriedigen." Freilich beglückt auf die Dauer kein Stillstand im Leben, sondern nur das Werden und das Streben; Langeweile ist nur zeitweiliger Mangel an Werdetrieb. Nur die Erreichung des höchsten, letzten Ziels der Vollendung, das All-sein im Ewigen, ist über alles weitere Wollen, Streben und Langweilig-sein erhaben. Bis dahin aber ist alles Streben an sich Lust; auch das Erreichen jedes richtig gewählten Zieles auf den Zwischenstufen alles Daseins bis zum letzten Ende gewährt Lust; wird dann der Zustand auf einer solchen Zwischenstufe langweilig und unbefriedigend, so erstrebt der Wille wieder ein anderes, ein höheres Ziel, und dieses Streben ist dann wieder Lust.

Sehr mit Recht sagt Schopenhauer[3]) — und auch Hartmanns „Pessimismus" ist durchweg eine theoretische und praktische Bestätigung dieser Thatsache —: „Im gleichen Maße, wie die Erkenntnis zur Deutlichkeit gelangt, das Bewußtsein sich steigert, wächst auch die Qual, welche folglich ihren höchsten Grad im Menschen erreicht und dort wieder um so mehr, je deutlicher erkennend, je intelligenter der Mensch ist." Einerseits wird durch das Leid die Schärfe und die Klarheit des Bewußtseins immer mehr entwickelt und damit eben das Leid immer klarer erkannt, die Unlust immer stärker empfunden, andrerseits wird aber alle Leidempfindung gerade durch diesen klar gewordenen Verstand mehr und mehr überwunden, je mehr dieser sich in das Bereich der höheren Vernunft erhebt; denn allerdings dient alles Leid dazu, das Menschenwesen zu veredeln und zu vertiefen, aber wie wir gleich weiter ausführen, fühlt sich der ethisch und der religiös gesinnte Mensch erhoben über alles Leid.

Das hier Gesagte ist in volkstümlicher Kürze schon in den Seligpreisungen der Bergpredigt ausgesprochen:

[1]) Sprüche 2, 14. Ebenso auch 1. Kor. 13, 6 und vielfach sonst.
[2]) „Welt als Wille rc.", 2. Aufl. I, 307. —
[3]) Ebenda I. 365, ähnlich auch 319 und vielfach.

Selig sind, die geistig arm sind, denn sie sind in ihrem Himmelreich; — und
Selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Zu den „geistig Armen“ gehören in der belebten Welt nicht bloß alle Pflanzen und Tiere, sondern auch alle nicht von ihrem Intellekt beherrschten Menschen, also alle Naturvölker, und unter den sogen. Kulturvölkern alle spielenden und scherzenden Kinder, alle unbefangenen Erwachsenen, kurz, alle außer einer kleinen Handvoll, — höchstens je einer von tausend jetzt auf der Erde lebenden Menschen. Nicht $1^1/_2$ Millionen Menschen empfinden Leid lebhaft, nachhaltig, über den Augenblick hinausgehend und so, daß es ihnen die Lebenslust trübte, so lange sie noch leben können; bei den Naturkindern und Tieren ist dies ohnehin niemals der Fall.

Soweit der empirische Optimismus; nun weiter der ethische!

Alles Leid dient nur dazu, den Menschen zu höherer Glückseligkeit zu leiten, denn es lehrt ihn, daß nur eigennütziges Glücksuchen Leid bringt oder eignes Mißgeschick als Leid empfinden läßt.[1]) Schon die Teilnahme an fremdem Unglück bringt, soweit sie mit dem aufrichtigen Wunsche verbunden ist zu helfen und zu lindern, jenen Wärmestrahl des innern Wohlgefühles mit sich, den jedes selbstlose, sich selbst vergessende Wohlwollen im Gefolge hat. In demselben Maße daher, wie mit der zunehmenden Verstandesklarheit das persönliche Leid schärfer und schwerer empfunden wird, in demselben Maße nimmt die Leidempfindung auch wieder ab mit der schwindenden Selbstsucht; und sie wird schließlich überwunden durch selbstlose Liebe oder durch begeisterte Hingabe an große, hohe, unselbstische Ziele, wie dies alles echte Märtyrertum beweist.

Anfangs, solange noch der Intellekt, die bewußte Überlegung des Menschen, mitarbeitet, um ihm den Genuß der Selbstverleugnung zu ermöglichen, bringt dies ihm im Kampfe mit seiner Selbstsucht wenigstens einen positiven Überschuß an Glückseligkeit. Je mehr aber seine Seele an innerem Adel zunimmt und ihr die Selbstlosigkeit zur unbewußten „anderen Natur“ wird, so daß aller „Selbst“-Überwindungskampf ganz ausgeschlossen bleibt, um so reiner und positiver wird dabei auch der Gewinn an Glückseligkeit. Ist dies doch immer so, wenn man seiner inneren Natur getreu handelt! Und daß Selbstlosigkeit wahre Glückseligkeit gewährt, das weiß aus eigener Erfahrung jeder, der nicht ganz in

[1]) Nur in dem einen Sinne kann der innerlich herangereifte Mensch als „Pessimist“ erscheinen, daß er in persönlicher Wunschlosigkeit und in der auf sich selbst Verzicht leistenden Liebe das einzige Glück und wahren Frieden findet. Alles eigne Leid aber, das seine Persönlichkeit noch empfindet, wird ihm dazu dienen, fremdes Leid stets um so wärmer mitzuempfinden, und es wird ihn treiben, andern um so williger zu helfen. Dabei wird er sich jedoch stets gegenwärtig halten, daß alles äußere Leid der Menschen zu lindern für sie nur einen indirekten Zweck und Nutzen haben kann, insofern solche Hilfe ihnen ermöglicht aufzuatmen und sie zum Nachdenken Kraft und Zeit gewinnen läßt. Mehr als bloß subjektiven Wert für den Helfer hat seine äußere Hilfe nur dann, wenn sie ihm als Gelegenheit dient, um den Leidenden auf Ursache und Zweck des Leidens und auf das richtige Verhalten zur Befreiung von demselben hinzuweisen.

seinen persönlichen und familiären Interessen aufgeht; und wer es noch nicht weiß, dem kann man nur dringend den Versuch damit zu machen anraten![1])

Dieser Erfolg wird sogar schon rein subjektiv erzielt, wenn man nicht einmal das Glück der andern sieht, das man bewirkte. Für die weniger Feinfühligen wächst allerdings die eigene Glückseligkeit noch mit derjenigen der anderen, für die man wirkte. Unter allen Umständen jedoch ist die selbstlose Liebe zweifellos die höchste Lustempfindung, die ein Mensch überhaupt empfinden kann; denn übertroffen wird sie nur durch die Glückseligkeit des verwirklichten Zieles der Vollendung, doch dann ist der Vollendete schon nicht mehr bloß ein Mensch.

Angesichts dieser Thatsache, die jeder wohlgesinnte, gutwillige Mensch kennt oder tagtäglich durch Erfahrung lernen kann, ist ferner unbegreiflich jeder Zweifel an der völligen Berechtigung des sogenannten evolutionistischen und sozial-eudämonistischen Optimismus, also an der Überzeugung, daß dereinst der Zustand der gesamten menschlichen Gesellschaft ein glückliches Zusammenleben werden wird. Wenn erst alle Menschen die ethische Glückseligkeit erstreben und dann mehr und mehr in sich verwirklichen, so daß ein jeder nur der Andern Glück sucht und in diesem seine eigene Glückseligkeit empfindet, warum sollten dann nicht alle glücklich sein? War dies nicht wiederholt schon annähernd der Fall? Sind nicht Beweis dafür solche Gemeinden wie die der ersten Christen? Wenn daher auch die gegenwärtige Kulturwelt Leo Tolstoi nicht versteht und ihn verlacht: Recht wird er doch behalten, wenn auch erst nach vielen, vielen tausend Jahren.

Von dem ethischen Optimismus unterscheidet man den religiösen — ganz mit Recht; denn die selbstlose Liebe ist zwar ein Symptom, ein Merkmal auch der wahren Religiosität, aber nicht deren Wesen. Es kann ein Mensch sehr wohl selbstlos und opferfreudig sein und doch nicht religiös; er kann empirischer und ethischer Optimist sein und doch nichts von Religiosität wissen und wissen wollen. In den Glückseligpreisungen der Bergpredigt ist dieser Unterschied der ethischen und der religiösen Art der Seligkeit in den zwei ersteren und den zwei letzteren der folgenden Verse gekennzeichnet:

> Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden!
> Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!
>
> ❦
>
> Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!
> Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!

[1]) Gänzlich unbegreiflich ist, wie Kant Glückseligkeit und Sittlichkeit für eine „Antinomie", für gegensätzliche Begriffe erklären, ihre ursächliche Verbindung für unmöglich halten und „moralische Glückseligkeit" als eine widerspruchsvolle Wortverbindung, einen Selbstwiderspruch bezeichnen konnte. („Kritik der prakt. Vernunft", ed. Rosenkranz und Schubert IX, 220, 233, auch VIII, 147, 217, 249.) Ein so vollständig auf das Sinnliche, Selbstsüchtige beschränkter Gebrauch des Wortes „Glückseligkeit" ist doch wohl willkürlich und heutzutage unbegründet; und auch „Sittlichkeit" nur in der äußeren Pflichterfüllung, nicht aber in der Selbstlosigkeit desjenigen zu finden, der persönlich wunschlos ist, dafür ist heute noch weniger Grund vorhanden.

Religiosität ist die Geistesgemeinschaft, die den Menschen mit der Gottheit „verbindet“ (religāre). Wahre Religiosität ist aber nicht das bloß „intellektuelle“ (verstandesmäßige) Bewußtsein dieser Gemeinschaft oder innersten Wesenseinheit der eigenen Individualität mit der Gottheit, in der wir alle „leben, sind und weben“; ja, Religiosität wird auch noch nicht allein erfüllt durch das lebendige Gefühl des liebevollen und gerechten Waltens der göttlichen Weltordnung: ihr eigentliches Wesen ist vielmehr das Streben, selber ganz in die Gottheit aufzugehen und ihr Wesen wie ihr Walten ganz in sich zu verwirklichen. Kurz, der Kern der Religiosität ist Mystik (religĕre: Gott in sich selbst erkennen).

Die potentielle Veranlagung dazu (das „Ebenbild Gottes“ oder den „Gottesfunken“) trägt ein jeder in sich; und es ist allerdings zuerst wohl wünschenswert, daß man sich dieser Veranlagung auch intellektuell bewußt werde (obwohl vielleicht nicht immer nötig), um sie zu entwickeln. Aber erreicht wird dieses Ziel nur durch die praktische Verwirklichung dieser göttlichen, allumfassenden Potenz im Wesen der eigenen Individualität, wie dies die Evangelien in Jesus darstellen, der, bildlich redend, von sich sagt: „Ich und der Vater sind eins!“[1])

Daß dieses Ziel der Vollendung eines Meisters (oder Christus) im individuellen Erdenleben nicht allein erreicht werden kann, sondern sogar nur so eine Verwirklichung dieses Zieles da ist, versteht sich ganz von selbst. Natürlich schwindet in jedem Augenblicke der Erhebung in das absolute Sein der Gottheit das Bewußtsein und Gefühl jeder eigenen Individualität; da es im Weltdasein jedoch nichts giebt, noch geben kann, was nicht individuell ist, so kann auch das absolute Sein stets nur auf Grundlage einer Individualität realisiert werden. Und daß dieses der höchste Inbegriff aller Glückseligkeit ist, das ist ebenso selbstverständlich!

Nur ein Meister allerdings erreicht diese Vollendung, nur der, der schon mit den Anlagen zu einem „Meister“ geboren wird; aber jeder, der nur wirklich sich der eignen göttlichen Natur bewußt wird, dies in seiner Liebe zu der Gottheit in sich selbst und allen andern Wesen fühlt, der wirklich glaubt, daß er diese Einheit auch dereinst lebendig in sich selbst realisieren wird und der in froher Hoffnung die Erhebung seines Wesens in das Ewige, in den Gottesfrieden anstrebt, — der empfindet in demselben Maße schon diese Glückseligkeit und diesen unerschütterlichen Frieden. Wer davon in sich noch nichts erfahren hat, dem ist nur wieder zu empfehlen, dieses ernstlich anzustreben. Goethe hat dies wohl empfunden, als ihm sein „Nachtlied“ des Lebens-„Wanderers“ in den Sinn kam:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest!

[1]) In wissenschaftlich oder philosophisch exakter Sprache ist dies die praktische Verwirklichung des abstrakten Monismus: das als Individualität lebende Ich realisiert in sich die letzte, absolute (unbedingte) und unwandelbare Wirklichkeit.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Am allerwenigsten von allen Menschen kann ein wahrhaft religiöser Mensch ein Pessimist sein, denn ihn verläßt nie jene Liebe, jener Glaube und jene Hoffnung des Mystikers, von der eben die Rede war.[1]) Kein praktisch entwickelter Mystiker wird sich auch jemals ärgern; er müßte sich schon völlig vergessen und sich selber untreu werden. Wenn ein solcher Mensch sich je zum Ärger hinreißen läßt, so büßt er für den Augenblick seine Selbstbesinnung ein; so lange ist er dann kein Mystiker.

Für solchen wahrhaft religiösen Menschen giebt es auch kaum eine Unterscheidung von empirischem, ethischem und religiösem Optimismus, denn diese drei Stufen sind höchstens drei Stadien einer und derselben Entwickelungsbahn. So wenig er selbstsüchtig sein kann, und wie ihm auch die Bethätigung seiner selbstlosen Liebe nie ein Opfer ist, das ihm pessimistisch stimmen könnte, sondern ihm ein selbstverständliches Bedürfnis, eine Lust ist, so nimmt er auch in naturgemäßer Weise teil an aller Lust und aller Freude, die sich ihm im unbefangenen Leben mit und in der Natur darbietet; er freut sich mit dem spielenden Kinde, er jubelt mit der aufsteigenden Lerche, und er genießt mit der duftenden Blume dankbar froh den warmen Sonnenschein.

Mit dem bisher gegen den Pessimismus und für den Optimismus Gesagten könnte ich diese Ausführungen schließen, wenn es nur darauf ankäme, den Irrtümern der Pessimisten die richtigen Behauptungen entgegenzustellen.[2]) Nun drängen sich aber dem selbstdenkenden Menschen dabei so tief eingreifende Fragen des Warum? Woher? Wozu? und Wie? auf, daß man diese nur dann abweisen könnte, wenn man sich bloß mit der Oberfläche äußerer Erscheinungen begnügen wollte. Vor allem sind es wohl die beiden folgenden Erwägungen, die sich hier am schwersten abweisbar aufdrängen:

[1]) Wenn Eduard von Hartmann wiederholt eine „Unseligkeit Gottes" lehrt, so ist dies der Vernunft nach ebenso irrig, wie dem Gefühle nach irreligiös. Befremdlich ist mir andererseits, wie Hartmann in seinem „Sittlichen Bewußtsein" und noch mehrfach sonst die sich an das Gefühl auch des gewöhnlichen Volkes wendenden, aber dichterisch anschaulichen Darstellungsformen der Evangelien mit einem Ernste kritisiert, der sich gerade so komisch ausnimmt, wie wenn ein Universitätsprofessor in einer Kleinkinderbewahranstalt docieren wollte.

[2]) Was zur Begründung des Pessimismus alles schon geschrieben wurde, ist ein solcher Rattenkönig von Irrtümern, von thatsächlich unrichtigen Behauptungen und Schlußfolgerungen, daß man schon ein sehr dickes Buch schreiben müßte, wollte man nur alle Hauptsachen erörtern. Doch das ist wohl heute nicht mehr nötig! Haben doch die Bücher der Gelehrten und zumal der Philosophen (im Gegensatz zur Dichtung und zur Kunst) fast gar keinen Einfluß auf die Geisteskultur. Sie bewirken diese nicht, sondern sie registrieren sie nur und dienen (besonders zukünftigen Zeiten) als Quelle symptomatischer Schlagwörter; wie denn überhaupt der Intellekt gar keine andere Bedeutung für die Erscheinungen des Kulturlebens der Völker hat. Bewirkt werden Kulturfortschritte nur durch den Willen, geleitet von Gefühlen und Intuitionen, und durch Thaten praktisch eingreifender Männer.

1. Wie ist es möglich, so wird jeder Unbefangene fragen, daß ich solche Stufe des religiösen Mystikers erreiche, die mich thatsächlich über alle ernste Leidempfindung erhebt? Was soll es nützen, daß ich nach solch einem Ziele der Vollendung strebe, wenn ich doch bei den mir gegebenen Anlagen und unter den mich bindenden Verhältnissen und Umständen gar keine Aussicht habe, dies Ziel auch nur annähernd in mir zu verwirklichen? Und weiter:

2. Woraus sollte ich wohl solche Hoffnung schöpfen und den Glauben an ein solches Ziel entnehmen in dieser Erdenwelt, in der alle natürlichen und menschlichen Verhältnisse auf Unvernunft und Ungerechtigkeit begründet scheinen? Woher sollte ich auch nur die Macht nehmen, für mich selbst wenigstens Vernunft und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen? Oder wie sollte ich etwa sonstwie in der Welt das Walten von Vernunft und von Gerechtigkeit erkennen können?

In der Beantwortung aller dieser Fragen muß ich mich hier kürzer fassen, als es eigentlich wohl wünschenswert und nötig wäre:

I. Die drei heute herrschenden Anschauungen, die althergebrachte Kirchenlehre, der sinnliche Materialismus und der verwaschene Pantheismus haben das Eine mit einander gemein, daß sie die Entwickelungsmöglichkeit der Individualität auf deren gegenwärtiges Erdenleben beschränkt wähnen. Für die Kirchenlehre folgt nach dem Tode nur ewige Belohnung oder Strafe und für die Materialisten und die Pantheisten — gar nichts! Bei diesen hat der Intellekt ganz oder doch fast gänzlich das natürliche Gefühl ihrer Unsterblichkeit ertötet. Nun ist das aber der Hauptirrtum, in den sich die Geisteskultur der europäischen Rasse verrannt hat, während alle anderen Völker aller Zeiten und sogar die größten Männer unserer eigenen Rasse wußten und noch wissen, daß jede Individualität so lange und so oftmals wiederkehrt, bis sie das Ziel ihrer Vollendung erreicht hat.

Eine andere Art der Unsterblichkeit kennt der Spiritismus. Dieser lehrt, daß jede Persönlichkeit in einem geistigen Leben nach dem Tode fortbesteht, und dann sich in Jahrhunderte langer Entwickelung bis zu hohen Stufen der Vollendung erheben kann. Auch diese Lehre halte ich für richtig. Aber sie bezieht sich nur auf die Persönlichkeit, nicht auf die Individualität; und jede Persönlichkeit ist selbstverständlich an die Anlagen des Geistes und Charakters, mit denen sie geboren ward, sowie auch an die Umstände und Führung ihres Erdenlebens gebunden. Daraus aber ist von selbst klar, daß das hierbei zu erreichende Entwickelungsziel nicht absolute Vollendung, sondern nur ein relatives, sehr verschieden hohes und wohl in den meisten Fällen nur ein sehr beschränktes sein kann.

Ein Jesus (Christus) freilich konnte schon in seinem Leben oder doch unmittelbar nach seinem Tode die höchsten Stufen der Vollendung verwirklichen, ein Paulus und vielleicht auch ein Giordano Bruno wenigstens sehr hohe wohl nach längerer Zeit der Läuterung; niemals aber wird ein gewöhnlicher Botokude, Hottentott oder Papua oder auch verkommene Europäer, wie ein Nero oder Ravachol, es als solche Persönlichkeiten sehr

weit bringen können. Wenn nun diese mit ungünstigen Anlagen geborenen und in ungünstigen Lebensumständen entwickelten Individualitäten nicht wieder und immer wieder geboren würden und immer aufs neue wieder die Gelegenheit hätten, sich besser zu entwickeln, wie sollten solche unglücklichen Individualitäten dann wohl jemals zur Vollendung gelangen können?[1])

Wenn nicht jeder auch für sich die Möglichkeit, ja, die Gewißheit sähe, einst einmal mit ebensolchen angeborenen Anlagen wie ein Jesus von Nazareth auf die Welt zu kommen, Anlagen des Geistes und Charakters, die es ihm ermöglichen, die göttliche Vollendung des Geistmenschen zu erlangen, so hätte überhaupt dies sittlich-religiöse Streben nach Vervollkommnung gar keinen Sinn; und wo es sich trotzdem findet, macht es dem richtigen, intuitiven Gefühle des so Strebenden mehr Ehre, als der Klarheit seiner bewußten Vernunft.[2]) — Nur wer diejenige Entwickelungsstufe erreicht hat, welche die christliche Mystik, „die Wieder**geburt** aus dem Geiste" nennt, nur der braucht nicht wieder **verkörpert** zu werden, obwohl dies freiwillig fast jeder thun wird, um auch anderen voranzuhelfen.

II. Nun aber weiter: Herrschen Liebe und Gerechtigkeit in der Weltordnung oder nicht? Und wenn doch, wie zeigen sie sich?

Auch diese Fragen beantwortet die Erkenntnis der Wiederverkörperung und **nur** diese.[3]) Aber hier genügt nicht mehr der Blick in die Zukunft, die im späteren Leben alle anscheinende Ungerechtigkeit ausgleicht; zur Erklärung dessen, daß die Menschen mit so ungleichen und ungenügenden Anlagen auf die Welt kommen und so viel „unverschuldetes" Leiden durchzumachen haben, müssen wir von der Gegenwart auf die Vergangenheit zurückschließen.

Obwohl Goethe sich in seinen späteren Jahren immer mehr zur Erkenntnis der Wiederverkörperung aufschwang, beweisen doch so manche seiner früheren Dichtungen, wie schwer er sich zu ihr hindurch zu ringen hatte. Hat doch selbst er auch dem Pessimismus in seiner krankhaftesten Form, dem religiösen Pessimismus, das Meisterlied gesungen, welches er dem Harfenspieler im „Wilhelm Meister" in den Mund legte:

---

[1]) Daß die Wiederverkörperung Thatsache ist und **wie** sie auf Grundlage heutiger naturwissenschaftlicher Anschauungen zu denken ist, habe ich in meiner Schrift: „Das Dasein als **Lust, Leid** und **Liebe**" (bei C. A. Schwetschke u. Sohn, Braunschweig 1891) dargestellt.

[2]) Ganz thöricht ist die hiergegen gemachte Einwendung, daß solches Streben selbstsüchtig sei, also dem sittlichen Gefühle des Strebenden **gar** keine Ehre mache. Solches Streben würde erfolglos sein, wollte es nur der eigenen Individualität dienen, im Gegenteil, nicht nur gleiche Gerechtigkeit, sondern auch Solidarität umfaßt alle. Am schwersten haben es die Pioniere, die vorangehen, aber sie arbeiten nie für sich allein, sondern für alle; die vorangehen, müssen alle anderen nach sich ziehen.

[3]) Wenn irgend jemand eine bessere oder eine andere Lösung unseres Daseinsrätsels und der anscheinenden Grausamkeit und Ungerechtigkeit der ungleichen und unvollkommenen menschlichen Anlagen und Schicksale weiß, den bitte ich dringend, sich damit zu melden. Er soll willkommen sein!

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Für den nachdenkenden Menschen ist es gar kein Trost, wenn er sich bei sehr vielen Leiden, die er zu tragen hat, sagen muß, daß er sie durch sein eigenes Thun selbst verschuldet hat, denn wenn er mit besseren Anlagen des Geistes und Charakters auf die Welt gekommen wäre, so würde er dieser Verschuldung entgangen sein; hätte er von vornherein vernünftigere Einsicht gehabt, so hätte er keinen Unverstand bethätigt, und hätte er nur reine und edle Neigungen gehabt, so hätte er nichts Unrechtes, Selbstsüchtiges gethan. Und nicht nur sind ihm seine Anlagen ohne sein Bewußtsein angeboren, auch die meisten seiner Lebensumstände und Schicksale sind ganz ohne sein Zuthun zustande gekommen; und doch leidet er unter den Folgen; auch sieht er in den meisten Fällen nicht einmal die Möglichkeit, im Laufe seines Lebens das Verfehlte wieder gut zu machen. Ist das nicht eine brutale Grausamkeit der Weltordnung?

Wahrlich, wer seinen individuellen Willen auf sein gegenwärtiges Leben beschränkt wähnt, ohne bewußtes Vordasein und ohne bewußtes Wiederleben seiner Individualität nach dem Ausleben seiner jetzigen Persönlichkeit, der muß, wenn er nachdenkt und nicht leichtsinnig dahinlebt, Pessimist sein, und er muß es bleiben, bis er jene Rätsellösung in der Erkenntnis der Wiederverkörperung findet!

Oder kann er ohne diese wohl Gerechtigkeit erkennen in der völligen Ungleichheit der Geburtsanlagen und der Lebensschicksale aller Menschen?! Einzelne haben von vornherein einen gut gearteten Charakter, glänzende Geistesanlagen und werden von glücklichen Umständen und Schicksalen durchs Leben getragen; die meisten andern Menschen aber werden mit mehr oder weniger ungünstigen, schlechten und häßlichen Charakteranlagen, mit trüben, mangelhaften Geistesfähigkeiten und in kummervollen Verhältnissen geboren. Nicht ein Prozent der Menschen sind mit ihrem Lebenslos zufrieden, und sie wünschen sich die Gaben und die Schicksale von andern Menschen, die selbst wieder wünschen und erstreben was ihnen fehlt.

Wie sehr verschieden aber und fast immer unzureichend sind vor allem die Gelegenheiten und die Mittel, die den Menschen zu ihrem Vorankommen auf dem Wege der Vervollkommnung geboten werden! In den weitaus meisten Menschen wird im Laufe ihres Lebens nicht einmal das Bewußtsein solches Strebens geweckt; es tritt ihnen nie etwas nahe, das sie in einer sie packenden Gestalt darauf hinweisen könnte. Einigen, wenigen Auserwählten nur eröffnet sich der Weg zum Ziel und hebt sie

früher oder später hinauf über die Masse der gewöhnlichen Erdenkinder. Und wie verschieden sind auch unter diesen wieder die Gelegenheiten, die sich ihnen bieten! Einer hat es leicht, es fällt ihm alles wie von selber zu, er hat von vornherein die rechte Führung und braucht diese kaum, weil er den rechten Weg von selber findet; andere haben es überaus schwer, vergebens suchen sie ihr Leben lang den rechten Weg und rechte Führung, fallen dabei von einem Irrtum in den andern und begehen Unverstand über Unverstand, bis sich zuletzt auch ihnen wohl der rechte Weg erschließt, aber erst wenn es fast für sie „zu spät" erscheint und ihre Lebenskraft erlahmt ist, — und doch fehlte es ersichtlich diesen nicht an dem gleich guten Willen wie dem ersteren.

Alle diese und unzählige andere Thatsachen, aus deren Rätseln sich das ganze Weltdasein und vornehmlich das Menschenleben zusammensetzt, vermag die Kirchenlehre ebensowenig wie der Materialismus und der Pantheismus in Einklang zu bringen mit dem jedem unbefangenen Menschen innewohnenden Gefühl, daß Liebe und Gerechtigkeit die Weltordnung beherrschen. Wenn nicht ein jeder Mensch mit allen seinen Anlagen und allen Schicksalen des Lebens, in das er unbewußt hineingeboren wird, nicht sein eigenes Entwickelungsprodukt wäre, wenn er nicht die Ursachen zu alle dem in früheren bewußten Willensäußerungen seiner eigenen Individualität gegeben hätte, wenn vielmehr seine Schicksale willkürlich bestimmt und seine Seele, so wie sie jetzt ist, bei seiner Geburt geschaffen wäre von einem „eifrigen Gotte, der die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte oder vierte Glied"[1]) (Creatianismus), oder auch schon bei der Urschöpfung (Traducianismus), oder wenn die Individualität des Kindes — wie es der Materialismus und der neuere Pantheismus lehren — das Erzeugnis der Eltern wäre, die dem Kinde Leib und Leben geben (Generatianismus), wenn weiter also auch die Anlagen eines Christus nur absichtliche Fügungen Gottes oder des sogenannten „Zufalls" wären, nicht aber Entwickelungsprodukte, die ein jeder sich durch immer neue Verkörperungen allmählich erwerben kann und zu erwerben hat: dann wäre freilich wohl ein hoffnungsloser Pessimismus vollauf gerechtfertigt. Dann wäre die Weltordnung nicht Gerechtigkeit und Liebe, sondern Willkür und sinnlose Quälerei. Dann gäbe es in dieser Welt der Ungerechtigkeit auch keine Aussicht darauf, daß sich Alle mit der Zeit das gleiche Maß höchster Glückseligkeit erringen können und erringen werden.

Nun ist aber dies **nicht** so: die Geburtsanlagen und die Schicksale der Menschen entspringen **nicht** aus der unverantwortlichen Willkür „Gottes" oder des Zufalls, sondern wie alles andere in der Welt, so sind auch sie die Wirkungen von völlig gleichwertigen (adäquaten) Ursachen. Was also jetzt das individuelle Bewußtsein eines Menschen leidet und genießt, dazu muß — wenn nicht in dem gegenwärtigen, dann — in früheren Leben der bewußte (sog. „freie") Wille eben dieser selben

[1]) 2. Mose 20, 5; auch 34, 7, sowie 4. Mose 14, 18 und 5. Mose 5, 9.

Individualität die Ursachen gegeben haben. Jeder war und ist sein eigner Schöpfer und sein eigner Richter, dessen Urteile die göttlichen Naturgesetze unbedingt vollstrecken.

Jeder fühlt und weiß, daß seine Geburtsanlagen, seine Geistesfähigkeiten, sein Charakter, seine Umstände und alle seine Schicksale die Entscheidung und Bethätigung seines „freien“ (bewußten) Willens wesentlich bedingen und beeinflussen. Wenn nun nicht eben jene Anlagen und Schicksale auch nur Wirkungen, Folgen der Entscheidung und Bethätigung des „freien“ (bewußten) Willens seiner Individualität in früheren Leben wären: wie könnte dann wohl irgend jemand für sein Wollen, Denken, Reden, Thun und Lassen überhaupt verantwortlich gehalten werden, sei es weltlich oder göttlich?!

Die modernen Realisten bestreiten auch gerade dies, eben weil unzweifelhaft der Mensch vollständig das Produkt seines „Milieu“, seiner Umgebung und seiner Verhältnisse ist; darin haben sie ganz recht. Nicht recht jedoch haben sie darin, diese Kausalität auf das gegenwärtige Leben beschränkt zu wähnen. Jeder ist vielmehr das Selbstprodukt seiner Entwickelung durch alle seine Verkörperungen hindurch von seinen ersten Anfängen an.

Aus der Verkennung dieses einen Haupt-Gesichtspunktes, daß die in jeder einzelnen Individualität verkörperten Kräftebündel oder Kausalitätsverknüpfungen oder Funktionen der Gottheit nicht mit ihrer gegenwärtigen Erscheinung (oder Verkörperung) in der Sinnenwelt ihren ersten Anfang und ihr letztes Ende haben, sondern sich durch alle denkbaren und möglichen Darstellungsformen hindurch entwickeln, — aus der Verkennung dieser Thatsache allein ergeben sich fast alle weiteren Irrtümer, in welche die Pessimisten verfallen. So ist, um hier nur ein Beispiel zu nennen, in Hartmanns Buch über den „Pessimismus“ wohl besonders lesenswert sein Schlußabschnitt über die mehrfache „Bedeutung des Leides“; und doch fehlt darin dessen hauptsächlichste Bedeutung, nämlich die für die Individualitäten und damit für den Sinn des ganzen Weltprozesses. Zwar gipfelt Hartmanns feinsinnige Auseinandersetzung in dem Nachweis, daß „es kein Leid giebt, welches nicht segensreich werden könnte, wenn der Mensch es als ein ihm zur ethischen Bearbeitung gegebenes Material erfaßt“.[1]) Aber das ethische, selbstlose Verhalten kann doch nicht Selbstzweck des Weltdaseins sein, und auch die daraus geschöpfte Glückseligkeit empfindet man niemals als Selbstzweck, sondern nur als selbstverständliches Ergebnis. Der Zweck des Daseins ist vielmehr, wie jeder religiöse Mensch fühlt oder weiß, die göttliche Vollendung der Individualität, ihre Vereinigung mit Gott, ihr Aufgehen in die Gottheit. Nur zum Zweck dieser Vollendung und ihrer Glückseligkeit, die schon im Streben nach diesem Ziele reichlich empfunden wird, dient das Leid. Dieses hilft dem Menschen (oder vielmehr der Individualität) sich

---

[1]) Ed. v. Hartmann: „Die Begründung des Pessimismus,“ 2. Aufl., Leipzig 1892, bei Wilhelm Friedrich, S. 348, 352, 367.

von den niedrern Zielen ab und auf das höchste hinzuwenden, sich von der niedrern, bloß natürlichen Glückseligkeit zur höheren, sittlich-geistigen aufzuschwingen.

In meiner Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe"[1]) habe ich den Entwickelungsgang der Individualität als einen Kreislauf durch den Weltprozeß hindurch versinnbildlicht. In dieser Veranschaulichung entspricht das Leid, welches die Individualität in ihrem ganzen Weltdasein empfindet, nur der verhältnismäßig geringen Schwierigkeit von einer Strebensrichtung, der dem Materiellen zugewandten, auf die andern, dem Geistigen und Göttlichen sich zukehrenden, hinüberzukommen.[2])

Daher kann auch nie, wie Hartmann meint, das Leid für die Individualität zu viel sein, denn wenn den Menschen noch das Leid hindert und gar „erdrückt", so ist das nur ein Beweis, daß er die Sinnesrichtung der religiösen, mystischen Glückseligkeit sich noch nicht zu eigen gemacht hat. Daß aber Leiden „korrumpierend und degradierend wirkt", erscheint nur so der äußerlichen, oberflächlichen Betrachtungsweise. In Wirklichkeit ist der dabei sich zeigende Vorgang nur der, daß dadurch nur das unentwickelt in der Individualität Schlummernde herausgebracht wird, um so überwunden zu werden; denn zur Vollendung kommt niemand, wenn er nicht alle Schwächen hinter sich gelassen, alle Irrtümer erkannt und alle Schlechtigkeiten als der bessern Natur seines höheren Selbst widerstrebend durchkostet hat. Aber es kann deshalb auch sehr leicht möglich sein, daß der gerichtete Verbrecher schon in einer Entwickelungsphase begriffen ist, die der ihn verurteilende Richter, und vor allem die ihn pharisäisch richtenden Zuschauer alle erst in ihren nächsten Verkörperungen durchzumachen haben werden.

Außerdem kommen hierbei freilich noch sehr viele andere Gesichtspunkte, wie die der Entwöhnung, der Erstarkung, der Anpassung und auch der des Auslebens der Persönlichkeit nach dem Tode in Betracht, die zu erörtern hier aber viel zu weit führen würde. Unerläßlich für die Ausführung dagegen drängt sich hier noch eine andere Frage auf.

Daß die meisten Menschen in ihrem gegenwärtigen Leben noch zu gar keiner tieferen Einsicht kommen und manche erst, wenn es scheinbar „zu spät" für sie ist, „zu spät" nämlich für ihr jetziges Leben, dies erklärt sich daraus, daß die Einsicht nur Sache der Wesensreife jeder Individualität ist. Nur die Pioniere gehen voran, die große Masse der Menschenwesen kehrt wieder und immer wieder, bis eben die Gesamtheit allmählich nach unendlicher Zeit zur Einsicht kommen wird und damit dann auch die nur im Herden-Bewußtsein Lebenden und sich den Vorurteilen der herrschenden „Mode", Dogmen und Autoritäten Unter-

---

[1]) Braunschweig 1891, bei C. A. Schwetschke u. Sohn.

[2]) Die Überwindung des „toten Punktes"; L. L. L. 124—126, 134. Die „Pessimisten" sind diejenigen, welche besonders schwer an dieser Überwindung ihres „toten Punktes" gegenwärtig arbeiten. Sie schließen nun von ihrem eigenen Zustande mit Unrecht auf das ganze übrige Weltdasein.



werfenden. — „Zu spät“ aber kann es nie sein; der Tod ist ja kaum eine Unterbrechung, in den meisten Fällen vielmehr eine Förderung.

Nun wird aber sehr oft die Frage eingewendet: Ist es nicht unsinnig, daß wir jedesmal ohne Erinnerung unsrer früheren Leben und ohne das erfahrene Bewußtsein, das wir als reife Erwachsene hatten, mit jeder neuen Geburt gleichsam wieder von vorne anfangen? Wie reimt sich dieses zu der göttlichen Vernunft und der Gerechtigkeit der Weltordnung?

Wir fangen aber thatsächlich niemals von vorne an, denn in den Anlagen des Leibes, Geistes und Charakters, mit denen wir geboren werden, sowie in den Umständen und Schicksalen, in die wir uns hineingesetzt finden, sind all unsere früheren Errungenschaften und die Wirkungen all unsres früheren Thuns und Lassens vollständig erhalten und wieder verkörpert. Man kann daher unsere Geburtsanlagen auch als unsere „unbewußten Erinnerungen“ bezeichnen. Daß uns aber das Bewußtsein aller Einzelnheiten unserer früheren Leben fehlt, ist ein für uns notwendiger Segen. Mit solchem Erinnerungsballast wäre ein Fortschritt fast ganz unmöglich; die Scham über unsere Fehler, Laster und Verbrechen, denen wir uns in den früheren Leben hingegeben haben müssen, um sie haben überwinden zu können, würde uns erdrücken; und wenn wir immer die Erinnerung an die Erlebnisse mit uns fortschleppen sollten, die in uns früher Haß, Neid, Verachtung und so viele andere Schwächen wachgerufen haben: schwerlich würden wir diese überwinden können!

Daß andrerseits bloß theoretische Erkenntnis, intellektuelles Wissen, uns von Vorteil sein könnte, wenn wir es von einem Leben auf das andere mit hinübernehmen könnten, ist ein Irrtum. Alles, was dem Wesen der Individualität nicht unbewußt zur eignen „anderen Natur“ geworden ist, bleibt totes Wissen, ohne dauernden subjektiven Wert, und objektiv bleibt ja das Wertvolle in den Kulturschätzen der Menschheit aufbehalten.

Vollends aber ist es eine Selbsttäuschung, wenn einer meint, Bewußtsein und Erinnerung der Erfahrungen eines früheren Lebens würden ihn bewahren vor der Wiederholung alter Thorheiten und Laster. Wenn sein inneres unbewußtes Wesen sie noch nicht ganz überwunden hat, so schützt ihn im gegebenen Augenblicke der Versuchung auch nicht die Erinnerung früherer Erfahrungen. Lehrt doch das gegenwärtige Leben schon, daß diese nichts nützt! Jetzt *hast* du die Erinnerung und doch begehst du dabei noch zum zehnten und hundertsten Male dieselben Fehler — bis du eben dich von ihnen ganz *entwöhnt* hast!

Viel wichtiger und förderlicher als das ängstliche Zurückschauen auf den schmutzigen Weg, den man durchwatet hatte, ist das hoffnungsfrohe Aufwärtsblicken zu den lichten Höhen des *einen* Zieles, welches zu erstreben alle Leiden, alle Mühen hundertfältig wert ist. Jeder Erfolg in diesem Streben ist der überzeugendste Beweis für die Stichhaltigkeit dieses *mystischen „Optimismus“*!



Sprüche in Versen.

Von

Hans Arnold.

❦

Verwechslung.

Ist's nicht der reine Hohn,
Daß man hält Konfession
So oft für Religion?

❦

Christentum.

Um Nächstenliebe zu üben,
Muß Selbstsucht zunächst zerstieben.
Drum ist erst der ein Christ,
Der wirklich selbstlos ist.

❦

Wollen und Sollen.

Was man soll,
Das man woll';
Eigner Will'
Schweige still.
Nur wer so
Thut, wird froh
Und allmählich
Glückselig.

❦

Unnötige Mühe.

Wo man sich nicht kann selber erziehn,
Da thun sich andre vergeblich bemühn.

❦

Selbstbildung.

Vorzügliche Schule und sicherer Weg,
Sich anzueignen Manieren,
Ist der Umgang mit Tölpeln, der eindringlichst lehrt,
Wie sehr schlechte Sitten genieren.

❦

Wißbegierde.

Wer schnell sich wissend möcht' sehn,
Dem rat' ich vor allen Dingen,
Seine Irrtümer einzugestehn,
Dann wird es ihm schnellstens gelingen.

❦

Richtschnur.

„Was du wünschest, daß es *schein'*,
Das bestrebe dich zu *sein*."

❦

Weg zur Zufriedenheit.

Lern' weniger begehren,
So wirst du nicht entbehren.

❦

Rechte Bezeichnung.

Von der Tugend weichen
Heißt: zum Teufel schleichen.

Wesen der Gerechtigkeit.

Was der Gerechtigkeit Wesen ist? —
Daß sie immer und gänzlich vergißt
— Wenn sie will anderen raten —,
Was diese jemals ihr thaten.

Wert der Philosophie.

Der tiefinnre Wert der Philosophie läßt sich dergestalt begründen:
Sie macht es möglich, daß wir in uns uns selbst erkennen und finden.

Verwandtschaft.

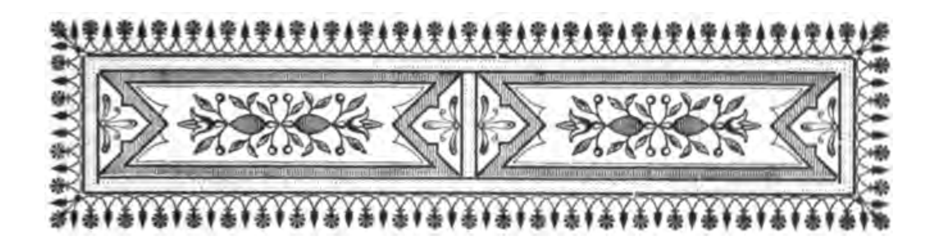
Das höchste Gut ist die Liebe. —
Wie komm' ich zur Liebe geschwind? —
Glaube, Weisheit und Liebe
Sind Großmutter, Mutter und Kind.

Aufwärts und inwärts!

Von

Frank Forster.

Wenn des Denkers Blick die Scharen
Ungezählter Sterne sieht,
Fällt ein Schauer ins Gemüt,
Doch dies ist kein Offenbaren.
Greift zum Glase auch der Weise,
Schließt sich neue Welten auf,
Folgt der Sternenheere Lauf
Auf der unermeſſ'nen Reise.
Läßt er erst sein Fernrohr sinken,
Lenkt nach innenwärts den Blick,
Welch' ein ungeahntes Glück
Sieht er strahlend dort erblinken.
Weltenbündel, unermeſſen,
Wirren nur den äußern Sinn.
Doch der einzige Gewinn
Tief in uns wird meist vergeſſen!
Nicht die bleichen Sterne zähle,
Größ'res lebt und webt in uns,
Drum der Zielpunkt alles Thuns,
Deine Welt, ist deine Seele!



Notwendigkeit und Zufall

als Objekt des Fernsehens.

Von

Carl du Prel,

Dr. phil.

Wir müssen uns nunmehr den philosophisch wichtigeren Merkmalen des Fernsehens zuwenden und untersuchen, ob die Richtungen, die es nimmt, ihm gleich leicht fallen, oder ob darin Unterschiede bestehen. Bisher hat sich bereits ergeben, daß das Fernsehen auf der Grundlage eines Interesses leichter eintritt, als ohne ein solches, daher sich die meisten Ferngesichte auf den eigenen Krankheitsverlauf und den eigenen Lebenslauf beziehen, sowie auf den befreundeter Personen. Aber von diesem Grade des Interesses abgesehen, giebt es noch andere Unterschiede in den Objekten der Ferngesichte, die vom Seher oft als Schwierigkeit empfunden und auch nicht gleichmäßig überwunden werden. Für den Seher fallen ins Gewicht:

1. Der Unterschied zwischen den im eigentlichen Sinne notwendigen und den (relativ) zufälligen Ereignissen.
2. Der Unterschied der Entfernung des Ereignisses, räumlich, wie zeitlich.
3. Der Unterschied, ob es eintreten wird durch eine Ursache im engeren Sinne, oder durch eine menschliche Handlung, also zwischen Kausalität und Motivation.
4. Der Unterschied bezüglich der Anzahl der für den Eintritt des Ereignisses bereits gegebenen Prämissen.

Das diesen Unterschieden gemeinschaftliche Merkmal, insofern es sich als Schwierigkeit erweist, muß uns einige Aufschlüsse über den Prozeß des Fernsehens liefern, über die Thätigkeit, welche vorgenommen wird, um diese Schwierigkeit zu überwinden.

Betrachten wir zunächst den Unterschied von notwendigen und zufälligen Ereignissen. Der philosophische Leser weiß, daß jedes Ereignis, welches eintritt, auch notwendig eintritt, und zwar dann, wenn der zureichende Grund für den Eintritt gegeben ist, und dort, wo die äußere

Bedingung vorliegt, unter welcher die Ursachen wirkend werden können. Im Grunde genommen giebt es also keinen Zufall; denn jedes Ereignis ist nur das letzte Glied einer Kette von Veränderungen, die alle mit Notwendigkeit ablaufen. Aber der Weltlauf besteht aus einer unendlichen Anzahl solcher Ketten, die keineswegs parallel liegen, sondern sich nach allen Richtungen durchkreuzen. Innerhalb dieser allgemeinen Notwendigkeit können wir also von zufälligen Ereignissen reden, nämlich von solchen, die im gleichen Zeitpunkt zusammentreffen, ohne miteinander in einem Kausalitätsverhältnis zu stehen.[1])

Wenn ein Schiff auf der Fahrt nach Amerika zu einer bestimmten Minute sich an einer bestimmten Stelle des Oceans befindet, so haben verschiedene Ursachen zusammengewirkt, um diese räumliche und zeitliche Bestimmtheit herbeizuführen. Wenn nun aber zu eben jener Minute an eben dieser Stelle ein Meteorit herabfällt, so ist auch dies nur das letzte Glied einer unendlich langen Kette von Veränderungen, die bis in die fernste Vergangenheit unseres Sonnensystems zurückreicht. Zufällig aber ist, daß das Schiff vom Meteoriten getroffen wird, d. h. der Kreuzungspunkt der beiden Ketten an diesem Ort und in dieser Zeit. Jedes Ereignis in der Welt ist also notwendig, aber nur in Bezug auf Eines, seine Ursache; zufällig aber in Bezug auf alles andere. Insofern könnte man den Zufall, als den zahlreicheren Faktor, mit größerem Recht den Beherrscher der Welt nennen, als die Notwendigkeit. Friedrich der Große nannte ihn „S. Majestät der Zufall". Die Notwendigkeit könnte nun aber nicht mehr einen teleologischen Weltlauf regeln, wenn neben ihr noch ein so unteleologisches und mächtiges Prinzip, wie der Zufall, herrschen würde; dieser hätte die Übermacht über die Notwendigkeit. Davon ist aber das Gegenteil der Fall: die Weltentwicklung ist trotz des übermächtigen Zufalls eine aufsteigende. Dies und das monistische Verbot, zwei Beherrscher der Welt aufzustellen, nötigt uns, auch den Zufall in Notwendigkeit aufzulösen, sei es im Sinne der Bibel, welche Gott durch den „Zorn des Zufalls" eingreifen läßt, oder der Anschauung Schopenhauers, welcher sagt: „Man könnte den sehr transcendenten Gedanken fassen, daß diesem mundus phaenomenon, in welchem der Zufall herrscht, durchgängig und überall ein mundus intelligibilis zum Grunde läge, welcher den Zufall selbst beherrscht."

Wie das zu denken ist, hat Schopenhauer sehr klar ausgedrückt. Er nennt den Zufall das Zusammentreffen in der Zeit des kausal nicht Verbundenen, dann aber fährt er fort: „Nun ist aber nichts absolut zufällig, sondern auch das Zufälligste ist nur ein auf entfernterem Wege herangekommenes Notwendiges; indem entschiedene, in der Kausalkette hoch heraufliegende Ursachen schon längst notwendig bestimmt haben, daß es gerade jetzt, und daher mit jenem andern gleichzeitig, eintreten mußte. Jede Begebenheit nämlich ist das einzelne Glied einer Kette von Ur-

---

[1]) Schopenhauer: Welt als Wille und Vorstellung I, 550. Parerga I, 229. Ethik 8. Windelband: Die Lehren vom Zufall, 22.

sachen und Wirkungen, welche in der Richtung der Zeit fortschreitet. Solcher Ketten aber giebt es unzählige, vermöge des Raumes, nebeneinander. Jedoch sind diese nicht einander ganz fremd und ohne allen Zusammenhang unter sich; vielmehr sind sie vielfach miteinander verflochten: z. B. mehrere jetzt gleichzeitig wirkende Ursachen, deren jede eine andere Wirkung hervorbringt, sind hoch herauf von einer gemeinsamen Ursache entsprungen und daher einander so verwandt, wie die Urenkel eines Ahnherrn: und andrerseits bedarf oft eine jetzt eintretende einzelne Wirkung des Zusammentreffens vieler verschiedener Ursachen, die, jede als Glied ihrer eigenen Kette, aus der Vergangenheit herankommen. Sonach nun bilden alle jene, in der Richtung der Zeit fortschreitenden Kausalketten ein großes, gemeinsames, vielfach verschlungenes Netz, welches ebenfalls, mit seiner ganzen Breite, sich in der Richtung der Zeit fortbewegt und eben den Weltlauf ausmacht. Versinnlichen wir uns jetzt jene einzelnen Kausalketten durch Meridiane, die in der Richtung der Zeit lägen; so kann überall das Gleichzeitige und eben deshalb nicht in direktem Kausalzusammenhang Stehende, durch Parallelkreise angedeutet werden. Obwohl nun das unter demselben Parallelkreise Gelegene nicht unmittelbar von einander abhängt; so steht es doch, vermöge der Verflechtung des ganzen Netzes, oder der sich, in der Richtung der Zeit fortwälzenden Gesamtheit aller Ursachen und Wirkungen, mittelbar in irgend einer, wenn auch entfernten Verbindung: seine jetzige Gleichzeitigkeit ist also eine notwendige. Hierauf nun beruht das zufällige Zusammentreffen aller Bedingungen einer in höherem Sinne notwendigen Begebenheit; das Geschehen dessen, was das Schicksal gewollt hat."[1])

Von der Teleologie und dem Monismus abgesehen, könnten uns auch manche Kapitel der Statistik — Heiraten, Verbrechen, Verteilung der Geschlechter 2c. — belehren, daß es so ist, wie Schopenhauer sagt, so wenig wir auch dieses Verhältnis von Notwendigkeit und Zufall durchschauen können. In jenem Beispiele vom Schiff und dem Meteoriten, soweit wir auch vom Kreuzungspunkt der Kausalketten an rückschreitend jede einzelne verfolgen, gelangen wir doch nicht zum gemeinschaftlichen Ausgangspunkt beider, in welchem sich für unsere Einsicht der Zufall jener Kreuzung als eine Notwendigkeit entpuppen würde. Ebenso können wir, von einem Ereignis der Gegenwart ausgehend, wenn zwei oder mehrere Kausalketten von ihm auslaufen, nicht einmal die nächste Zukunft konstruieren, weil Kreuzungen durch andere Kausalketten nicht zu berechnen sind.

Diese für unsere normale Erkenntnisweise gegebenen Hindernisse scheinen nun auch für die transcendentale Erkenntnisweise zu gelten. Das Fernsehen scheitert häufig daran, daß es den Zufall nicht zu umfassen vermag. Manchmal gelingt es dem Seher, diese Schwierigkeit zu überwinden, manchmal nicht, und das könnte uns auf die Vermutung bringen, daß das Fernsehen am Leitfaden der Kausalität geschieht, indem beim

[1]) Schopenhauer: Parerga I, 222. 229.

Blick in die Zukunft von der gegebenen Ursache auf deren Wirkungen, bei der Rückschau umgekehrt, wenn auch nicht reflektiv, so doch intuitiv geschlossen wird. Beide Arten von Geistesthätigkeiten wären demnach wesentlich gleich, nur daß der Seher die Kausalketten gleichsam verdichtet durchläuft, und nur jene Glieder derselben ihm bewußt werden, die von seinem Interesse accentuiert sind.

Daß für das Fernsehen ein Unterschied von Notwendigkeit und Zufall besteht, das zeigen die Berichte, und darum scheint es identisch zu sein mit einem Überblicken der Kausalketten. Der Knabe Richard sagt: „Wenn ich in die Zukunft sehe, so sehe ich die fortlaufenden Ursachen auf einmal, und der Geist des Schicksals steht vor mir.“[1]) Aber es giebt Aussagen von Somnambulen, worin der Zufall als unerkennbar hingestellt wird, wo also das Fernsehen konditionell gehalten ist. „Wenn nichts Störendes dazwischen tritt“ sagt einmal derselbe Knabe Richard.[2]) Sogar in ihren eigenen Krankheitsprognosen, worin sie doch am verlässigsten sind, sprechen Somnambule häufig so. Eine Somnambule, die zu Ende ihrer Krankheit 1819 verschiedene ihr bis 1841 bevorstehende Krankheiten voraussieht, so daß der Magnetiseur sagt, sie scheine also mindestens 48 Jahre alt zu werden, entgegnet: „Ja, wenn nicht etwa ein zufälliges Ereignis mich trifft, dessen Ursache außer mir liegt, z. B. Ertrinken, Mord oder Vergiftung.[3]) In einem andern Fall sagt die Somnambule zum Magnetiseur, daß wenn zu den von ihr vorhergesagten Anfällen noch andere hinzukommen würden, er daraus den sicheren Schluß ziehen dürfe, daß etwas vorgefallen, was nicht hätte sein sollen.“[4]) Im Rapport der Pariser Akademie von 1831 kommt denn auch ein sonst verlässiger Somnambuler, Cazot, vor, der im April eine Krisis für den Juni mit allen Details vorhersagt, und seine Heilung für August ankündigt; aber am Tage vor jener Krisis geriet er unter die Räder eines Wagens und starb. Seine Aussage war vielleicht dennoch richtig, soweit er die Prämissen dazu in seinem eigenen inneren Leben in Betracht zog; aber der von außen herankommende Zufall durchkreuzte die Rechnung. Prof. Beckers frägt seine Somnambule: „Warum ist es ihr nicht gleich am zweiten Tage nach der Erkrankung, wie du es doch voraussagtest, besser gegangen?“ und erhält die Antwort: „Weil ihr der Arzt gekochtes Obst verordnet hat, was sie nicht vertragen konnte, und weil auch noch ein heftiger Schrecken nachteilig auf sie eingewirkt hat.“[5])

Es scheint demnach Ferngesichte zu geben, die konditionell richtig sind, aber nicht in Erfüllung gehen, weil der Zufall nicht in Rechnung gezogen war.

Wenn aber, trotz dieser und noch anderer Fehlerquellen, das Fernsehen dennoch sehr häufig den Zufall mit umfaßt, so werden wir an der Existenz einer Sehergabe um so weniger zweifeln können. Der häufigste Fall ist nun wieder der, daß der eigene Lebenslauf oder wenigstens Krank-

---

[1]) Görwitz: Richards natürlich magnetischer Schlaf. 115. — [2]) Görwitz: Idiosomnambulismus, 161. — [3]) Bibliothèque du magn. animal. VIII. 124. — [4]) Archiv für tierischen Magnetismus, IX, 1. 166. — [5]) Das geistige Doppelleben, 64.



heitsverlauf mit Einschluß aller zufälligen Störungen überschaut wird. Eine Somnambule hatte Krämpfe vorausgesagt, die infolge eines Schreckens eintreten würden. Sie traten ein, weil ein Bekannter beim Öffnen des Klaviers den Leuchter herabwarf.[1]) Eine Autosomnambule des Dr. Meißner sagt voraus, daß ihr Schrecken wegen Feuersgefahr bevorstehe. Am andern Tage wurde sie von Feuerlärm geweckt, und da ihr Haus bedroht war, eilte sie über die Treppe, sank aber dort zusammen.[2]) Mehrere Fälle von dieser Art finden sich bei Dr. Wienholt. So sagte eine Somnambule voraus, daß und bei welcher Gelegenheit sie sich den Fuß übertreten würde; daß sie an einer bezeichneten Stelle fallen, aber keinen weiteren Schaden nehmen würde, oder es wird Ohnmacht infolge eines Schreckens angekündigt, die dann bei einem heftigen Gewitterschlag eintritt; oder die Somnambule kündigt durch automatisches Schreiben an, sie würde am gleichen Tage noch einen Schrecken haben, und, nach Hause gekommen, in Ohnmacht fallen, was auch eintritt, weil sie auf dem Dachboden von einem herabfallenden Stein erschreckt wird. In einem weiteren Fall wird ein Wagen als Ursache des künftigen Schreckens angegeben, und am andern Tag fällt von einem Wagen, an dem sie vorbeikommt, ein kupferner Kessel herab.[3]) Bei Mayo sieht eine Somnambule einen durch eine plötzlich hervorspringende Ratte erregten Schrecken voraus, und eine drohende Vergiftung, indem ihr Morphium statt Chinin hingestellt wird.[4])

Die den Zufall einschließende Sehergabe kann aber auch den Lebenslauf anderer betreffen. Ein Magnetiseur, genötigt abzureisen, verspricht seinem Somnambulen, in 8 Tagen wieder zurück zu sein; dieser kündigt aber eine Abwesenheit von 11 Tagen an und bleibt dabei, trotzdem der Magnetiseur sein Versprechen wiederholt, der dann die Vorhersage um jeden Preis vereiteln will, aber doch erst nach 11 Tagen zurückkommt, weil sein Pferd hinkend wurde.[5]) Die Somnambule Wanner, von ihrer Schwester gefragt: „Wie werde ich nach Stuttgart zurückkommen?" antwortet: „Morgen fährst du mit Hofmedikus Klein nach Stuttgart." Das war nicht die Absicht der Schwester, welche vielmehr noch zwei Tage bleiben wollte, aber doch fuhr, weil Hofrat Klein nach Leonberg fahren mußte und ihr einen Sitz anbot.[6])

Schopenhauer erzählt: „An einem Morgen schrieb ich mit großem Eifer einen langen und für mich sehr wichtigen, englischen Geschäftsbrief: als ich die dritte Seite fertig hatte, ergriff ich, statt des Streusands, das Tintenfaß und goß es über den Brief aus: vom Pult floß die Tinte auf den Fußboden. Die auf mein Schellen herbeigekommene Magd holte einen Eimer Wasser und scheuerte damit den Fußboden, damit die Flecke nicht eindrängen. Während dieser Arbeit sagte sie zu mir: „Mir hat diese Nacht geträumt, daß ich hier Tintenflecke aus dem Fußboden aus-

---

[1]) Reichel: Entwicklungsgesetze des magnetischen Lebens. 50. 52. — [2]) Archiv X, 2. 94. — [3]) Wienholt: Heilkraft des tierischen Magnetismus. III, 2. 128. 132. III, 3. 284. 204. 210. 359. — [4]) Mayo: Wahrheiten im Volksaberglauben. 231. — [5]) Bibliothèque du magnétisme animal. II, 3. 7. — [6]) Perty: Die myst. Erscheinungen I, 286.

riebe.“ Worauf ich: „Das ist nicht wahr.“ Sie wiederum: „Es ist wahr, und habe ich es, nach dem Erwachen, der andern, mit mir zusammen schlafenden Magd erzählt.“ — Jetzt kommt zufällig diese andere Magd, etwa 17 Jahr alt, herein, die scheuernde abzurufen. Ich trete der Eintretenden entgegen und frage: „Was hat der da diese Nacht geträumt?“ — Antwort: „Das weiß ich nicht.“ — Ich wiederum: „Doch! sie hat es dir ja beim Erwachen erzählt.“ — Die junge Magd: „Ach ja, ihr hatte geträumt, daß sie hier Tintenflecke aus dem Fußboden reiben würde.“ Diese Geschichte, welche, da ich mich für die genaue Wahrheit derselben verbürge, die theorematischen Träume außer Zweifel setzt, ist nicht minder dadurch merkwürdig, daß das Vorhergeträumte die Wirkung einer Handlung war, die man unwillkürlich nennen könnte, sofern ich sie ganz und gar gegen meine Absicht vollzog, und sie von einem ganz kleinen Fehlgriff meiner Hand abhing: dennoch war diese Handlung so strenge notwendig und unausbleiblich vorherbestimmt, daß ihre Wirkung, mehrere Stunden vorher, als Traum im Bewußtsein eines andern dastand.“[1]) Die Somnambule Krämer beschwor ihren Arzt, von ihr weg nicht die gleiche Straße nach seiner Wohnung zurückzugehen, da ein herabfallender Ziegel ihn zu treffen drohe. Der Arzt selbst ging nun eine Nebenstraße, andere aber, welche die Warnung angehört hatten und die Wahrheit erproben wollen, gingen jenen Weg und es fiel ein Ziegel in dem Augenblick herunter, da der Arzt auf dem Nebenweg etwa diese Entfernung erreicht hatte.[2])

Wir sehen also, daß beim Fernsehen Notwendigkeit und Zufall häufig gleichmäßig umfaßt sind, und daraus läßt sich erkennen, daß es nur einen relativen Zufall giebt, daß aber im Grunde genommen auch er Notwendigkeit ist, d. h. daß beide einen gemeinschaftlichen Ausstrahlungspunkt haben. Auf das Ganze unseres Lebenslaufes angewendet, würde dies einen sehr merkwürdigen transcendentalen Fatalismus ergeben, welchen Schopenhauer sehr tiefsinnig auseinandergesetzt hat, und wobei er dem transcendentalen Subjekt als Dramaturgen unseres Lebens näher kommt, als in irgend einem Punkte seiner Philosophie: „Und zwar ist es diese Analogie mit dem Traume, welche uns, wenn auch wieder nur in neblichter Ferne, absehen läßt, wie die geheime Macht, welche die uns berührenden äußeren Vorgänge, zum Behufe ihrer Zwecke mit uns, beherrscht und lenkt, doch ihre Wurzel in der Tiefe unseres eigenen, unergründlichen Wesens haben könnte. Auch im Traume nämlich treffen die Umstände, welche die Motive unserer Handlungen daselbst werden, als äußerliche und von uns unabhängige, ja oft verabscheute, rein zufällig zusammen: dabei aber ist dennoch zwischen ihnen eine geheime und zweckmäßige Verbindung; indem eine verborgene Macht, welcher alle Zufälle im Traume gehorchen, auch diese Umstände, und zwar einzig und allein in Beziehung auf uns, lenkt und fügt. Das Allerseltsamste hierbei ist, daß diese Macht zuletzt keine andere sein kann, als unser eigener Wille, jedoch von einem Standpunkte

---

[1]) Schopenhauer: Parerga I, 270. — [2]) Archiv I, 2. 46. 47.

aus, der nicht in unser träumendes Bewußtsein fällt; daher es kommt, daß die Vorgänge des Traums so oft ganz gegen unsere Wünsche in demselben ausschlagen, uns in Erstaunen, in Verdruß, ja in Schrecken und Todesangst versetzen, ohne daß das Schicksal, welches wir doch heimlich selbst lenken, zu unserer Rettung herbeikäme; imgleichen, daß wir begierig nach etwas fragen und eine Antwort erhalten, über die wir erstaunen; oder auch wieder, daß wir selbst gefragt werden, wie etwa in einem Examen, und unfähig sind, die Antwort zu finden, worauf ein anderer, zu unserer Beschämung, sie vortrefflich giebt; während doch im einen, wie im andern Fall, die Antwort immer nur aus unsern eigenen Mitteln kommen kann."[1])

Man könnte aus diesen Worten Schopenhauers schließen, daß es zweierlei Arten des Zufalls giebt, solche, die mit dem bloßen Schein der Äußerlichkeit aus jenem inneren transcendentalen Fatalismus fließen, und andere, die in der äußeren Notwendigkeit liegen; daß ferner jene, weil vom transcendentalen Subjekt herbeigeführt, auch vorhergesehen werden können, diese aber nicht. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, Thatsache ist es, daß der Zufall dem Fernsehen Schwierigkeiten entgegensetzt, die nicht jeder Seher überwindet. Wir werden daraus später noch Schlüsse ziehen, für die wir aber erst noch weitere Daten sammeln müssen.



Traum

von

Franz Evers.

Der Himmel wirft der Erde um
ein nebelweißes Nachtgewand,
der Strom des Lebens rieselt stumm
durchs schlafumarmte träumende Land.

Die Seele steigt in weißem Licht
über der Erde kaltes Muß —
sie haucht auf Gottes Angesicht
einen heißen, glühenden Kuß.



---

1) Schopenhauer: Parerga I, 231.



Nachtgeheimnis.

Von

Franz Evers.

Durch die Luft schwebt's heimlich und schwer
wie ein schicksalstiefer Traum —
Leise rieseln über mich her
Nachtluftwellen — ich atme kaum —

Immer rauschender, bleich und kalt,
immer voller das schneeige Blut,
geistergebärend über mich wallt
die geheimnisperlende Flut.

Weiße Gestalt, was willst du? — So rein
hebst du die schmale kühle Hand, —
um das Haupt den lichten Schein
aus der Überirdischen Land.

Du ja bist es, die lang ich beschwor;
hellere Pfade zeigst du mir,
aus der leiblichen Hülle empor
gleitet mein Geist zu dir, zu dir.

Reiche, die ich nie gesehn
steigen vor meiner Seele auf,
über meine Gedanken gehn
Mondlichtwellen in leichtem Lauf.

Körperlos und doch lebengeschwellt,
schwebend und doch wie festgebannt,
in mir und um mich die ganze Welt,
um mich ein schweigendes Geisterland.

Weiten ohne Farbe und Schall,
selber unendlich in Raum und Zeit —
eins mit dem weiten, weiten All —
eins mit der waltenden Ewigkeit.





Hat unsere Seele eine Fortdauer?

Von

Hellenbach.

Wenn die menschliche Erscheinung nichts anderes ist, als die Darstellung eines uns seiner Natur nach unbekannten Faktors oder Wesens in Zellen, so ist die Fortdauer desselben, zumal als Individualität, immerhin eine diskutierbare Frage, deren Beantwortung aber nicht zweifelhaft ist, sowie man die Gründe, welche für und wider sprechen, gegeneinander abwägt.

Die Seele kann allerdings nicht im Wege einer chemischen Analyse nachgewiesen werden, sie ist auch kein Objekt direkter sinnlicher Wahrnehmung; ihre Existenz kann nur durch Urteile erschlossen werden, wie die so vieler anderer Substanzen; denn Physik und Chemie sprechen von Äther, Elektricität, Attraktion 2c., welche gleichfalls kein Objekt direkter sinnlicher Wahrnehmung sind, deren Existenz aber aus Vorgängen in der Natur erschlossen wird. Was sehen wir denn überhaupt? Die Atome selbst der dichtesten Metalle sehen wir nicht, sie sind zu klein; die viele Meilen hohen Luftschichten sehen wir nicht, sie sind zu dünn; die ultravioletten Schwingungen sehen wir nicht, unser Auge ist dafür nicht geeignet. Ja, wir haben nicht einmal Gewißheit, ob wir den ganzen existierenden Raum sehen; der uns bekannte Raum könnte gerade so gut nur ein Teil des möglichen Raumes sein, wie die uns sichtbaren Schwingungen nur einen Teil der möglichen Schwingungen bilden. Kant hat sich darüber klar ausgesprochen, Gauß, der größte Mathematiker, gleichfalls; Zöllner wurde bei seiner Spekulation über die Bildung der Weltkörper im endlichen und unendlichen Raume bei endlicher und unendlicher Materie durch astrophysische Gründe zur Annahme gezwungen, daß der Raum unserer Vorstellung dem wirklichen nicht entspreche. Selbst Chemiker wurden nebst vielen anderen durch das Kausalitätsbedürfnis bei manchen Vorgängen gedrängt, den sichtbaren Raum zu erweitern. Wir haben da vier mögliche Gründe einer möglichen Unsichtbarkeit, aber es existiert noch ein fünfter, welcher schwer ins Gewicht fällt. Wir kennen drei Formen der Materie, nämlich den festen, flüssigen und gasförmigen Zustand; wir wissen, daß es nur von dem Wärmegrade abhängt, um einen Stoff in jede der drei Aggregationsformen zu versetzen. Es ist nicht einmal aus-

gemacht, daß unsere Elemente einfach sind und nicht die Natur der unwägbaren Stoffe, etwa des angenommenen Äthers, annehmen können. Elektricität und Magnetismus haben so ganz den Charakter, als ob sie in das Gebiet der imponderablen Substanz zu verweisen wären. Es ist also in keiner Weise ausgeschlossen, daß die Seele selbst einen Organismus imponderabler Natur haben könnte, der vielleicht das Gerüste für den sichtbaren Zellenorganismus bildet. Die Unsichtbarkeit erlaubt uns nicht, die Notwendigkeit der Vernichtung dessen auszusprechen, was wir als Grundlage der menschlichen Erscheinung anzunehmen gezwungen sind; allgemein anerkannte Naturgesetze sprechen vielmehr für das Gegenteil, nämlich gegen jede Vernichtung. Es genügt vollkommen, wenn wir den Nachweis zu liefern vermögen, daß unser Leben einer Kraftäußerung gleichkomme, um mit Bestimmtheit die Fortdauer derselben in irgend einer Form auszusprechen.

Das Leben, die Seele, ist unzweifelhaft eine Kraft, denn sie überwindet die Attraktion; der Mensch geht, springt, trägt. Das menschliche Handeln, Wollen und Denken ist unbestritten eine Arbeitsleistung, der lebende Organismus widersteht auch den chemischen Einflüssen; erst wenn das Leben erlischt, ist die Leiche der Schwerkraft und der chemischen Auflösung sofort und unbedingt unterworfen. Eine Kraft geht aber nicht verloren, sie setzt sich um. Die an der Bewegung gehinderte abgeschossene Kugel entwickelt Wärme rc.

Was aber geschieht beim Tode des Menschen? Die Leiche explodiert nicht, sie wird nicht warm, sondern kalt, sie leuchtet nicht, sie blitzt nicht, sie geht also weder in Wärme, noch Licht, noch Elektricität über. Die Lebenskraft entweicht entweder, wie sie ist, oder sie geht in etwas über, was nicht in unsere sinnliche Wahrnehmung fällt. Tertium non datur! Die in uns wirkende Kraft kann nicht verloren gehen, und zwar weder die physische, noch die intellektuelle Arbeitsleistung; die Resultierende muß irgendwo zu finden sein. In der Leiche steckt sie nicht, wir haben also allen Grund, anzunehmen, daß sie der unwägbaren Substanz oder Materie angehöre. Das Gesetz der Erhaltung und Äquivalenz der Kräfte, sowie die erwiesene Notwendigkeit unwägbarer Substanz (Äther), sind Errungenschaften der neueren Zeit, es konnten die früheren Jahrhunderte sich darauf nicht stützen.

Man wendet ein, daß bei der zahllosen Masse der verschiedensten Todesfälle doch nie eine Äußerung oder Ereignisse beobachtet wurden, die auf die Fortdauer zu schließen berechtigen würden. Darauf folgt die Antwort, daß zur Äußerung eines Lebewesens in allen Lebensformen zwei Bedingungen notwendig sind, der Wille und die Möglichkeit; bei einem Sterbenden können leicht das eine oder das andere, oder auch beide, nicht gegeben sein. Wir haben konstatiert, daß nichts für die Vernichtung der Seele spricht, während die Naturgesetze für deren Fortdauer sprechen. Äußert sich in unserm lebenden Organismus eine Kraft? Ja; eine Kraft aber kann nicht verschwinden. Eine besondere nachträgliche Äußerung ist daher nicht notwendig, weil diese eben von Bedingungen abhängig ist, die nicht gegeben sein müssen.

Doch ist es gar nicht wahr, daß in der Erfahrung nichts dergleichen vorliege. Die Geschichte aller Völker und aller Zeiten ist voll von Äußerungen oder Wirkungen namentlich gewaltsam in der Entfernung Gestorbener; man kann alle diese Zeugnisse verwerfen, nicht aber sagen, es liege nichts vor. Kant war der Ansicht, daß man zwar den einzelnen Berichten widersprechen könne, allen zusammengenommen aber doch einigen Glauben entgegenbringen müsse. Zu den Zeiten Kants war ein solcher Standpunkt begreiflich, denn da gab es nur „Berichte"; die Zeitungen und Telegraphenverbindungen haben diesen Standpunkt geändert, und da könnte eine Thatsache schwerer wiegen, als alle Berichte der alten Zeit. Wenn Familien in London zur Zeit des indischen und ägyptischen Krieges durch Visionen ihrer Angehörigen geschreckt, in die Redaktionen laufen, von dort an das Kriegsministerium gewiesen werden, um Erkundigungen einzuziehen; wenn sie unter Hinterlassung ihrer Adresse getröstet nach Hause gehen, und Tage darauf die Nachricht von dem Tode ihrer Angehörigen genau zur Zeit der Vision eintrifft; wenn in einem Falle die Differenz in der Zeit 24 Stunden beträgt, und es sich später herausstellt, daß die Zeit der Vision das richtige Datum ist, so kann man das Zeugnis der Angehörigen, der Redaktionen und des englischen Ministeriums zwar verwerfen, muß aber zugestehen, daß erstens ein solches Zeugnis genügend wäre, in einem Kriminaljustizfalle einen Menschen zum Tode zu verurteilen, und zweitens, daß in der Erfahrung Daten vorliegen, daß ein Sterbender, oder aber Verstorbener, Einwirkungen hervorrufen könne, die, wenn an der Thatsache nicht gezweifelt würde, auf die Fortdauer nach dem Tode schließen ließen.

Die Naturwissenschaft sagt uns, daß es für gewisse Kategorien von Kräften fast keine Entfernung giebt. Wir wissen durch die Attraktion, daß alle Atome eines Planetensystems verbunden sind, denn sonst wäre die Anziehung im Verhältnisse zur Masse unmöglich. Die Spektralanalyse sagt uns, daß die Atome selbst Billionen Meilen entfernter Sterne bis zur Erde mit ihrer Wirkung reichen, — wie könnten wir ansonst das Natron alldort konstatieren? Die Verbindung wäre also vorhanden, auch wissen wir aus unseren Träumen, daß wir Gestalten als Hallucinationen projizieren können, es fehlt also nur die Einwirkung! Würde man diese Thatsachen gelten lassen, so müßte man daraus schließen, daß die Gedanken und Wünsche eines Sterbenden eine größere Schwingungskraft haben, als die der Lebenden, und daß sie etwa die Attraktions- oder Ätherfäden, diese Träger des Sonnenlichtes, in Schwingungen zu setzen, oder als Leiter zu benützen vermöchten. Ist das Zusammentreffen der Umstände aber Zufall, nun so mag es auch Zufall sein, daß ein vierjähriger Knabe aus des Verfassers Bekanntschaft, auf einer Wiese spielend, seinen Vater sah, zeigte und nicht begriff, daß er von den anderen nicht gesehen werde, — genau um die Zeit, als der Vater in den Ebenen der Lombardei während des österreichisch-italienischen Krieges fiel. Vielleicht ist es auch Zufall, was Wieland über eine Sterbende berichtet (37. Band, S. 239, Leipzig 1805), die da sagte: „Nun ist es Zeit, daß ich gehe und vom Pater Ab-

schied nehme," darauf in einen lethargischen kurzen Schlaf verfiel, dann einige Worte sprach und verschied, während der Pater genau um diese Zeit ihre Vision hatte, die ihn beunruhigte und zu einem Schreiben um Nachricht veranlaßte. Diese Thatsache bestimmte Wieland sogar, an die Existenz eines ätherischen Leibes zu glauben.

An einer Fülle von Thatsachen dieser Art fehlt es wahrlich nicht, welche direkt auf die Fortdauer dieser Kraft schließen ließen. Von Somnambulen liegen zahllose Berichte über solche Fernwirkungen im Tiefschlafe vor, welcher dem Tode sehr ähnlich sieht.[1]) Würde man aber den Einwurf erheben, wieso es komme, daß der weitaus größte Teil der Sterbefälle von solchen Erscheinungen nicht begleitet sei, so wäre die Antwort darauf weniger schwierig, als man glaubt.

Es kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß die Entstehung und Entwickelung eines Organismus ein Verdichtungsprozeß — wenigstens der Gasarten — sei; dem entsprechend müßte der Tod als ein Verdünnungsprozeß angesehen werden, was er auch ist. Wer also in dem Kreise seiner Angehörigen eines langsamen Todes stirbt, hat kein Motiv zu einer Einwirkung, und es mag der Verdünnungsprozeß noch diesseits des Lebens vor sich gehen und mit dem Todeskampfe zusammenfallen, daher auch die Fähigkeit zu einer Einwirkung mangeln. Wer aber plötzlich und getrennt von seinen Angehörigen stirbt, den könnte man ein Motiv der Einwirkung oder doch ein lebhaftes Denken an die Seinigen wohl zusprechen, und es könnte zufolge des gewaltsamen Todes ein Teil des Verdünnungsprozesses jenseits des Lebens fallen, wodurch die Fähigkeit zu einer wahrnehmbaren Einwirkung vielleicht ermöglicht wird. Auffallend ist es jedenfalls, daß der plötzliche Tod eines geliebten Wesens in der Entfernung das größte und bestbeglaubigte Kontingent in den massenhaften Berichten der sogenannten „Anmeldungen" bildet.

Auf alle anderen derlei Berichte kann hier keine Rücksicht genommen werden, weil, ihre Richtigkeit selbst zugegeben, die Quelle der Einwirkung unbekannt ist, während gerade das Zusammentreffen der Hallucination mit dem Tode oder todesähnlichen Schlafe als eine schwerwiegende Thatsache anerkannt werden muß; ob man den Schwerpunkt in das Subjekt des Schauenden oder Sterbenden legt, bleibt sich gleich; der sichtbare Leib reicht nicht aus. Man darf auch den Umstand nicht übersehen, daß die Fähigkeit der Wahrnehmung unter den Lebenden eine sehr verschiedene ist, daher leicht der eine etwas zu sehen oder zu hören glaubt, was für einen anderen nicht vorhanden ist. Wir weisen diesbezüglich auf das Gleichnis von der Taube.

Mit der Erwähnung dieser problematischen Thatsachen wollten wir weiter nichts, als dem Einwurfe begegnen, daß nichts vorliege. Es liegt vor; ob es aber ausreicht, das muß jedem Einzelnen für jeden einzelnen Fall überlassen werden. Die Fortdauer der uns belebenden Kraft kann

---

[1]) Siehe „Phantasms of the Living", von Ed. Gurney, F. W. H. Myers und Fr. Podmore, 2 Bände, bei Kegan Paul, Trübner & Co. London 1886.

solcher Stützen leicht entbehren, aber immerhin ist es gut, wenn eine Anschauung so geartet ist, daß sie gerade nicht in Trümmer geht, wenn das ununterbrochene Zeugnis einer zweitausendjährigen Geschichte gegen die Ungläubigkeit der Aufgeklärten im Rechte bliebe. Die Überzeugung der Fortdauer bedarf dieser Äußerungen nicht, sie hat sie aber auch nicht zu fürchten, was die Gegner dieser Überzeugung allerdings Ursache haben; ihre nervöse Aufregung wird daher bei Diskussion dieses Themas sehr begreiflich.

Somit wäre denn der zweite Teil unserer Aufgabe, nämlich die Rechtfertigung der Fortdauer, erledigt, die Frage beantwortet. Der Leser mag sich wundern, daß Menschen von unstreitigem, wenn vielleicht auch zu einseitigem Wissen und von zweifelloser Intelligenz sich gegen den Satz vom zureichenden Grunde so versündigen konnten; doch die Ambition hat die Menschen oft auf Irrwege gebracht. Man will den Vorgänger immer übertrumpfen, und diese höhere Tonart der Nachfolger führt in der Politik die Radikalen zum Absolutismus, in der Wissenschaft die Gelehrten zum Absurden; selbst Philosophen sind auf diesen Abweg geraten, indem sie für das Welträtsel eine Metaphysik aufstellten, obschon hier jeder Anhaltspunkt dazu fehlt. Weil Kant mit Recht die Phänomenalität unseres Bewußtseins nachwies, machte die höhere Tonart seiner Nachfolger die ganze Welt zu einem Hirngespinst. Weil Schopenhauer mit Recht in der Grundlage des Menschen einen Willen auffand, macht er aus einer Prädikatsbestimmung eine Definition: die Welt an sich sei der Wille. Weil Hartmann die Grundlage des Menschen mit Recht im Unbewußten liegend fand, verfiel er in denselben Fehler, er erhob das Unbewußte, eine Negation, zum Prinzip der Welt.

Kant hat recht; den Ausdruck: „Ich weiß nicht" hört man selten auf Akademien, und er wäre sehr oft am Platze. Doch sind es nicht die Koryphäen der Naturwissenschaft, sondern nur deren gewechseltes Kleingeld, von welchem die Fortdauer nach dem Tode bestritten wird. Diese Gegner sind aber durch ihre eigenen Waffen geschlagen, durch das Fundamentalgesetz: Erhaltung der Kraft! Diese sicherste Grundlage unseres Naturwissens verurteilt die materialistische und pantheistische Philosophie; denn zwischen beiden besteht nur der Unterschied, daß die erstere die ganze, die zweite die wichtigste Arbeitsleistung vernichtet. Das in uns lebende Subjekt ist eine Kraft, welche, unsern Sinnen unwahrnehmbar, einzieht, wirkt und verschwindet, wie so manches in der Welt, aber der Vernichtung ebensowenig preisgegeben sein kann, als irgend eine andere Kraft. Es giebt kein Entstehen, kein Vergehen, sondern nur einen Umsatz der Kräfte; das Leben ist eine Kraft, sie kann sich nur umsetzen, nicht aber verschwinden!



Der Friedensschluß.

Der Tod ist Friede, wenn das Leben Krieg und Sieg war.

A. B.



Darwinismus und Chiromantie.

Von
Wilhelm von Saintgeorge.

Im letzten Maihefte des „Nineteenth Century“[1]) findet sich ein Aufsatz von Louis Robinson, dem die in diesem Hefte wiedergegebenen Fußsohlen-Abdrücke kleiner Kinder, welche noch nicht laufen konnten, beigegeben sind. Wir machen unsere Leser in ganz besonderem Sinne auf diesen Artikel aufmerksam. Der Zweck desselben ist zwar nur, eine Stütze für den Darwinismus aus dem Nachweise der Thatsache zu gewinnen, „daß der menschliche Fuß seiner entwickelten Gestaltung nach ein zum Klettern bestimmtes Gied ist, welches nur unter dem Einflusse veränderter Umstände dem Bedürfnisse des Gehens angepaßt worden ist“. Im Hinblick auf unsere Schuhmacherkünste nennt er die europäische Rasse: „Huftier-Dilettanten“, wie denn überhaupt der ganze Aufsatz den Verfasser als einen geistreichen Beobachter kennzeichnet.

Über seine Versuche, Abdrücke von Kinderfußsohlen und von Affenfüßen zu erhalten, sagt Robinson folgendes:

Zuerst bediente ich mich der Photographie, und erhielt einige vortreffliche Ergebnisse; schließlich aber fand ich, daß Abdrücke von Kindersohlen auf Papier noch besser sind. Als bestes Verfahren dabei fand ich, mit einem weichen, glatten Pinsel die Fußsohle mit einer Mischung von Lampenschwarz, Seife, Sirup und blauschwarzer Tinte (oder Farbe) zu bestreichen, sie dann zart und vorsichtig mit einem weich zusammengelegten seidenen Tuche vom Hacken bis zu den Zehen hin abzuwischen, um die überflüssige Farbe zu entfernen, und darauf den Fuß gegen ein ziemlich biegsames Papier, auf einem weichen Polster liegend, anzudrücken.

Das Abwischen der Sohle hat die Wirkung, daß sich die Greifmuskeln des Fußes zusammenziehen, und so die Falten sich vertiefen und die Farbe in ihnen hängen bleibt. Hierauf beruht der Erfolg des Verfahrens; denn wenn das Papier gewärmt ist, übt dessen Berührung keinen Reiz auf die Fußmuskeln aus; wird dann der Fuß auf das Papier gestellt, so hinterlassen die Linien nur sehr unbestimmte Abdrücke.

Als ich Abdrücke von den Fußsohlen älterer Kinder nahm, die schon zu laufen angefangen hatten, fand ich, daß gewöhnlich schon mit 14 Monaten die Linien kaum

[1]) The meaning of a baby's footprint No. 183, May 1892, Nineteenth Century, London (Sampon Low, Marston & Co.).

noch sichtbar und nur in wenigen Fällen bei 2 Jahre alten Kindern noch vorhanden sind. Bei Erwachsenen wird keine Spur davon mehr gefunden, wenn die Fußsohle ganz stille gehalten wird und nur wenige schwache Anzeichen, wenn die Zehen mit aller Anstrengung bewegt werden. Das rührt offenbar daher, daß unser Fuß nur noch zum Gehen und nicht mehr zum Greifen verwendet wird...

Die Ähnlichkeit der Linien auf den Fußsohlen der Affen und der Menschenkinder festzustellen, habe ich mir viele Mühe gegeben; aber die Schwierigkeiten hierbei sind sehr groß. In erster Linie widersetzen sich die Affen allen solchen physiologischen Versuchen mit aller Kraft, und sodann fand ich auch bald heraus, daß die Linien bei den verschiedenen Affenarten sehr verschieden sind... Soviel aber habe ich schon mit Sicherheit erkannt, daß, je höher entwickelt die Affenart ist, desto mehr ähneln die Linien ihrer Fußsohlen denen bei den Menschenkindern. Beim Schimpansen zeigt diese Ähnlichkeit schon eine nahe Verwandtschaft; bei dem Orang weniger, da dessen große Zehe so sehr klein ist und so wenig leistet. Leider war mir kein Gorilla erreichbar, aber nach den mir zugegangenen Berichten gleichen die Linien ihrer Fußsohlen fast vollständig denen der menschlichen Füße, wie sie auf den beigegebenen Abbildungen zu sehen sind.

Robinsons Beweisführung geht dann in schlagender Weise darauf hinaus, daß nicht nur die einzelnen Knochen unsrer Füße denen unsrer Hände entsprechen, sondern auch die Linien, welche nicht nur der natürliche Ausdruck des ursprünglichen Muskelgebrauches sind, sondern auch nur durch solchen Muskelgebrauch entstanden und noch auf unsere heutigen Kinder vererbt worden sein können. „Wie die Hand, so hat auch unser Fuß eine außerordentlich große Zahl von Muskeln, die eine sehr große Verschiedenheit der Zehen- wie der Fingerbewegung beweisen und die einst für unsere Vorfahren von großer Wichtigkeit in ihrem Kampfe ums Dasein gewesen sein müssen. — Die vollständige Entsprechung des Muskelsystems der Hände und der Füße ist aber nur dadurch zu erklären, daß einst diese letzteren Gliedmaßen zu ähnlichen Zwecken wie die ersteren gebraucht worden sein müssen."

Schon Robinson weist darauf hin, daß von den in seinem mittelsten Abdruck mit Buchstaben bezeichneten Linien die ACD offenbar der Lebenslinie in der Hand entspricht, die AB der Herzlinie und die AE der Kopflinie. Auch die andern Linien sind in einigen dieser Abdrücke gut zu erkennen, so die Schicksalslinie in 1 und 5, die Glückslinie in 2 und 4, die Lebenslinie in 3 und 5, aber so wie alle übrigen mehr oder weniger auch in den andern Abdrücken. Zum bequemeren Vergleiche geben wir hier noch den photographischen Abdruck einer Menschenhand und das chiromantische Schema mit der Bezeichnung der Hauptlinien bei.

Für uns nun ergeben sich aus diesen Beobachtungen noch einige weitere Betrachtungen. Alle, die sich mit Chiromantie beschäftigt haben, wissen aus vielfältiger Erfahrung, daß die verschiedenen Linienzeichnungen der Hand ganz bestimmten Kausalitäten in der Individualität des betreffenden Menschen entsprechen, also sowohl seine Geburtsanlagen des Charakters und des Geistes kennzeichnen, sowie auch alle seine Lebensumstände und -schicksale erkennen lassen, soweit sie sich aus den sich an sein Wesen knüpfenden Ursächlichkeiten ergeben.

Zur Erklärung dieser Thatsache scheinen Robinsons Ausführungen den ganz natürlichen Schlüssel darzubieten.

Daß gewissen Charakter-Eigenschaften und Geistesstimmungen ganz bestimmte äußere Bewegungen und Gewohnheiten, namentlich auch hinsichtlich der Hand entsprechen, ist bekannt. Wo sich nun jene Eigenschaften ausbilden, werden sich auch in den Händen die entsprechenden Falten und Linien zeigen, und wo jene in der Individualität bereits ausgebildet sind, werden sie sich bei jeder Neuverkörperung derselben immer wieder zeigen. Sollte sich nun nicht vielleicht durch eine Vergleichung der Handlinien bei den verschiedenen Affen-Familien und bei den verschiedenen Menschenrassen und verschieden hoch entwickelten Kulturmenschen nachweisen lassen, daß sich die entsprechenden Linien, wie die „Herzlinie" und die „Kopflinie", erst mit der Entwickelung der geistigen Eigenschaften des Herzens und des Kopfes mehr und mehr ausgebildet haben?

Sollte es nicht auch denkbar sein, daß wir die in unserm Charakter und unseren leiblichen und geistigen Anlagen vorwiegenden Eigentümlichkeiten schon vor undenklichen Zeiten noch in Verkörperungen als solche Affen oder Affenmenschen erworben haben, denen entsprechende Eigenschaften ganz besonders zukommen und die in ihrer Individualität diese Formen durch den eigenartigen Gebrauch auch ihrer Hände und Füße ausgeprägt haben?

Und noch eins! Daß die Individualität in jedem Wesen eine einheitliche ist und sich in allen Teilen des Individuums entsprechend darstellt, so daß man aus jedem feineren Teil das Ganze erkennen und auf dieses schließen kann, das steht in unserer monistischen Weltanschauung außer Zweifel. Wie nun bei jedem Menschen, trotz mancher Abweichungen im einzelnen, doch die Linien in seinen beiden Händen einander fast immer entsprechen, so wird dies auch wahrscheinlich zwischen den Händen und Füßen der Fall sein. Es wäre gewiß interessant, wenn diejenigen, welche Gelegenheit haben, an noch-nicht-laufenden Kindern hierüber Beobachtungen anzustellen, diese öffentlich mitteilten.

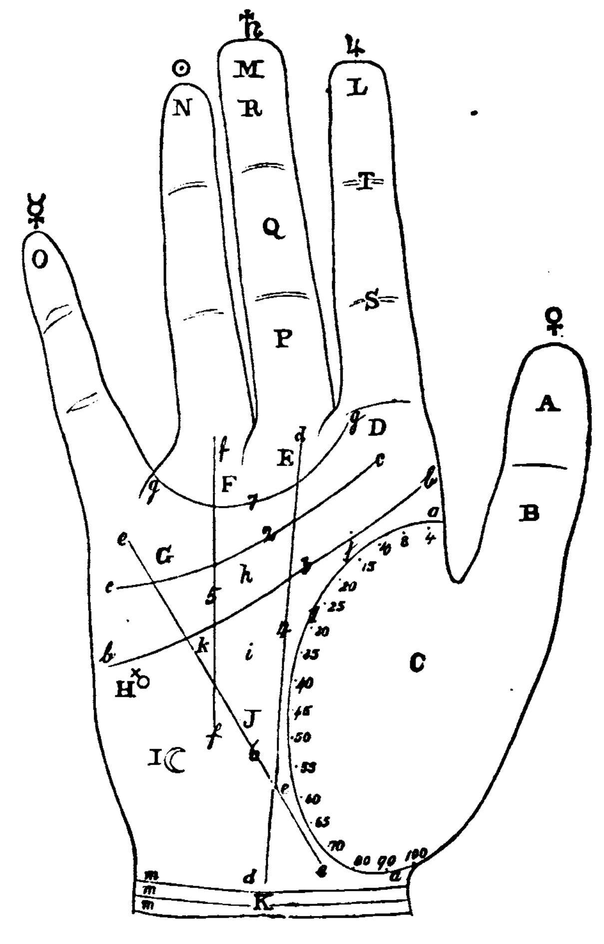
Die Weltordnung.

Natur ist nichts als Kunst — dir unbekannt,
Der Zufall — Fügung, welche du nicht siehst,
Der Mißklang — unbegriffne Harmonie;
Was scheinbar schlecht, ist doch im Weltall gut;
Dem Stolz und irrenden Verstand zum Trotz
Bleibt doch die Wahrheit klar: was ist, ist gut!

Pope.



Fußsohlen-Abdrücke von Kindern
im Alter von drei bis sieben Wochen.



Die chiromantische Hand.

a—a oder 1 ist die Lebenslinie,
c—c „ 2 „ „ Herzlinie,
b—b „ 3 „ „ Kopflinie,
d—d „ 4 „ „ Schicksalslinie,
f—f „ 5 „ „ Glückslinie,
e—e „ 6 „ „ Leberlinie,
g—g „ 7 „ der Venusgürtel.



Eine Hand,
nach der Natur photographiert.



Die alchymistischen Versuche des Dr. James Price,

mitgeteilt und besprochen
von
Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Fünfter Versuch am 15. Mai. Aus einem Troge, worin gegen 200 Pfund Quecksilber zu pneumatischen Versuchen vorrätig waren, wurden vier Lot dieses Metalles entnommen und in einem Mörser von Wedgewoodmasse mit einigen Tropfen Schwefeläther verrieben.[1]) Sodann wurde ein Gran von der weißen Tinktur darauf geworfen und drei Minuten lang mit dem Quecksilber zusammengerieben.

Als das so behandelte Quecksilber zehn Minuten gestanden hatte, war es nicht mehr so dünnflüssig wie im Anfang; nach einer Viertelstunde war es dick und klumpig, so daß man es kaum noch ausgießen konnte. Hierauf wurde es wiederholt durch ein Tuch gedrückt, in welchem ein steifes Amalgam zurückblieb.

Dieses Amalgam wurde auf eine Kohle gelegt und mit dem Lötrohr zum Glühen gebracht, wodurch das noch darin enthaltene Quecksilber verflüchtigt wurde. Zuletzt blieb ein schönes weißes, 29 Gran wiegendes Metallkorn zurück.

Um der Wißbegier später angekommener Zeugen zu genügen, wurden nochmals vier Lot Quecksilber auf die gleiche Weise behandelt; doch nahm man, um von den Quecksilberdämpfen weniger belästigt zu werden, diesmal nur die Hälfte des erhaltenen Amalgams zum Abtreiben und erhielt deshalb auch nur ein zwölf Gran schweres Metallkorn. Die Differenz von $2^1/_2$ Gran (denn eigentlich hätte das Korn $14^1/_2$ Gran wiegen müssen). erklärt sich durch den Umstand, daß das Quecksilber diesmal nicht so oft durch das Tuch gedrückt worden war und deshalb wohl noch einen Gehalt des betr. Metalles haben mochte. Das in beiden Arbeiten erhaltene Metall wurde chemisch untersucht und in allen Proben als feines Silber erkannt.

Dies der fünfte Versuch, welchen ich zugleich mit den diesem analogen sechsten und siebenten besprechen werde.

---

1) Eigentlich eine ganz überflüssige Operation.

Sechster Versuch. An ebendemselben Tage wurden aus demselben Troge fünf Quentchen Quecksilber genommen und — wie beim vorigen Versuche — mit einigen Tropfen Äther gerieben. Sodann wurde der vierte Teil eines Granes von der roten Tinktur darauf getragen und durch Reiben im Mörser mit dem Quecksilber vereinigt.

Nach einer Viertelstunde wurde das unterdessen merklich verdickte Quecksilber durch ein Tuch gepreßt. Von dem darin zurückbleibenden Amalgam ward das Quecksilber — wie beim vorigen Versuch — von dem Lötrohr abgetrieben. Es blieb ein gelbes Metallkorn von 4 Gran Gewicht zurück.

Nachdem das schon durchgepreßte Quecksilber noch einige Zeit gestanden und sich wiederum verdickt hatte, ward es nochmals durchgepreßt und der Rückstand abgetrieben, wodurch man ein gelbes Metallkorn von $2^1/_2$ Gran Gewicht erhielt. Das gelbe Metall wog also zusammen $6^1/_2$ Gran und verhielt sich zu dem Gewicht der angewendeten Tinktur wie 25 zu 1, oder nach Abzug der eingegangenen Tinktur eigentlich wie 24 zu 1.

Der Strich dieses gelben Metalles auf dem Probierstein ließ sich mit Salpetersäure nicht weglösen. Ein wenig dieses Metalles wurde in Königswasser aufgelöst. Die Lösung ergab bei Vermischung mit einer Zinnlösung in Königswasser einen purpurroten[1]) und mit einer Lösung von Eisenvitriol in Wasser einen lehmfarbenen Niederschlag.[2]) Das gelbe Metall wurde demzufolge für Gold erkannt.

Derselbe Versuch wurde noch in einem andern Verhältnis wiederholt. Zwei Quentchen von demselben Quecksilber wurden nach ebenderselben Vorbereitung mit $^1/_8$ Gran der roten Tinktur zusammengerieben. Nachdem es einige Zeit gestanden hätte, wurde es durchgepreßt und das Amalgam abgetrieben. Man erhielt davon etwas über 1 Gran gelbes Metall, welches auf dem Probierstein angestrichen wurde. Der Strich wurde von Salpetersäure nicht weggenommen, und das Metall sonach für Gold angesprochen.

Siebenter Versuch, am 25. Mai. Vier Lot Quecksilber wurden aus dem genannten Trog genommen und im Mörser mit einigen Tropfen Äther angerieben. Man warf dann einen Gran von der weißen Tinktur darauf und rieb beide zusammen. Das zuvor sehr glänzende und dünnflüssige Quecksilber war nun matt und dickflüssig geworden. Man goß es in ein Glas und ließ es 45 Minuten stehen. In dieser Zeit wurde es so dick wie Grütze. Es wurde nun durch ein Tuch gepreßt. Von dem in dem Tuch zurückgebliebenen Amalgam nahm man den vierten Teil und trieb ihn vor dem Lötrohr ab. Das zurückbleibende Metallkügelchen ließ man noch einige Minuten in der Weißglühhitze stehen, worauf es gewogen und zehn Gran schwer gefunden wurde.

Demnach würde man bei vollständigem Abtreiben des Quecksilbers 40 Gran Metall erhalten haben, ohne das, was in dem abgepreßten

---

1) Cassiusscher Goldpurpur.

2) Fein zerteiltes metallisches Gold.

flüssigen Quecksilber blieb. Ein Teil der Tinktur hatte also 39 Teile Quecksilber transmutiert.

Lord Palmerstone ließ dieses Metall durch einen Probierer prüfen, welcher es für hochfeines Silber erklärte.

Diese drei Versuche sind von höchstem Interesse: Zunächst wird der Einwand, daß die Edelmetalle in dem Quecksilber der pneumatischen Wanne aufgelöst gewesen seien, gänzlich widerlegt; denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte man nur Gold oder nur Silber, aber nicht einmal Gold und einmal Silber erhalten können. Zweitens sind diese Versuche höchst merkwürdig durch den Umstand, daß die Tinktur bei gewöhnlicher Temperatur äußerst stark auf das flüssige Quecksilber reagiert. Aber gerade dieser auffallende Umstand spricht für die innere Wahrheit des Berichtes: Denn wenn eine alchymistische Tinktur überhaupt existiert, so muß sie ein Stoff von der größten — bisher unbekannten — chemischen Energie sein, insofern sie die bisher praktisch unzerlegbar erscheinenden, scheinbar elementarischen Metalle[1]) in Einheiten höheren Grades zerlegt, welche alsdann andere Verbindungen eingehen, über deren Natur und Zustandekommen wir bisher kaum Vermutungen hegen können.

Endlich aber stimmt das Resultat dieses Versuches mit der einstimmigen Versicherung aller alchymistischen Autoritäten überein, daß die leichtest flüssigen Metalle bei der Transmutation die größten Vorteile gewähren.

Wir gehen nun zum achten, am gleichen Tage stattfindenden Versuch über. Der Pfarrer Anderson brachte ein Lot aus Zinnober reduziertes — also chemisch reines — Quecksilber mit, worauf man einen Fluß aus vorher untersuchter Kohle und Borax bereitete, welchen man in einen gleichfalls untersuchten Tiegel eindrückte. Der Tiegel war aus einer großen Anzahl kleiner englischer Schmelztiegel ausgewählt worden. In eine dem Fluß eingedrückte Vertiefung goß man das Quecksilber, und Lord Palmerstone warf einen genau abgewogenen halben Gran von der roten Tinktur darauf. Der Tiegel wurde mit einem passenden, gleichfalls zuvor untersuchten Deckel bedeckt und in die glühenden Kohlen des Schmelzofens gestellt.

Als der Tiegel in voller Glut stand, nahm man den Deckel ab und sah, daß das Quecksilber ganz ruhig stand und weder kochte, noch rauchte. Man setzte den Deckel wieder auf und verstärkte das Feuer, bis der Tiegel weiß glühte. In dieser Glut ließ man ihn dreißig Minuten lang stehen, nahm ihn dann heraus und zerschlug ihn nach dem Erkalten. Man fand

[1]) Theoretisch hat die moderne Chemie gar nichts mehr gegen die weitere Zerlegbarkeit der Metalle und der Elemente überhaupt einzuwenden. Die von Lothar Meyer und Mendelejew nachgewiesenen Beziehungen der Atomgewichte der Elemente zu einander scheinen darauf hinzudeuten, daß die Elemente, welche bisher nicht weiter zerlegt werden konnten, keineswegs unzerlegbar sind, sondern aus Einheiten höheren Grades bestehen. Diese Annahme wird auch durch manche Experimentaluntersuchungen, welche die elementare Natur mancher Elemente stark in Zweifel stellen, wesentlich unterstützt. Vgl. Prof. Dr. Lothar Meyer: Die modernen Theorien der Chemie. Braunschweig 1880.

unter der Schlacke ein gelbes Metallkügelchen und viele zerstreute Körner, welche unter die Anwesenden verteilt wurden.

Das größere Metallkorn wog zehn Gran. Lord Palmerstone ließ dasselbe — wie das beim siebenten Versuch erhaltene Silber — kunstgerecht probieren, und es wurde für vollkommen reines Gold erklärt. Ebendasselbe Gold probierte später der Goldarbeiter Lock in Oxford, welcher es ebenfalls für vollkommen fein erkannte.

Neunter Versuch. Einige Tage später unternahm Dr. Price auf den Wunsch der Gesellschaft einen Versuch mit der weißen Tinktur in größerer Menge, wobei er eine noch größere Wirkung zu demonstrieren versprach.

Sechzig Lot Quecksilber wurden — wie beim dritten Versuch — mit 12 Gran von der weißen Tinktur im Feuer behandelt. Allerdings hatte diesmal Dr. Price die Arbeit am Tiegel selbst übernommen, aber er wurde desto aufmerksamer von den Anwesenden beobachtet.

Man erhielt nach dem bei Versuch 3 beschriebenen Verfahren einen Silberkönig von $2^1/_2$ Lot oder 600 Gran, welcher sich also dem Gewicht nach zu der angewandten Tinktur wie 50 zu 1 verhielt. Dieses Silber wurde von den anwesenden Lords dem König Georg III von England vorgelegt, und derselbe „hatte die Gnade, seinen königlichen Beifall zu bezeugen".

Zehnter Versuch. An ebendemselben Tage wurden zwei Lot Quecksilber — wie beim ersten Versuch — mit zwei Gran der roten Tinktur im Feuer bearbeitet. Man erhielt davon ein halbes Lot oder 120 Gran eines hochgefärbten und vollkommen feuerbeständigen Goldes, welches gleichfalls dem Könige vorgelegt wurde.

Dies sind die Versuche von Dr. Price, welche, wenn schon öfter — anstatt daß die Namen der Experimentatoren genannt werden — nur im allgemeinen von „man" die Rede ist, doch von seiten der chemischen Kritik keine ernst zu nennenden Angriffspunkte und schwache Stellen aufweisen, so daß nur übrig bleibt, sie für Fakta oder für Betrug zu erklären. Für letzteren fehlt aber all und jeder Anhalt. Price und seine Assistenten haben überhaupt nach unsern Rechtsgrundsätzen nicht ihre Unschuld, wohl aber hat die gestrenge Richterin „moderne Chemie" den Betrug nachzuweisen. Bis dies aber geschehen ist, beantrage ich auf Grund des non liquet Freisprechung.[1]) — So nach dem Grundsatz der Rechtswissenschaft.

Obschon die Versuche des Dr. Price, wenn man ihnen nicht prinzipiell Unglauben entgegenbringt, keinem berechtigten Zweifel Raum geben und gaben, und auch die genannten achtbaren und zum Teil sachkundigen Zeugen so von ihrer Wahrheit überzeugt waren, daß sie mit ihrem Namen dafür eintraten, so wurde doch die Kunde von ihnen immer mehr entstellt, je weiter sie in das große Publikum drang. Dies bewog Price, den wahren Verlauf der Dinge mit Wissen und Willen der Teilnehmer an den Versuchen in einer besonderen, unserer Darstellung als Quelle zu Grunde liegenden Schrift bekannt zu machen, nämlich: „An account of some experiments on Mercury, Silver and Gold, made at Guilford in

Mai 1782 in the Laboratory of James Price, M. D., F. R. S., Oxford 1782. 4⁰. Eine zweite Auflage dieser Schrift erschien ebendaselbst 1783, und in dem gleichen Jahre eine deutsche Übersetzung zu Dessau in Oktav.

Auch der berühmte Geschichtsschreiber der Chemie, Johann Friedrich Gmelin, gab in dem „Göttingschen Magazin der Wissenschaften und Litteratur"[2]) einen Auszug aus der Priceschen Schrift, welchen er mit der Bemerkung einleitet, daß gewiß die Versicherungen der meisten Alchymisten in betreff durch sie ausgeführter Umwandlungen anderer Metalle zu Gold betrügerische gewesen seien, daß aber andere doch zu weit gegangen seien in der nie zu beweisenden Behauptung, jede solche Umwandlung sei unmöglich, und jede Erzählung, nach welcher eine stattgefunden habe, unwahr; was über einige — wenn auch nur wenige — Fälle von Metallveredlung berichtet sei, habe ebensoviel Glaubwürdigkeit, als nur irgend eine historische Thatsache haben könne, und von dieser Art sei auch — abgesehen davon, daß die Bereitung des goldmachenden Pulvers nicht angegeben sei —, was Price bekannt gemacht habe.

Auch G. Forster meldete im September 1782 seinem Vater[3]):

„Lichtenberg schreibt mir mit der letzten Post, daß ein Dr. Price eine Verwandlung des Quecksilbers in Gold bewirkt hat, in Guilford, vor einer großen Anzahl kompetenter Richter, daß er nicht mehr an der Thatsache zweifelt. — Ein Gran rötliches Pulver verwandelt zwanzig Gran Quecksilber in Gold, welches die spezifische Schwere von 20 zu 1 hat; mithin einen bessern Gehalt hat als Gold. Ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll."

Price legte seine Schrift und die erhaltenen Gold- und Silberproben der Royal Society in London, deren Mitglied er war, vor, welche ein anderes Mitglied, den damals berühmten Chemiker Kirwan, mit der Prüfung der Sache beauftragte. Dies war nun allerdings ein mißlicher Auftrag, insofern Price in seiner Schrift erklärt hatte, daß sein Tinkturvorrat bei den Versuchen aufgegangen sei und er von einer nochmaligen Darstellung derselben wegen der Langwierigkeit, Mühseligkeit und Gesundheitsschädlichkeit der Arbeit absehen müsse. Selbstverständlich kam es Price auch nicht bei, sein Verfahren zu veröffentlichen. Kirwan und noch einige andere mit der Prüfung beauftragte Chemiker wären also zunächst auf eine chemische Untersuchung der Metallproben und die Abhörung der bei den Versuchen anwesenden Zeugen angewiesen gewesen. Sie ließen sich jedoch darauf nicht ein, sondern verlangten von Price eine Wiederholung seiner Versuche in ihrer Gegenwart oder die Mitteilung seines Verfahrens.

Die Versuche konnte Price nicht wiederholen, weil — wie gesagt — seine Tinktur verbraucht war, und eine Mitteilung seines Verfahrens

---

[1]) Mit dem auf Betrug lautenden Urteil sollte man allerdings nicht vorschnell bei der Hand sein. Wert aber können diese Berichte für die heutige Chemie erst dann gewinnen, wenn uns mitgeteilt wird, wie die „Tinktur" herzustellen ist, so daß man die Metallverwandlung wirklich wiederholen kann. Doch hauptsächlich hindern Habgier und Eitelkeit schon den Erfolg der Laboranten. (Der Herausg.)

[2]) III. Jahrg., 3. Stück, S. 410. ff.

[3]) Forsters Briefwechsel. Herausgegeben von Th. H. I, S. 291 ff.

lehnte er aus naheliegenden Gründen ab, begab sich aber Ende 1782 auf längere Zeit nach London, um den dortigen Naturforschern Rede zu stehen und obwaltende Zweifel aufzuklären.

Die Kommission — namentlich ein Sir Joseph Banks — drang sehr in Price, sein Verfahren offen darzulegen, denn seine Ehre erfordere dies. Prices Freunde schlossen sich dieser Ansicht an. Price selbst drückte sein Erstaunen darüber aus, daß man den vielen sich in der Schrift nennenden Zeugen nicht glauben wollte; doch beunruhigte die Möglichkeit eines schimpflichen Verdachtes sein Ehrgefühl, so daß er versprach, die beiden Pulver nochmals auszuarbeiten und seine Versuche in London zu wiederholen.

Er ging im Januar 1783 zu diesem Zweck nach Guilford zurück, nachdem er in sechs Wochen seine Rückkehr nach London zugesagt hatte, und begann dort sehr eifrig in großer Zurückgezogenheit zu arbeiten. Allein die sechs Wochen vergingen, ohne daß er sein Resultat erreichte und nach London zurückkehrte. Allenthalben rief man nun, der Adept habe betrogen, und die Gentlemen von Guilford zogen sich von dem mit dem Banne der öffentlichen Meinung Belegten zurück. Zu Anfang des August 1783 lud Price alle seine Freunde zu sich ein, und alle schlugen die Einladung aus.

An demselben Tag forderte Price, welcher in der letzten Zeit größere Mengen Kirschlorbeerwasser hergestellt und durch wiederholte Destillation konzentriert hatte, zur Theezeit von seiner Haushälterin die Flasche mit dem konzentrierten Kirschlorbeerwasser und ein Trinkglas. Bald brachte er beides ausgespült zurück, wobei er heftig taumelte. Man sandte zum Arzt, aber dieser kam zu spät, um die tödliche Wirkung der Blausäure aufhalten zu können. Price war vor seiner Ankunft verschieden; er hinterließ ein Vermögen von über 10000 Pfund außer einer Jahresrente von 120 Pfund.[1])

Dieser traurige Ausgang der Sache bestimmte das englische Publikum vollends, die ganze Sache für eine feine Betrügerei zu erklären und den Stab über Price zu brechen. Auch in Deutschland nahm Gmelin sein oben mitgeteiltes günstiges Urteil zurück und nannte Price einen unglücklichen Märtyrer seiner Eitelkeit.[2])

Und doch dürfte Price großes Unrecht widerfahren sein. Es wäre fürwahr psychologisch unerklärlich, wenn ein in den besten Verhältnissen lebender junger Gelehrter um der lieben Eitelkeit willen, vor der Gentry von Guilfort als Adept zu glänzen, ohne Sinn und Verstand in der oben geschilderten Weise mit offenen Augen ins Verderben gerannt wäre. Zudem ist auch nicht ein Schatten vom Beweis eines Betruges vorhanden, und die Versuche sind so kunstgerecht, daß sich nichts oder doch nur Weniges und Unbedeutendes dagegen sagen läßt.

Im Gegenteil ist das Verfahren von Price, welcher bis zu seinem Mißerfolg überall als Ehrenmann galt, ein durchaus loyales, und sein

---

[1]) London Chronicle von 1783, Nr. 4093, Gentlemen Magazin v. 1791, p. 894. Göttingsches Magazin v. 1783, St. III, S. 580, St. V, S. 386 ff.

[2]) Gmelin: Geschichte der Chemie, T. III, S. 247.



Selbstmord ist als eine vorschnelle, in dem gekränkten Ehrgefühl eines hitzigen Temperamentes wurzelnde That vollkommen psychologisch erklärlich, ohne daß man ihn als verzweifelten, in die Enge getriebenen Betrüger zu betrachten braucht. Wir können uns der Ansicht des Professor Schmieder völlig anschließen, welcher sagt [1]):

„Das Eine, daß Price die zugesagte Wiederholung nicht leistete, das allein warf Verdacht auf ihn; aber diese Nichterfüllung konnte wohl unschuldige Ursachen haben, und wer des Mannes Würde fühlt, wird lieber ihn entschuldigen, als steinigen. Unter seinem Nachlaß hat man kein Tagebuch gefunden. Das möchte unbedeutend scheinen, und ist's doch nicht. Welcher Chemiker ohne Tagebuch arbeitet, dem widerfährt es leicht, daß er Umstände vergißt oder übersieht, deren Nichtbeachtung die Wiederholung eines Versuches unmöglich macht. So war es Kunkel'n und Dippel'n schon gegangen, und wohl ist zu glauben, daß es dem Briten ebenso erging. Einmal war es ihm gelungen, aber er wußte nicht recht mehr, wie. Gedrängt und angetrieben, das Verlorene wieder aufzusuchen, verwickelte er sich in ein Labyrinth von Fehlgriffen, und in einem solchen Falle kann der Verdruß einen Hitzkopf wohl zum Lebensüberdrusse führen." [2])

„Ein Märtyrer ist Price gewiß, mehr aber fremder Eitelkeit als eigener, des Schulzwangs nämlich, der nach jedem Aufschwung einer neuen Schule doppelt fühlbar wird. [3]) Man glaubte damals, mit der chemischen Theorie schon völlig im Reinen zu sein. Die Eiferer verketzern dann jeden, der nicht im Modekleide auftritt. Seinem Ehrgefühl war die erfahrene Beschimpfung unerträglich. Ein solches Gemüt ist wohl nicht fähig zu betrügen, um einen vorübergehenden Ruhm zu erschleichen. Die das vermögen, die nehmen sich das Leben nicht, wenn es fehlschlägt, sondern mästen sich in irgend einem Versteck. Wohl sah Price den Sturm voraus, als er schrieb; aber er traute sich mehr Kaltblütigkeit zu, als er wirklich besaß. Als der Sturm losbrach, war er doch zu reizbar, um sich über die Klatscherei der Groß- und Kleinstädter wegzusetzen und geduldig an die Nachwelt zu appellieren."

---

[1]) Schmieder: Geschichte der Alchemie. Halle, 1832, S. 584.

[2]) Zu der Unsicherheit der Resultate trug wohl der Umstand auch viel bei, daß die älteren Chemiker nicht mit chemisch reinen Chemikalien arbeiteten.

[3]) Damals war eben die alte Phlogistontheorie gestürzt worden, und die neuere, noch jetzt in der Chemie geltende Theorie entwickelte sich.



Der äußere und der innere Maßstab.

Ich stehe nahe am Ende meiner Lebenswege. Aber welcher ganz andere Maßstab, als hier, wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden! Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Wert eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangierung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen! Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir andern oder einem höheren Wesen zuzuschreiben haben; es wird gut sein in äußerer Beziehung nicht allzuviel in Rechnung zu stellen.

Moltke.





(Nachdruck verboten.)

Das Experiment des Scheintodes bei den Fakiren.

Von

Anton V. Lepp.

Bei dem lebhaften Interesse, welches für die Erscheinungen des Hypnotismus und ihre naturwissenschaftliche Erklärung gegenwärtig in allen Kreisen besteht, möge eine Beschreibung solcher Darstellungen der Yogi-Fakire wiedergegeben werden.

Im Jahre 1886 reiste ich von der persischen Hauptstadt über Isfahân und Bûshähr nach Indien. Ich genoß das besondere Vergnügen, auf dieser Reise der Gefährte des Dr. Mc. Neill zu sein, welcher den Gefilden seiner neuen Heimat zueilte. Unterwegs unterhielten wir uns natürlich bald von diesem, bald von jenem und kamen dabei auch auf die Begebenheiten zu sprechen, welche sich während seiner Abwesenheit von Lahore zugetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der Doktor ein Ereignis, welches ich anfangs für eine lustige Erfindung von seiner Seite hielt, um mich ein wenig zu mystifizieren. Allein es dauerte nicht lange, so überzeugte ich mich, daß es ihm mit dieser Erzählung voller Ernst war. Ich teile sie hier ganz einfach mit und bemerke bloß, daß ich später, in Lahore angelangt, die Sache von den glaubwürdigsten Personen bestätigen hörte.

Major Lambs — so lautete der Bericht — hatte von einem Fakir gehört, welcher sich im Gebirge aufhielt, und von dem die Sage ging, daß er sich im scheintoten Zustande förmlich könne begraben lassen, ohne daß er deshalb dem wirklichen Tode verfiele, indem er die Kunst verstand, nach Verlauf von mehreren Monaten wieder zum Leben gebracht zu werden, wenn man ihn ausgrübe. Dem Major schien die Sache eine reine Unmöglichkeit. Um sich nun darüber auf die eine oder die andere Art volle Überzeugung zu verschaffen, ließ er den Fakir zu sich berufen und veranlaßte ihn unter der Androhung, daß man es an keinerlei Art von Vorsichtsmaßregeln gegen einen allfälligen Betrug werde ermangeln lassen, sich dem seltsamen Experimente zu unterziehen. Infolgedessen führte der Fakir seinen Scheintod herbei.

Als offenbar jeder Lebensfunke aus ihm entwichen schien, wurde er in die Leinwand, worauf er gesessen hatte, eingewickelt, das Siegel des Majors darauf gedrückt und der scheinbar Tote in eine Kiste gethan, an welche ein starkes Vorlegeschloß gehängt wurde. Hierauf wurde die Kiste außerhalb der Stadt in einem Garten vergraben, über den Ort Gerste gesäet, ringsherum eine Mauer aufgeführt und Wachen hingestellt. Am vierzigsten Tage, der zur Ausgrabung bestimmten Zeit, fanden sich nebst dem Major fast sämtliche Engländer aus der Nachbarschaft ein, unter anderen auch Dr. Frederick J. Burns. Als man die Kiste mit dem Fakir ausgrub und dieselbe öffnete, fand man ihn in demselben Zustande, in dem man ihn gelassen hatte, kalt und starr. Ein Freund sagte mir, wenn ich nur selbst hätte sehen können, mit welcher Mühe man ihn durch Anwendung der Hitze auf den Kopf, durch Lufteinblasen in die Ohren und den Mund, durch Reibungen des Körpers 2c. zum Leben zurückbrachte, so würde ich gewiß nicht den geringsten Zweifel an der Möglichkeit der Sache hegen. Major Bacon versicherte mich, daß er diesen Fakir, der sich Nüreddin nenne, in Dohemu im Gebirge vier Monate hindurch unter der Erde gehabt habe. Am Tage des Begrabens habe er ihm den Bart abscheren lassen und bei der Ausgrabung sei ihm das Kinn ebenso glatt gewesen, wie am Tage des Vergrabens, ein Beweis seines Mittelzustandes zwischen Leben und Tod. Auch in Dshesrota im Gebirge, wie auch in Amritsir hatte er sich vergraben lassen, so auch bei den Engländern in Hindustan, und es hieß allgemein, daß der Fakir das Aufhängen der Kiste in die Luft der Vergrabung derselben vorgezogen habe, weil er in der Erde die weißen Ameisen scheute. Da er aber ein eigensinniger Mensch war und, vermutlich aus Mißtrauen, auf das wiederholte Begehren der Engländer nicht hatte ferner eingehen wollen, so zweifeln manche an der Wirklichkeit der hier erzählten Thatsachen.

Wäre diese Vergrabung etwas Leichtes, oder wohl gar nur ein Betrug gewesen, so würden die Leute, die er mit sich hatte, und die ihn durch Behandlung nach seiner Anweisung ins Leben zurückriefen, ihn jetzt nachahmen können. Das ist nun aber nicht der Fall. Es scheint somit, daß er zu jener Zeit der einzige gewesen ist, der diese Kunst verstanden hat, die wahrscheinlich mit ihm erloschen sein dürfte. Denn Dr. Mc. Neill hat sich gewiß alle mögliche Mühe gegeben, sowohl in der Ebene Indiens im Pendshâb, als auch an den Ufern des Ganges, im Gebirge und im Thale von Kashmir einen solchen Künstler zu finden, um ihn, wenn auch nicht nach Europa, doch wenigstens bis nach Kalkutta zu führen, möge es kosten, was es wolle, hat aber weder einen solchen gefunden, noch überhaupt von einem jetzt lebenden gehört. Mehrere von den Hindus, bei denen der Doktor nachfragte, meinten, daß derlei Fakire keinen Wert auf das Geld legten. Desto mehr Wert legen sie aber auf andere irdische Genüsse, war seine Antwort. Sie hörten es aber nicht gerne, wenn er sagte, daß der Fakir, der in Lahore sein Begräbnis zum Besten gegeben habe, ein ausschweifender Mensch gewesen sei, aus welchem Grunde die Regierung bereits sich vorgenommen hätte, ihn des Landes zu verweisen.

Dem sei er aber dadurch zuvorgekommen, daß er mit einer Katrani (Frau von einer Hindu-Kaste) ins Gebirge entwich, wo er bald darauf in vollem Ernste starb und nach Landessitte verbrannt wurde.

Daß es nicht jedem Menschen gegeben ist, dieses Kunststück nachzuahmen, und daß es nur durch eine anhaltende vieljährige Übung erlernt werden kann, daran ist kein Zweifel. Wie ich mir habe sagen lassen, so haben solche Leute das Bändchen unter der Zunge zerschnitten und ganz abgelöst, wobei sie vermittelst Einreibung mit Butter, welche mit Bertramwurzel vermischt ist, und mit Ziehen an der Zunge dieselbe so lang hervorragend machen, daß sie bei ihren Experimenten des Scheintodes sie sehr weit zurücklegen können, um damit die Öffnung der Nasenhöhlen im Rachen zu bedecken und die Luft im Kopfe eingesperrt zu halten.

Bei den Experimenten der Erstickung für den Scheintod halten sich die Anfänger die Augen, wie auch die Nasen- und Ohrenlöcher mit den Fingern beider Hände fest zugedrückt, weil die natürliche Hitze die im Kopfe eingesperrte Luft so gewaltsam herauszutreiben sucht, daß die Teile, welche an den Druck der Expansion noch nicht gewöhnt sind, öfters zerplatzen, am meisten die Augen und das Trommelfell. Zur Übung in dieser Kunst soll gehören: 1. Ein langes Ansichhalten des Atems; 2. das Hinabschlingen eines schmalen Leinwandstreifens, womit der Magen ausgeputzt wird, und das Aufziehen einer beliebigen Menge Wassers durch den After, womit die Gedärme gereinigt werden. Dieses Aufziehen geschieht vermittelst eines unten angebrachten Röhrchens, während man sich bis unter die Arme ins Wasser setzt; die aufgezogene Flüssigkeit wird aber gleich wieder herauslaufen gelassen. Man erzählte, daß der Fakir, von dem die Rede ist, einige Tage vor der Vergrabungsszene ein Abführungsmittel eingenommen und darauf mehrere Tage hindurch eine spärliche Milchdiät gebraucht habe. Am Tage der Vergrabung selbst soll er statt des Essens einen drei Finger breiten und 23 Meter langen Streifen Leinwand allmählich hinuntergeschlungen, ihn aber allsogleich wieder herausgezogen haben, um den Magen zu reinigen, worauf er sich auch die Gedärme auf die oben beschriebene Art mit Wasser ausspülte. So lächerlich manchem diese Operationen scheinen mögen, so müssen doch solche Leute, wenn es sich wirklich so damit verhält, vollkommen Herren über die verschiedenen Organe ihres Körpers sein und vorzüglich die Bewegung a l l e r ihrer Muskeln in ihrer Gewalt haben. Wir gewöhnlichen Menschen könnten wohl kaum ein längeres Stück Maccaroni hinunterwürgen, wenn es nicht genugsam gekocht und mit Butter, Käse, Salz 2c. schlinghaft zubereitet ist. Vermutlich haben derartige Künstler bei ihrer langen Zunge das Organ des Geschmackes verloren und die Halsmuskelkräfte dergestalt gelähmt, daß der lange Leinwandstreifen gar keinen Widerstand im Halse findet, weil dann alles nach Willkür geht. Sind die genannten Zubereitungen geschehen, so verstopft er sich sämtliche Körperöffnungen mit aromatischen Wachsstöpfeln, legt sich die Zunge nach oben umgeschlagen tief in den Rachen zurück, kreuzt die Hände über die Brust und erstickt sich in Gegenwart eines großen Zuschauerkreises durch Atemanhalten. Bei der Wieder-

belebung ist es eine der ersten Operationen, ihm die Zunge aus dem Hinterteile des Rachens vermittelst eines Fingers hervorzuziehen, worauf ein warmer, gewürzhafter Teig aus Hülsenfrüchtenmehl auf seinen Kopf gelegt und ihm in die Lungen und in die von den Wachsstöpseln befreiten Ohrgänge Luft eingeblasen wird, worauf die Stöpsel aus der Nase mit Geräusch herausgetrieben werden. Dies soll das erste Zeichen der Rückkehr zum Leben sein. Hierauf fängt er allmählich zu atmen an, öffnet die Augen und kommt zum Bewußtsein, was jedoch alles nur nach und nach unter unausgesetztem Reiben geschehen soll. Inwiefern eine solche Behandlungsart bei anderen asphyktischen Zuständen, z. B. bei Erstickten, Ertrunkenen, Erfrorenen 2c. nützlich sein kann, steht zu versuchen.

Man erzählte, daß in Amritsir zur Zeit des Guru Ardshen-Sing, beiläufig vor 300 Jahren, ein Yogi-Fakir sitzend unter der Erde vergraben gefunden worden sei, nebst einer Anweisung, wie man ihn wieder ins Leben bringen könne. Dieser Fakir soll gegen ein Jahrhundert unter der Erde zugebracht und, als er dem Leben wieder geschenkt war, vieles aus der alten Zeit erzählt haben. Ob dieses letztere wahr sei, will ich nicht verbürgen, glaube jedoch, daß derjenige, der vier Monate unter der Erde zu bleiben vermag, ohne eine Beute der Verwesung zu werden, auch wohl ein Jahr in dieser Lage aushalten könne und — dies zugegeben — selbst über diese Zeit, ja vielleicht sogar Jahrhunderte.

So paradox alles dieses auch klingen mag, und so sehr ich auch überzeugt bin, daß viele das Vorhergehende mitleidig belächeln werden, so kann ich doch nicht umhin, hier offen das Geständnis abzulegen, daß ich sämtliche von mir erzählte Thatsachen, die als solche durch fast unzweifelhafte Beweise konstatiert erscheinen, nicht unbedingt verwerfen kann; denn abgesehen von dem, was Haller ebenso schön als wahr sagt:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist.
Ja, glücklich, wem sie nur die äußre Schale weist!

finden wir den festgewurzelten Glauben an derlei abnorme Erscheinungen schon in so manchen Sagen des grauesten Altertums. Wer erinnert sich hier nicht unwillkürlich an den kretischen Epimenides, der nach vierzigjährigem Schlafe aus einer Höhle in eine ganz veränderte Welt wieder eintrat? Wem fallen hier nicht die allbekannten hl. sieben Schläfer ein, welche nach einer vatikanischen Handschrift zur Zeit des Kaisers Decius sich in eine Grotte bei Ephesus verborgen haben sollen, um der Christenverfolgung zu entgehen, und die erst 155 Jahre hernach unter der Regierung des Kaisers Theodosius II wieder erwachten? Liefert uns nicht das Tierreich ähnliche Beispiele? Wurden nicht bekanntermaßen im Felsgestein Tiere gefunden, unter andern Kröten, die nach einer mäßigen Berechnung vielleicht drei bis vier Jahrhunderte oder noch länger in diesem Grabe mochten geschlummert haben und dennoch bei ihrer Befreiung aus demselben wieder zum Leben erwachten? Ich glaube kaum, daß es für Kenner der Naturgeschichte nötig sein dürfte, an jene Tiergattungen zu erinnern, welche die strenge Winterszeit in einem todesähnlichen Schlafe zubringen, ohne doch dem wirklichen Tode zu verfallen.

Zum Schlusse sei noch auf einige neuere Erscheinungen dieser Art aufmerksam gemacht, worüber sich höchst achtbare englische Berichte aussprechen.

In den Philosophical Transactions for 1694 kommt die Geschichte eines Mannes vor, der in genauer Beziehung zu dem bisherigen steht. Es heißt daselbst: Ein Mann von 25 Jahren, der in der Gegend von Bath wohnte, schlief auf einmal ein und verharrte fast einen ganzen Monat hindurch in diesem Zustande. Nach zwei Jahren widerfuhr ihm das nämliche. Anfangs aß er, trank er ꝛc.; zuletzt aber schlossen sich seine Kinnbacken, er aß nichts mehr, blieb in beständiger Betäubung und erwachte nicht eher aus derselben, als nach Verlauf von 17 Wochen. Es hatte sich, als er einschlief, gerade so getroffen, daß man eben die Gerste säete; und als er wieder erwachte, war sie schon reif geworden. Im August schlief er neuerdings ein. Man ließ ihn zur Ader; man wendete Reizmittel an; man behandelte ihn nach allen Mitteln der Kunst; allein vergebens. Er erwachte nicht eher als bis im November. In Plotts Natural History of Staffordshire ist der Fall einer Frau angeführt, die 40 Tage lang geschlafen hat. In den vermischten Werken von R. Willan, herausgegeben von A. Smith M. A. heißt es (S. 339): „Ich habe es gesehen, meistenteils bei Juden und anderen Fremden, von einer dunklen und schwärzlichen Hautfarbe, daß derlei Individuen manchmal sechs bis acht Wochen in einem starren, gefühllosen Zustande lagen.“

Fichtensamen.

Von

Felix Riedmüller.

Habt ihr den Keim gesehen
Bei seinem Auferstehen?
Er trägt das Samenhäutchen
Noch wie ein dünnes Kleidchen,
Damit den Sproß es schütze
Vor Kühle und vor Hitze.
Hat Kraft die neue Rinde,
Dann fliegt es mit dem Winde. —

Ein Gleichnis ist's vom Leben:
Ein stetes Höherstreben
Der Hülle selbst beweist es,
Wie groß die Macht des Geistes.
Er trägt die morsche Hülle
Bis gleich sind Kraft und Wille,
Dann möge sie verwehen
In seinem Auferstehen! — —



Ein Wahrtraum[1])

des

Sir Daniel O'Carroll.[2])

Am 15. Februar 1710.

Sir Daniel (O'Carroll) erzählte mir heute folgenden Traum.

Eine sehr schöne Dame ließ sich bei den Vorposten melden, ob sie in Dagnena[3]) mit ihrem Gefolge Zutritt habe. — Ich gestattete ihr den Einzug und nahm sie in mein eigenes Quartier auf, wo sie aus Ermüdung bald einschlief. —

Das war am frühen Morgen. — Bald darauf kam ein feindlicher Trompeter, welcher vom General Sant Ana geschickt war, mit der Aufforderung, ich solle ihm den Platz übergeben. Ich griff an mein Schwert und erwiderte, ich würde meinem militärischen Kommando (military Command) Ehre machen, indem ich ihn mit allen seinen Truppen zurückschlagen würde (beating him off with all his forces). Der Trompeter zog sich zurück, kehrte aber plötzlich vom General zurück und sagte, daß, wenn ich den umzingelten (defrayless) Platz nicht sofort übergäbe, er keinen Pardon zugestehen würde. Ich gab zur Antwort (returned answer), daß ich in wenig Stunden von unsern Truppen Unterstützung haben würde; daß, solange ich Munition habe, ich mein Feld (my field) behaupten würde, und er solle wissen, daß ich ein irischer Befehlshaber sei, und daß alle meine Leute derselben Nation seien, — daß, wenn meine Munition verschossen sei (was spret), ich meinen Weg durch seinen Bart erzwingen werde — meine Gasse sei immer offen — er solle das melden.

---

[1]) Nach einem alten Dokumente von der Hand Lord O'Neills, des Adjutanten Sir Daniel O'Carrolls aus dem Englischen wörtlich übersetzt von seinem Ur-Ur-Enkel Emil Baron von Hoenning-O'Carroll. — Dieser Wahrtraum des Obristen Sir Daniel O'Carroll des Älteren fand zu Ende des spanischen Erbfolgekrieges statt.

[2]) In der „General History of Ireland" by Jeoffry Keating (J. Hettenham), London 1723, heißt es im Stammbaume über Sir Daniel O'Carroll: „He was by Patent created by K. Philip of Spain a Knight of the most Noble Military Order of St. Jago for services done in war for that Crown and was likewise by Patent adopted in the rank of Knighthood by the late Queen Anne.

[3]) Dagnena war das Hauptquartier von Sir Daniel O'Carrolls Regiment.

Er (General Sant Ana) ließ sofort seine Grenadiere vorrücken, unterstützt von holländischer Infanterie (Dutch foot) — ich ließ sie bis auf Pistolenschußweite herankommen und verlangte einen Karabiner, um auf den zu schießen, welcher die Truppen anführte, was mit solchem Erfolge geschah, daß derselbe fiel, was eine große Verwirrung hervorrief.

Ich gab der offenen Galerie ein Zeichen (I made a signal for the open gallery to fire) zu feuern, und als die Verwirrung noch größer wurde, gab ich ein Zeichen aus dem ersten Stockwerk (first floor) zu feuern mit dem Feuer von 50 Leuten meiner Soldaten (profering the fire of 50 men of my soldiers). — Im Augenblicke zogen sie sich bis zum Fuße eines Hügels zurück — ich bestieg mein Pferd und nahm 50 Reiter mit mir — der Angriff war plötzlich und schnell (sudden and hasty). — Neben dem Befehlshaber fiel auch noch Sant Anas Sohn; aber er starb nicht an seinen Wunden. Ich war froh, einen so tapfern (galant) jungen Mann gerettet zu haben.

Ich kehrte in mein altes Haus zurück und verschloß diese Nacht die Thüren. Ich ging hinauf in mein Zimmer und fand es ganz voll Geistlicher. — Nachdem ich dieselben, mich selbst und meine Soldaten gestärkt hatte, bat ich die Geistlichen, unbekümmert in ihre Wohnungen zurückzukehren und ihren Kirchenschatz (churchplate) mitzunehmen.

Lord O'Neill sagte:

„Schauen Sie in den Kasten, es ist nicht eine Handvoll Pulver übrig geblieben."

Die Dame erwachte — ich sagte ihr, der Leichnam ihres Mannes, (sie war eine große Spionin) des Generals liege in der Kirche San Paolo, sie solle ihn nehmen und nach dem Kastell von Sant Ana befördern, ich werde ihr das Geleite geben. Sie solle aber, nachdem sie ihn begraben, Sant Ana verlassen mit allem, was ihr wert sei, und sich nach der Festung Oriza zurückziehen, ich werde das Kastell Sant Ana mit großer Macht angreifen. —

Ich werde in wenig Tagen nicht nur Herr von jung Anas Kastell, sondern auch des starken Kastells von Oriza und der Stadt sein.

Ich schrieb dem General Goforito, ob er mir Erlaubnis zu diesem Angriffe gebe.

Er gab mir zur Antwort, er vertraue so sehr auf meinen Erfolg, daß ich alles thun könne, was ich für den Dienst gut und vorteilhaft finden würde (convenient for the good of the serice); aber ich möge das Leben der Leute nach Möglichkeit schonen. Er glaube, ich habe irgend ein Stratagem erfunden, um mein Vorhaben durchzuführen. Sollte ich Oriza angreifen wollen, so würde er der feindlichen Armee auf dem Marsche sich stellen, um sie von Oriza abzuhalten. —

Ich marschierte am andern Tage nach Kastell Sant Ana, wo mir der Magistrat entgegenkam mit der Beteuerung, dasselbe sei von der starken Garnison entblößt, ich könne dasselbe gefahrlos besetzen. —

In der Nacht marschierte ich in der Zahl von beiläufig 300 Pferden (to the number of about 300 horses) nach Oriza. Man glaubte von

den Wällen aus, es sei die Vorhut einer Armee, und da Oriza überfüllt von Soldaten und flüchtigem Volke war, vermehrt durch die starke Garnison von Kastell Sant Ana, so geriet die Festung in die äußerste Verwirrung. Als ich das wahrgenommen, zog ich mich unter dem Schutze der Nacht nach Sant Ana zurück, wir schlossen die Eingänge (we shut the gates), erfrischten unsere Soldaten und die Kavallerie, welche gesattelt blieb. —

In ungefähr zwei Stunden kam der Magistrat von Oriza zu mir, um mir mitzuteilen (to let me know), wie der Feind in Verwirrung sich nach ....[1]) zurückgezogen habe. —

Ich behielt Einen vom Magistrate als Geisel und schickte die Übrigen zurück und forderte, weil sie als rebellisches Volk bekannt waren, daß sie alle ihre Frauen in die Kirchen einschließen, alle Zugänge öffnen, alle Straßen und großen Plätze mit Fackeln beleuchten sollten; ich werde um 10 Uhr abends vorrücken und um 11 Uhr bei ihnen sein. —

Der Magistrat und die Vornehmsten des Volkes kamen mir entgegen. —

Ich entsandte (detached) O'Neill mit 50 Pferden, um alle Schlupfwinkel, die großen Plätze und die Hauptgassen zu untersuchen.

Ich marschierte hinein, als mir die Weisung gebracht war, daß alles sicher sei, ließ unmittelbar darauf alle Eingänge schließen. O'Neill brachte einen holländischen Soldaten, welcher mit großer Furcht mitteilte, der Feind habe in der Citadelle Lunte gelegt an 500 Kisten (kastels) mit Pulver, um die Citadelle in die Luft zu sprengen (to blow up). Ich requirierte sofort Hacken, um den Eingang zur Citadelle zu erbrechen — wir kamen glücklich hinein, ohne Furcht, da Gott es so beschlossen hatte, daß die Lunte nur noch eine Spannweite von den Pulverkisten war. Ich persönlich riß sie von dort zurück.

Dann fertigte ich Boten aus und schrieb dem General Goforito, mit seiner Kavallerie zur Unterstützung zu marschieren, die starken Kastelle von Sant Ana und Oriza gehörten ihm; ich selbst habe noch eine neue That vor. —

Er marschierte augenblicklich und war in zwei Tagen mit mir und meinem Regimente vereinigt.

*

Dieser Traum traf sechs Wochen, nachdem Vendome über Stahremberg bei Villaviciosa gesiegt hatte, buchstäblich (litteraly) ein, mit dem einzigen Unterschiede, daß nicht ich, sondern Mac Mahon den niederländischen Soldaten, dessen Kleidung sogar Sir Daniel O'Carroll genau beschrieben hatte, in einem Hause unter Stroh versteckt fand. —

Wer hätte je gedacht, sagte Sir Daniel öfter, daß ein junger Streber (strivling), wie ich[2]), diesen Gedanken gefaßt hätte! Dieser Erfolg konnte aus meiner Erfahrung und menschlichem Verständnisse nicht entstehen. Gott allein sei die Ehre und Ruhm für immer!

Nun marschierte ich, um meine Aufgabe (scheme) zu erfüllen, eine Meile von Catalanda, wo die zwei (feindlichen) Generale noch mit un-

[1]) Unleserlich. [2]) Damals 30 Jahre alt.

gefähr 9000 Mann standen. Sie waren durch mein Ungestüm so erschreckt, daß sie zitterten (shivered), und zogen sich in überstürzter Eile (precipitally) über einen Hügel auf dem Wege nach Saragoza zurück. —

Gott gab dem Könige den Sieg. — Alle gegen den König Aufständischen wurden zu ihrer Pflicht zurückgeführt und sollten die Gnade Seiner Majestät und ein friedliches Leben in der Heimat haben ohne Belästigung, was mich sehr beliebt machte.

Der General äußerte wegen Oriza große Freude und Überraschung, so daß er mir stets ein Kommando und alle Ehren erwies, welche in seiner Macht standen.

Gott ist gnädig für mich (good for my mercy), für mein Ende oder Tod; denn stets ist Sieg und Ehre von Gott allein. —

*

Merkwürdiges Eintreffen eines Traumes des Sir Daniel O'Carroll des Älteren während des spanischen Erbfolgekrieges.

Henry O'Neill m. pr.



Auf zum Licht!

Von

Hans von Mosch.

Wenn ich dich, du ungestümer Geist,
Durch das All, das weite, stürmen lasse,
Fast erstarrt des Körpers warme Masse,
Das Atom, das du nicht mit dir reißt,
Wenn du weiter, immer weiter dringst,
Vor und rückwärts in die Ewigkeiten,
In der „Zeit" und in des „Raumes" Weiten
Fast enteilst, verdenkst, verwehst, verklingst, —
— Faßt mich plötzlich ein verworr'nes Bangen:
— „Komm zurück, und sei wie vor „gefangen"!! —
Und — er kommt — und ruft mich laut und leise
Auf zum Licht, zu Gott, zur Heimatreise!!



Aus den Davoser Bergen.

Eine Erzählung.[1])

Von

Richard Wedel.

> Die kommenden Ereignisse werfen ihre Schatten vor sich her.

Längst war der letzte Scheidegruß der Sonne auf den Engadiner Gletschern hinter dem Thal der „Züge“ erloschen; das Alpenglühen hatte dem bleichen Scheine des Mondes Platz gemacht, der alles in verschwommenen Formen erkennen ließ, und noch immer saß ich auf der Terrasse vor dem Hotel in Davos-Dörfli. Dicht an meine Seite schmiegte sich meine Braut. Lange saßen wir so, nur selten ein Wort der Liebe oder der Bewunderung wechselnd, bis endlich zwölf Schläge vom nahen Kirchturme uns verkündeten, daß die Geisterstunde angebrochen sei. — Ein zärtlicher Gutenachtgruß, und ich war allein.

Noch mochte ich mich nicht zur Ruhe legen. So trat ich denn vor an die Brüstung der Veranda und schaute hinaus in die schweigende Landschaft. Mein ganzes vergangenes Leben ging an meinem Geiste vorüber. Von jeher war ich ein Verehrer der Frauenschönheit gewesen, jedoch die tollen Stürme der Jugend hatten ausgetobt und einer besseren, reineren Empfindung Platz gemacht. Was ich für Asta fühlte, war die reine heilige Liebe eines ernsten Mannes, gleich weit entfernt von der sinnlichen Leidenschaft eines Wüstlings, wie von der überspannten Anbetung eines Schwärmers. — Ich hatte erreicht, wonach ich gestrebt. Meine litterarischen Erzeugnisse wurden mit den bessern meiner Zeit zugleich genannt, und auch in der Wissenschaft hatte mein Name in den weitesten Kreisen Geltung. Jetzt sollte mir auch noch das Glück des Familienlebens an der Seite einer schönen, liebenden Gattin zu teil werden. Ich befand mich in einer zufriedenen, ruhigen Stimmung, welche dem ersten Triumphe eines schwererrungenen Zieles zu folgen pflegt. Es war ein vollkommenes Stadium jener Ruhe, die keinen Wunsch und kein Fürchten kennt, ein Gefühl, wie es uns nur selten zu teil wird. —

---

[1]) Dieser Erzählung liegt ein Vorgang zu Grunde, den ich selbst erlebte. (R. W.)

Endlich mahnte mich die zunehmende Frische der Nachtluft, sowie der Lärm der letzten eben aufbrechenden Gäste, auch mein Lager aufzusuchen. Ich befahl dem Kellner, in meinem Zimmer Licht zu entzünden. Nach wenigen Minuten meldete er mir, daß es geschehen sei. Leise, um die Schläfer nicht zu wecken, stieg ich die mondbeschienenen Treppen hinan. —

Ich wiederhole noch einmal: meine Seele befand sich in vollkommener Ruhe, in dem vollkommensten Gleichgewichte und meine Gedanken waren nur auf die Schönheit der mich umgebenden Welt gerichtet.

Da ereignete sich etwas Sonderbares.

Nachdem ich die Thür meines Zimmers hinter mir geschlossen hatte, sah ich deutlich auf dem vom Lichte hell beschienenen Sofa eine menschliche Gestalt sitzen. Die Kerzenflamme verhinderte mich, das Gesicht derselben zu erkennen, da sie sich zwischen demselben und mir befand. Mein erster Gedanke war: Es ist ein Dieb. Schon wollte ich zu dem Revolver greifen, den ich stets auf einsamen Wanderungen bei mir zu tragen pflegte, als ich bedachte, daß ein Dieb wohl schwerlich so ruhig meine Annäherung erwartet haben würde. — Ein Freund hat sich einen schlechten Scherz gemacht. Mit diesem Gedanken trat ich ein paar Schritte näher. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich durch die Gestalt hindurch deutlich die Umrisse des Sofas erblickte.

Dieses Erstaunen verwandelte sich jedoch bald in Entsetzen, als ich etwas beiseite tretend, um das störende Licht der Kerze zu vermeiden, in das mir zugewandte Gesicht meines teuern, längst verstorbenen Vaters blickte. —

Wie lange ich sprachlos dagestanden, weiß ich nicht; soviel ist mir indessen klar: ich wartete und wartete, daß diese Sinnentäuschung verschwinden sollte. — Nein, es war kein Traum, der mich gefesselt hielt, denn deutlich hörte ich, wie der Knecht das Haus verschloß und sich auf seine Kammer begab. — Ich änderte meinen Standpunkt und begab mich auf die Seite des Sofas. Die Erscheinung war noch immer sichtbar! Dem Spiele mach' ich ein Ende! sagte ich mir und ging festen Schrittes auf das Phantom los, um es zu packen, wenn es etwas Körperliches wäre. Plötzlich war es verschwunden, nur eine sonderbar kühle, unbeschreiblich dichte Luft umgab mich. Ich befand mich an derselben Stelle, an welcher ich den Geist — oder was es war — erblickt hatte. Ärgerlich über den Streich, den mir meine Phantasie gerade in einem Augenblicke gespielt hatte, wo ich sie am wenigsten in Thätigkeit geglaubt hätte, wandte ich mich nach der andern Seite des Zimmers, wo mein Bett stand. Im Begriffe mich auszukleiden, fiel mein Blick auf das Sofa zurück. Die Gestalt befand sich an demselben Punkte. Ich war durch sie hindurchgegangen. Jetzt erst wurde mein Glaube an die Subjektivität dieser Erscheinung wankend. Und doch! sollte ich, der auf der Höhe der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts stehende Naturforscher, zugeben, daß es doch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gäbe, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt?

Es war ein harter Kampf, den ich mit mir selbst kämpfte. Der uns angeborene Trieb, Geheimnisvolles zu ergründen, spornte mich an, dies Rätsel zu lösen, und der Stolz des Gelehrten bäumte sich dagegen auf, etwas einer ernsten Untersuchung zu würdigen, was die exakte Wissenschaft längst durch die Erklärung einer Sinnestäuschung ein für allemal abgethan hat.

Dieser außerordentlich kurze aber heftige Streit wurde plötzlich auf eine ebenso außergewöhnliche wie unheimliche Art unterbrochen: Ich fühlte, wie sich ein fremder, übermächtiger Wille dem meinigen auferlegte und ihn so in das Verhältnis einer sklavischen Abhängigkeit brachte. — Das Wort sklavisch besagt eigentlich zu wenig, denn ein Sklave kann wenigstens den Wunsch in sich fühlen, dem Herrn den Gehorsam zu versagen. Aber nicht einmal diesen letzten Rest von Selbständigkeit hatte ich behalten, sondern mein ganzes Wollen ging in dem jener rätselhaften Macht auf. Meine Persönlichkeit, mein eigentliches Ich mit seinem Willen schien zu schlafen und kam erst allmählich während der Vorgänge, die ich jetzt schildern will, wieder zum Selbstbewußtsein. Daß diese eigentümliche Macht von jenem Phantome ausging, welches meinem Vater glich wie zu Lebzeiten sein Spiegelbild, das war mir völlig klar; ich wußte es, ohne doch sagen zu können, woher.

Die schattenhaften Umrisse der Gestalt hatten unterdessen immer deutlichere Formen angenommen. Jetzt näherte sich die Erscheinung mir und ich hörte, wie sie mir Worte zuflüsterte.

Ich sage „Worte" und „flüstern", aber während ich es niederschreibe, muß ich mir sagen, daß diese Bezeichnung keineswegs zutrifft. Denn Worte nimmt man durchs Gehör wahr und dies war hier augenscheinlich nicht der Fall. Mit demselben Rechte hätte ich auch, so widersinnig es klingt, sagen können: ich sah oder fühlte dieselben. Es war eben entweder die Gesamtheit meiner Sinne in Thätigkeit, oder ein anderer von den uns bekannten fünf gänzlich verschiedener sechster. Jedenfalls vermittelte es mir die Befehle des Phantoms in weit schnellerer und deutlicherer Weise, als es durch Worte, Winke oder ein sonstiges Verständigungsmittel möglich gewesen wäre.

Die Aufforderung lautete: „Komm und folge mir!"

Die Erscheinung stand jetzt dicht neben mir und ich fühlte, wie ein ganz eigenartiges Fluidum von ihr ausging und sich meinem Körper mitteilte. Die Folge davon war eine höchst eigentümliche. Ich hatte nämlich die Empfindung, als ob ich aus mir selbst herausträte; und in der That sah ich mich, wie mich ein Blick in den Spiegel belehrte, sowohl neben dem Phantom stehen, als auch gleichsam besinnungslos zu meinen eigenen Füßen liegen. Die Empfindung befand sich in dem stehenden Ich, während das am Boden liegende, wie gesagt, besinnungslos schien; und nur von dem ersteren soll jetzt die Rede sein.

Ich war nicht durchaus körperlos, aber kam mir doch viel leichter und weniger stofflich vor. Jedenfalls waren meine Sinne in einer ganz unfaßbaren Weise geschärft. Als der Befehl erging, leistete ich ihm so-

fort Folge, da, wie bemerkt, jeder eigene Wille in mir erstorben war. Der Schatten meines Vaters — wenn ich das Phantom so nennen darf — glitt zum Zimmer hinaus und bewegte sich die Treppe hinab. Vor der geschlossenen Hofthüre machte er Halt und gebot mir: „Öffne!" Obwohl ich wußte, daß dieselbe nicht offen sei, da ich vor wenig Minuten, die verflossen sein mochten, seit ich das Phantom erblickte, den Knecht dieselbe hatte schließen hören und obgleich kein Schlüssel steckte, so legte ich doch meine Hand auf den Griff und drückte ihn nieder. Die Thür öffnete sich knarrend und wir traten in den Hof hinaus.

Der Hofhund, ein bissiges Tier, dem sich keiner gern näherte, sprang alsbald mit Gekläff auf uns zu. Gleich darauf aber zog er sich winselnd mit den Zeichen der äußersten Furcht in einen entlegenen Winkel des Hofes zurück.

So traten wir unangefochten ins Freie und schlugen die mondbeschienene Landstraße ein, welche, die Wiesen des Thalbodens durchschneidend, nach dem Fluelapasse und weiterhin nach dem Engadin führt. An der geradevorliegenden Berglehne bog mein Führer links vom Wege ab und schlug einen Fußpfad ein, der durch den Tannenwald längs dem Ufer des Davoser Sees hinführt. Bald hüllte uns dichter Waldesschatten ein. Nur manchmal hatten wir einen Durchblick auf das glitzernde Wasser zu unsern Füßen und manchmal zwängte sich ein Streifen Mondlicht durch die Tannen, als wollte er uns den märchenhaften Anblick des aus Moos und Alpenrosen gewobenen Waldteppiches gewähren.

Als wir etwa die Mitte des waldumkränzten Seeufers erreicht hatten, lenkte mein Führer vom Wege ab und bog in eine Felsschlucht ein, die gerade in das Herz der gewaltigen Felsenmassen zu führen schien, welche das Davoser Land vom Engadin trennt, eine Schlucht, welche ich noch niemals auf meinen häufigen Wanderungen an diesem Bergabhange bemerkt hatte. Immer dichter wölbten sich die Felsenmassen über unsern Häuptern zusammen, oftmals jede Aussicht auf den Himmelsbogen absperrend. Plötzlich öffnete sich die Schlucht wieder zu meinem nicht geringen Staunen, denn nach meiner Berechnung mußten wir geradezu in die oben erwähnten gewaltigen Felsmassen hineingegangen sein, wo kein Raum für ein enges Thal, geschweige denn für eine so weite, nur schwach hügelige Landschaft war, in welcher weit und breit kein höherer Berg zu sehen war. Aber meine Verwunderung sollte sich noch steigern. Seit der Erscheinung des Phantoms war vielleicht eine gute halbe Stunde verflossen, es war also noch mitten in der Nacht, und doch sah ich deutlich, daß die geheimnisvolle Gegend, in welche wir soeben hinausgetreten waren, von der Sonne beleuchtet war. Sie stand hoch und warf glühende Strahlen auf eine Landschaft mit spärlicher aber tropischer Vegetation; eine Verwechselung mit dem Mondlichte war völlig ausgeschlossen.

Wir bestiegen einen Hügel. Uns zu Füßen lag eine Stadt, dahinter erglänzte weit das offne Meer. In der Stadt herrschte ein reges farbenprächtiges Leben. Ein siegreicher Feldherr zog durch die reichgeschmückten Straßen ein. Er und sein Heer wurden von der jauchzenden Menge

begrüßt. Wir stiegen hinunter und mischten uns in das Getümmel. Plötzlich wies mein Führer auf einen Offizier, welcher dicht hinter dem Feldherrn ritt. In diesem Offizier erkannte ich mein eigenes Ich wieder.

Selbstverständlich fesselte mich das Schicksal meiner eigenen Wesenheit viel mehr als alles andere, was geschah. Da mein Wille unterdessen seine Selbständigkeit allmählich wieder erlangt hatte, so begehrte ich von meinem Begleiter, mir zu sagen, was er von jenem mir berichten könne.

„Sammle deine ganze Willenskraft in dem einen Wunsche und du wirst es erfahren, mein Sohn!“ lautete die Antwort meines geisterhaften Mystagogen. Ich that es. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir auch und nun rollten sich vor meinem innern Sinne, von dem ich früher sprach, gleichsam als Nebelbilder, aber mit unvergleichlicher Klarheit und in ununterbrochener Reihenfolge die Schicksale meines früheren Ichs ab. Er war in jungen Jahren zu einer hohen Stelle im Heere gelangt. Aber sein unruhiger Geist, der nach Befriedigung lechzte, suchte dieselbe in noch höhern Dingen. Er verdunkelte immer mehr und mehr seine bessern Gefühle, bis sie fast gänzlich schlummerten, und nun stürzte er, ein Spielball seiner ehrgeizigen Leidenschaften, seinen schwachen Vorgesetzten und machte sich an dessen Stelle zum Herren des Landes. Einen Aufstand der Gegenpartei unterdrückte er aufs blutigste und herrschte eine Zeit lang nach eignem Ermessen. Doch er hatte nur die Kraft, ein Volk zu bezwingen, nicht es zu beherrschen. So fiel er endlich nach langen Kämpfen mit wenigen Getreuen seinen erbitterten Gegnern in die Hände und endete sein Leben unter Henkers Hand. Im Augenblicke, da er starb, schwand alles vor meinen innern Augen in einem wirren Durcheinander.

Es wogte und wallte um mich her, als habe das alte Chaos seine Herrschaft wieder erlangt. Doch allmählich nahm das wirre Getreibe eine feste Form an, und wiederum sah ich ein Bild vom menschlichen Leben. Mein Doppelgänger hatte diesmal die Rolle eines armseligen Arbeiters. War es Strafe für seine Überhebung in jenem früheren Leben, oder war es nur die ewige Gesetzmäßigkeit, die in unbegreiflicher Weise wirkte, ich weiß es nicht und glaube, wenn es überhaupt möglich ist, diese Frage zu lösen, so wird es die letzte, die höchste Wissenschaft sein, die unserem Geschlechte zu teil wird.

Weiter sah ich dann eine Reihe von zukünftigen Bilderzügen an meinem Sinne vorüberziehen. Aber sie wurden immer verschwommener, immer trüber und — immer unbegreiflicher. Das Äußere der Menschen wurde ein anderes, aber auch ihr Geistesleben blieb nicht dasselbe. Andere Wünsche und Triebfedern, welche mir unbegreiflich erschienen, jedoch einen geheimnisvollen Schauder des Erhabenen einflößten; andere Gedankengänge waren es, welche die Handlungsweise dieser Wesen bestimmten. Nur wenn ich die ganze Entwicklungsweise ins Auge faßte, erschien es mir noch erklärlich, obschon es eine gewaltige Mühe für einen Menschengeist war, diese lange Reihe von Thatsachen mit einemmale zu überblicken. Aber auch das Äußere der Welt war ein anderes geworden. Obschon die Sonne sehr hoch am

Zenith stand, die Bilder künftigen Lebens sich also ziemlich weit von dem Pole abspielten, merkte ich doch nichts von der tiefen Bläue des Tropenhimmels. Er erschien fast weiß und die Sonne hatte ihre herrliche Kraft verloren. Das Licht ward röter und matter, die Luft wurde kühl, sie wurde kalt. Gewaltige Eismassen rückten von den Polen her gegen das schmale Land hin, wo sich das Leben noch fristete. Immer trüber blickte das Sonnenauge, immer eisiger ward die Welt. Sollte sich das grausige schon oft geweissagte Gemälde des zukünftigen Unterganges alles Lebens auf der Erde in eisiger Finsternis verwirklichen? — Unwillkürlich gedachte ich — so mischt sich beim Menschen das Persönliche mit dem Unpersönlichen, das Kleine mit dem Großen — eines Bildes, das ein Nordpolfahrer entworfen hat. Es heißt: „Die Bai des Todes." In einem Schlitten liegen verhungert und erstarrt die letzten Männer der Franklin-Expedition — tot. Nur einer lebt noch, seine Waffe soll einen Eisbären vernichten, der heranschleicht, um die Toten zu verzehren. Wird er treffen, wird ihm das Fleisch des Getroffenen sein Leben fristen, bis er wieder zu Menschen kommt? Erbarmungslos blickt der Mond auf das Schauspiel. Aber er ist doch noch da, er leuchtet doch noch mit seinem milden Lichte dem letzten Überlebenden. — Aber hier. Das Feuer der Vulkane ist erloschen. Ewige Nacht umfängt die letzten Verzweifelnden.

Erschüttert wandte ich mich ab. „Das also ist das letzte Schicksal der Menschen, der stolzesten Krone des Weltalls! Wie jammervoll, wie erbärmlich!"

Ernst und verweisend blickte mich mein Führer an: „Stolzer Thor, kindischer Träumer, wähnst du mit deinem in die Fesseln einer jener vielen Lebensformen geschlagenen Geiste das All zu erfassen und zu ergründen? Ich selbst vermag dir nur eine unendlich kleine Falte von dem Schleier zu heben, der das Weltgeheimnis dem Einzelnen birgt; aber ich will es thun und dich heilen. Sieh her!"

Und da sah ich auf dem ewigen Eise in der grauenvollen Nacht ein Leben. Ja, darf ich es vor den stolzen Männern der Wissenschaft verantworten, das ein Leben zu nennen, welches allen Bedingungen, an die sie das Leben knüpfen, Hohn spricht? Und doch war es ein Leben, denn ich sah Individuen, die mit Bewußtsein handelten, freilich mir völlig unbegreiflich. Ihnen war die Kälte wohl keine Kälte, die Finsternis keine Finsternis, es war die Bedingung, an die ihr Dasein geknüpft war. — Die Wesen waren vielleicht besser, weiser und daher glücklicher als wir, ich weiß es nicht. Sie waren zu verschieden von uns, um einen Vergleich zu erlauben.

Und wieder sprach mein Begleiter: „Was du gesehen, ist nur eine Form von den zahllosen, unter denen das Leben im All aufzutreten vermag. Gestehst du nun deinem kindischen Hochmut, das All zu begreifen? Wir, deren Erkenntnis so viel höher ist, als die eure, wissen nur das Eine sicher, daß uns noch Ewigkeiten von jenem Lichte trennen, welches ihr Gottheit nennt und in eurem überhebenden Stolze zu begreifen wähntet, während es eure noch blinderen Brüder in verzeihlichem Hochmute leugnen.

Und nun, da du dich wohl zu bescheiden gelernt hast, vernimm von mir, der mehr als du und deine Brüder weiß, ein Wort für dein Leben auf der Erde. Reich ist deine Zeit an Männern, die für das Getriebe eurer kleinen Welt Großes geleistet haben, arm an solchen, deren fester Blick unverwandt auf das Endziel gerichtet ist. Keiner von ihnen hat so viel von der Wahrheit erkannt, gelehrt und auch gelebt, wie der große Meister von Nazareth. Mit dem Verstande allein werdet ihr das Weltgeheimnis nie ganz lösen. Sage selbst, hat wohl der grübelnde Verstand je eine höhere Weisheit ausgeklügelt als das einfache Wort: Liebet euch untereinander! Darum sei du liebevoll und duldsam gegen alle deine Brüder, auch gegen die Unduldsamen! Fahre wohl!"

Der Schatten war verschwunden. Ich stand allein auf der öden Felswüste der toten Alm, die das Davoser Land vom Prättigau scheidet, weit von dem Orte, wo ich die bekannten Gegenden verlassen hatte. Der Mond stand hoch am Himmel. Es war just so viel Zeit vergangen, als nötig war, im mäßigen Schritte diesen Ort zu erreichen. Mich ergriff ein heftiges Verlangen heimzukehren. Noch immer war das Rätselhafte dieser Nacht nicht erschöpft. Den Weg, zu welchem ein schneller Fußgänger eine halbe Stunde braucht, legte ich in wenigen Minuten zurück. Da kam mir der Gedanke: Wenn du morgen früh erwachst, so wirst du alles dies für einen närrischen Traum halten. Gut wäre es, wenn du dir ein Zeichen machtest, das du morgen wiederfinden kannst. Der Weg, welcher durch Wiesen führte, war von Holzplanken eingehegt. Eine von diesen war durch ein von Zigeunern im Chausseegraben entzündetes Feuer verkohlt worden. Ich hatte sie schon bei früheren Spaziergängen bemerkt. Ich trat hinzu und machte mit meinem Messer ein Zeichen hinein. Hierbei verletzte ich mich an der Hand.

Endlich gelangte ich nach Hause. Die Hofthür gab nach und ich trat in mein Zimmer. Dort verlor ich für einen Augenblick das Bewußtsein — erhob mich vom Boden und legte mich zur Ruhe nieder. Zeitig erwachte ich am nächsten Morgen mit einem heftigen Schmerz in der Hand. Er befand sich genau an der Stelle, wo ich mich in der letzten Nacht verletzt hatte, als ich in jene Planke der Einzäunung ein Merkmal schneiden wollte. Blitzartig kam mir hierdurch die Erinnerung an das Erlebte. Ich betrachtete die Hand. Den Schmerz fühlte ich nur zu deutlich, aber ich sah keine Wunde. Nun kleidete ich mich schnell an, um das Merkmal selbst aufzusuchen. Es gelang mir, das Haus zu verlassen, ohne von Asta bemerkt zu werden. Schnell eilte ich die wenigen Schritte zu der wohlbekannten Stelle.

Die Planke war dort unverändert, ohne das von mir in der Vision gemachte Zeichen!





Von Ernst Moritz Arndt.

Einige wunderbare Erlebnisse aus seinem Leben,

zusammengestellt von

Robert Geerds,
Dr. phil.

Je seltener die Gabe des Hellsehens ist, um so wertvoller ist es, wenn bekannte Personen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist, damit begabt sind und ihre Erfahrungen zur allgemeinen Kenntnis bringen. Eine solche Persönlichkeit ist Ernst Moritz Arndt.

Leider sind seine Werke fast schon der Vergessenheit anheimgefallen — zum großen Schaden unseres Volkes. Seine ideale Lebensanschauung, sein hoher, alles Egoistische, Kleine und Gemeine verabscheuender Sinn, sein standhafter Patriotismus, der sich auch dadurch nicht erbittern und erschüttern ließ, daß man ihn die zwanzig besten Jahre seines Lebens hindurch zu unfreiwilliger Unthätigkeit verdammte, sind wohl dazu geeignet, der heutigen Generation zum Vorbilde zu dienen. Eine eigene vielfache Lebenserfahrung und ein reiches Wissen lehrten ihn, die Grenzen menschlichen Erkennens richtig zu bemessen, eigene Anlagen und Erlebnisse zogen seine Aufmerksamkeit und sein Interesse auch auf jene dunklen, geheimnisvollen Gebiete der Welt, jene „unsäglichen und unbeschreiblichen Dinge“, deren Geheimnis die Natur dem suchenden Menschenverstande bis jetzt noch nicht erschlossen hat.

In einem Aufsatz „Erinnerungen, Gesichte, Geschichten“[1]) erzählt er folgendes:

„Bekannte Traumerfahrung ist, daß, während einzelne Sinne zu schlummern scheinen, diejenigen, mit welchen der Traum eben spielt, mit doppelter oder dreifacher Lebendigkeit und Thätigkeit gerüstet sind. Aber außer diesen gewöhnlichen fünf oder sechs Sinnen spielt ein mächtiger

---

[1]) Schriften für und an seine lieben Deutschen. Leipzig 1845. Band III, S. 470—548.

sensus communis, ein Gesamtsinn, innerster Sinn, höherer Sinn — nennt ihn meinethalben, wie ihr wollt — eine große Rolle, ein Sinn der Ahnung oder Weissagung, welcher aber auch oft in eine unendliche Ferne auf eine so wundersame Weise rückwärts blickt, daß man ihn zuweilen den Sinn der Wiedererinnerung nennen möchte. Von mir selbst zu erzählen, ich habe in meinen Jünglingsjahren vorzüglich diesen Geist des Vorgriffs (*πνεῦμα προλήψεως*) und Rückgriffs in die Zeit gehabt, wo das Vorgreifen doch noch seltsamer scheint als das Rückgreifen; ich habe im Traume die bestimmtesten Gesichter von Männern und Frauen gesehen, welche ich nach vielen Jahren erst wirklich erblicken sollte, meistens Gesichter, die auf mein Herz und auf mein Schicksal einen entscheidenden Einfluß haben sollten."

Von Heinrich Vierk, Großknecht und Statthalter auf dem Gut Grabitz auf Rügen, das Arndts Vater von 1780—1787 in Pacht hatte, berichtet er[1]: „In seinem Häuschen besprach er sich viel mit seinen Abgeschiedenen, mit seinem alten Vater und seiner Braut, welche ihm in jungen Jahren weggestorben war, und erzählte, wie sie mitternächtlicher Weile oft an sein Bett träten und ihm freundliche Winke und Warnungen gäben."

Ferner erzählt Arndt einige Fälle von Telepathie:

„Wir saßen mehrere junge Gesellen einmal bei dem Rektor Dr. Masius in Barth am fröhlichen Mittagstische, da ward der Hauswirt mit einemmale herausgerufen, seine Knaben hatten an seinem Hause auf dem Kirchhofe gespielt, und einer seiner Zöglinge, ein junger von Zanthier aus Pütnitz bei Damgarten, war gefallen und hatte sich einen Arm gebrochen. Das störte und verzögerte das Gastmahl. Doktor und Chirurg wurden geholt zu verbinden, Briefe wurden geschrieben, ein Bote ward bestellt, der die Briefe zu der Mutter des verletzten Knaben tragen sollte, die etwa zwei Meilen von Barth entfernt wohnte. So waren einige Stunden vergangen. Und siehe! Als der Bote mit den Briefen abgefertigt werden sollte, rasselte ein Wagen vor die Thür, Frau v. Z. sprang heraus und rief: „Mein Sohn, mein Sohn, wo ist mein Sohn? Was ist ihm für ein Unglück begegnet?" Und ihr ward der Knabe mit dem verbundenen Arm gezeigt, und sie war getröstet.

Diese selbe Frau v. Z., bei einer Nachbarin eine halbe Meile von ihrem Gute auf dem Sofa ruhig beim Kaffee sitzend, fährt plötzlich auf, läuft ans Fenster und ruft ihrem Kutscher zu: „Spann an, spanne gleich an!" Alles um sie her springt erschrocken mit auf, die Wirtin fragt sie, was ihr denn sei? und erhält die Antwort: „Mir ist so unbeschreiblich angst, ich muß sogleich nach Hause." Und die Frau läßt sich weder beruhigen noch halten, sondern springt in den Wagen und heißt den Kutscher fortsprengen. Als sie endlich auf ihren Hof einfährt, sieht sie die Mägde und Kinder ganz freundlich wie sonst, aber etwas verstört in der Hausthür stehen und erfährt bald, ihr kleinstes Kind, ein Mädchen, ist in einen Kessel voll heißen Wassers gefallen, und ist nun tot.

---

[1]) Ebendaselbst S. 497.

Abschiedsgruß. Als ich im Winter des Jahres 1811 mich in der lieben Heimat zur Rückkehr an meinen Rhein rüstete und bei geliebten Freunden in der mütterlichen Insel abschiednehmend umher fuhr, saß ich einmal des Nachts spät in meinem Schlafstübchen im Hause meines würdigsten Gönners des Generals von Dyke zu Losentitz auf dem Zudar. Ich war den Tag an mehreren Stellen gewesen, hatte mehrere Nächte wenig geschlafen, hatte eben mehrere Briefe geschrieben, war müd und matt und abgespannt und aufgespannt zugleich, kurz ich war in solcher Fassung und Stimmung, in welcher aus weitester Ferne abgeschossene Geisterschüsse das Herz treffen können. So war ich auf dem Stuhle eingenickt, und siehe: meine alte liebe Base Sofie, meine zweite Mutter, stand freundlich lächelnd vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben; zwei Knaben, mir beide sehr lieb; sie hielt sie mir mit der Haltung und Gebärdung hin, als wollte sie sagen: nimm dich der Kleinen an! Und siehe, den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten teuren Probst Pritzbur und seiner geistreichen, liebenswürdigen Tochter Charlotte Pistorius im traulichen Gespräche saß, rollt der Wagen meines Bruders Wilhelm von Putbus vor die Thür mit einem Briefe, welcher sagte: Bruder, komm gleich mit dem Wagen zurück, wir müssen morgen über das Wasser nach Buchholz fahren, die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche gestern Nacht gestorben ist. — O, die hatte mich lieb!

Herr Elias Mumm und sein Sohn erzählen eine Geschichte (Elias Mumm, ein angesehener Bürger und Kaufherr in Köln, ein frommer, gescheidter, vor 3 Jahren[1]) im hohen Alter verstorbener Mann): Wir saßen im Winter des Jahres 1814 in Höchst bei Frankfurt des Abends in einem Nachbarhause an fröhlicher Tafel beisammen wohl 25—30 Personen. Da springt mit einem Male die älteste Tochter des Hauses, ein sehr hübsches Mädchen, auf und ruft: „Hören Sie! Hören Sie! was spielt da unten auf der Zither?“ Ihre Schwester stimmt ein und spricht: „Ja, wahrhaftig, es ist Musik, gewiß der Major von Oppen, der wird als Kurier aus Frankreich gekommen sein und will uns hier einen Spaß machen.“ Und die beiden Mädchen laufen geschwind die Treppe hinunter und fragen und schauen unten und durchstöbern die Stuben und Kammern, worin Oppen als Einquartierung viele Wochen bei ihnen gewohnt hat. Die Mädchen finden aber nichts und kommen etwas verstört wieder zu der Gellschaft, welche in gewöhnlicher Ordnung schwatzt und ißt und trinkt. Da macht es eine Pause von einer halben Stunde, dann beginnt es von neuem zu klingen, aber nicht allein in die Ohren der beiden Mädchen, sondern die ganze Gesellschaft hört es. Die beiden Mädchen rauschen nun außer sich wieder herunter, indem sie rufen: „Gewiß, es ist der Oppen, und der Schelm hat sich nur irgendwo versteckt.“ Und es vergehen wohl fünf Minuten, da kommen die Mädchen ganz blaß und verstört zurück. Sie bleiben sehr still, und unten bleibt es nun auch still, und nichts wird mehr gehört. Und still und etwas verstört geht bald die ganze Gesell-

[1]) D. i. im J. 1841, da Arndt seinen Aufsatz 1844 geschrieben hat.

schaft auseinander. Die Mädchen aber und unser Elias haben sich Tag und Stunde wohl gemerkt, und es hat sich aus der Vergleichung mit den Zeitungen und mit den Aussagen der Freunde von Oppens ergeben, daß er an jenem Abend bei einem Gefecht in Frankreich gefallen war. Dieser Major von Oppen war Adjutant bei Blüchers Heer, als ein edler, für sein Vaterland und dessen Freiheit brennender Jüngling hatte er in Spanien mehrere Feldzüge gegen die Franzosen als Freiwilliger mitgemacht, hatte spanische Lieder und Zitherspiel nach Deutschland mitgebracht und jene Mädchen, in deren Herzen er wohl einige liebenswürdige Erinnerungen hineingesungen hatte, oft mit seinem Spiel ergötzt."

Einen Fall von Hellsehen erzählt Arndt, den er an einem etwa 40jährigen Mann erlebte, Karl Heinrich Beck, der in Löbnitz bei Barth im Hause von Arndts Eltern etwa 10 Jahre als Rechnungsführer lebte. Dieser Paul Beck, wie er genannt wurde, muß ein seltsamer Mensch gewesen sein. „Er war (berichtet Arndt) von Kopf bis zum Fuß ein eigentümlicher Kauz; seine Stellung, seine Gebärde, sein Blick, die Miene, die er zog, jedes Wort, das er sprach, wurden durch ihre Art bedeutend: wo Beck erschien, da entflohen Schlaf und Langeweile. Es war das eigentlich das Seltsame an diesem Manne, daß er, ohne durch geistige Bildung und Entwicklung bedeutend zu sein, durch die allerungewöhnlichsten und allerseltsamsten Sprünge der Laune und des Witzes .... immer geistiges Leben und blitzigen und geschwinden Zungenhader erregte. Der ganze Umfang seiner Gelehrsamkeit beschränkte sich auf die Muttersprache, ein bißchen Französisch und Schönschreiben und Rechnen; aber er war einer der vielbelesensten Menschen, die ich gekannt habe, und holte was er wußte wie ein Kriegsmann, dessen Schwert wie das Schwert Joabs leicht aus und ein geht, zum unmittelbarsten augenblicklichen Gebrauch sogleich aus der Scheide seiner Lippen heraus ....

Ich erinnere mich, Bruder Fritz und ich saßen einen guten Nachmittag bei ihm auf seiner Stube; Fritz war in den Schulferien aus Stralsund gekommen, und ich erzählte von den Großthaten, welche Bruder Karl, der mutigste und geschwindeste aller Rossebändiger, mit einem jungen neugekauften Jvenacker Fuchs vollbracht hatte, von seinem Überschlagen und seinem Springen über Mauern, Gräben u. s. w., Abenteuer, welche ich auch einmal mit dem Fuchs hatte versuchen müssen. Diese Erzählung mußte so lebendig und malerisch geraten sein, daß mein Beck plötzlich aus sich heraus versetzt und bei hellem Sonnenschein hellsehend ward. Bruder Karl war nämlich auf jenem Wallach, auf welchem er beiläufig acht bis zehn Meilen den Tag fortzutraben pflegte, jenen Morgen nach Stralsund geritten, und wir besprachen, ob und was er mit dem Wildling wieder erleben würde. Siehe da, mit einem Male hören wir unsren Beck laut Paff! Paff! schmatzen als einen, der eine Pfeife frisch anrauchen will, und er tönte weiter: „O eine prächtige Pfeife, eine prächtige neue Pfeife! auch eine für mich in der Tasche, schönster, weißer Meerschaum. — O weh! da fällt die Pfeife, da stürzt das Pferd, Herr Arndt im Graben — da liegt er, wie schnaubt das Pferd! — Gottlob! gottlob

er sitzt wieder drauf, ich hör' ihn fortgaloppieren." Dies mit solcher Heftigkeit, mit so gebrochenen Worten und solchen ächzenden Zwischenpausen, daß uns ganz schauderhaft zu Mute ward, und wir den Alten wieder zur gewöhnlichen Besinnung aufrütteln. Und was war es gewesen? Die wirklichste Wirklichkeit und auch die Zeit fast auf die Minute zutreffend. Bei Karnin, einem Dorfe eine Stunde von Löbnitz, fuhr ein Hund schleichend dem Wallach in die Fersen, das Tier sprang seitwärts und stürzte über den Bruder in einen Graben. Dieser behält jedoch die Zügel und windet sich unter dem Pferde heraus, dann beide wieder aufgerichtet, die hingeflogene Pfeife aufgesammelt, und rasch in einem Viertelstündchen nach Löbnitz galoppiert. Auch hatte er wirklich ein weißes meerschaumenes Pfeifenköpfchen in der Tasche, welches er dem Paul zum Geschenk mitbrachte."

In einer Anmerkung zu den Briefen Arndts an Bunsen (Deutsche Revue, Aprilheft 1891. S. 58) schreibt der Herausgeber Theodor von Bunsen:

Von meinem Bruder Georg ist mir . . . . . . eine Notiz geschickt worden, die man, wie ich glaube, mit Interesse wird lesen mögen: — „Über vergilbten Papieren," schreibt er, „hatte ich ihn (E. M. Arndt) an einem Winternachmittage 1856 angetroffen. Erläuternd bemerkte er, daß ihn der freundliche Verleger aufgefordert, unter seinen Gedichten aus früherer Zeit eine Nachlese zu halten, ob sich für ein Bändchen genug vorfände. ‚Das ist keine geringe Arbeit, sie kann mich noch manches Jahr beschäftigen.' Und mit den kindlichen Augen mich fest anblickend fuhr er fort: ‚Sie wundern sich, daß ein Mann in meinem Alter von einer Beschäftigung mehrerer Jahre redet? das hängt so zusammen: Vor einigen zwanzig Jahren träumte mir einmal, daß ich, auf unserm Bonner Gottesacker wandelnd, einen aufrechten Grabstein erblickte, worauf deutlich mein voller Name, nebst Geburtsort, -Jahr und -Tag zu lesen war. Sodann kam nach dem Worte „gestorben" eine verwischte Zeile. Auf diese aber folgte eine andre: — im einundneunzigsten Lebensjahre. Nun habe ich ja ernstlich getrachtet, jeden Tag meines Lebens auf das Abscheiden bereitet zu sein. Allein seit dem Traum meine ich nun doch immer, das neunzigste Jahr überleben zu sollen.' Das ist eine fast wörtliche Wiedergabe seines Berichts. Es war mir erinnerlich, daß derlei Äußerungen von ihm im Freundeskreise umhergetragen wurden; er hatte also aus der Begebenheit — die sich ja leicht erklären läßt (?) — kein Geheimnis gemacht."

Bekanntlich starb Arndt thatsächlich im einundneunzigsten Lebensjahr, am 29. Januar 1860, nachdem er am Weihnachtstage des vorhergehenden Jahres unter der Teilnahme von ganz Deutschland seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hatte.





Das Märchen vom klagenden Stein.

Von

M. v. Saint-Roche.

Es waren zwei Menschen, die hatten sich lieb und dennoch trugen sie schwer an der Last ihres Lebens, denn keines konnte des andern Ziel, Ringen und Streben begreifen; und das war sehr hart, denn sie waren Mann und Weib und sollten und mußten den Lebenspfad Hand in Hand wandeln. Sie hatten sich lieb, aber weil sie sich nicht verstehen konnten, so erwuchs aus ihrem Zusammensein ihnen stetiges Leid, das jedes, um des andern willen, bitter schmerzte; tausendmal bestrebte sich jedes anders zu denken, zu reden, zu handeln —, sich des Andern Wesen anzupassen, mit redlicher Mühe strebten sie einander zu beglücken, jedes lechzte nach der Art Friede und Verständnis, wie es ihm als „Glück" vorschwebte, aber wenn sie glaubten es errungen zu haben, so zerfloß es unter ihren Händen und sie blickten ihm mit weinenden Augen nach.

Das kam aber daher, weil beide bei ihrer mühsamen Wanderung nach anderer Richtung blickten: der Mann blickte auf die Erde und wollte das Glück im Genuß suchen, die sie bietet; wenn der Weg rauh und steinig war, so setzte er sich nieder und sagte: „Ich will rasten, bis es besser kommt!" Die Frau blickte auf zum Himmelslicht und sprach: „Schau nicht auf den Boden, blick da hinauf, dann kommen wir leicht hinüber; komm, reich mir die Hand, dort ist das Glück, das hier ist nur ein Teil des Wegs dahin."

„Geh mir mit deinem Licht!" unterbrach er sie. „Das nützt nichts unter den Menschen, davon kann man nicht leben, nicht essen und nicht trinken." Dann durchzuckte ein Weh ihre Seele, ein erbarmendes Weh um ihn, und während sie hoffend aufblickte, erzählte ihr Mund ihm von Dingen, die über und außer dem kleinen irdischen Leben sind, von dem ewigen Glück und Frieden nach dem ihre Seele dürstete; dabei konnte sie leichter dahinschreiten und fühlte es wie Flügel an ihrem müden Körper; als sie ihn aber anblickte, sah sie, daß er sie gar nicht hörte, denn er war bei ihrem Reden eingeschlafen und sie schleppte ihn nur mühsam weiter.

Dann brach auch sie gar manchesmal zusammen; es schien ihr, als sei es rings um sie Nacht geworden und sie vermöchte den Pfad nimmer weiter zu finden. Das waren die elendesten Augenblicke ihrer Pilgerfahrt.

Allein in den Mühsalen, der Nacht und Dumpfheit wollte sie ihn nicht lassen, und doch sah sie, wie ihre Kraft bald versagte, ihn dahin zu bringen, ihr auf dem gewählten Pfad zu folgen. „Da gehen tausend Andere," sagte der Mann oft, „die denken und thun nicht wie du; sie laufen alle auf der breiten, gleichen Straße hier unten, und es geht ihnen gut."

„Aber sie sehen das Licht nicht und müssen noch länger gehen als wir bis zu dem Ziel!" flüsterte das Weib.

Er sagte nichts und sah mürrisch auf die Seite, als er ihr mühsam folgte. Sie kannte diesen Blick und er schnitt ihr ins Herz wie ein Dolch und schmerzte sie mehr, als die spitzen Steine ihre blutenden Füße.

Hie und da kam auch für die beiden ein Platz, wo es grünte und die Blumen dufteten; dann rasteten sie ein wenig, der Mann lächelte und schaute ihrem Blicke nach, mit dem sie ihre Seele dankbar nach oben sandte; es klang eine Saite mit mildem Ton in ihrem Innern, wenn sie den Gefährten zufrieden sah: „Gott hat uns hergeführt; uns selber haben wir dies doch nicht zu verdanken!" sagte sie.

„Da wollen wir bleiben", meinte er. „So gefällt's mir. Warum führst du mich nicht immer an solche Plätze?"

„Weil ich's nicht kann," sagte sie traurig, „laß uns rasten und dann weiterschreiten, bis wir bleiben dürfen, sieh hin! der Pfad wird immer heller!" und sie suchte sein Auge, um aus dem ihren Mut und Zuversicht in seines zu gießen.

Dann reichte er ihr die Hand; aber er verstand sie nie ganz. Er wunderte sich, daß sie sich so mühen könne, um etwas, das ihm unerklärlich, unerreichbar schien; aber er folgte ihr doch.

So ging die mühsame Wanderung lange Jahre und die zwei Menschenkinder ermatteten mehr und mehr. Die Mühsale wuchsen so sehr und türmten sich wie Wetterwolken vor das Licht, so daß sein Strahl oft kaum mehr den Weg in die Seele des Weibes fand. Da wurde sie zaghaft und klagte mit stillen Thränen, und weil sie ihrem Gefährten so lange und so oft Trost zugesprochen hatte, weil sie die Steine unter seinen Füßen weggeräumt hatte, damit er leichter schreite, so suchte sie Trost und Hilfe bei ihm. Wenn sie fast nimmer vorwärts konnte, da blieb sie stehen, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und wartete klopfenden Herzens, ob er nicht ein Wort des Erbarmens, einen tröstlichen Zuspruch für sie hätte. Sie wäre so froh darum gewesen!

Aber er hatte so viel mit seinen eignen Leiden zu thun, daß er nicht begriff, daß sie litt; sie war ihm so lange mutig vorangegangen, daß er nimmer verstand, auch sie könne müde sein und der Erquickung bedürfen. Ihn machte die Verzagtheit stumm, und sein Inneres fand keine Worte, die an ihre Seele geklungen hätten, ihr neue Lebenskraft gebend. Sie erkannte das wohl, und er erbarmte sie, und sie raffte sich immer von neuem auf.

Er schwieg beharrlich, auch wenn sie stöhnte und seufzte, und weil sie mehr nach ihm sah als nach dem Strahl, der sie leitete, so gewann eines Tages der Unmut die Oberhand in ihrem Herzen. Als sie wieder umsonst auf ein mildes Wort von ihm gehofft hatte, rief sie voll Zorn: „Lieber einem Steine klagen, als dir, du bist stummer und kälter als er!"

Da traf sie ein langer, wehmütiger Blick aus seinen blauen Augen, der ihr das Herz zerriß; denn es lag tiefe Liebe darin und ein stiller Vorwurf, den sie fühlte.

Gott aber, der dem Weibe den Lichtstrahl als Wegweiser auf den schmerzvollen Pfad gegeben, hatte ihr Wort gehört; und weil es ihr nicht gelungen war, sich so viel Milde, Geduld und Erkenntnis zu erringen wie ihr Gefährte mit seiner geringern Kraft, der doch gelernt hatte, schweigend zu dulden, wenngleich ihm die Höhe des Zieles nicht so klar bewußt war wie ihr selbst, so ließ nun Gott ihr Wort in Erfüllung gehen — ein Wehschrei durchzitterte die Luft, und wo der Mann gestanden, lag ein kalter Marmorblock. In schaurigem Schrecken erzuckend, von unsäglicher Reue erfaßt, sank das Weib nun an dem Steine nieder; sie umschlang ihn mit ihren Armen, sie benetzte ihn mit ihren Thränen, — doch es war zu spät! Unter ihr tosten die Wasser, über ihr jagten dunkle Wolken über den Abgrund, sie achtete dessen nicht; sie fühlte nur ihre Schuld und daß ihr Mangel an selbstvergessender Liebe den Geliebten um den Preis der Leiden gebracht habe; sie fühlte ihre Ohnmacht den Pfad allein weiterzugehen, weil sie ihn nicht mehr stützen, trösten, mit sich führen konnte. Das reuevolle Weh bleichte ihr Haar und verdorrte ihren Körper. „Wäre ich gut, immer gut gewesen!" stöhnte sie. „Laß mich bei ihm, o Ewiger, laß mich sein Leiden lindern, gieb mir Kraft, ihn zu erlösen mit meinem Leben!" betete sie.

Auch dieses Wort der Liebe drang wieder hinauf und fand Erhörung: ein leuchtender Strahl vom Himmel hauchte über das Weib — sie ward zu einem Dornbusch, an dem süßduftende Heckenrosen hingen und der mit seinen Armen den nackten Stein umrankte. Der aber gab ein seltsames Tönen von sich; wie ein säuselndes Klagen, ein heimliches Schluchzen kam es von ihm. Dann streuten die Rosen ihre Blätter über ihn, die grünen Zweige umschlossen ihn dichter, und die Kelche atmeten all ihren Duft über ihn hin. —

Es war ein einsames Felsenthal, wo der Stein lag; wenig Menschen gingen da vorbei. Aber die, welche des Weges kamen, hörten das seufzende Klagen, das von dem Steine kam. Viele meinten, es käme vom Rauschen des Waldes, andere schrieben es dem Luftzug zu, doch mit den Jahren hieß man den Felsblock nur mehr „den klagenden Stein", und mancher machte lieber einen Umweg, als daß er nachts an der Stelle vorbeigegangen wäre, denn das Tönen war seltsam und griff jedem ans Herz, daß er es nimmer vergessen konnte. Niemand ahnte, daß in dem Marmorblock ein armes Menschenherz wohnte.

An einem glühenden Sommertag hielten zwei Männer Rast beim „klagenden Stein".

„Sieh da, hier hätten wir ja, was wir suchen!“ rief der eine und schlug mit der flachen Hand auf den Felsen, „prächtiger Marmor — und auch die erwünschte Größe!“

„Herr,“ sagte der andre zögernd, „den werdet ihr nicht wollen zu eurer Arbeit, das ist ja der „klagende Stein“ — hört ihr's nicht?“ und er lauschte und hielt den Atem an.

„Ei was!“ lachte der Steinmetzmeister hell auf, „Ammenmärchen und Aberglauben wie's so bei euch auf dem Land der Brauch,“ und dabei begann er den Stein abzumessen. „Wie geschaffen zu der Arbeit,“ sagte er dann befriedigt, „nur mit dem Wegbringen wird es seine Schwierigkeiten haben; der Weg ist schmal und steil; so wie er liegt, geht's kaum. Doch, halt, ich hab's! Gleich an Ort und Stelle sollen meine Leute ihn bearbeiten; und morgen, Sepp führst du sie herauf! Dann können sie bei dem guten Wetter gleich beginnen; dann müssen sie auch das lästige Gestrüpp da wegräumen!“ und sein Stock schlug in den Rosenbusch nieder.

„Hört ihr's nicht?“ fragte der Führer wieder und trat ein paar Schritte vom Stein hinweg.

„Du altes Kind!“ höhnte der Meister. Dann traten sie den Rückweg an.

Des andern Morgens begann ein reges Leben an der stillen Stätte; die markigen Arme der Gesellen schwangen die Werkzeuge, daß die Funken stoben; aber je wuchtiger die Schläge fielen, desto enger schmiegten sich die Rosenranken um den Felsen; jeder Schlag, der ihn traf, zerfleischte auch sie. Die Arbeiter zerrten und rissen sie hinweg; doch aus dem zerfetzten Stamme schossen stets neue Zweige, die sich wie ein Schutz um den Stein legten, und die Wurzel saß so tief unter dem mächtigen Block, daß es ihnen nicht gelang, sie auszureißen.

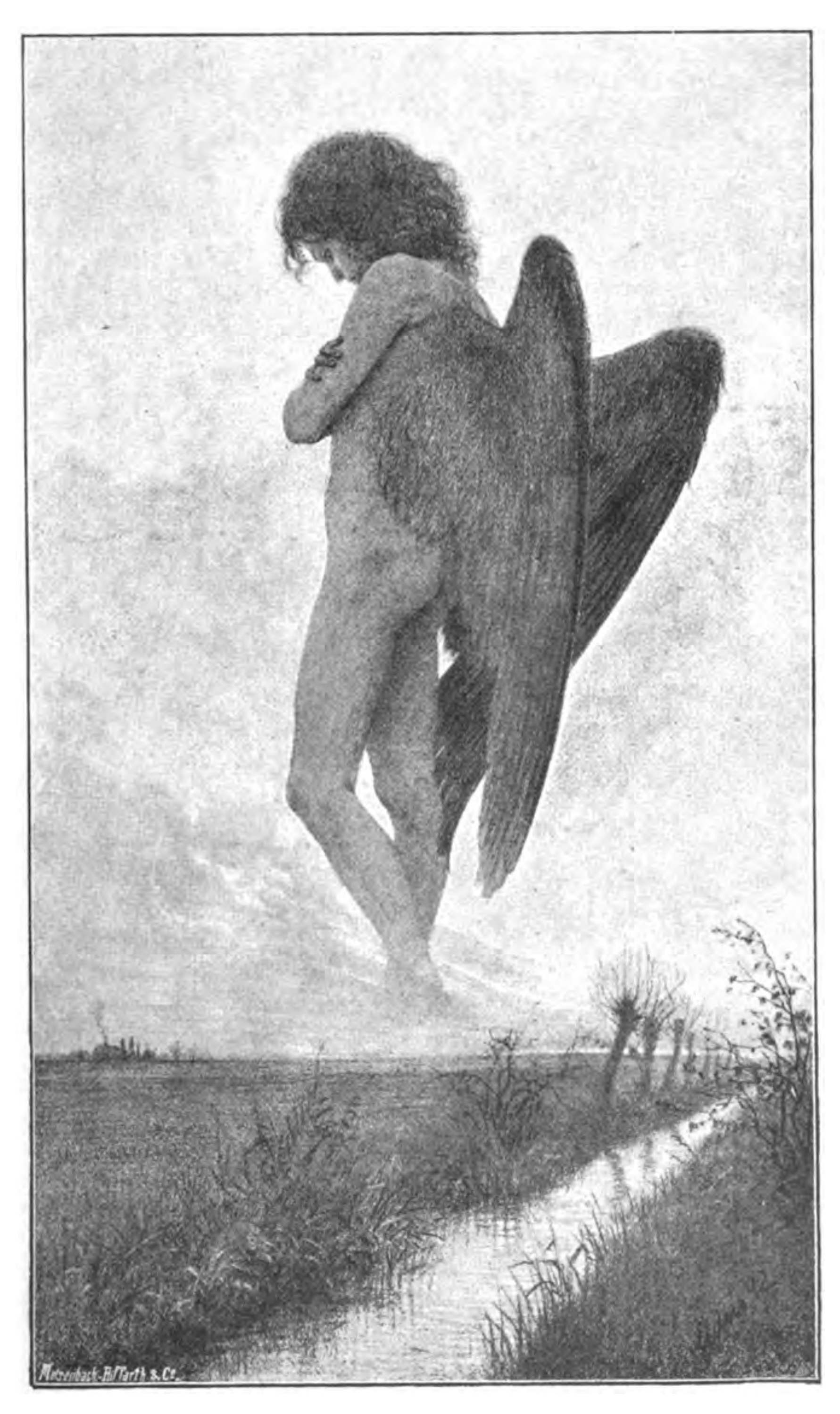
„Ein verhexter Busch das,“ lachte einer auf, und hieb darein, daß Blätter und Blüten davonflogen, „ist's doch, als gehörte ihm der Stein!“

„Laß uns die Wurzel abschlagen, so tief wir können, dann werden wir die lästigen Ranken los; sie hindern bei der Arbeit!“

Dem Rat folgte man und grub unter dem Felsblock tief ins Erdreich; doch ehe die Arbeiter es sich im Eifer versahen, stürzte der Stein über den Wegrand in die tosenden Fluten der Bergschlucht, eng umschlungen von seiner Gefährtin, die sie von ihm hatten trennen wollen.

Abend war's geworden und zwischen den Schatten, welche die Nacht bereits über die Erde warf, schwebten zwei lichte Gestalten, eng umschlungen, empor. — Last, Mühe und Pein war von ihnen genommen, nur die Liebe, die ewig ist, war ihnen geblieben und trug sie nun empor mit Flügeln, denn nun verstanden sie sich, weil beide dem Licht zustrebten. —





DER VERLORENE SOHN.



Der Gottsucher

bei einem Orthodoxen und bei einem Theosophen.

Von

J. T. von Schack.

I. Bei dem Orthodoxen.

G. Es ist mir unmöglich, an die Göttlichkeit Christi und an eine Gottheit überhaupt zu glauben.

O. Das ist eine große Sünde und ich an deiner Stelle würde mich hüten, so etwas nur zu denken, geschweige denn auszusprechen.

G. Wenn ich nicht denken soll, wozu habe ich da eigentlich meine Vernunft von der Natur erhalten?

O. Damit du an ihrem Lichte deine Thorheit und Unvernunft erkennen sollst.

G. Das hieße ja etwas geschenkt erhalten, nur um dessen Wertlosigkeit einsehen zu lernen. Doch was wüßte ich vom Glauben überhaupt ohne meine erkennende Vernunft?

O. Deine Vernunft ist ein gar erbärmlich Ding, wenn sie nicht durch die Gnade unseres Herrn und Heilands erleuchtet und geheiligt wird.

G. Wie gelange ich denn zu solcher Erleuchtung und Heiligung?

O. Allein durch den Glauben, der da Geduld wirket.

G. Was verstehst du wohl unter Glauben?

O. Die Gewißheit, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren ward und mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat.

G. Und der Beweis, daß dies alles wirklich so geschehen ist?

O. Der Beweis ist das Wort unseres Heilands und die Wahrheit der göttlichen Offenbarung.

G. Wer steht mir aber dafür, daß dieses Wort nicht gefälscht und diese Offenbarung nicht von Menschen erdacht und zurechtgelegt ist?

O. Unser Heiland hat gesagt: „So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Dein geistiger Hochmut verblendet dich so sehr, daß du nicht kindlich zu glauben vermagst und nicht durch unseren Herrn Jesum Christum selig werden kannst!

G. Ist das nicht gerade so, als ob du zu mir sagtest: „Vor Tausenden von Jahren hat da oder dort ein Haus gestanden, denn es existiert noch eine schriftliche Beschreibung davon — glaubst du dies?“ Ich werde antworten: Wie kann ich Dinge wissen, die ich nicht selbst irgendwie wahrgenommen habe, oder die mir nicht in solcher Weise überliefert sind, daß sie mir auf Grundlage meiner Erfahrung und meiner Vernunft annehmbar sind? Liegt darin ein geistiger Hochmut?

O. Ganz gewiß, insofern als du deine menschliche Vernunft zum Richter setzen willst über die göttliche Offenbarung und es nicht einzusehen vermagst, daß du um deiner Sünden willen der Erlösungsthat unseres Heilandes und seiner stellvertretenden Gnade bedürftig bist.

G. Wie komme ich denn zu dieser meiner Sünde und auf welche Weise sollte ein anderer mich von derselben erlösen können? Ein Schöpfer, der für seine „Geschöpfe“ leiden muß! Liegt da nicht der Gedanke sehr nahe, daß er selber etwa von Anbeginn schon erlösungsbedürftig gewesen sein könnte?

O. Ich sehe, daß ich meine Worte vergeblich an einen unverbesserlichen Zweifler und Spötter verschwende, und so nicht der Herr der himmlischen Heerscharen sich in seiner unergründlichen Gnade und Langmut deiner erbarmt, fürchte ich, daß du ewig verloren bist und in deinen Sünden dahinfahren mußt.

G. Wie bist du selbst denn zum Glauben gekommen?

O. Gott hat mich in seiner Gnade erleuchtet und mich schmecken und fühlen lassen, wie freundlich der Herr ist.

G. Und wie kommt es, daß ich selbst und so viele Millionen Menschen dieses nicht in gleicher Weise schmecken und fühlen? Wie erkläre ich mir das Vorhandensein von so viel Unwissenheit, Sünde, Not und Tod in unserem irdischen Jammerthal? Quillt dies alles aus derselben gütigen und gerechten Vaterhand?

O. Der Tod ist der Sünde Sold! Deine eigne Verderbtheit schreiet gen Himmel! Nicht Gott mache dafür verantwortlich, sondern preise den, der in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen.

G. Aber es giebt heute doch so viele Menschen, die ihrer Natur nach völlig unfähig sind, die göttliche „Offenbarung“ in knechtischem Buchstabenglauben anzunehmen! Was soll denn aus diesen werden?

O. So sie das Wort hören und nicht danach thun, werden sie ewig verloren sein!

G. Ohne Möglichkeit sich dereinst von ihren Zweifeln zu befreien und ihre schwache, unvollkommene Natur in einem anderen Dasein zu läutern und zu erheben?

O. Der Mensch wird nur einmal geboren und nach dem Tode verfällt er Gottes gerechtem Richterspruch.

G. Und wenn auch ich nun deinen Glauben nicht mit dir zu teilen vermag, wenn meine Vernunft und auch mein Herz ihn nimmermehr begreifen können — was dann?

O. So wirst du den Zorn Gottes über dir fühlen!

G. Und niemand hat Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Liebe für mich? Auch du nicht?

O. Nein, denn ich will mit den Feinden meines Heilandes nichts zu thun haben. Zwischen uns kann keinerlei Gemeinschaft sein!

G. Das also ist eure und eures Gottes Liebe?!

II. Bei dem Theosophen.

G. (abermals). Es ist mir unmöglich, an die Göttlichkeit Christi und an eine Gottheit überhaupt zu glauben.

Th. Sage mir offen und vertrauensvoll, weshalb dir dies unmöglich ist. — Warum blickst du mich so erstaunt an?

G. Es wundert mich, daß du nicht wie andere vor mir zurückschreckst, mich als einen Verworfenen behandelst...

Th. Im Gegenteil! Unser himmlischer Meister sprach, als er auf Erden wandelte: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" — und ist nicht ein zweifelndes Herz vor allen andern mühselig und beladen?

G. Du siehst es also ein, daß meine Zweifel nicht aus einer bösen Absicht entspringen, sondern aus wirklicher Unfähigkeit, die in Rede stehenden Fragen zu erfassen?

Th. Das sehe ich recht wohl ein, denn kein Mensch wird seiner Natur nach absichtlich das Gute von sich weisen; und wenn er dieses thut, so liegt es nur daran, daß er das Gute noch nicht als das wahrhaft Gute kennt. Also sage mir offen deine Einwände, damit ich versuchen kann, sie zu zerstreuen.

G. Die ganze Welt ist für mich voll großer Rätsel. Ich vermag es nicht zu fassen, daß ein „Gott" (im Sinne eines liebenden Vaters) erst eine vollkommene Welt geschaffen und dennoch von Anbeginn die Möglichkeit des Bösen in sie hineingelegt haben soll — um dann, als dieses Böse, wie ein großes Unkraut, die ganze Welt zu überwuchern drohte, wieder sich selbst in Gestalt eines ihm gleichenden Menschensohnes an das Kreuz schlagen zu lassen, also mit anderen Worten, eine sonderbare Selbstkomödie der Irrungen aufzuführen. Meine Vernunft sagt mir, daß dies alles unmöglich in der hergebrachten Weise erklärbar sein kann und doch verlangt die Religion, gerade als ersten Beweis meines guten Willens, den blinden Glauben an solche widersinnige Unmöglichkeit!

Th. Das Kirchendogma verlangt es — nicht die Religion.

G. So machst du einen Unterschied zwischen beiden Begriffen?

Th. Gewiß; die Kirchenlehren oder Dogmen sind nichts anderes als die naturgemäße Entwickelungsgeschichte unserer menschlichen Vernunft und als solche einem steten Umwandelungsprozesse, einer unaufhörlichen Qualitätssteigerung unterworfen.

G. Und die Religion?

Th. Die Religion ist der bleibende Kern, welcher allem echten Streben nach Wahrheit und nach Göttlichkeit zu Grunde liegt; sie ist die göttliche Vernunftoffenbarung an sich, deren erstes Aufdämmern im

Menschengeiste sich im Dunkel der Vorzeiten verliert, wohl mit der Ausbildung des Menschengeistes selbst zusammenfällt, und, stetig wachsend, als einziges Ziel das völlige Aufgehen in der höchsten Einheit vor Augen hat: „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick," das ist, wie Pfleiderer sagt, „das Wesen der Religion."

G. Und giebt es keine noch besonders sogenannte „Offenbarung"?

Th. Es giebt keine andere als solche, die innere Erkenntnis in lebendige Kraft umsetzt, und so sichtbar in die Erscheinung tritt; deren höchste Darstellung nennen wir die Offenbarung oder Fleischwerdung des Göttlichen.

G. So stützt sich der Kirchenglaube an die Menschwerdung des Gottessohnes dennoch mit einiger Berechtigung auf einen thatsächlichen Kern?

Th. Der Christus des Dogmas, im Sinne einer irdischen, zeitlichen Person betrachtet, entzieht sich aus logischen Gründen der Beurteilung unserer nachgeborenen Geschlechter, und kann als solcher niemals überzeugend bewiesen werden, es sei denn, daß auch hier das religiöse Erkennen den inneren Wahrheitskern aus der zeitlichen Umhüllung herauszuschälen vermöchte.

G. Und dieser Wahrheitskern?

Th. Ist die fortschreitende Offenbarung des Göttlichen in den Seelen derer, welche das Menschentum überwunden und sich von der Knechtschaft der Sünde endgültig befreit haben. Diese Offenbarung bleibt der Welt auch dann noch erhalten, wenn die Einzelperson, welche sie als typischen Träger derselben zu verehren gewöhnt war, in das Reich der Mythe zu verschwinden und den Lästerzungen der zweifelnden Spötter zu unterliegen droht. Sie bleibt uns erhalten, nicht als die „Person" Jesu, welche gelebt hat und dahingegangen ist, sondern vielmehr als jener „Zustand des Christus", des „Gesalbten" und Vollendeten, der ewig zur Erscheinung kommt in allen, welche die Fesseln des individuellen Selbstes abgestreift haben und Eins geworden sind mit dem göttlichen Geiste.

G. Kann ein Mensch sich diesen „Zustand als ein Christus" durch eigene Kraft erwerben, oder bedarf es dazu jener „stellvertretenden" Erlösung, wie sie die Kirche lehrt und deren buchstäblichen Sinn ich nicht zu fassen vermag?

Th. „Sollte ein Mensch ohne Sehnsucht nach einem höheren Zustand in einen höheren Zustand übergehen können?" fragt einer unserer tieferen Denker (Hebbel) und setzt hinzu: „Ich halte es für unmöglich!" Auch hier gilt es, den Buchstaben vom Geiste zu scheiden. Es kann dir nichts gegeben werden, zu dessen Empfang du nicht schon innerlich herangereift bist und das du dir nicht, im wahren Sinne des Wortes, bereits durch eigene Kraft verdient hättest. Gedenke des Bibelwortes: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch noch genommen, was er hat." Klingt das etwa nach einem unverdienten Gnadengeschenk?

G. Du hast recht! Eine solche Auffassung ließe sich nie und nimmer

mit der Vernunft in Einklang bringen; wie erkläre ich mir aber dann jene anscheinend unverdienten Gnadengeschenke und ebenso unverdienten Hindernisse, welche die Anlagen und Schicksale den Menschen so oft in den Weg legen, zugleich mit der wunderbar verschiedenen geistigen und seelischen Reife der einzelnen Menschen und Völker? Bin ich verantwortlich für jenen innersten Wesenskern, den ich mit auf die Welt gebracht habe und als meinen individuellen Willen in mir wirkend erkenne?

Th. Du bist ein Teil des Weltganzen und als solcher auch dessen unverbrüchlichen Entwickelungsgesetzen unterworfen. Allein, je mehr du dich in bewußtem Erkennen der verborgenen Weisheit des schöpferischen Grundgedankens unterordnen lernst, die göttlichen Ziele des größeren Ganzen zu deinen eigenen machst, desto freier wird dein Wille, desto machtvoller dein ganzes Menschenwesen sich entwickeln. Also prüfe dich selbst! Lerne erkennen, daß du kein anderes Wesen für dein irdisches Wollen und Wirken verantwortlich machen kannst, als nur allein dich selbst.

G. Demnach müßte ich ja dieses mein individuelles Selbst auch als den verborgenen Urheber meines irdischen Seins ansehen? Ich müßte wohl schon vor meiner Geburt irgendwie einen bewußten Willen und die Möglichkeit der Selbstbestimmung gehabt haben?

Th. Scheint dir denn dieser Gedanke, den die Weisen aller Zeiten anerkannten, scheint der dir etwas so Unglaubliches? — Wird es dir leichter, dich mit der Annahme abzufinden, daß eine fremde schöpferische Laune dich zu dem gemacht hat, als was du dich hier auf Erden, in dieser kurzen Spanne Zeit erkennen lernst, ohne eigenen Willen, eigenes Verdienst und eigene Schuld? Müßte dieser Glaube nicht eine jede deiner Fähigkeiten lähmen, anstatt sie, wie jene andere Überzeugung es vermag, zu freudigem Ringen und Schaffen für dich und deine Brüder, „die mit dir auf dem Wege sind“, anzuspornen?

G. Du glaubst also, mit anderen Worten, daß dieses mein irdisches Schicksal in gewissem Sinne mein eigenes Werk ist und daß ich für mein Straucheln und Fallen, sowie auch für mein etwaiges Vorwärtskommen nur mich selbst verantwortlich zu machen habe?

Th. Ganz gewiß ist dieses meine Überzeugung, denn stärker als alles andere lebt im Menschen das Gefühl der Verantwortlichkeit für das eigene Thun. Dein individuelles Wollen kann dir durch keine äußere Macht als solche aufgezwungen werden, auch nicht durch eine göttliche. Bevor nicht Gott in deinem Innern lebt, dir selbst bewußt als Wesen deines Wesens, so lange ist er für dich nicht vorhanden, ist bloßer Name, Schall und Rauch. Das göttliche Leben kann also nur insofern ein freies Gnadengeschenk genannt werden, als die Möglichkeit es zu erwerben, immerdar für den Menschen vorhanden ist, indem es sich, wie Henry Drummond sagt, „im Menschen, seinem Typus gemäß, bis zur Vollendung entwickelt“ und „sich zu einem Christus entfaltet“. Wer aber vermöchte Tag und Stunde zu nennen, wo dieses Wunder im einzelnen Menschenherzen zur Offenbarung gelangen wird? Und auch das kann

uns ja nicht anfechten, wenn wir, wie jener englische Denker, erkennen, daß unser eines, gegenwärtiges Leben für uns eine „zu kurze Zeit ist für solch' herrliche Entwickelung".

G. Wie soll ich mir aber das Ziel dieser Entwickelung vorstellen? Wie das Dasein und Offenbarwerden Gottes fassen lernen?

Th. Du siehst diesen wunderbaren, geheimnisvollen Vorgang sich immerdar vor deinen Augen entfalten, — siehst ihn in dem unaufhörlichen Werdetrieb der ganzen beseelten Natur, in ihrem Streben nach höherem, besserem, vollkommnerem Dasein, in den ewigen Gesetzen des Seins, welche das Höhere aus dem Niederen und das Vollkommene aus dem Unvollkommenen sich emporringen lassen. Und:

„Fühle den Gott, den du denkst!"

sagt Schiller[1]) sehr mit Recht, denn nur in eben dem Maße, wie unser Wesen immer göttlicher, gottebenbildlicher wird, in demselben Maße werden wir auch Gottes Offenbarung in der Leiblichkeit verstehen.

G. Und wenn dieses so ist, wie kommt es, daß ich persönlich noch so weit vom Ziel, von jener Vollendung des Christus-Zustandes entfernt bin; wie soll ich dahin kommen, denselben jemals zu erreichen?

Th. Ich antworte nur: „Wolle es!" und „Erkenne dich selbst!" Suche die verborgenen Triebfedern im eigenen Wesen aufzufinden, welche dich an dieses irdische, unvollkommene Dasein ketten und deiner Selbstvollendung zur Zeit noch hindernd im Wege stehen. Nütze andererseits die Kräfte, welche du bereits dein Eigen nennen darfst und als die Früchte früheren Strebens in deinem Innern lebendig wirken fühlst.

G. So können diese Früchte mir niemals verloren gehen? Ich werde dereinst ernten, was ich jetzt gesäet habe?

Th. Gewiß, denn die Gerechtigkeit der Weltordnung ist unverbrüchlich und unfehlbar, und sie gründet jedes Menschen Schicksal bis ins Kleinste hinein auf seine eigne Willensthätigkeit, gleichviel, ob wir kurzsichtigen Menschen diese Wahrheit in Bezug auf uns und andere zur Zeit schon zu erkennen vermögen oder nicht!

G. So darf ich es wohl auch als Frucht meines Suchens nach der Wahrheit betrachten, daß ich in diesem Augenblicke mit dir rede und deine Gedanken in mich aufnehme?

Th. Ganz richtig; und der scheinbare Zufall, der nach Annahme der meisten Menschen unsere Begegnung veranlaßt hat, erweist sich, im höheren Sinne betrachtet, als unabwendbare Notwendigkeit für unser beiderseitiges Fortschreiten.

G. Wenn aber alles in seinen Ursachen vorher begründet ist, wo bleibt alsdann mein freier Wille, die Möglichkeit eigener Initiative?

Th. Wie ich dir schon sagte, liegt dein sogenannter „freier Wille" nicht an der Oberfläche des Geschehens, sondern tiefer. Wohl trittst du mit deiner Geburt in eine unvermeidliche Ursachenkette äußerer Erscheinungen ein, welche dich anscheinend willenlos gefangen nimmt, dir tausenderlei

[1]) „Das eigene Ideal", Gedichte der III Periode.

innere und äußere Bedingungen stellt; die Art und Weise jedoch, welche dich in jedem einzelnen dieser gegebenen Fälle, nach deinem eigenen, innersten Sein handelnd, dich entscheiden läßt, und welche sich niemals mit der Initiative anderer, in gleicher oder ähnlicher Lage befindlicher Wesen decken wird, sie zeigt dir das geheimnisvolle Etwas, welches deiner Erscheinung zu Grunde liegt und sich als deine Seele oder, wie Kant sagt, als „intelligibles Subjekt" in deinem Innern wirkend, offenbart. Aber erst dann, wenn du die unbewußten Willensimpulse deines inneren Selbstes als solche, mit Hilfe deines bewußten Erkenntnisvermögens zu unterscheiden, zu prüfen und demgemäß sie zu verwerfen oder zu bestätigen vermagst, erst dann bist du auch der freie Gestalter deines irdischen Schicksals geworden, bist Herr über dich selbst!

G. So läge es thatsächlich in meiner Macht, die Ketten des irdischen Verhängnisses zu sprengen und mein sogenanntes „Schicksal" selbst in die Hand zu nehmen?

Th. Ganz unstreitig vermagst du dies, sobald du nur den Willen dazu in dir erwachen fühlst. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet!" sagt Goethe mit Recht. Je mehr du in der Selbsterkenntnis fortschreitest, desto kraftbegabter und hellsichtiger wird das Wesen sein, dem du durch dein augenblickliches Thun die Lebenspforten öffnest und das sich von deinem früheren Selbst unterscheidet, wie der Schmetterling von der schwerfälligen Raupe. In deinem eigenen Innern vollendet sich derselbe Entwickelungsprozeß, der sich als fortwirkende Ursachenkette durch alle Erscheinungen des Weltalls, vom Atom bis zum göttlichen Allgeiste, hindurchzieht!

G. Was aber wird aus jenen, die infolge körperlicher und geistiger Fesseln (Verkrüppelung) diese freie, naturgemäße Entwickelung nicht in sich zu vollziehen vermögen? Jene unzähligen Armen und Elenden, Unmündigen und Schwachen, welche tagtäglich am Wege dahinsiechen, über welche der Lebenssturm achtlos dahinbraust? Werden sie irgendwo in einem andern Dasein Rettung und einen gerechten Richter finden?

Th. Kennst du nicht das Wort unseres Heilandes: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen?" Oder sein Gleichnis von den Pfunden, das von keinem mehr zu fordern verheißt, als er zu geben in seinem jetzigen Dasein die Kraft besitzt? Aber jedes persönliche Dasein vollendet in seinem Fortleben nach dem Tode seinen eignen Daseinslauf gemäß der ihm bei der Geburt gegebenen Anlagen und je nachdem diese weniger oder mehr, schlechter oder besser im Erdenleben verwertet wurden. Und nach eben dieser Maßgabe wird sich auch dann die Gelegenheit zu neuer Fortentwickelung gestalten. — Kein Sandkörnchen kann in der weiten Unermeßlichkeit des Alls verloren gehen: wieviel weniger sollte wohl eine irrende Menschenseele dies Schicksal erleiden können?! Nur Menschenwahnwitz und Pharisäertum können solchen Gedanken fassen, unbeachtet der göttlichen Mahnung: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" —

G. Aber wie erklärst du das viele und große Unglück in der

Welt, welches den Glauben an Gott so häufig zu ersticken droht? Wozu ist überhaupt das Übel in der Welt?

Th. Kennst du nicht Shakespeares Ausspruch: „There's nothing either good or ill, but thinking makes it so.“ (Nichts ist an sich gut oder übel, nur unserm Denken scheint es so!) Was wir das „Übel“ nennen, gehört als solches immer nur dem jeweiligen Anschauungsfelde unserer menschlichen Vernunft an; und wer ein Übel empfindet, der bedarf desselben zu seiner Vollendung. Meist aber genügt schon ein kurzes Wachstum und eine geringe Wesenswandlung, um das „Übel“, der Fata-Morgana gleich, vor unsern Augen zerfließen zu lassen. Lächeln wir doch leicht über den Kummer unsrer Kinderjahre!

G. Vieles, was du sagst, klingt mir zwar neu und noch befremdlich, doch bin ich dir dankbar, daß du mir so manchen Stoff zum Nachdenken gegeben hast. Darf ich hoffen, in Zukunft noch mehr von dir zu hören?

Th. Ich werde dir stets mit Freuden zu Diensten stehen. Für heute: Lebewohl! und gedenke auch des Schillerschen Wortes:

„— Es giebt keinen Zufall!
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen!“



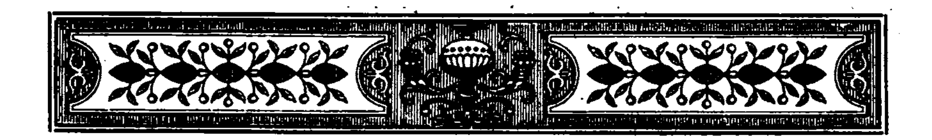
Karma.

Von

Carl Eckhardt.

In deines Tempels hehre Halle trat ich ein,
Und Wonneschauer rieseln mir durchs zage Herz. —
Zur heil'gen Ordnung, zur gerecht und weise waltenden
Verknüpfest du des Weltgetriebes wirr Gespinst
Und mir, dem friedelos umhergetriebnen Mann,
Zerschmelzest du der Unmutsqualen bittre Thrän'.
Es sieht entzückt des Auges neugeschaffnes Licht,
Wie sich zu ew'ger Schönheit eint der Dinge Streit;
Im Mark erschüttert sink ich dir zu Füßen hin
Und opfre dir des Herzens eigenwill'ge Lust.





Ein Stab dem Wanderer.

Von

Leopold Engel.

Gott sprach zum Wandersmann: „Du fühlest dich einsam in deiner jetzigen Abgeschiedenheit und wünschest zu wissen, weshalb du hier diese Wege wandeln sollst, wie sie dir jetzt vorgeschrieben worden sind. Nun gut, so höre und richte dich danach.

Es war einstens in fernen Landen zu jener Zeit, als Europa noch lange nicht imstande war, die Bedürfnisse für die späteren Menschengeschlechter zu liefern, ein Mann, der fromm und gottesfürchtig lebte. Aber allein, umgeben von Götzendienern und selbstsüchtigen Nachbarn, durfte er diesen nicht sein inneres Herz zeigen, weil er wegen seiner engen Verbindung mit mir, seinem mit Kämpfen aller Art teuer erworbenen, aber dafür um so inniger geliebten Herrn und Gott, von seinen Mitbrüdern verkannt, verlästert und verfolgt worden wäre. Im Innern seines Herzens brannte aber eine helle Flamme für seine in Dunkelheit des Geistes schmachtenden Nächsten; er wollte, selbst um den Preis seines Lebens, ihnen das Licht, was seine Seele erhellte, zugänglich machen, und bat mich um die Erlaubnis, seinen Mitmenschen die Wege zeigen zu dürfen, um das innere Licht finden zu können. Diese Erlaubnis wurde ihm gegeben, und er machte sich alsbald ans Werk.

Mit nimmer rastendem Eifer, mit Sanftmut und größter Liebe begann er die schwere Arbeit, erst in nächster Nähe die Seinen zu belehren, sie einzuführen in ihr eigenes Herz, zu lauschen auf die so sanften Klänge der innersten Stimme, die in jedem Menschenherzen wohnt, und suchte so die toten Seelen zu erwecken zu dem Ahnen eines nahenden Geistesfrühlings. Es gelang ihm bei wenigen, sie bis zu einer Stufe zu erheben, die ein eigenes Fortschreiten ermöglichte; die meisten jedoch erlahmten alsbald bei dieser schwierigen Schatzgräberei, denn je tiefer sie eindrangen je emsiger sie nach dem bereits von ferne durch die dunklen Erdspalten sein helles Licht sendendem Schatze gruben, je mehr schien er zu versinken in die Tiefe, so daß das Erdreich über ihnen zusammenzustürzen drohte. Die meisten kehrten daher aus der schon recht tiefen Grube an das Tageslicht zurück und meinten: die Arbeit ist zu schwer, wir erreichen den Schatz dort unten doch nicht, laßt es gehen, wie es geht, uns narrt ein Dämon,

der uns unhold gesinnt ist. — Und sie gingen davon mißmutig, ohne Lust, die Arbeit fortzusetzen.

Sieh, der einzige, der bereits den Schatz in sich gefunden, weinte darob, daß so wenig festen Willens, so wenig fröhlicher Arbeitslust in den Seinen war und bat mich nun: „Herr, erbarme dich der Meinen, denn sie ahnen nicht, welche Segnungen sie verstoßen, sie sind blind und sollen doch sehend sein!"

Darauf tönte es vernehmlich in des Gerechten Herzen: „Mein lieber Sohn, so wie jetzt wird es allzeit sein. Ich kann niemand zwingen, die Schätze seines Herzens auszugraben, obgleich ein jeder dazu imstande ist. Alle diese, welche sich jetzt von dir kehren, werden und sollen wiederkehren, aber nur nach freiem Entschlusse. Du sollst dich jetzt von ihnen abwenden, damit sie empfinden, was es heißt, allein sein. Dich aber will ich versetzen, damit auch du noch weiterhin lernest."

Und so geschah es auch. Derselbe Mann, mit seinem Gott im Herzen als festen, ihn durchleuchtenden Schatz des Geistes, wurde hinweggeführt in fremde Länder, er durfte nur wenig säen, und zu ernten ward ihm noch weniger gegönnt, denn es gebrach an Zeit dazu. Er selbst stieg hinab in alle Tiefen der Welt, wurde auch sogar zeitweilig gefangen von vielen Versuchungen, die seiner Seele gestellt wurden, er strauchelte, fiel, erhob sich wieder, er zweifelte, irrte, suchte wieder, hoffte, weinte und lachte, denn während all der Wanderjahre schwieg in ihm die sonst so laute Stimme meines Geistes, aber trotz alledem bewahrte er sich in seinem Herzen den Glauben, als unverlierbaren Schatz, als unbesiegbaren Riesen, der sich stets erhob, wenn auch bittere Erfahrungen ihn niederschmetterten. Und dieser Kampf mußte sein, damit sein Glaube sich stärke und mächtig werde und, alles durchdringend mit geistiger Kraft, ihn einführe in das bereits zubereitete Reich des wahren Friedens.

Als er dann zurückkehrte in das Gebiet der früheren Thätigkeit, da waren unterdessen die ihm Nahestehenden zur Einsicht gelangt, daß ihnen seitdem der Lehrer fehlte, gar vieles mangele. Des Rates, den sie früher sich leicht bei ihm holten, mußten sie entbehren; und wollten sie eines solchen teilhaftig werden, so waren sie gezwungen, ihn in sich selbst zu suchen. Sie fingen erst unbewußt, dann bewußt und eifrig die frühere Arbeit des Grabens wieder an, und seht, je nach ihrer Mühe, je nach ihrem Willen und ihrer Ausdauer erreichten sie den heiß ersehnten Schatz. Doch im Besitz desselben genossen sie wohl Ruhe, aber auch dasselbe Verlangen wie ihr Lehrer, andere seiner teilhaftig werden zu lassen. —

Und nun kommt derselbe Kreislauf der Dinge wieder wie zuvor. — Gar viele, die den Schatz der wahren Erkenntnis besitzen, treibt es, ihn andern mitzuteilen, andere wollen ihn hüten, andere erreichen ihn fast greifbar und freuen sich nur an seinem Glanze, andere wieder denken ihn zerstückeln zu können, um ihn gleich Almosen zu verteilen — das Falscheste von allem, denn geistige Schätze lassen sich nur selbst erringen, nicht verschenken. Ein jeder aber muß selber graben und das nach seiner Eigenart.

Von diesem einen Manne stammt ihr heute alle ab, von diesem habt ihr die Sehnsucht geerbt, die wahre Erkenntnis zu erringen. Keiner von euch ist dieser Mann im Wort, ein jeder von euch ist aber ein solcher Mann im Geiste. — Du erschrakst, als ich dir das Gleichnis gab, und fürchtetest in deinem Herzen, daß ich meinte, du seiest der Führer deiner Brüder; o nein, denn auch du lerntest erst von jenem. Aber jeder von euch wurde für einen Kreis gesetzt, den er lehren sollte, frage, ob nicht jeder auch bereits hinausgeführt wurde, um zu straucheln, zu fallen, sich wieder zu erheben und zu stärken im Glauben. Du hast jetzt die letzte Aufgabe zu erfüllen, die da heißt: „Bewahre in allen Stürmen deinen Glauben," und so wandere auch du durch die Welt ohne Furcht, aber im Herzen als unbesiegbaren Riesen den Glauben an mich und meine weise Führung."



Der Jugend Grabgesang.

Von

Rudolf Lothar.

Die Schollen fallen dumpf und schwer,
Nun giebt's kein Wiedersehen mehr,
Nun lebe wohl, du treuer Kumpan.
Ich habe Alles für dich gethan,
Hab' dich mit meinem Blute genährt,
Hab' mich für dich gewaffnet, gewehrt,
In meinem Herzen hielt ich dich fest
Wie etwas, das man nimmermehr läßt.
Du warst mein Herr, mein Wille dein Knecht,
Du warst mein heiliges, einziges Recht!
In meinen Armen sah ich dich tot,
Du meine Jugend, mein Morgenrot!
Und über dem Grabe glänzt und gleißt
Der Tag, der mir die Straße weist.
Der Spaten, mit dem ich bereitet dein Grab,
Der wird zu meinem Pilgerstab —
Denn jede Stunde gilt's zu begraben,
Was wir in der früh'ren erfahren haben.
Und wenn wir dann am Ende stehen,
Wir nur einen Weg von Gräbern sehen.
Aus jedem aber blüht es hervor —
Der Spaten erschließt der Zukunft Thor. —



Hartmanns Pessimismus.

Eine Anzeige
von
H. Plümacher.

Eduard von Hartmanns Werk „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus"[1]) ist kürzlich in zweiter Auflage erschienen und enthält jetzt elf Abhandlungen mehr als in der ersten, von denen drei bisher noch nicht gedruckt waren. Diese letztern sind: „Plotins Axiologlie" (Nr. III, S. 29—63); „Das Kompensationsäquivalent von Lust und Unlust" (Nr. XI, S. 263—277); „Der Pessimismus und der Gottesbegriff" (Nr. XIV, S. 310—326).

In mehrseitiger Hinsicht ist Plotin und seine Stellung zum Optimismus und Pessimismus seiner Zeit interessant und wertvoll zur Orientierung in der Geschichte der Philosophie, weil seine Lehren einerseits den Schlüssel zum geschichtlichen Verständnis der Stellung liefern, welche das christliche Mittelalter zu der Frage nach dem Werte oder Unwerte der Welt und dem Glückswert des Lebens eingenommen hat; auch ist eine spezielle Betrachtung der Plotinschen Lehre vom Lebenswert um so mehr am Platze, als die bisherigen Darstellungen dieses Philosophen dieser Seite seines Systems mindere Aufmerksamkeit zugewendet haben, wie denn auch überhaupt die bisherigen Schriften zur Geschichte des Pessimismus Plotin noch keine entsprechende Beachtung zu teil werden ließen. Für die Leser der „Sphinx" ist Plotin auch deswegen wichtig, weil er die Ekstase zum Vehikel der höchsten Erkenntnis macht. Nimmt Plotin damit ein Element des Okkultismus in die Philosophie auf, so wird bei seinen Nachfolgern die Philosophie zum Okkultismus, und für die späteren Okkultisten, welche (analog der christlichen Kirche) die Philosophie in ihren Dienst nehmen, um das Geglaubte als das Gewußte und Denknotwendige hinzustellen, für diese wird wiederum der von Plotin ausgehende Neu-Platonismus die Philosophie par excellence.

Ferner ist Plotin für die Gegenwart lehrreich wegen gewisser Ähnlichkeiten der Verhältnisse, unter denen seine Weltanschauung entstand, mit solchen unserer Tage; der Skepsis, welche an der Erkenntnis der letzten Ursachen verzweifelt, steht das brennende Verlangen gegenüber nach eben dem, was zwar höchstes Objekt der Philosophie sein sollte, aber

[1]) Zweite, erweiterte Auflage, Leipzig, Wilh. Friedrich. Ohne Jahreszahl, XXIII und 373 S.

von dieser auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte nicht erreicht, ja von ihren tonangebenden Vertretern für unerreichbar erklärt wird; so steht heute neben dem modischen Agnosticismus der Okkultismus, und dem praktischen Materialismus, der sein gesamtes Interesse nur auf das Sinnenfällige richtet, gegenüber erhebt sich jener Idealismus, welcher an den Schranken der Menschheit rüttelt und aus der skeptischen Einsicht, daß der Menschengeist nicht in die Geheimnisse des Wesenhaften (Metaphysischen) dringen kann, nur die Aufforderung entnimmt, dem Menschengeiste den Weg zum übermenschlichen Vermögen vorzubereiten und zu bahnen.

Plotins Philosophie setzt sich die Aufgabe, den Menschen zu Gott zurückzuführen, von dem er abstammt; da aber der weltlich gesinnte Mensch über den zweifelhaften Gütern der Welt seine Abstammung vergessen hat, so hat die Philosophie die Wertlosigkeit dieses jetzt von der Seele geschätzten klar zu machen und sie selbst an ihren Ursprung und ihren allem Irdischen überlegenen Wert, als intelligibles Wesen, zu erinnern. Mit dieser Absicht aber kreuzt sich das Interesse: Gott zu rechtfertigen für die Erschaffung einer wertlosen Welt; denn sollte Gott als Ziel des Strebens das höchste Gut sein, so muß er von dem Vorwurf, eine schlechte Welt geschaffen zu haben, bewahrt werden. Zu diesem Ende sucht Plotin die Übel der Welt teleologisch zu rechtfertigen, indem er „den Vorbildern der asiatischen Religionen, insbesondere der buddhistischen Karmalehre" folgt; mit „der Lehre der Kirchenväter stimmt er überein, indem er diese Welt als einen Erziehungsweg und ein Läuterungsfeuer der Seelen" bei trachtet wissen will; er steht auf dem gleichen Boden mit den Stoikern, indem er geringschätzig „den eudämonologischen Pessimismus als axiologisch (d. h. beim Urteil über den Wert oder Unwert der Welt) nicht ins Gewicht fallend" beiseite schiebt; so erscheint er denn auch als „ein Vorläufer von Leibniz und Hegel", löst aber „nebenbei auch die wirkliche Welt in einen Schein und ein Spiel auf in einer Weise, die stark an den indischen Traumidealismus oder Illusionismus erinnert und als abendländischer Vorläufer des Eckhardtschen und Schopenhauerschen Idealismus gelten kann".

Wie nun Plotin versucht, den Stoff zum Sündenbock der Übel der Welt zu machen, obwohl sich ihm derselbe zum bloßen Gegensatz und zur Negation des wahren Seins verflüchtigt hatte; wie dann die Seelen sollten die Schuld haben durch ihr Herabsinken aus der intelligiblen in die sinnliche Welt, durch ihren „tollkühnen Hochmut und das Verlangen sich selbst anzugehören"; wie aber auch diese Erklärung nicht stichhält, weil die Voraussetzung zu einem vorweltlichen Abfall der Seelen fehlt; wie dann endlich das Übel vermindert sein soll, weil der obere Teil der Seele ja doch stets im Intellegibeln bleibe, es mithin nicht die innere Seele sein soll, die leide und jammere, sondern nur der „äußere Schatten des Menschen"; und wie die Seele durch Reinigung dahin gelangen könne, in der Ekstase an dem Schauen des Allgeistes und dem seligen Ruhen des Absoluten in sich selbst teilzu-

nehmen; wie aber — last not least — diese Flucht Einzelner aus dem ewigen, qualvollen Weltprozeß zugegeben, dies doch nicht dazu ausreiche, das ewige Weltdasein zu rechtfertigen für „denjenigen, der ein Herz hat für die Menschheit", — das alles dem Essay nachzuerzählen, gestattet hier der Raum nicht. —

Von den bereits früher in anderen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen, die aber sich in der ersten Auflage der Sammlung noch nicht finden, ist besonders beachtenswert der als Nr. VIII (Seite 175—204) eingereihte: „Kann der Pessimismus erziehlich wirken?"

Es wird die Frage aufgeworfen: wird die Einsicht, daß das Leben unvermeidlich mehr Unlust als Lust mit sich bringt, nicht die Strebensfreudigkeit, die Thatkraft und den Lebensmut der Jugend lähmen? Ist es daher nicht geboten, dem Pessimismus keine Stimme bei der Erziehung zu gewähren, selbst wenn man von der Wahrheit desselben überzeugt ist? Die Antwort lautet: nicht der eudämonologische Pessimismus, d. h. die Erkenntnis, daß das Leben unvermeidlich mehr Schmerz als Glück bringt, wirkt lähmend, sondern nur der falsche evolutionelle Pessimismus, d. h. die Ansicht, daß im Weltdasein kein Fortschritt, weder intellektuell noch sittlich möglich, mithin alles geistige Streben schlechthin umsonst sei; dieser falsche Pessimismus ist allerdings verderblich (wie alles Falsche) und muß bekämpft werden, wo immer er sich zeigt. Ebenso ist der Entrüstungs-Pessimismus bei der Erziehung zu unterdrücken; das Böse und Mangelhafte ist zu bekämpfen und zu bedauern; die Jugend muß die Welt und die Menschen erst verstehen lernen, nicht aber soll sie über sie zu Gericht sitzen, bevor sie befähigt ist, die den Thatsachen zu Grunde liegenden Beweggründe (Motivationsprozesse) zu verstehen.

Die moderne Pädagogik fußt aber, ohne es zu bemerken und ohne es Wort haben zu wollen, auf pessimistischen Voraussetzungen. Sie lehrt, daß man die Jugend an Bedürfnislosigkeit gewöhnen soll, daß Vergnügungs- und Genußsucht einer unwürdigen Auffassung des Lebens entspreche und daß nur Arbeit im Dienste der Pflicht und der idealen Lebensziele dem Leben eine würdige Ausfüllung gebe; sie möchte den praktischen Materialismus, das Strebertum, das Jagen nach dem äußeren Glück bekämpfen. Aber vom Standpunkte des Optimismus werden diese Lehren unverständlich und widerspruchsvoll, und die Erfahrung lehrt denn auch, daß sie nicht mehr verfangen und daß Erziehung, Moral und Religion ihre idealisierende Kraft mehr und mehr eingebüßt haben, „alle drei haben die Motivationskraft verloren, seit der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts, als die bisherige pessimistische Grundlage der christlichen Weltanschauung durch einen Optimismus ersetzt wurde"; darum sollte sich, „wem die Rettung des Idealismus am Herzen liegt, um die Fahne des Pessimismus scharen".

Die höchsten Religionen haben dem Volke den Pessimismus gelehrt: das Judentum betrachtet das Volk Israel als den leidenden Gottesknecht; das Christentum sieht in dieser Erde ein Jammerthal. Für die primären

erzieherischen Zwecke genügt auch dieser empirische Pessimismus; man kann aber unreifen Knaben und Mädchen nicht Philosophie docieren und daher ist auch der empirische Pessimismus nicht als zusammenhängende Lehre vorzutragen, sondern soll als unausgesprochene, selbstverständliche Voraussetzung allen einzuprägenden Lebensmaximen zu Grunde liegen. Nicht die pessimistische Wahrheit ist etwas Schreckliches und Niederschmetterndes, sondern nur ihr plötzliches Hereinbrechen im Widerspruch zu dem gehätschelten Glückseligkeitswahn erschreckt und lähmt. Daher kann ohne Gefahr der Jugend das Wissen übermittelt werden, daß sie auf äußeres Glück keinen Rechtsanspruch hat, daß nicht das Glück, sondern die Zufriedenheit das erreichbare und zu erstrebende Ziel ist und dieses am ehesten erreicht wird, wenn man selbstlos und bescheiden seine Schuldigkeit thut und sich frühzeitig abhärtet gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens. —

Von den bereits der ersten Auflage angehörigen Aufsätzen ist es besonders der über „Die Bedeutung des Leides“ (Nr. XV, S. 327 bis 367), den wir allen, die ihn noch nicht kennen, besonders empfehlen, da er zu dem Schönsten gehört, was Eduard von Hartmann je geschrieben hat, womit aber nicht gesagt sein soll, daß die andern Aufsätze, auf welche einzugehen hier unmöglich ist, nicht auch Vorzügliches und Interessantes böten. Möge das Buch viele Leser finden!

Beersheba Springs, Tennessee, im April 1892.

Am Abgrunds Rand.

Von

Bertram Fels.

Einsam von öder Bergeswand
Ragt hier in Himmelsluft hinein
Ein Tannenbaum. Sein grün Gewand
Verlor er längst. Im Felsgestein,
Darein er seine Wurzeln schlug,
Versiegte jedes Wässerlein,
Das einstmals Nahrung zu ihm trug.
Nur noch der Wipfel grünet froh,
Gelabt mit Tau und Sonnenlicht
Von oben her. — Nun harrt er so,
Bis ihn der Wintersturm zerbricht.

Wie gleichst du, Mensch, der Tanne hier!
Des Jugendschmuckes bald beraubt,
Erhebst du, deine schönste Zier,
Zur Geisteswelt das ernste Haupt. —



Mehr als die Schulweisheit träumt.

Ahnungen und Gesichte.

Bis zu meinem dreißigsten Jahre hatte ich keinerlei Ahnungen noch Gesichte gehabt. Da wurde ich von einem schweren Nervenfieber befallen. Zehn Wochen lang lag ich da, ohne einen Augenblick zu schlafen; zudem konnte ich fast gar nicht sehen: das Zimmer, worin ich lag, war wie von dichtem, undurchdringlichem Nebel erfüllt, den nur ein schwacher Lichtschimmer etwas erhellte. Am Abend vollends konnten mir nie genug Lampen und Kerzen angezündet werden, die das mir fürchterliche Dunkel nur einigermaßen verscheucht hätten. Viele Tage hindurch schwebte ich am Rande des Grabes; gerade während dieser Zeit hatte ich ganz eigentümliche Empfindungen und Gesichte. Unser Hausarzt hat das alles zwar für Phantasien erklärt; aber ich meinerseits bin fest davon überzeugt, daß es doch etwas anderes gewesen ist. — Sehr oft hatte ich die Empfindung, als ob sich von meinem Körper ein zweiter loslöste und emporschwebte: ich fühlte dabei, daß dieser zweiter leichtere Körper mein eigentliches „Ich" sei, ja mir erschien der andere, den ich deutlich unter mir liegen sah, als etwas mir völlig Fremdes. Aber dieser zweite Körper wurde immer noch, wie an unsichtbaren Fäden, von dem anderen festgehalten und schließlich stets wieder ganz von ihm an sich zurückgerissen.

Während mein äußeres Gesicht in der Krankheit sehr geschwächt war, war dagegen mein Gehör äußerst scharf geworden. Ich konnte deutlich verstehen, was im Nebenzimmer bei geschlossener Thüre leise gesprochen wurde; ja bisweilen hörte ich ganze Gespräche, die, ich weiß nicht wo, stattfanden. Das Merkwürdigste dabei war, daß ich auch die sprechenden Personen sah, als ob ich bei ihnen gegenwärtig gewesen wäre, ja sogar von dem jedesmaligen Orte hatte ich eine klare Vorstellung.

Es waren dies durchaus keine Fieberträume, wie der Arzt und der Krankenwärter meinten; ich selbst konnte diese Vorfälle von wirklichen Phantasien, die ich natürlich auch hatte, ganz deutlich unterscheiden. Daß es sich dabei um Thatsachen handelte, wird besonders aus einem Vorfalle ersichtlich werden.

Eines Abends hörte und sah ich, daß unsere Dienstmagd, deren Zimmer jenseits eines langen Hofes in einem Nebenhause lag, ihren Liebsten bei sich hatte. Ich sagte das meinem Krankenwärter und bat

ihn, dorthin zu gehen und den Menschen hinauszuwerfen. Der aber, im Glauben ich fiebere, suchte mich zu beruhigen. Als ich jedoch nicht nachließ und ihn dringend aufforderte, sich von der Wahrheit zu überzeugen, ging er — wenn auch widerwillig — weg, um, wenn es wirklich nötig wäre, das Liebespärchen zu stören. Nach wenig Minuten kam er zurück und rief mir zu: „Wahrhaftig, Sie können mehr als andere — es ist wunderbar". — Es war alles genau so gewesen, wie ich es gesehen und gehört hatte. —

Seit dieser Zeit, wo ich das Nervenfieber hatte, werde ich von Ahnungen und Gesichten heimgesucht. Jedesmal, wenn ein näherer Verwandter oder Bekannter von mir starb, hatte ich das gewisse Vorgefühl von seinem Tode oder sogar eine Erscheinung, die auf die bevorstehende Auflösung hindeutete. Ich will aus der ziemlich großen Anzahl der Fälle nur die beiden letzten hier berichten.

Vor acht Jahren starb mein Vater. In der Nacht vor seinem Hinscheiden wachte ich selbst an seinem Bette: alle andren hatten sich schlafen gelegt. Mitten in der Nacht verließ ich auf einige Augenblicke das Zimmer, um etwas frisches Wasser aus der Küche zu holen. Als ich nun aus der dunklen Küche wieder auf den völlig finstern Gang hinaustrat, erblickte ich vor mir eine helle Lichterscheinung in der Gestalt einer leuchtenden Kugel, die, als ich darauf zuging, einige Sekunden vor mir herschwebte, dann aber plötzlich erlosch. Was dies gewesen sei, vermag ich nicht zu sagen; ich bringe diese Erscheinung jedoch mit dem Tode meines Vaters in Zusammenhang. Ich will hierzu beiläufig noch erwähnen, daß die Taschenuhr meines Vaters, die er vierzig Jahre lang getragen hatte, in seiner Todesstunde stehen blieb; die Kette war gerissen.

Zwei Jahre später erkrankte eine hochbejahrte Tante von mir. Eines Morgens wachte ich wie gewöhnlich gegen sechs Uhr auf. Da sah ich im Fenster zwischen den Gardinen, wie aus Nebel geformt, ein Bett und in den Kissen gewahrte ich deutlich das wachsbleiche Antlitz meiner Tante mit erloschenen Augen. Ich griff mit der Hand nach der Erscheinung: da verschwand sie. Ich kleidete mich sogleich an und machte mich auf den Weg zur Tante in der Befürchtung, sie bereits tot zu finden; sie lebte aber noch und ist erst am dritten Morgen darauf gestorben.

Anna Decken.

Zur Gelehrtendämmerung.

Ein Feuerkönig.

Der „Allgemeinen Sport-Zeitung" in Wien vom 29. Mai 1892 (Seite 456, unter „Theater, Musik 2c.") entnehmen wir folgende Mitteilung:

„Im Cirkus Schumann giebt es derzeit zwei höchst interessante Novitäten zu sehen, ein ganz außerordentliches Springpferd und einen „Feuerkönig"..... Der „Feuerkönig" ist wieder ein wahres Rätsel. Der Mann nimmt glühende Eisenstäbe in die Hand, fährt sich damit über die nackte Haut der Arme und Beine, schleckt mit der Zunge daran, beißt an einer glühenden Stabspitze so lange mit den Zähnen herum, bis er sie abbricht, spaziert barfuß auf rotglühenden Eisenstäben und begiebt sich schließlich,

bloß in eine Art Kutte gehüllt, in einen engen Käfig, der vollständig in Flammen gesetzt wird, verweilt darin lange genug, um nach Meinung aller Welt vollkommen geröstet zu werden, springt aber wieder munter und unversehrt heraus. Es ist das sicherlich die verblüffendste und unerklärlichste Produktion dieser Art, die bisher zu sehen war. . . . .“ **A. W. K. H.**

Dunkle Geschichten.

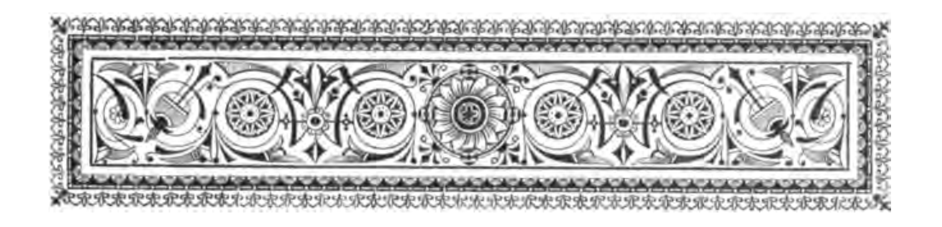
Der stattliche, dem glorreichen Andenken der großen „Hexe“ Johanna d'Arc, gewidmete Band, der vor uns liegt, ist ein in wissenschaftlicher wie litterarischer Beziehung hervorragendes Werk von Jules Baissac: eine nach reichen und kritisch gesichteten Quellen gearbeitete und fesselnd erzählte Geschichte des Hexenwesens und der Hexenprozesse. [1])

In der katholischen Welt herrscht allgemein die Ansicht, daß das 15. Jahrhundert die Blütezeit der Frömmigkeit und des kirchlich-dogmatischen Glaubens gewesen sei, daß man demnach nur zu den Lehren dieses Jahrhunderts zurückzukehren brauche, um in der Gegenwart das Ideal verwirklicht zu sehen, nach welchem die Kirche von Anfang an gestrebt hat. Nichts, sagt Baissac, ist irriger als diese Behauptung. Das 15. Jahrhundert eröffnet vielmehr die durch die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon bereits längst eingeleitete Periode jenes Kampfes um die Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft, der im folgenden Jahrhundert endlich zum Ausbruch kommt. Es ist die Zeit des beginnenden Zweifels an der Unfehlbarkeit der Kirche und ihres Oberhauptes, die Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste, also des Heidentums und somit des Abfalls vom Christentum, von der Überlieferung, vom Dogma. Irrlehren und Ketzereien sind die naturgemäße Folge der Renaissance, die ja selbst eine Abweichung vom rechten Glauben schon voraussetzt.

Beruht der rechte Glaube auf göttlicher Offenbarung, so liegt, in den Augen der Kirche, jeder Ketzerei die Eingebung des Teufels zu Grunde. Kampf gegen Ketzer ist Kampf gegen den Teufel, von dessen Existenz die große Menge stets viel fester als von derjenigen Gottes überzeugt war, weil sie seine Macht deutlicher empfand und ihn mehr fürchtete. Die Kirche hat den Glauben an den Teufel nie zu unterdrücken gesucht; sie unterstützte ihn vielmehr. Am Ausgange des 15. Jahrhunderts, hat sie ihn sanktioniert, um mit desto größerem Anschein von Recht die ihr gefährlichen Diener des Teufels, d. h. die Hexen und Ketzer, verfolgen zu können. Die vom Papst Innocenz VIII im Jahre 1484 erlassene Bulle „Summis desiderantes“ war jene Sanktionierung des Teufelsglaubens und der Aufruf an die gesamte Christenheit zur Ausrottung aller Widersacher der kirchlichen Autorität. Mit dieser Bulle und dem fünf Jahre später erschienenen „Malleus maleficarum“ (Hexenhammer) beginnt die „Glanz“-Periode der Hexenverfolgungen, deren grausige Geschichte Baissac darstellt. Er schildert nicht nur den äußeren Verlauf der berühmtesten Prozesse in allen Ländern Europas bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sondern weiht uns auch in die Geheimnisse des Hexenwesens ein (Kapitel VI) und entwirft ein lebendiges Bild des damaligen Gerichtsverfahrens (Kap. VII—VIII). Zu den interessantesten Abschnitten des Buches gehören, außer den genannten, die Geschichte der Madelaine de la Croix (Kap. V) und die der Hexen von Lancashire (Kap. XI) und des Urbain Grandier (Kap. XIX—XXI).

Die ältere Periode der Hexenprozesse, seit der Einführung der Inquisition, hat unser Verfasser in seiner „Geschichte des Teufels“ behandelt. **R. v. Koeber.**

[1]) Les grands jours de la Sorcellerie. Paris 1890 (bei C. Klincksieck). 729 Seiten in 8⁰.



Anregungen und Antworten.

Zwei Frauen.

Die Ethik des Socialismus.

An den Herausgeber: Gestatten Sie mir einige kurze Bemerkungen zu der kleinen Novelle „Zwei Frauen“ im diesjährigen Junihefte der Sphinx.

Am Schlusse heißt es: „Zwei Gute mehr!“ — Was war denn vorher schlecht an Julius und an Rosa? Hat er nicht für seine Genossen, für die armen und elenden Menschen, für eine freiere Entwicklungsmöglichkeit seiner Leidensgenossen gekämpft? Gewiß hat er dabei auch an sich gedacht, für sich gestrebt, aber zunächst doch der Gesamtheit das schwere Opfer seiner gesicherten Existenz gebracht? Ist das schlecht? Und ist es etwa „gut“, daß er nun, indem er wieder eine gesicherte Stellung erlangt, seine idealen Bestrebungen aufgiebt und nicht mehr mithilft, mitstrebt? — Wird dadurch die Rosa aus einer Schlechten eine „Gute“, daß sie ihre treue Anhänglichkeit an den gehetzten Julius von dem Standesamt bestätigen läßt? Mir will die freiwillige Treue dieser äußerst sympathisch geschilderten Rosa fast mehr imponieren als die voraussichtliche eheliche Ehrbarkeit der zukünftigen Frau Streck.

Ich sage selbstverständlich kein Wort gegen die gute Absicht und die Bethätigung der Frau Leiner von ihrem Standpunkt aus; doch gerade diesen bekämpfe ich. Sind denn die sehr gut an dem Schicksal der Rosa geschilderten Zustände unseres heutigen Kulturlebens so heilige, daß man sie nicht anders zu gestalten sich bemühen darf? Ist denn die heutige Polizei eine unwandelbare Verkörperung der moralischen, göttlichen Weltordnung?

Hannover, im Juli 1892. **Günther Wagner.**

Damit, daß das sich selbst vergessende Streben für die Gesamtheit der bessere, höhere, idealere Standpunkt ist, bin ich ganz einverstanden; aber dieser Anschauung widersprach wohl auch weder die Ausdrucksweise Saint-Roches, noch auch die Handlungsweise der hier Leiner genannten Eheleute — denn der geschilderte Vorgang hat sich in der Wirklichkeit zugetragen. — Meine Ansicht von diesem Sachverhältnis deckt sich im wesentlichen mit der von Landrichter Krecke in seinem Aufsatze „Befreiung“ im letzten Augustheft ausgesprochenen. Es sollten alle Wohlgesinnten ernstlich dahin streben, daß auch den niedersten und ärmsten Volksklassen soviel Zeit und Muße geschafft würde, daß sie sich geistig fortbilden könnten. Dadurch werden sie freilich an sich noch nicht ethisch gehoben, zunächst vielleicht sogar etwas beeinträchtigt, denn einen guten, richtigen Gebrauch von ihrer freien Zeit zu machen, werden die meisten erst lernen müssen. Jedenfalls aber hilft eine intellektuelle Ausbildung und die Möglichkeit freierer Geistesbethätigung dann auch der inneren seelischen und sittlich-geistigen Fortentwickelung; auch müssen die auf das Äußere gerichteten Triebe ausgelebt werden. Es ist eine Thatsache, daß ein Durchschnittsmensch zur

inneren Ruhe nur kommen kann, wenn ihm seine äußeren Verhältnisse einige Ruhe gestatten. Die große Masse der niederen Handarbeiter kann solche in den heutigen Wirtschaftsverhältnissen nicht finden. Wenn solche Ruhe aber nun dem Julius jetzt geboten wird, soll er sie dann nicht annehmen? Kann und wird er sich künftig nicht auf andere vielleicht noch wirksamere Weise für seine Genossen bethätigen, als er es bisher that? Ich meine nicht, und auch Herr Wagner meint dies offenbar nicht, daß man sein Streben für die Gesamtheit und für die „Befreiung" der niedersten Volkskreise nur durch socialdemokratische Agitation bethätigen könne. — Und was das Standesamt betrifft, so bietet dieses bei den heute herrschenden Verhältnissen und Anschauungen der Rosa thatsächlich eben jenes notwendige Maß äußerer Beruhigung und zwar mehr noch für sie als Mutter, denn als Frau. — „Zwei Gute mehr!" soll also, vollständig ausgeführt, heißen: „Zwei im Guten Befestigte mehr!"

Ich gäbe zu dieser Frage auch gern andern Einsendern das Wort. H.-S.

Konflikt der Pflichten.

Was soll man dabei thun?

Vor kurzem kam bei einem Wiener Gerichte folgender Fall zur Verhandlung: Eine Frau aus den mittleren Ständen ward der Vorschubleistung angeklagt, weil sie einer verfolgten vermeintlichen Diebin in dem Augenblicke, als diese — ein bis dahin unbescholtenes junges Mädchen — in das Zimmer der Frau eindrang und, vor Ermattung zusammenbrechend, sie um Schutz und Versteck anflehte, dieses gewährte. In seiner Urteilsverkündigung sprach der Richter die folgenden Worte: „Ich muß Sie, liebe Frau, verurteilen, denn das Gesetz verlangt es; — daß Sie aber so gehandelt, daß Sie die Gefahr auf sich genommen, gewissermaßen Mitschuldige zu werden, ohne dabei den geringsten Vorteil für sich selbst zu erlangen, daß Sie mit einem Worte aus bloßem Mitleiden so thaten, — das macht Ihrem Herzen alle Ehre!"

So sprach ein Richter, der trotz aller seiner Pandektenstudien sich noch sein Herz bewahrt hatte, ein Richter, der trotz aller Praxis im Dienste der „Rechtsordnung" doch noch Vorurteilslosigkeit genug besaß, zwischen eben dieser Rechtsordnung und der reinen Moralforderung zu unterscheiden. Im Sinne jener mußte er freilich schuldig sprechen, im Sinne dieser aber sprach er frei — tausendmal frei, das stand deutlich „zwischen den Worten".

Dieser Begebenheit mußte ich mich lebhaft erinnern, als ich die seltsame Entscheidung las, die Herr Gustav Schultze, sich auf Hartmann stützend, als Antwort auf die im März- und Aprilhefte der „Sphinx" enthaltene Anfrage gegeben hat. — Kein Zweifel: Im Sinne des Moralprinzips, welches die Herren Schultze-Hartmann vertreten, hätte auch jene Frau nicht bloß nach dem Gesetze gefehlt, sondern überhaupt unmoralisch und schlecht gehandelt. Denn zweifellos ist der „Zweck", der „Bestand der Rechtsordnung", in diesem Falle verletzt und zu gunsten des Mitleids hintangesetzt worden.

Aber, so frage ich, und so fragen mit mir tausend andere: ist denn das auch wirklich wahr? Empört sich nicht vielmehr unser Herz bei dem Gedanken, daß wirklich der armselige, nüchterne Zweckbegriff das letzte Wort unserer moralischen Weltordnung sein sollte? — Und ein tausendfaches „So kann es nicht sein" hallt als Antwort zurück. — Noch nicht, Gott sei Dank, noch nicht hat eine auf Abwegen dahintorkelnde Philosophie unsern deutschen Michel so weit gebracht, daß er ihre Kreisamtsmoral wirklich für das „höchste moralische Prinzip" halten würde, noch nicht hat sie ihm sein letztes bißchen natürlichen Verstand aus dem Herzen zu reißen und gegen das Räderwerk ihrer Dialektik auszutauschen vermocht, noch nicht hat sie ihm — auf anderem, aber verwandtem Gebiete — die Schlafmütze ihres Pessimismus so

tief über die Ohren gezogen, daß er, wie der berühmte Esel zwischen den Heubündeln, so zwischen Sein und Vernichtung ratlos hin und her pendeln würde, — noch nicht!

Es hat mich geschmerzt, daß ich in einem der idealen Geistesrichtung gewidmeten Blatte, wie es die „Sphinx" ist, solcher Auffassung begegnen konnte, wie die des Herrn Schultze; da es aber geschehen ist, so soll es wenigstens nicht ohne Widerspruch geschehen sein. — Jene Frau, die aus Mitleid für eine „dritte Person" die „Rechtsordnung" verletzte, hatte nicht nur — wie Herr Schultze gnädig einräumt — „offenbar ein gutes Herz", war sich nicht bloß „keines Unrechts bewußt", sondern handelte im Geiste der echten Moral des Mitleids, welche Schopenhauer mit dem ganzen Sonnenglanze seines Genies beleuchtet hat, welche Christus, welche die indische Religion lehrt, welche, entgegen allen papiernen Sophismen, in den Momenten des höchsten moralischen Affekts immer wieder sich Bahn bricht und jede Rechtsordnungsmoral und Paragraphen-Logik zu Schanden macht. — Wehe dem Volke, das solcher Moral nicht mehr fähig ist! Wehe dem Menschen, in dessem Herzen der famose „Zweckbegriff" zum Regulativ der Handlungen geworden ist! Wehe der Kultur, die nur solche Menschen zeitigt!

Gestatten Sie mir zum Schlusse noch eine kurze Erinnerung. — Als Dante in Virgils Begleitung die Hölle durchschreitet, da tritt ihm unter den Tausenden Gequälter ... (auch im Dienste des Zweckbegriffs! ...) einer entgegen, über dessen Wange eine Thräne rinnt; diese Thräne ist — dem göttlichen Gebote nach — die Ursache entsetzlicher Qualen; flehentlich bittet er Dante, diese Thräne zu trocknen; Dante greift, von tiefstem Mitleid erschaudernd, bereitwilligst zu — aber Virgil wehrt ihn ab. „Es ist Gottes Gebot, die „Rechtsordnung", welche dem Verdammten seine Marter auferlegt, du vergehst dich gegen diese Ordnung, wenn du jenes Sünders Wunsch erfüllst." Daraufhin unterläßt Dante seine Hilfeleistung. — Zu dieser Erzählung aus der divina commedia macht Schopenhauer irgendwo folgende Glosse: „Dergleichen mag unter den Himmlischen Sitte sein, wer aber auf Erden so handelte, wäre eine Schuft!" — Das ist kurz und schlagend gesagt, echter Schopenhauer.

Mir aber erspart es, wie ich glaube, weitere Worte. —

F. v. Feldegg.

Amiels Ausblick in die Zukunft
und die Wiederverkörperung.

An den Herausgeber. — Beifolgend sende ich Ihnen eine Seite aus den „Fragments d'un journal intime" des großen französischen Philosophen und Dichters Henri Fred. Amiel, dessen leider so wenige Werke ich voll Andacht und Bewunderung gelesen habe. Da ich mich nun immer freue, wenn es mir vergönnt ist, unter den größten und tiefsten Geistern einen Menschen zu entdecken, der zu unserer Geistes-Gemeinde gehört, so denke ich mir, es geht auch andern so und übersetzte hier deshalb eine der vielen Stellen seines Buches, die meiner Ansicht nach Amiels Glauben und Überzeugung recht deutlich zutage treten läßt.

„Jede Daseinsstufe strebt einer höheren Stufe entgegen und besitzt von ihr bereits Enthüllungen und Ahnungen; das Ideal in allen seinen Gestalten ist Vorahnung (Vorausempfinden), soviel wie ein prophetisches Gesicht der höheren Daseinsstufe, nach welcher alle Wesen Sehnsucht tragen. Diese höhere Stufe ist ihrer Natur nach innerlicher, das heißt durchgeistigter. Wie die Vulkane uns von den Geheimnissen des innern Erdballs berichten, so sind die Begeisterung und das Entzünden vorübergehende Ausbrüche dieser innern Welt der Seele und das menschliche Leben ist nichts anderes als die Vorbereitung und das Hinstreben nach diesem geistigen Leben. Die Grade der





Einweihung sind unzählige. Deshalb, Mensch, du Schüler des Lebens, du Raupenpuppe eines Engels, arbeite an deiner zukünftigen Entfaltung! Denn die göttliche Odyssee war nichts anderes als eine Reihenfolge von Verwandlungen mehr und mehr ätherischer, geistiger Natur, wo jede Form das Resultat des Vorhergehenden und diese wiederum die Grundlage der nächsten bildet. Das göttliche Leben ist eine Reihe aufeinanderfolgender Tode, in welchen der Geist seine Unvollkommenheiten und Symbole abwirft, um mehr und mehr der wachsenden Anziehungskraft zum Mittelpunkt der unendlichen Schwerkraft nachzugeben, der Sonne der Weisheit und Liebe!

Während die geschaffenen Geister ihre Schicksale erfüllen, streben sie gleichsam danach, Gestirne und Milchstraßen im höchsten Reiche der Gottheit zu bilden, und selbst Götter werdend, umgeben sie in strahlendem Kreise den Thron des Ewigen. Ihre Anbetung liegt in dem, was sie geworden sind, — ihr göttliches Wesen ist Gottes herrlichster Ruhm. Gott ist der Vater der Geister, und die Dienstbarkeit der Liebe ist die Verfassung des ewigen Reiches". **(Henri Frédéric Amiel.)**

Gleichwie wir, setzt er die Wiederverkörperung als etwas Selbstverständliches voraus, und gerade das war mir so interessant; denn häufig ist es mir vorgekommen, — ein Beispiel findet sich unter anderm im Aprilheft der Sphinx, S. 190, — daß selbst Leute mit hellem Geist und scharfen Verstande das Gesetz der Wiederverkörperung nicht begreifen können, und deshalb nicht anerkennen wollen; und doch giebt es meiner Anschauung nach garnichts einfacheres. Denn da wir, die wir uns aus dem Dasein als Zelle emporgerungen haben zu dem, was wir sind, und uns noch emporringen wollen zu gottähnlichem Dasein, so ist es doch unmöglich, daß, nachdem wir Milliarden Jahre brauchten, um das zu werden, was wir sind — von nun ab durch ein einziges Menschenleben dahin gelangen könnten „gottähnlich" zu werden. Welch eine Welt von Kenntnissen aller Art, von Weisheit, Liebe und Vollkommenheit müssen wir vorerst in uns aufnehmen, um so zu werden! Mir will dünken, tausend Menschenleben in ernster Schule aufeinanderfolgend reichen eben dazu aus! —

Und nun denn für heute: Gott zum Gruß! Sollte es Ihnen gelegen sein, so sende ich nächstens auch einzelne besonders hervorragende Stellen aus den Werken berühmter englischer Schriftsteller, die vielleicht manchen Leser der Sphinx ebenso erfreuen würden, wie es bei mir der Fall war. **B. Riedel-Ahrens.**

Die Meereswelle.

An den Herausgeber. — Noch einmal möchte ich auf meine Anfrage zurückkommen, auf die Sie im letzten Maihefte erwiderten. Bei der von Ihnen jetzt gegebenen Erklärung scheint mir die Beweiskraft der von Ihnen angeführten Beispiele für das Durchlaufen einer Individualität durch verschiedene Persönlichkeiten, die zu ganz verschiedenen Zeiten leben, doch recht schwach zu sein.

Die Flutwelle ist als Realität innerhalb eines Oceans konstant, also bis sie durch einen Kontinent unterbrochen wird. Das einzige, was sich dabei bewegt, ist die Erde mit dem Wasser des Oceans, das durch die konstante Form der Welle hindurchläuft. Die Konstanz dieser Form ist bedingt durch das Vorhandensein von Wasser auf dem Wellenberge. Die einzige konstante dynamische Bedingung ist die Anziehung des Mondes; in dieser allgemein wirkenden Kraft allein ruht die reale Kontinuität der Welle, und jene ist von dieser völlig unabhängig.

Dementsprechend wird man sich auch als einzige kontinuierende Realität in jeder Individualität bis zum Tode (Unterbrechung der Flutwelle durch einen Kontinent) die all-eine Urkraft der Welt zu denken haben, deren einzelne Funktionen die verschiedenen Individuen sind. **H. E.**

Die von mir zur Veranschaulichung gebrauchten Bilder sind — wie ich schon sagte — weder Beispiele, noch auch Beweise, sondern nur Gleichnisse, eben zur Veranschaulichung dienend. Selbstverständlich liegt z. B. einer Meereswelle keine Individualität im Sinne einer über ihre äußere Erscheinung hinaus fortdauernden Wesenheit zu Grunde. Daß aber meine Gleichnisse keine Beispiele sind, tritt wohl noch deutlicher bei manchen anderen der vielen von mir verwendeten Sinnbilder hervor. So z. B. bei dem sehr anschaulichen des Umbaues und des Neubaues, das vielleicht nur deshalb weniger geeignet ist, weil es den Sachverhalt dualistisch darzustellen scheint, freilich nur „scheint". Der Individualität entspricht die Geschäftsfirma oder Erwerbsgesellschaft, welche sich zuerst dem äußeren Beschauer in ihrem Geschäftsgebäude oder ihrer Fabrikanlage darstellt. Ebenso aber und nicht mehr, als das Wesen solches Geschäfts durch Umbau oder Neubau seines Etablissements verändert wird, wird auch die menschliche Individualität durch Wachstum, Tod oder Geburt verändert.

Ein idealeres Bild ist allerdings dasjenige der Meereswelle. Die als durchgehende Einheit über das Meer dahinrollende Welle ist in ihrem Verhältnisse zu je einer Einzelwelle, als die wir sie an irgend einem Punkte in Raum und Zeit beobachten, das beste Gleichnis für das Verhältnis der Individualität zum Individuum. Während die dahinlaufende Gesamtwelle uns stets als eine und dieselbe erscheint, hebt und senkt sich jeder einzelne Wellenberg, und er verändert dabei nicht allein beständig seine Form, sondern es folgt auch periodisch auf jede solche Wellenbildung unmittelbar die nächste. Nur in der höchsten Ausbildung jedes einzelnen Wellenberges prägt sich die Individualität der Gesamtwelle völlig aus.

Vor allem veranschaulicht dieses Bild trefflich die Kontinuität des Wesens und der Form bei unaufhörlich wechselndem Material der Formbildung. Auch gleicht das Sich-Heben und -Senken jedes Wellenberges dem Umbau des Geschäftsgebäudes in dem andern Bilde, der Beginn jeder neuen Wellenbildung aber dem Neubau. Dem Anfang solcher Hebung entspricht für die menschliche Individualität ihre Geburt, dem Höhepunkt des Wellenberges die höchste allseitige Vollreife des Menschen; das Sich-wieder-Senken sind Verfall, Tod und nachheriges Ausleben des persönlichen Bewußtseins.

Übrigens habe ich die Meereswelle in meinem Gleichnis (S. 11) nicht als Flutwelle, sondern als Sturmwelle gedacht. Jene versinnbildlicht, besser als diese, in Hinsicht ihrer Verursachung den letzten einheitlichen Urgrund alles gleichzeitig nebeneinander bestehenden individuellen Daseins, die schließliche Wesenseinheit aller Mikrokosmen im Makrokosmos; hierauf aber kam es für den hauptsächlichen Gegenstand meiner Betrachtung weniger an als auf die Kontinuität jedes einzelnen Mikrokosmos, während seiner ganzen Daseinsdauer durch den Entwicklungsgang des Makrokosmos hindurch. Indessen ist auch jener Gesichtspunkt der Ureinheit aller Wesen nicht zu übersehen, und er kommt doch selbst im Bild der Sturmwelle zur Anschauung, denn auf offnem Meere weht ein Sturm fast ganz konstant, und die Formen der einzelnen Wellenberge werden nur durch die Verhältnisse des Raumes und der Zeit im Wasser bedingt. Es ist die einheitlich wirkende Kraft des Sturmes oder der Anziehung des Mondes, welche die Wellenbewegung hervorruft und sie erhält, bis sie vergeht, nachdem sie, sich beständig um- und neubildend, über das ganze Meer dahingerollt ist, wie die Individualitäten über das Weltmeer alles lebendigen Daseins. Zur deutlichen Unterscheidung der Kontinuität jedes Einzelwesens (Mikrokosmos, Individualität) von der Wesenseinheit aller Wesen scheint mir die zuerst von Eduard von Hartmann gebrauchte Ausdrucksweise sehr geeignet: jedes Einzelwesen ist eine Funktion (Bethätigung) des einheitlichen Gesamtwesens (der Gottheit). Aber die geistige Individualität jeder dieser Funktionen durchläuft eine unabsehbare Reihe wechselnder Erscheinungsformen.

Bemerkungen und Besprechungen.

Real- und Ideal-Naturalismus.

Vor einiger Zeit hat Conrad Alberti unter dem Titel „Natur und Kunst“[1]) eine Verteidigung des Real-Naturalismus oder, wie er sagt, des „Realismus“ unternommen. Als „Naturalismus“ bezeichnet er die unterste Stufe der Kunst, welche nur das subjektiv anziehende Gepräge der Individualtät des Künstlers oder Dichters trägt, als „Idealismus“ eine zweite Stufe, welche die Denk- und Empfindungsweise eines Volkes, einer Kultur-Epoche oder Menschenrasse darstellt, und er nennt „Realismus“ die Verwirklichung des Allgemein-Menschlichen, die Abbildung des Makrokosmos in persönlicher Wesenhaftigkeit.

Können wir Alberti auch in der Kennzeichnung dieser drei Hauptstufen nicht ganz beistimmen, so kennt er doch zweifellos die verschiedenen Strömungen seiner eigenen neueren Geistesrichtung, die er „Realismus“ nennt. In dieser unterscheidet er wieder drei Stufen, die älteste idealistische Strömung, für welche er mit Recht die Brüder Heinrich und Julius Hart anführt, dann die am wirksamsten und nachhaltigsten vertretene Geistesrichtung, welche M. G. Conrad führt, und den sog. „konsequenten Realismus“ der „Freien Bühne“. — Seitdem hat sich sogar schon wieder eine vierte, jüngste Schar geistig Hochstrebender geltend gemacht, die sich um Franz Evers sammelte.

Auch darin aber können wir Alberti nicht recht geben, daß er die Unterschiede dieser Geisteskreise hauptsächlich in dem verschiedenen Wesen ihrer Ziele findet; wir halten dieselben für mehr bedingt durch Unterschiede des Ortes und des Alters der leitenden Persönlichkeiten. Darin jedoch stimmen wir Alberti bei, daß er die Philisterei der „gebildeten Kreise“ des deutschen Volkes für den hauptsächlichsten Grund erklärt, warum unsere Geisteskultur noch so sehr weit hinter derjenigen der Franzosen zurück ist, und — das erwähnt und weiß offenbar Alberti nicht — noch sehr viel mehr hinter dem Geistesleben der großen englischen Welt, dessen Riesenwellen in Deutschland kaum überhaupt bemerkt, empfunden und verstanden werden, soweit sie sich nicht etwa in der Belletristik wiederspiegeln. Fragt man weiter, warum das deutsche Volk mehr als die Nachbarvölker in den praktischen Materialismus gebannt ist, so wird man in letzter Linie wohl noch immer auf die Folgen des 30jährigen Krieges und der Zersplitterung Deutschlands durch Napoleon zurückgeführt werden.

Die materielle Armut Deutschlands, und das erst jetzt sehr verspätet aufblühende Bedürfnis eines intensiven, eigenartigen Geisteslebens bei doch jetzt noch immer mangelndem geistigen Mittelpunkte unsres deutschen Wesens (bei der Untauglichkeit des heutigen Berlins dazu), das sind die Hauptmerkmale; und das sind die Ursachen für die Schwächen unseres Geisteslebens, die Alberti als „Kleinlichkeit, Äußerlichkeit, Flachheit, Salonspielerei, Verlogenheit und Materialismus“ schildert und als „Wesen der Bourgeoisie“ bezeichnet. Das sind auch die Ursachen, warum noch heute bei uns Kunst und Dichtung meist nach Brot gehen, vor geist- und verständnislosen Geschäftsleuten kriechen und sich ihre Gunst von unwürdigen „Vornehmen“ und Geldleuten erbetteln

[1]) Leipzig bei Wilhelm Friedrich, 320 S., 3 M. — Alberti ist Pseudonym für C. Sittenfeld in Berlin.

müssen, nur um nicht ganz zu verhungern und in gänzlicher Schaffensunmöglichkeit zu verkommen.

Unsre geistige Beurteilung der neueren und neuesten Richtungen in Kunst und Dichtung aber ist, wie schon gesagt, eine ganz andere als Albertis. Nicht nur sind die meisten Unterschiede dieser Richtungen lokale und persönlich-individuelle, sie werden auch vor allem durch einen meistens unbewußten Beweggrund bedingt, den Alberti nicht erfaßt hat; dies ist der sich überall und immer wieder in jeder wahren Kunst und Dichtung geltend machende Ideal-Naturalismus. Vom Real-Naturalismus aber unterscheidet jener sich hauptsächlich dadurch, daß dieser wenn nicht gar materialistisch, so doch höchstens pantheistisch ist, während der Ideal-Naturalismus immer nur auf dem mehr oder weniger klaren Bewußtsein ruht, daß „jedem Individuum ein eignes ursächlich fortwirkendes Wesen zu Grunde liegt, und daß das in der Natur vollendete Ideal eine Entwicklungsstufe ist, die jede Individualität dereinst erreichen muß".

Das Wie dieser Vollendung ist den meisten Künstlern und Dichtern heute noch ein Rätsel; das aber fühlen die besten unter ihnen, und es macht sich aus dem Unbewußten heraus immer wieder geltend, daß es hauptsächlich das Wesen der Dichtung und Kunst ist, dieses zu erstrebende und erstrebte Ideal darzustellen, nicht bloß das Menschliche, sondern vielmehr das Göttliche, nicht bloß die Menschen, wie sie sind, sondern wie ein jeder wahre Künstler und Dichter in sich fühlt, daß er sein sollte und sein möchte. Jede echte Kunst oder Dichtung wird einen sittlich-geistig erhebenden Einfluß ausüben; und dazu ist am wirksamsten die treue Anlehnung an die Natur. Nicht nur kann dazu auch die abschreckende Schilderung der Menschen dienen, wie sie sind, wenn dem als Gegensatz die höheren und höchsten Entwicklungsstufen oder wenigstens die Andeutung eines Ausblicks auf dieselben gegenübergestellt wird, sondern es findet sich auch jetzt im einzelnen schon so viel Wahres, Gutes und Schönes im Menschen verwirklicht, daß Künstler und Dichter für die Ausgestaltung des in ihnen lebenden, idealen Vollendungsbildes in der „Natur" genügend Anhalt finden, um naturalistisch arbeiten zu können.

Es ist auch nicht bloß — wie Alberti meint — „realer Zweck der Kunst: die Förderung und Fortbildung der menschlichen Kultur, deren letztes Endziel die Erkenntnis des Wesens der Welt, die Erkenntnis unserer selbst ist", sondern vielmehr die Förderung jedes Einzelnen zu diesem seinem Ziele der Verwirklichung des Selbsts als absolutes Ich (Atma).

Kunst und Naturalismus.

Ganz im Sinne unserer vorstehenden Ausführungen äußerte sich auch C. E. Geucke in einem Aufsatze, der kürzlich durch mehrere Nummern der „Dresdener Wochenblätter" hindurch fortgesetzt wurde und nun unter dem obigen Titel in Sonderabzügen ausgegeben worden ist. (Dresden, Oskar Damm, 30 S.)

Die Natur ist gegenwärtig nicht vollkommen, wird es aber in späteren Menschengeschlechtern werden; dies von jedem Einzelnen in späteren Verkörperungen zu erreichende Ideal soll uns womöglich jetzt schon durch die Kunst als Vorbild der Nacheiferung dargestellt werden. „In einer erhabenen Weltauffassung, in Gesinnungsgröße, in ihrem großen und sittlich-schönen Charakter, in ihrem tendenzlos ethischen Werte gipfelt die Kunst!"

Warum Geucke sich das Schlagwort „tendenzlos" hat ansuggerieren lassen, ist uns unverständlich. Die Kunst soll nichts weniger als tendenzlos sein; sie soll des Menschen Herz erheben und seinen Sinn veredeln, sonst ist's keine wahre Kunst!

Was wir Ideal-Naturalist nennen, bezeichnet Geucke als „Real-Idealist"; das klingt uns wie ein „hölzernes Eisen". H. S.

Gott und Seele.

Ein in jeder Hinsicht hervorragendes Buch ist uns kürzlich in die Hände gefallen, das unsere eigene Geistesrichtung, wie wir sie in der Sphinx vertreten in schönster, dichterischer Form zum Ausdruck bringt. Es ist dies Friedrich Notters „Gott und Seele, Stimmen der Völker und Zeiten“. Es war 1885 bei Spemann herausgekommen, ist aber jetzt in Emil Strauß' Verlag zu Bonn am Rhein übergegangen und von dort (statt früher 5 Mk.) jetzt für 1,50 Mk. zu beziehen. Wir können es unsern Lesern nicht warm genug empfehlen.

In diesem Werk hat Notter in vortrefflicher Auswahl die dichterischen Aussagen aller großen Kulturvölker und aller großen Religionen in deutscher Sprache wiedergegeben. Diese Dichtungen sind fast alle so bedeutend, daß wir uns nicht recht entschließen mögen, hier einige derselben im Vorzuge vor andern anzuführen; wir hoffen dieses aber des weiteren noch öfter thun zu können und damit wiederholt auf diese vortreffliche Sammlung zurückzukommen. Hier mögen nur einige Strophen aus dem „letzten Worte“ des Verfassers Platz finden:

Aus allen Völkern, die zu euch geredet,
Aus jedem Glauben, dem ihr euch genaht,
Kam euch ein gleicher Ausspruch zu Gehöre,
Verkündend, was der Seele höchste That.

Daß sie Gott finde, das giebt ihr die Krone;
Wie sie ihn nenne, daran liegt nicht viel:
Dort, wo Ein Name wird aus allen Namen,
Liegt ihres Pfades staubentrücktes Ziel.

Und finden kann sie ihn; deß sind die Stimmen,
Die euch erklungen, im Triumph erfüllt:
Was ihr ein endlos Leben giebt, das ist er,
Und weiter hat kein Heil'ger ihn enthüllt.

Sie kann ihn finden, ob aus seinem Antlitz
Ein anfangslos Geheimnis sie auch stieß;
Sie kann ihn finden, ob der Steg auch zittre,
Den ihr zu ihm die Kluft der Trennung ließ.

Ihr endlich selbst nur ist dem Raum verfallen,
In welchen jenes dunkle Rätsel greift;
Was ewig, kann zum Ew'gen, welche Hauche
Den Staub der Tiefe auch ihm abgestreift.

Kein Pfand der Höhen giebt's, das sie hinaufträgt,
Kein Bannrecht weist sie feindlich ab von dort;
Sie selber muß zum Höchsten werden,
Denn zu ihm führt kein nachgesprochen Wort.

Im Innersten ist sie mit ihm verbunden,
Wo sie sich selbst fand, ward Er in ihr wach:
Dann ist für sie das Gottesreich gekommen,
Das schon der Mund der ält'sten Zeit versprach.

Dem Buche sind auch hinten wertvolle Anmerkungen angehängt. Offenbar bezeichnend für die eigene Anschauung des Verfassers, der die Stimmen der Völker als vor dem in Christus verkörperten „Worte“ und nach demselben unterscheidet, ist wohl folgende Erklärung (S. 113 f.):

„Aus dem Abgrunde gebiert Gott sich fort und fort in jedem Zeitmoment als Gott im höchsten Sinne, und ist insofern in diesem höchste Sinne fortwährend gleichsam sein eigener Sohn, oder wie jene alten Völker sich gewöhnlicher ausdrücken

sein Wort (logos), d. h. sein aus der Nacht der Tiefe zur vollen Helle gekommenes Bewußtsein, ein Begriff, der in den alten Sprachen sehr häufig durch den Ausdruck Wort bezeichnet wird. Gottes Leben, das, was Gott zu einem lebendigen Wesen macht, ist hiernach ein fortwährender moralischer Akt, ein ewiger Triumph des Lichts über das Dunkel, eine ewige Handlung vollendeter Freiheit; und wenn es bei Betrachtung des langsamen Entwicklungsganges in Natur und Menschengeschichte scheinen könnte, Gott selbst gelange, wie diese, seine Abbilder, erst ganz langsam und vielleicht erst im Menschen zum Bewußtsein, so ist eben das, was in Gott als ein ewiges Zugleich gedacht werden muß, in jenen Abbildern durch die Zeit auseinander gerissen, und darf auf ein Wesen, das seiner Idee nach keinen Zeitbedingungen unterliegt, nicht angewendet werden." H. S.

Die Religion der Liebe.

„Gott-Sohn oder Christus, sagt Eduard von Hartmann[1]), ist der Typus für die Lösung des religiösen Problems, für die Verwirklichung des vollkommenen religiösen Verhältnisses mittelst der Immanenz des Gott-Geistes im Menschen." Dieser Gedanke wird nun in allgemein-verständlicher und origineller Form in der eben erschienenen kleinen Schrift von Eugen Heinrich Schmitt[2]) vertreten, die wir unseren Lesern bestens empfehlen möchten.

Was der Verfasser verkündet, ist die „wahrhaft katholische, d. h. allgemein menschliche Lehre", für deren Wahrheit „das eigene Innere jedes Menschen Zeugnis ablegt" (S. III). Erkenne dich selbst, d. h. analysiere in dir das Wesen des Menschen als solchen, und diese Wahrheit muß dir offenbar werden. Unter den zahllosen Vorstellungen und Begriffen, die den Inhalt meines Denkens bilden, findet sich auch der Begriff des Unendlichen, Ewigen, über alle Schranken des Sinnlichen Erhabenen, oder der Gottheit. Wie komme ich, der sinnlich Beschränkte, in Raum, Zeit und Kausalität Gebannte, dazu, etwas zu fassen, was allen Bestimmungen, in denen mein Dasein verläuft, durchaus entgegengesetzt ist? — Vermöge der Unendlichkeit und Gottähnlichkeit meines wahren (metaphysischen) Wesens, antwortet der Verfasser (S. 19).

Ist unser Wesen gottähnlich, so sind wir, Menschen, nicht Knechte, sondern Kinder Gottes, und unser Verhältnis zu Gott ist ein freies, auf dem Gefühl der Liebe, nicht auf Furcht beruhendes. Dies ist der Grundgedanke der christlichen Religion, die wir zwar äußerlich bekennen, in der That jedoch nicht begreifen und in ein sowohl der Gottheit als des Menschen unwürdiges „entsetzliches Schreckensbild" verkehren. Solange ihr, die ihr am Wort und an der bloßen Form hängt, im Göttlichen nur einen Herrn seht, müßt ihr, sagt Schmitt (S. 5), notwendig finden, daß dieser Gott ungerecht und blind ist; der Gott aber, den wir verkünden, ist allein „jener Gott, von dem geschrieben steht: Ihr seid Kinder eures Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte." „Und diese Herrlichkeit allumfassender Liebe, die in jedem von euch dämmert, ist kein Traumbild des Gehirns. Sie erfüllt alle Himmel und alle Wesen; sie verwebt alle Geister, in die sie sich versenkte; sie zieht alles zu sich empor."

Die Verkörperung dieser höchsten Liebe, die vollendetste Offenbarung des Göttlichen und das Ideal des Menschen ist Christus, Gottes ewig geborener Sohn. Die Gottheit Christi, wie auch unsere eigene Gottähnlichkeit muß demnach Gewißheit sein für denjenigen, der in der Liebe, die jeder mehr oder weniger zu empfinden fähig ist, das Wesen Gottes erblickt.

[1]) Das religiöse Bewußts. d. Menschheit (1882), S. 611.

[2]) Die Gottheit Christi im Geiste des modernen Menschen. Leipzig (bei Janssen), 1892. 76 Seiten 8⁰.

Das Verhältnis des Individuums zur Gottheit faßt Schmitt in dem einzig denkbaren Sinne eines individualistischen Pantheismus. „In dir, sagt er (S. 24 f), sucht das Göttliche sich selbst, wenn sich in dir dein Gewissen regt, wenn in den Tiefen deiner Seele die Stimme edler Menschlichkeit erwacht ... Zahllose Strahlen läßt die Sonne von sich ausgehen und ist doch dies Eine. Wenn auch nur ein Strahl fehlte, wäre ihre Strahlenkrone nicht ganz. Du bist ein Strahl dieser göttlichen Sonne des Geistes, Eins mit ihr, wie der Strahl mit der Sonne Eins ist. Einzelne Strahlen dringen aber frei und ungehemmt zu unseren Augen; andere werden von Dünsten umdunkelt. Aber es ist die Natur der Sonne, sich zu offenbaren in ihren Strahlen... Der Tropfen oder das Glas aber, in welchen der Strahl des Himmels im Endlichen offenbar wird und sich ausscheidet aus der Fülle des Wesens, ist euer Organismus. Und wenn der Tropfen sich auflöst und wenn das Glas zerbricht und der Strahl sich nicht mehr abspiegelt, so leuchtet doch der Strahl des Himmels, der ihr seid, unverloren, verwoben all den Strahlen göttlichen Lichts."

Aus diesem nicht mehr neuen, aber immer brauchbaren Gleichnisse erhellt der Unsterblichkeitsglaube des Verfassers, und manche seiner Äußerungen (z. B. S. 32 ff.) scheinen dafür zu sprechen, daß er die Fortdauer unseres Wesens sich nicht anders denn als dessen Wiederverkörperung denkt. Dies ist ja auch die mit Schmitts Gottesidee und mit der Verwerfung des Dogmas von den ewigen Strafen (S. 11) allein vereinbare Auffassung der Unsterblichkeit.

Einiges wünschten wir klarer hervorgehoben und besser begründet. Z. B. die Centralstellung der Person Christi im Glaubensbekenntnis des Verfassers; sodann einerseits die Erreichbarkeit des Christus-Zustandes für jede Individualität und andrerseits die Bedeutung des historischen Christus (Jesus). Meint Schmitt diesen letzteren oder das Ideal jenes Zustandes? Dies ist fast durchweg nicht zu erkennen. Oder soll der historische Christus die vereinzelte Erscheinung des idealen sein? Nur im letzteren Falle würden wir den Titel unseres Buches gerechtfertigt finden.

Daß wir ferner Kinder Gottes und in Liebe mit ihm vereint sind, ist zwar ein recht schöner und beruhigender Glaube: aber läßt er sich mit dem doch so unzweideutig ausgesprochenen Pantheismus des Verfassers ohne Widerspruch versöhnen? — Und die Liebe! Sie soll der Erkenntnisgrund unserer Ewigkeit und Gottähnlichkeit sein. Kann man aber im Ernst von göttlicher Liebe, d. h. von Liebe Gottes zum Menschen und von Liebe des Menschen zu Gott, sprechen? Und ist jenes allen Mystikern wohlbekannte Gefühl, das man sehr uneigentlich mit Liebe zu Gott bezeichnet, wirklich das, was Schmitt unter Liebe versteht, und nicht vielmehr eine Gemüts- oder Geistesverfassung, die über sämtliche logische und ethische Bestimmungen hinausliegt?

> „Mensch! wo du noch was bist, was weißt, was liebst und haßt;
> So bist du, glaube mir, nicht ledig deiner Last."
>
> (Angelus Silesius.)

Die „Liebe", die Spinoza den „Amor Dei intellectualis" nennt, ist allerdings unendlich, aber sie ist auch die Aufhebung aller Liebe; und die Liebe, die von sich weiß und immer in der Bedürftigkeit, also Beschränktheit der Wesen ihren Grund hat, ist nicht unendlich, kann demnach schwerlich die Bedeutung haben, die der Verfasser ihr zuschreibt. Er wird uns wahrscheinlich antworten: die Unendlichkeit der Liebe läßt sich nicht beweisen; man muß sie fühlen. Und wer sie nicht fühlt? Gehört er nicht zur Menschheit? Ist er von vornherein aus der „katholischen" Kirche ausgeschlossen? Wenn ja, so sagen wir: die Religion der Liebe ist nicht geeignet, eine „katholische" zu sein, insofern ihr ein Gefühl zum Fundament dient, das nachweisbar nicht allen Menschen innewohnt. Wir begreifen überhaupt nicht, wie einer allgemein-gültig, also objektiv sein sollenden Religion das Subjektivste was es giebt, das Gefühl, allein zu Grunde gelegt werden kann. **Dr. R. v. Koeber.**

Kants mystische Weltanschauung.

Die Zeit des Todschweigen-Wollens ist vorüber. Die den Lesern der „Sphinx" wohl bekannte Einleitung, welche Carl du Prel bei der von ihm unternommenen Herausgabe von Kants Vorlesungen über Psychologie, unter dem Titel: „Kants mystische Weltanschauung", zu dem Kantschen Werke schrieb, ist Gegenstand einer Streitschrift geworden, welche P. von Lind unter dem Titel „Kants mystische Weltanschauung, ein Wahn der modernen Mystik" herausgegeben hat.[1]) Besser und männlicher ist Angreifen, als feiges Ignorieren.

Kants Stellung zu dem Seher Swedenborg, Kants Beantwortung der Frage, ob ein Verkehr zwischen unserer und der intelligiblen Welt möglich und ratsam ist, wurde schon 1889 im VIII. Band der „Sphinx" (S. 163) in der vortrefflichen Arbeit von Dr. R. v. Koeber „Kant ein Swedenborgianer?" eingehend untersucht und beleuchtet.

Zu Kants Lebzeiten war bekanntlich Deutschland vom Aufklärungsfieber ergriffen, und für eine günstige und verständnisvolle Aufnahme der Lehre Swedenborgs absolut nicht vorbereitet. Die außerordentlich entwickelte mediumistische Veranlagung Swedenborgs, welche ihm zu einem wirklichen Verkehr mit der „astralen" Welt befähigte, war für Kant nichts weiter, als die Traumphantasie eines Geistersehers, der niemals einen Geist gesehen. „Dieses" — sagt Kant in jenen Vorlesungen über Psychologie — „ist nicht möglich, denn die Materie kann nur sinnlich angeschaut werden und in die äußern Sinne fallen, aber nicht ein Geist."

Dies war Kants Ansicht, und somit der Spiritismus in unserm modernen Sinne für ihn einfach undenkbar; wenn also Swedenborg gekommen wäre, um Kant gegenüber die Behauptung aufzustellen, daß ein „Geist" sich vorübergehend materialisieren und seine Erscheinung unsern Sinnen zugänglich machen könne, so wäre er damit bei Kant vielleicht auf einen noch heftigern Widerspruch gestoßen, als diese Behauptung heute noch bei unsern Gelehrten zu finden pflegt.

Kants Denken war daher für die heute bekannten Thatsachen des Spiritismus nicht vorbereitet, er sah in den Auslassungen Swedenborgs etwas, das, wenn als bewiesen betrachtet, „den Gebrauch der Vernunft unmöglich macht", mußte demnach logischerweise „alle solche Erfahrungen und Erscheinungen verwerfen".

Diese Nichtübereinstimmung Kants mit Swedenborg hat Dr. von Koeber an der oben angeführten Stelle klar nachgewiesen; dasselbe thut P. v. Lind in noch bedeutend schlagenderer Weise in seinem oben bezeichneten Buche, und darin glauben auch wir ihm beistimmen zu sollen.

Nun folgert aber Herr von Lind weiter: Wenn also unser großer Kant den Geisterverkehr für etwas Vernunftwidriges erklärte, so folgt daraus, daß auch „der moderne Spiritismus an dem von ihm aufgestellten prinzipiellen elementaren Widerspruch zwischen Sinnlichem und Geistigem zerschellen wird."

Der Spiritismus des 19. Jahrhunderts ist nach dem Ausspruch eines großen Naturforschers eine Experimentalwissenschaft. Das weiß Herr von Lind allerdings nicht, er würde sonst nicht die Frage aufwerfen: „Welcher Beweis für die Unsterblichkeit soll dem Spiritisten noch gelten, wenn er eines Tages einsieht, daß die Geistererscheinungen auf Einbildung beruhen?" Er würde es auch sonst dem Spiritismus nicht verdenken, wenn er die Hilfe der modernen Wissenschaft und Technik, wie die der Photographie, nachsucht, um die Skeptiker zu überzeugen. Mit allerdings recht geringem Erfolg bis heute. **Dhd.**

---

[1]) „Kants mystische Weltanschauung, ein Wahn der modernen Mystik." Eine Widerlegung der Dr. C. du Prelschen Einleitung zu Kants Psychologie, von P. von Lind. München, Druck und Verlag der Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 144 S.



Nachschrift von Dr. Carl du Prel.

Herr von Lind, der auf meine Veranlassung hin vor einem Jahre begonnen hat, Kant zu studieren, ist auf Grund dieser Studien zu dem Resultat gekommen, daß ich Kant mißverstehe, indem ich ihn einen Mystiker nenne. Er spielt seinen Kant gegen meinen Kant aus. Daß man das thun kann, habe ich lange vor Herrn von Lind gewußt. Kant zieht nämlich in der „Kritik der reinen Vernunft" der menschlichen Vernunft Grenzen und sagt, die spekulative Überschreitung derselben biete keine wirklichen Einsichten, in der Erfahrung allein liege Gewißheit. Der von mir accentuierte Kant dagegen schweift dennoch in den „Träumen eines Geistersehers" und in den „Vorlesungen über die Metaphysik" über diese von ihm selbst gezogenen Grenzen hinaus. In den „Träumen" thut er es im ironisierenden Tone, so daß man allenfalls meinen könnte, es sei nicht sein Ernst; in den „Vorlesungen" dagegen thut er es ganz ernsthaft und geht so weit, mit dürren Worten Präexistenz zu lehren, was auf der Hand liegende Mystik ist.

Welchem Kant sollen wir uns nun anschließen? Zunächst ist klar, daß Kant gar kein metaphysisches Bedürfnis gehabt haben müßte, d. h. also, daß er gar kein Philosoph gewesen wäre, wenn er nicht manchmal gegen sein eigenes Verbot über die der Vernunft gezogenen Grenzen hinübergeschweift wäre. Man kann sich nicht — man wäre denn stumpfsinnig — aller Gedanken darüber enthalten, was jenseits dieser Grenzen liegt. Wären selbst diese Grenzen in der That für alle Ewigkeit unverrückbar, so haben Kants mystische Gedanken noch immer den Wert von Vermutungen, und die eines Kant sind immerhin interessanter, als die eines Karrenschiebers. Uns aber, 100 Jahre nach Kant, kann es schon darum nicht verwehrt werden, gleich ihm zu thun, weil sich seither die Sachlage vollständig geändert hat. Die Mystik, die zu Kants Zeiten Gegenstand der Spekulation, des Glaubens, der Schwärmerei war, ist inzwischen Erfahrungswissenschaft, ja experimentelle Wissenschaft geworden. Es hat also gar keinen Sinn, wenn Herr von Lind das Verbot des kritischen Kant, über die Erfahrung nicht hinauszugehen, der heutigen Mystik entgegenhält.

Kant hat also sein eigenes Verbot nicht eingehalten; er ist ohne den Leitfaden der Erfahrung über die Grenzen der Vernunftkritik hinausgegangen. Die Vermutungen, auf die er dabei geriet, sind aber seither durch die Thatsachen des Somnambulismus und Spiritismus empirisch bestätigt worden. Das ist immerhin höchst merkwürdig, aber Herr von Lind hat davon gar nichts gemerkt, weil ihm die moderne Mystik heute noch so unbekannt ist, als vor einem Jahre die Kantsche Philosophie. Für ihn ist diese moderne Mystik nur Täuschung und Betrug. Das ist nun entweder wahr, oder es ist nicht wahr. Ist es wahr, dann fehlt zwar für jene Kantischen Vermutungen die empirische Bestätigung, aber es bleibt mir ganz unbenommen, es zu machen, wie Herr von Lind, und den einen Kant gegen den andern auszuspielen. Ist es dagegen nicht wahr, dann fällt die ganze Kritik des Herrn von Lind, weil auf falschem Grunde aufgebaut, von selbst zusammen. In beiden Fällen hat also Herr von Lind seine Zeit vollständig verschwendet. **Du Prel.**

Psycho-physiologische Studien.

In drei solchen Studien[1]) behandelt Dr. Eugen Dreher zuerst den „Darwinismus und die Archigonie" und tritt dabei für jenen lebhaft ein. Die Thatsächlichkeit der paläontologischen Entwickelung und mithin auch die Urzeugung oder Entstehung lebender Wesen (des Plasma) aus sogen. anorganischen Stoffen ist wohl auch für keinen logisch

[1]) Drei psycho-physiologische Studien von Dr. Eugen Dreher, Leipzig 1891 bei B. Konegen, 108 S.

denkenden und nicht ganz unwissenden Menschen von der Hand zu weisen. Sehr mit Recht aber legt Herr Dr. Dreher das Hauptgewicht darauf, daß diese Thatsachen nicht sowohl das teleologische Element, den vorgefaßten Zielen zustrebenden Willen, Geist, Gotteskraft ausschließen, sondern sogar bedingen (S. 25—26). Er bekämpft dabei die Professoren Henle und Ulrici, weil sie mit der Anerkennung dieses Prinzipes die Benennung der Entwicklungstheorie als „Darwinismus" ausschließen wollen. Wenn man aber sich genötigt sieht mit Darwin anzunehmen, daß die Organisationssteigerung in der Natur mit ganz denselben Mitteln vor sich gegangen ist, die wir noch heute in Natur und Kultur thätig sehen — einerlei ob außerdem früher noch andere derartige Verhältnisse und Umstände besonders günstig mitwirkten —, so bin auch ich mit Herrn Dr. Dreher der Meinung, daß man diese Naturanschauung sehr wohl nach Darwins Namen bezeichnen kann. Ich gehe sogar hierin noch weiter: meines Erachtens wird Haeckels Darwinismus erst dadurch vollkommen stichhaltig, daß man in der stattgehabten Entwickelung das ganz individuelle Zielstreben (Teleologie) erkannte, wie ich dies in meiner Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe" nachgewiesen habe. Ich kann mir auch nichts Klares denken bei einem so allgemeinen Ausdrucke wie: „Von dem Augenblicke an, wo ein in der Heranbildung begriffenes Organ im Kampf ums Dasein Wert gewinnt, kommt dies dem Individuum zu gute" (S 29). Mir scheint, nur dadurch kommt diese günstige Gelegenheit der Individualität zu gute, daß diese dadurch angeregt wird, dem nun möglich gewordenen Ziele zuzustreben.

Nicht unerwähnt bleiben, meine ich, darf es hier auch, daß wohl durch niemandem in so schlagender und gründlicher Weise wie durch Eduard von Hartmann nachgewiesen ist, daß ein teleologisches Streben durch die ganze Natur hindurchgeht, ebenso wie durch die Kultur, sich also überall auch da bewährt, wo von „Bewußtsein" in unserm menschlichen Sinne noch nicht im mindesten die Rede sein kann.

Die beiden andern Studien betreffen: Die Innervation mit Bezug auf den Hypnotismus" und „Farbenwahrnehmung und Farbenblindheit". Von diesen entzieht die letztere sich ganz meiner Beurteilung; die erstere aber hat, mir wenigstens, nicht zu den Zweck dienen können, für den sie offenbar geschrieben ist, nämlich das thatsächliche Verhältnis von Geist und Materie, Kraft und Stoff, deutlicher zu machen. Herrn Dr. Drehers dualistische Anschauungsweise ist mir in seiner modernen Ausdrucksform noch unverständlicher, als wenn ich einen alten Schmöker aus den früheren Jahrhunderten läse. — Gegen die Einleitung zu dieser zweiten Studie aber muß ich auf das energischste protestieren.

Schon daß Herr Dr. Dreher dort sagt, die „mentale Suggestion gehöre offenbar zum Aberglauben", beweist, daß er über etwas zu reden unternimmt, wovon er doch nichts weiß; denn diese übersinnliche Gedanken-Übertragung ist bisher von allen Gelehrten, die sich wirklich wissenschaftlich mit diesen Thatsachen beschäftigt haben, anerkannt worden. — Das Stärkste in der gleichen Richtung aber leistet Herr Dr. Dreher mit dem folgenden Satze (S. 42):

„Der Spiritismus entbehrt jeder Erfahrungsgrundlage und läuft in allen seinen Erscheinungsformen auf Selbsttäuschung hinaus, die immer an eine unbesonnene Leichtgläubigkeit grenzt 2c."

Also Herr Dr. Dreher hat sicherlich nicht einmal einen Blick auf die umfassende wissenschaftliche Litteratur des Spiritismus geworfen, denn sonst würde er wissen, daß die bedeutendsten exakten Forscher Europas ihn anerkennen, und daß noch kein solcher Gelehrter sich aufrichtig und eingehend mit den Vorgängen des Spiritismus befaßt hat, ohne von dessen übersinnlicher Thatsächlichkeit überzeugt zu werden. Offenbar noch weniger hat Herr Dr. Dreher eigene Erfahrung in solchen anerkannt echten Thatsachen gesammelt; und dennoch spricht er so leichtsinnig über dies Gebiet. O, si tacuisses, philosophus etc.! **Hübbe-Schleiden.**

Prinzipien der natürlichen und übernatürlichen Moral.

Unter diesem Titel hat Henry Hughes ein zweibändiges Werk[1]) veröffentlicht worin der Versuch gemacht wird, eine Dreiteilung der Moral zu begründen. Die sämtlichen Moralsysteme, sagt der Verfasser im Vorwort, zerfallen, ihrer Grundlage nach, in drei Klassen oder Kategorien. Die erste umfaßt alle heidnischen Moralsysteme und die philosophischen der christlichen Welt, die den Menschen nicht in seinem Verhältnis zu Gott, sondern als bloßes thätiges und wollendes Glied des natürlichen Ganzen betrachten. Zur zweiten Kategorie gehört alle Moral, die in ihren Gesetzen sich auf den göttlichen Willen beruft, beim Menschen also das Bewußtsein seiner Beziehung zum Gesetzgeber, oder zu Gott voraussetzt. Der Typus einer solcher Moral ist das Alte Testament. Die letzte Klasse fällt mit der christlichen Lehre zusammen. Christentum und Judentum haben das Gemeinsame, daß ihre Moral ein übernatürliches Fundament hat. Aus diesem Grunde werden sie zusammen unter der Bezeichnung „übernatürliche Moralsysteme" (im 2. Bd.) behandelt und den „natürlichen" (im 1. Bd.) entgegengesetzt.

Wir verkennen nicht den würdigen Zweck und die guten formalen Eigenschaften des Buches, und geben gerne zu, daß es keine gewöhnliche Leistung ist, vermögen jedoch nicht uns mit dem Grundgedanken zu befreunden. Wir verstehen vor allem nicht, daß man von einer natürlichen Moral überhaupt sprechen kann. Als bloßes Glied der Natur ist der Mensch kein freies, also kein moralisches Wesen, und steht, wie alles übrige in der Natur, lediglich unter dem Gesetz der Notwendigkeit, denn er folgt nicht, weil er soll, sondern weil er muß. Und sagt man, dem Menschen sei das moralische Bewußtsein angeboren, er sei auch im natürlichen Zustande fähig, „gut" und „böse" zu unterscheiden: so sagt man damit eben, daß ihm von Hause aus etwas zukomme, das in einer übersinnlichen Welt wurzelt und ihn über die Natur erhebt. Jede Moral als solche ist demnach übernatürlich und aus dem Boden einer Religion erwachsen. Oder sind in den Augen des Verfassers die „heidnischen" Religionen keine Religionen? Und verdient, nach ihm, das jüdische und christliche „Übersinnliche" allein diesen Namen? Es will uns scheinen, daß dies in der That Hughes Ansicht ist, da er sonst in seinen 2. Bande viele andere Moralsysteme aufgenommen haben würde, die zwar vom Judentum und dem dogmatischen Christentum abweichen, denen aber dennoch ein ausgesprochen religiöses, übernatürliches Prinzip zu Grunde liegt. Auch würde er dann die Kantische Moral nicht für eine natürliche erklärt haben — ein unbegreiflicher Irrtum für jeden, der Kant einigermaßen kennt und auch dogmatisch nicht so befangen ist wie Hughes. **R. v. Koeber.**

Das Himmelsthor.

Gefaltete Hände und verschlossene Herzen, die drehen den Schlüssel am Himmelsthor nicht. Doch entfaltete Herzen und offene Hände, die finden das Thor ihnen immer geöffnet. **A. B.**

---

[1]) Henry Hughes, Principles of natural and supernatural Morals. Vol. I. Natural morals (London 1890 bei Trübner), 369 Seiten. Vol. II. Supernatural morals, (ebend. 1891), 321 Seiten, 8⁰.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XIV, 80. Oktober 1892.

Die theosophische Weltanschauung

und die „Philosophie des Unbewußten".*)

Von

O. Plümacher.

Alles Begreifen und Erkennen erfolgt durch Vergleichen und Einordnen des neuen, irgendwie überkommenen Vorstellungsstoffes unter schon besessene, gewohnte und — oft nur vermeintlich — erkannte Vorstellungen und Begriffe. Was sich an einer neuen Vorstellung nicht in vorhandene Begriffsschubfächer unterbringen läßt, bleibt so lange „befremdend", „unverständlich" und fürs Denken unfruchtbar, bis ihm die Geistnatur in aller Heimlichkeit und Stille des Unbewußten ein eigenes Gehirnzellchen erbaut hat, wo es nunmehr zu Hause ist und kaum „zu eigen gemacht" (das liebe Ich verwechselt konsequent Aktivum und Passivum) schon anfängt, seine Greifärmchen auszustrecken, um andere „Begriffe" zu „begreifen".

Es ist nicht ein Ding in der materiellen Welt und nicht ein Ideenkomplex, der sich nicht mit einem andern innerhalb seiner eigenen „Welt" vergleichen ließe. Aber ein gläserner Briefbeschwerer und ein Scheunenthor haben so wenig mit einander gemein, daß das Vergleichen nicht fruchtbar ist; je näher sich die zu vergleichenden Objekte stehen, um so lehrreicher und fruchtbarer für die Erkenntnis ist der Vergleich. Der transscendentale Individualismus, wie ihn der Herausgeber der „Sphinx" in zahlreichen Aufsätzen in dieser Zeitschrift und dann zusammengefaßt in dem Buche „Lust, Leid und Liebe" [1]) als den Kern altindischer Philosophie und esoterischer Religion (Theosophie) darstellt, fordert fortwährend zu Vergleichungen mit Eduard von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" heraus; da der Übereinstimmungen ebenso viele sind als der Gegensätze, so daß ein solches Vergleichen eine schier endlose Zahl von Anknüpfungspunkten findet und überaus lehrreich und fördernd für das Verständnis beider Weltanschauungen sein müßte. Der uns gestattete Raum erlaubt nicht eine auch nur einigermaßen vollständige Behandlung der lohnenden Aufgabe, und die folgenden Blätter müssen daher nur als eine Anregung zum Weiterschreiten auf angedeuteter Bahn aufgefaßt werden.

---

*) Mit dieser Darstellung bin ich in allen wesentlichen Punkten einverstanden und glaube daher, daß meine wenigen ausführenden Fußnoten niemanden stören, aber manchem willkommen sein werden. Hübbe-Schleiden.

[1]) Lust, Leid und Liebe. Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn, 1891.

Hübbe-Schleiden nennt seine Weltanschauung: Altindische Lehre in neuzeitlicher Form. Wie das Verhältnis dieser modernen Form, dieses neuen Gewandes zu dem alten Inhalt ist, geht uns hier nichts an; Anklänge und Übereinstimmungen an und mit indischen Ideen finden sich bei den meisten unserer neueren Philosophen; solche Ideen stehen uns nicht mehr ferner und sind uns eher sympathischer als solche der sogenannten klassischen Philosophie. Das Urteil, in welchem Grade Hübbe-Schleiden bei seiner Umgestaltung dem Original gerecht geworden ist, müssen wir denen überlassen, welche an die indischen Quellen gehen können; wir nehmen hier einfach das Neugestaltete, wie wir es vorfinden und nennen es in der Folge einfach: Die Hübbe-Schleidensche Weltanschauung.

Hübbe-Schleiden und der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten" sind beide Monisten. Beiden ist alles Sein seiner metaphysischen Wesenheit nach Eins; alles empirisch „Verschiedene" ist nicht Verschiedenheit der ihm zu Grunde liegenden substanziellen Wesenheit, sondern nur Verschiedenheit des dem empirischen Ding oder Geschehnis als erkenntnistheoretisch transcendental zu Grunde liegenden „Ding an sich", welches seinerseits nur mannigfaltige Aktion, Thätigkeit der einen Wesenheit ist. Bei beiden Weltanschauungen ist die Vielheit einfach als empirische Thatsächlichkeit anzunehmen; das Warum dessen, daß die Eine Wesenheit nicht ruhig in sich „weset", sondern sich fort und fort in einer Summe separierter, konkreter Aktionen als ein wellig bewegter Seinsstrom zu bethätigen hat, hat noch keine Philosophie erbringen können[1]); jede beginnt frühestens mit der metaphysischen Erhebung der Wesenheit zur Aktion. Der metaphysische Monismus umschließt auch den naturphilosophischen, d. h. die Anschauung, daß Geist und Materie nicht wesensverschieden und auch nicht verschiedene abgeleitete Substanzen seien, sondern nur die verschiedenen Wahrnehmungsformen verschiedener Aktionsmodi der All-Einen Wesenheit, da, wo diese vielheitlichen Aktionen in den Knotenpunkten ihrer Wirksamkeit Bewußtsein erzeugen, womit das Subjekt der Aktion auch Subjekt der Wahrnehmung wird und so „Ich" und „Nicht-Ich" unterscheidet. Es besteht ein instinktiver Trieb in der zum philosophischen Denken vorgeschrittenen Menschheit, alles Sein als Einheit, die empirische Vielheit und Wandelbarkeit als Eins mit deren Einem und umwandelbarem Grund und Träger zu begreifen. Die hauptsächlichsten Steine des Anstoßes auf den vielen Bahnen nach diesem Ziele waren erstens das Verhältnis von Wesen und Aktion; zweitens die Verwechselung von Bewußtsein mit Geistsein und endlich die erkenntnistheoretische Konfusion von Vorstellung, Objekt und Ding-an-sich-Vorstellung.

Die mangelnde Einsicht in dem ersten Punkte führte entweder zur Emanationslehre (wie sie die Gnostiker und auch Plotin haben), oder aber zum Akosmismus, d. h. zu einem abstrakten Monismus, der die Welt zu einem Schein oder Traum im Absoluten verflüchtigt.

---

[1]) Genügt denn zur Beantwortung der Frage nach dem Warum alles differenzierten, sich entwickelnden Daseins nicht der Hinweis auf die Thatsache, daß alles Dasein-wollen Lust ist? H. S.

Der zweite Punkt führt auch auf verschiedene Abwege; entweder die Weltanschauung bleibt dualistisch: anfängliches Chaos des Stoffes und Geist, welcher aus diesem heraus die Welt erbaut; oder Gott und Welt, ersterer reiner Geist und letztere eine Zweiheit von geschaffener Materie und abgeleiteten, endlichen „Geistern“. Ferner führt er zum Materialismus, der den Geist als feinste, feuerartige Materie (die alten Atomistiker und die Stoa), oder (die neueren Materialisten) den Geist als Produkt des Stoffes erachtet. Die erkenntnistheoretischen Konfusionen geben der einen oder der anderen dieser falschen Richtungen Vorschub und Unterstützung; dem abstrakten Monismus zu gute kommt die Einsicht, daß alles, was ich wahrnehme, meine Vorstellung, mithin idealiter ist; dem Materialismus dient die Erfahrung, daß alles, was vorgestellt und erfahren wird, sich in die Formen der Materialität kleidet oder durch materielle Erscheinungen vermittelt wird, und daß das Bewußtsein sich verknüpft zeigt mit der Materie des Denkorganes.

Über all' diese Steine des Anstoßes sind unsere zwei zu vergleichenden Weltanschauungen hinaus. Beiden ist die Welt das sich Darleben, das sich seinem Wesen entsprechende Auswirken der absoluten Wesenheit. Beide unterscheiden zwischen Wesen und Aktion, so daß die Aktion nie das Wesen ist noch dieses erschöpft, aber auch nicht etwas dem Wesen Zufälliges oder von diesem Losgelöstes ist; die Aktion ist nicht das Wesen, aber das Wesen wird existent in der Aktion. Das absolute Wesen, sofern es aktuell ist, ist die Welt; aber die Welt ist nur immer die Gesamtsumme der Aktivität, nicht das Wesen selbst, wenn auch Eins mit ihm, nicht als ein Zweites neben oder außer demselben. Das Wesen ist Subjekt der Welt, sofern es Subjekt der Thätigkeit ist, und somit und als dieses auch Subjekt des Bewußtseins, wo immer letzteres im Weltprozeß entbrennt.

Man hat für Eduard von Hartmann die Bezeichnung aufgebracht: der „Philosoph des Unbewußten“; es war ironisch gemeint, es wird aber als ein Ehrenname in der Zukunft fortleben. Hartmann hat zwar das „Unbewußte“ nicht „erfunden“, wie die Witzlinge sagten, denn Schelling's und Hegels Philosophien sind bereits Vorausnahmen der „Philosophie des Unbewußten“; aber indem Hartmann die Idee der Zweierleiheit von Geistsein und Bewußtsein in ihrer ungeheuren Bedeutung für die Ermöglichung einer einheitlichen konkret-monistischen Weltanschauung erkannte und zum Mittelpunkte seiner Philosophie machte, gewann er für sich die Position eines Eck- und Pfeilersteines in der Geschichte der Philosophie.

Die indische Philosophie wird auch erst rational, wenn sie als Krypto-Philosophie des Unbewußten aufgefaßt und betrachtet wird: nur dann und so können die Widersprüche zu höheren Einheiten geführt werden; die Widersprüche: daß alles Sein geistig und stofflich (d. h. materiell), — Alles mit Allem Eins (Tat twam asi), und doch alles Individium, — die Welt Schein und Trug und durch die „Maja“ das Aller-Realste ist und so fort, durch eine ganze lange Reihe von Gegensätzen hindurch. So ist auch Hübbe-Schleidens Weltanschauung Philosophie des Unbewußten. Da das Buch „Lust, Leid und Liebe“

nur die Umrißlinien der modernisierten indischen Weltanschauung bringt, so wird Vieles darin Vielen unklar bleiben; z. B. das Verhältnis des „Stoffes“ zur rein geistigen Wesenheit (Materie als „Wille und Vorstellung“ resp. Lust und Liebe), das Einssein von Physischem und Metaphysischem, besonders aber auch die erkenntnistheoretische Frage nach dem a priori und a posteriori von Raum und Zeit als principia (oder korrekter media) individuationis. Wer aber die Brille der Hartmannschen „Philosophie des Unbewußten“ gebraucht, für den ist alles durchsichtig.[1])

Für Hübbe-Schleiden und für Eduard von Hartmann ist die einheitliche Äußerungsweise (Aktion) des Absoluten zweiseitig und (begrifflich) zweispältig. „Lust“ (Gelüste zum Dasein) resp. „Wille“ und „Liebe“, resp. „Vorstellung“ sind die beiden Prinzipien, die das empirische Dasein auswirken; „Lust“ resp. „Wille“ setzen die Realität, das Handgreifliche des Seins und Werden als Materie angeschaut und wahrgenommen vom Erkenntnissubjekt; „Liebe“, resp. „Vorstellung“ sind Ideal-Prinzip, sie bestimmen den Inhalt des Daseins. Das, was der Wille will, der Lust gelüstet, ist ein unabtrennbares geistiges Moment am Willens- oder Lust-Akte, aber begrifflich scharf von ihm zu unterscheiden, als das Inhaltliche, Qualitative des jeweiligen Seinsmomentes, gleichviel, ob dieses als ein „Ding“ erscheint oder als ein „Vorgang“, ein „Geschehnis“. „Lust“, „Wille“ sind centrifugal; „Liebe“, „Vorstellung“ sind centripetal wirkend; d. h. als „Lust“, „Wille“ geht das Wesen aus sich heraus, als „Liebe“, „Vorstellung“ drängt es gleichsam in sich hinein. Aber „hinaus“ und „hinein“ sind Begriffe, die nur eine Bedeutung haben, wo Raum (und Zeit) ist; nun sind Raum und Zeit Formen unserer Anschauung, im erkenntnistheoretisch-transcendenten Sein aber sind die Bedingungen enthalten, daß, wo immer ein Wahrnehmungssubjekt entsteht, auch die raum-zeitliche Anschauung des Objektes eintreten muß. Mit andern Worten: Die Anschauungsformen sind nicht zufällige, sondern selbst zum alleinigen Sein gehörend, haben sie sich mit und an diesem entwickelt. Im absoluten Wesen ist kein Raum und keine Zeit, also auch kein Außen und Innen, aber sobald Aktion ist, sind auch jene Merkmale gesetzt, welche als das An-sich der Raum- und Zeit-Anschauungen angesehen werden mußten. Im Atom-sein ist das Absolute in seinem größten Außersichsein, aber auch in diesem Zustand sind beide Prinzipien bethätigt, denn die Vielheit kann nur durch inhaltliche Bestimmung zustande kommen, wenn diese auch nur Gleichheit im

---

[1]) Man ist ungerecht sowohl gegen Hübbe-Schleiden als gegen Hartmann, wenn man beim Vergleichen ihrer Weltanschauungen kurzweg des Ersteren Schrift „Lust Leid und Liebe“ dem Lebenswerke Hartmanns, dem System der Philosophie des Unbewußten gegenüber stellt. Hübbe-Schleiden kann verlangen, daß man seine genannte Schrift nur so auffaßt, wie Hartmann sein Erstlingswerk, „Die Philosophie des Unbewußten“ angesehen wissen wollte, wenn er im Vorwort zur franz. Ausgabe sagt: Die „Philosophie des Unbewußten“ ist nicht ein System, sondern nur das Programm zu einem solchen, zu dessen Aufstellung es eines langen Lebens und guter Gesundheit bedarf. **O. P.**

Nicht-Eins-sein sein möchte, welches Nicht-Eins-sein aber auch nur wieder durch den Überschwang des Willens, resp. Lust erzeugt wird, der die primär-punktuelle Vorstellung (ins Zentrum zielende Liebe) mit sich reißt. Die Erklärung der Vielheit, genauer gesagt der media individuationis aus der (meta-natürlichen) Natur der zwei Attribute des Absoluten: Wille und Vorstellung, wonach die Endlichkeit, welche der „Vorstellung“ oder „Idee“ eo ipso eigen ist, in Verbindung mit der Unendlichkeit des Willens zur endlichen Vielfältigkeit und zur individuellen Geschlossenheit führt, ist die beste mögliche; führt aber eben auch nur um einen Schritt hinter die Coulissen und erklärt die Zweiheit in der Einheit nicht.

In Hübbe-Schleidens Weltanschauung spielt die „Liebe“ durchaus die Rolle im Weltprozeß, welche bei Hartmann die allweise unbewußte Vorstellung spielt: obgleich sie nicht umhin kann, der „Lust“ den speziellen Inhalt zu geben, auf den diese erst ihre Selbst-Behauptungstendenzen als „Ichheit“ richten kann, ist sie doch auch unbewußt-weise und richtig-sehnende Sehnsucht, welche die Ich-Schranken zu zerbröckeln beginnt, indem sie erst die anti-egoistischen Instinkte und die ethischen Triebfedern hervorbringt, bis sie endlich an ihrem selbst in sich entzündeten Lichte sich selbst erkennt und dann zur „Weisheit“ wird. Und wie die „Liebe“ und die „Vorstellung“ dasselbe meinen, so ist auch dem „Leid“ in beiden Philosophien dieselbe Rolle zuerkannt; Lust bringt Leid und Liebe bringt Leid, weil das Leid die subjektivische Form der Willensbehinderung durch und in der sich beständig kreuzenden Willensaktion ist. Obgleich durchaus accidentiell, wird es sich doch sekundär auch providentiell und Werkzeug der immanenten Weisheit im Dienste ihres Endzweckes der Rückentwickelung des Seienden in die Ruhe des Nichtseins, d. h. des In-sich-wesens des Absoluten.

So weit haben wir lauter Übereinstimmungen anzudeuten gehabt; die Verschiedenheit beruht so weit nur in Ausdrucks- und Darstellungsweise unserer zwei Weltbetrachter und in der Verschiedenheit der Lehren, bei denen sie Anlehnung suchen. Hübbe-Schleiden wird dunkel und phantastisch durch Anschluß an die poetische Gedankenformulierung der Indier und deren Neigung zu Begriffs-Hypostasen; und Eduard von Hartmann wird in seinem Erstlingswerk (mit dem wir es hier, wie bereits bemerkt, allein zu thun haben) irreleitend, wo er sich zu sehr der landläufigen Naturwissenschaft und der Meinung des gemeinen Menschenverstandes anpaßt zum Zwecke besseren Verständnisses in weiten Kreisen. So wird dem Wanderer oft der Stab, der ihn stützen soll, zum Hindernis; Hartmann wirft ihn schon im dritten Teil seines Werkes fort; wenn Hübbe-Schleiden seine Krücke weglegen wird, so kommt er Hartmanns Pfaden näher und auch die Verschiedenheiten, denen wir uns nunmehr zuwenden, werden sich als solche erweisen, die nicht durch gänzlich unüberbrückbare Abgründe getrennt sind.

Nach Hübbe-Schleiden ist das Weltdasein ein ewiger Prozeß des Werdens und Vergehens im absoluten Wesen; Weltseins-Periode folgt auf Weltseins-Periode wie ein Tag dem andern folgt, wie diese nur durch

Welten-Nächte von einander getrennt. Nach Hartmann ist der Weltprozeß ein endlicher, dem das weltlose Übersein des Absoluten vor- und nachgeht. Diese Endlichkeit des Weltprozesses in Verbindung mit einer geocentrischen Auffassung der Geistesentwickelung und ihrer Bedeutung im Weltprozeß hat man Hartmann von gegnerischer Seite als schwächliche Anlehnung an das christliche Dogma ausgelegt. Die Verteidigung dieser Positionen aber stützt sich auf Gründe, welche auch die Unterschiede zwischen seiner und der indischen, Hübbe-Schleidenschen Auffassung erheblich vermindert.

Die Weltseins-Tage sind durch die dazwischen liegenden Welten-Nächte gänzlich geschieden; der jetzige Welttag hat nichts gemein mit einem früheren als die Einheit der Wesenheit, welche beide, so wie die unendliche Reihe solcher, während der vergangenen und der künftigen Ewigkeit, als ihre objektive Thätigkeit hervorbringt. Nur die rastlose, dichterische Phantasie der Indier, welcher der Gedanke eines existenzlosen, überseienden Wesens unsympathisch war, schuf die Lehre von den sich folgenden Welten. Die Philosophie als solche hat mit solchen nichts zu thun[1]), da sie uns absolut nichts angehen und wir daher erst recht nichts von ihnen wissen oder auch nur ohne „Erschleichung der Prinzipien“ über sie vermuten können. Hartmann seinerseits gesteht ja auch die Möglichkeit zu, daß das All-Eine-Unbewußte, nachdem es im (empirischen) Weltprozeß sein Wollen zu Tode gehetzt und zum nicht-mehr wollen-müssen gelangt ist, sich doch wieder zu neuem Wollen entschließen möchte; und die Frage, ob dies sogleich oder erst nach Milliarden von Jahren geschehen könnte, hat ja gar keinen Sinn, da im Übersein keine Zeit ist. Sofern Hübbe-Schleiden philosophiert, kommt auch für ihn ein künftiger Kosmos nicht in Betracht, und bevor wir auch nur mit unserem nächsten Planeten-Nachbar in Telephonverbindung stehen, wird jede Spekulation ihren Ausgang von Vorgängen und Erfahrungen auf unserer Erde nehmen müssen, und diese letzteren auch immer wieder das Dach der Arche sein, auf welches sich die des Fluges müde Taube der Spekulation niederläßt. Endlich ist es für die praktische Philosophie ohne Bedeutung, ob bloß ein endlicher Weltprozeß oder ein unendlicher, aber geteilt in Weltexistenz-„Tage“ und Nichtexistenz-„Nächte“, angenommen wird.

Ein ganz wesentlicher Unterschied besteht jedoch zwischen Eduard von Hartmanns „konkretem Monismus“ und Hübbe-Schleidens monistischen Individualismus bezüglich der Stellung des Individuums in und zum Weltprozeß, sowie seiner Dauer in demselben.

In Bezug auf den Begriff „Individualität“ und „Individuum“ sind beide einig: jedes höhere Individuum ist eine Individuen-Pyramide und seine „Individualität“ ist mehr als die Summe der Individualitäten der untergeordneten Individuen, welche gleichsam die „Bausteine“ der das Individuum höherer Art darstellenden Pyramide sind. Dieses Plus, welches seiner Innerlichkeit nach das Subjekt (Träger) der Bewußtseins-

[1]) Doch! Beweis: Die vorsokratische Philosophie der Griechen. H. S.

einheit, seinem Äußern nach Einheitlichkeit der Aktion zum Zweck der Selbstbehauptung ist, ist „Wille und Vorstellung", resp. „Lust und Liebe", d. h. ein individualisierter Aktionsmoment des All-Einen-Absoluten. Aber während nach der „Philosophie des Unbewußten" dieser „metaphysische Eingriff", welcher ebensowohl Archon eines entstehenden Organismus als Produkt des letzteren ist[1]), ein beständig Werdendes und Vergehendes ist, d. h. eine Thätigkeit des Absoluten, welche mit dem Zeugungsmoment anhebt und mit dem Tode des Individuums untertaucht in den Unterstrom des Unbewußten, ist es bei Hübbe-Schleiden ein dauernder Willensakt, der als ein und derselbe eine Weltentwickelung durchmacht, von der Individualität eines Menschen zu der eines „Gottes", immer derselbe und doch stetig sich entwickelnd zu höherer Ordnung, welcher Entwickelung die jeweilige Inkarnation als empirisches Individuum dient. Diese leibliche Darstellung der jeweilige Organismus, wird im Tode fallen gelassen wie ein ausgewachsenes Kleid, worauf die Individualität in einen passiven Zustand, in außersinnlicher Existenz verharrt, bis die Zeit einer Neuverkörperung herankommt, bei welcher Neu-Organisation nicht nur die Bewußtseins-Intelligenz und Charakterentwickelung des vorhergehenden Lebenslaufes maßgebend ist, sondern auch der gesamte Kausalnexus der sämtlichen Handlungen und Lebensäußerungen die Beschaffenheit des Individuums und seines Lebensschicksales bestimmt. (Karma-Lehre des Buddhismus; Idee der individuellen Kausalität.)

In der „Philosophie des Unbewußten" gewinnt das höhere Individuum, speziell der Mensch, dadurch seinen Wert und seine Bedeutung, daß es als Träger des Bewußtseins zum Bewußtseins- und Selbstbewußtseins-Organ des Absoluten wird. (Wissen von Gott als Selbstbewußtsein Gottes u. s. w., wie schon bei Hegel.) Sofern aber das Bewußtseins-Ich sich für sich selbst und nicht sich selbst im Dienste des Absoluten betrachtet, wird ihm ein erhebliches Quantum Resignation zugemutet mit der Erkenntniß, „daß Ich nichts bin als der Regenbogen in der Wolke", daß mit dem Tode des empirischen Individuums auch die Individualität, deren Gipfel das Selbstbewußtsein und die „Persönlichkeit" ist, erlischt. Dagegen soll nach Hübbe-Schleiden das Individuum sagen können: meine Individualität war, ist und wird sein, und wie sie sein wird, ist mein eigenes Werk; ist Resultat meiner geistigen Aneignungen, und jeder moralische Sieg ist eine Garantie künftigen Wohlergehens und höherer Lebensformen.[2])

---

[1]) Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt erscheint die höhere Individualität als Summationsphänomen; vom philosophischen Standpunkt aus aber setzt das Summationsphänomen ein Subjekt voraus, welches die Summation vollzieht. Dieses „Subjekt" ist das Subjekt der gesamten Weltsetzungsthätigkeit, die Thätigkeit aber eine sekundäre, resp. x-iäre, bezogen auf eine vorhandene Gruppe von Seinsmomenten.
O. P.

[2]) Ganz richtig! Nach meiner „indischen" Anschauung ist es mit der Resignation des persönlichen Bewußtseins, das nach dem Tode doch einmal ein Ende nimmt, noch nicht gethan, sondern jede Individualität muß diese Resignation zahllose Male in immer neuen persönlichen Bewußtseinen wiederholen, bis sie selbst thatsächlich ganz

Der theosophisch-indische Individualismus teilt mit der religiösen Mystik aller Zeiten und Völker die Eigenschaft eines Zwiespaltes zwischen dem Verlangen, das unselige empirische Leben los zu werden in seligem Aufgehen in höherem Sein, sich selbst aufzugeben, um erst recht sich selbst zu finden [1]) — einen Zwiespalt, der recht eigentlich die Spiegelung der zwei Seinsprinzipien ist: des unendlichen Willens, der in seiner „Blindheit" seinen jeweiligen, endlich bestimmten (dem Inhalt nach endlichen) Akt als einen unendlichen festhalten möchte; und der endlichen Idee, welche in ihrer konkreten Begrenztheit doch das Moment der Beziehung auf die All- und Ganzheit enthält.

Hübbe-Schleiden will zwar in seinem Individualismus nichts Mystisches haben; wie Hartmann dem ersten Teil seiner „Philosophie des Unbewußten" das Motto vorsetzte: „Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode", so soll auch Hübbe-Schleidens Auffassung des Individuums und seiner Individualität in der Descendenz- und Selektionstheorie der modernen Naturwissenschaft (Darwinismus) ihre Stütze finden, und umgekehrt soll letztere erst rationell werden unter der Voraussetzung des transcendenten Individualismus. Wie die „Philosophie des Unbewußten" anerkennt er das „Mechanische" der Naturvorgänge, zugleich aber will er die Naturmechanik als teleologisch bestimmt angesehen wissen; und ebenso erkennt er in der Vererbung nur das Mittel der Erhaltung der erworbenen Eigenschaften, welches aber ein Prinzip des Fortschritts und der zweckmäßigen Anpassung in der Richtung der Höherentwickelung der Individuen nicht entbehrlich macht, sondern voraussetzt.

Nach der Philosophie des Unbewußten ist das All-Eine Unbewußte, als all-eines Subjekt der gesamten Naturvorgänge, der direkte Erbe sämtlicher Errungenschaften, organischer und geistiger Errungenschaften; aus diesem ererbten Gut heraus bestreitet es die Leitungsimpulse zu weiteren zweckmäßigen Variationen, zur „heterogenen Zeugung" und der in der Menschheit spontan auftauchenden genialen Begabung in intellektuellen, künstlerischen und sittlichen Beziehungen.

Nach Hübbe-Schleiden hingegen ist die „Individualität" eines Individuums der Erbe der fortschrittlichen Erfolge eines vorhergehenden und alles, was dieses an Eigenschaften besaß, bleibt der ersteren als (unbewußter) Willensinhalt erhalten, wenn sie beim Tode des empirischen Individuums aus der sinnlichen Erscheinungswelt austritt, und bildet dann bei einer Reinkarnation das ideale Schema, nach welchem der neue Organismus hervorgebracht wird, während die realen Prädispositionen des sich erzeugenden Individuums die Resultate sind von Kausalreihen, welche ihren

---

und gar auf sich verzichtet, ihr Dasein vollendet und selbstthätig in das All-Eine, Absolute aufgeht, dieses als ihr letztes wahres Selbst nicht bloß erkennt, sondern verwirklicht. H. S.

[1]) Sich selbst zu finden, ja; aber als ein ganz anderes „Selbst", kein individuelles, sondern nur als das All-Eine, Absolute, Atma. Und natürlich kann das „Selbst"-Bewußtsein als das Absolute und als irgend eine Individualität nie gleichzeitig in- oder nebeneinander sein. H. S.



Ausgang nehmen von der sich inkarnierenden Individualität im vorhergehenden Lebenslaufe.

Diese Lehre von einer Individualität hinter dem Individuum und begrifflich dem Individuum überlegen, wird leicht den sogenannten „gesunden Menschenverstand" nicht philosophisch begabter Leute anmuten, weil die Lehre überaus geeignet ist, als anthropomorphische Vorstellung mißverstanden zu werden: als Menschenwesen hinter der periodischen Menschenerscheinung[1]), trotzdem sie nichts weniger als dieses ist, vielmehr eine abstrakte Vorstellung, welche erhebliche Ansprüche an das Abstraktionsvermögen macht, wenn sie korrekt erfaßt werden soll. Die Individualität ist nichts als ein Willensakt des Absoluten, der aber entsprechend dem beständig wechselnden Inhalte, der ihm für und auf seine Wanderung[2]) durch den Weltprozeß gegeben wird, beständig fortschreitet, als ein anderer wirkt, und, aus dem Unerschöpflichen schöpfend, je reicher der Inhalt wird, um so machtvoller „will". Einer unter unendlich vielen Gleichen beginnt er und Einer als Träger einer Individuum-Pyramide soll er derselbe sein, obgleich er als Mensch-Individualität eine so gewaltige Summe primärer, kosmischer Kraft in sich trägt und andrerseits doch auch wieder bestimmt ist, in „Nirwana" zu erlöschen, um mit abermals unendlich vielen seines gleichen verschmolzen, auf nächsthöherer Entwickelungsstufe wieder in den Lebensprozeß einzutreten. Hier scheinen uns aber Widersprüche vorzuliegen![3])

Zu einer Summierung von Willenskraft könnte es gar nicht kommen bei strikter Abgeschlossenheit der primären Willensindividuen; die Individualität trägt zwar die Tendenz zur Selbsthingebung, die „Liebe", als metaphysische Mitgift von Anbeginn an in sich; aber die Sehnsucht nach Auflösung im Höheren kann doch auch nur zum Erfolg werden, wenn sie eine inter-individualistische Strömung im All-Einen, nicht aber bloß eine intra-individualistische Qualität ist; denn als letztere würde sie nicht zur Realisation führen.[4])

---

[1]) Wie Hellenbachs „Metaorganismus" ohne den „Zellenfrack". O. P.

[2]) Das Wort „Wandlung" würde meiner Anschauungsweise besser entsprechen als „Wanderung". H. S.

[3]) Ich habe mich allerdings an mehreren Stellen meiner hier besprochenen Schrift so abgekürzt ausgedrückt, daß dies Bedenken hier gerechtfertigt erscheint. Mein wechselnder Individualitätsbegriff jedoch deckt sich vollständig mit dem der Naturwissenschaft und kann auch ferner mit diesem wechseln, sobald sich eine bessere Einsicht in den Einzel-Sachverhalt ergeben sollte. Im Grunde bleibt die Individualität in keinem einzigen Augenblick dieselbe; sie wächst beständig durch Kraftsteigerung, und jede neue Kraftpotenzierung mit Beginn jeder höheren Individualitätsstufe oder -Ordnung sollte man mit Fug und Recht schon deshalb eine andere Individualität nennen, weil sie unzähligen Individualitäten niederer Ordnung gleichwertig ist, so das Menschenwesen eine Potenzierung zahlloser Zellengewebe und das geistige Wesen unseres Planeten eine Potenzierung von unzähligen Menschengeistern (deren „Nirwana"). H. S.

[4]) Man denke an Julius Bahnsens real-dialektischen, charakterologischen Individualismus. O. P.

Hübbe-Schleiden* selbst sagt, daß wenn eine Individualität den Gipfel der jeweiligen Art-Entwickelung erreicht hat und in sein Centrum — dasjenige, was für die Menschheit der Buddhismus als „Nirwana" bezeichnet — eingegangen, sie aus demselben als eine gewissermaßen andere wieder hervorgehe. Da ist es dann aber sehr willkürlich, wenn man sagt, „meine Individualität war einst Pflanze, einst Tier", und wohl richtiger ist es, zu sagen, das Absolute individualisierte sich als Pflanze, als Tier, als Mensch in mir und kann sich so und so, wie es sich in je einer dieser mannigfaltigen Formen der langen Lebensreihen darstellt, nur deswegen so darstellen, weil es sich vorher so und so bereits dargestellt hatte; und nur in demselben Sinne kann ich vorwärts schauend sagen: meine Individualität wird einst Gott sein, weil die Entwickelungslehre notwendig zur Annahme drängt, daß das Absolute sich dereinst auch in übermenschlichen Existenzformen darstellen und in diesem partiellen und reflektiven Bewußtsein seiner selbst gelangen werde.[1])

Für die praktische Philosophie handelt es sich aber jedenfalls nur um die Dauer einer Individualität während der Existenzdauer ihrer Gattung; meine Individualiät ist jedenfalls nicht älter als die Menschheit, und auch diese Dauer über oder hinter der Kurzlebigkeit der empirischen Individuation kommt nur in Betracht, sofern die Individualität der Träger der geistigen, selbstbewußten Persönlichkeit ist und ihre Dauer das Fortbestehen der letzteren nach dem leiblichen Tode sichern soll.

Nach Hübbe-Schleiden ist das Bewußtsein und damit die Persönlichkeit das Resultat des aktiven und passiven Verkehres der als konkretes, empirisches Individuum inkarnierten Individualität mit der Außenwelt und daher bei jeder Reïnkarnation ein anderes; ebenso ist das „Leben" eines Individuums nur der durch die Individualität so und so bestimmte Erscheinungkomplex des allgemeinen Lebens und gehört der organischen Erscheinungswelt, nicht der dieser zu Grunde liegenden, metaphysischen Willensnatur der Individualität an; der „Leib" endlich ist eine Individuenpyramide, die nur insofern die „Erscheinung" der Individualität genannt werden kann, als sie in ihrem So-und-so-Sein und ihrem So-und-so-sich-Darleben kausaliter bestimmt ist durch die Wirkungen der Individualität in früheren Inkarnationen (äußere Kausalität).

Mithin geht uns die künftige Persönlichkeit der Individualität in künftiger Inkarnation nicht mehr an als alles künftige Leben; sie hat Ansprüche auf meine Sympathie, aber in keiner anderen Weise, als wenn ich vom Standpunkte der „Philosophie des Unbewußten" aus dem All-Einen-Unbewußten mein religiös-mystisches Mitleid widme und in seinem Interesse „die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken meines Bewußtseins" mache. Nur als Garantie der persönlichen Fortdauer kann die transcen-

---

[1]) Ganz einverstanden! Doch, wie auch im Folgendem erwähnt, soll auch jede Persönlichkeit ihren Kreislauf in göttlicher Verklärung vollenden. H. S.



dentale Fortdauer der Willens-Individualität eine unmittelbare, das sittliche Handeln bestimmende Bedeutung haben.[1])

In der Schrift „Lust, Leid und Liebe" wird nicht weiter darauf eingegangen, wie das Verhältnis von Persönlichkeits-Bewußtsein und Individualität nach Abstreifen des Organismus im Tode, welcher doch die Voraussetzung, Mittel und Bedingung des Zustandekommens desselben ist, zu denken ist; nur gleichnisweise wird von einem „Nachklingen" und „Nachschwingen" gesprochen.

Die Erfahrung sagt uns: so und so organisierte Materie ist mit Bewußtsein verbunden; es wäre ein voreiliger Schluß, zu sagen: mithin kann Bewußtsein nur an solcher und solcher Organisation entbrennen. Da Materie nur sinnlich wahrgenommene Erscheinungsform des Willens (plus seines Inhaltes[2]) ist, so können wir gar nicht sagen, ob wirklich die uns wahrnehmbare Materie die letzte und ausschließliche Bedingung des Bewußtseins ist, oder ob ein vierter oder n-ter Aggregatzustand derselben, der für unsere Sinne absolut unwahrnehmbar ist, hinter der Zellmaterie Versteckens spielend, das Bewußtsein vermittelt. Ist die Entstehung des Bewußtseins an irgend eine Art Materie gebunden, so muß auch das nachklingende Bewußtsein nach dem Rückzug der Individualität aus ihrer jeweiligen Inkarnation an solche Willensaktionen gebunden sein, welche irgendwie in das materielle Weltsein eingreifen und ihm angehören. Und diese Auffassung, welche durchaus in Übereinstimmung mit indischer Anschauung ist und für welche in neuerer Zeit Lazar Hellenbach Lanzen gebrochen hat, ist auch eine notwendige Voraussetzung, wenn die mediumistischen Manifestationen als unter Mitwirkungen verstorbener Personen zustande kommend gedacht werden sollen, wie Hübbe-Schleiden will.

Man hat Hartmann vorgeworfen, er wolle nur deswegen nichts von „Spiritismus" wissen, weil derselbe die Weltanschauung der „Philosophie des Unbewußten" gefährde. Dem ist nicht so; die „Philosophie des Unbewußten" hat in ihrem Rahmen Räume für andere Realisationsformen des an sich unbewußten Willens und der unbewußten Vorstellung. Sie findet sich aber nicht berufen, solche spekulativ bestimmen zu wollen, solange Zweifel möglich sind über den hierzu in Frage kommenden Charakter des Induktionsmaterials.

Hübbe-Schleiden ist mit der „Philosophie des Unbewußten" auch

[1]) Für den nach seiner individuellen Vollendung und Erlösung Strebenden ist allerdings die Gewißheit, daß auch sein persönliches Bewußtsein nach dem Tode seinen Kreislauf vollendet und sich meist sogar in einer Wesenssteigerung auslebt, eine große Befriedigung. Wer in der „geistigen Wiedergeburt" begriffen ist, wird auch dann noch auf seiner Bahn sich fördern können. Für ihn aber, wie für den noch weltlich Gesinnten, kann doch das allein zwingender Antrieb zum Vollendungsstreben und bewußt sittlichen Handeln sein, wenn er erkennt, daß auch absolute Vollendung zu erreichen ist und daß er diese, wenn auch ohne die bloß hinderliche Continuität (durchgehendes Andauern) seines persönlichen Bewußtseins, in künftigen Erdenleben zu erreichen hat. Im übrigen beziehe ich mich hier auf meinen Leitartikel im letzten (September-) Hefte „Glückseligkeit" (S. 200—06). H. S.

[2]) Zu dem vor allem die das An-sich der Raum-Vorstellung bildende Orts-Bestimmung der Atome gehört. O. P.

darin einig, daß das irdische Leben überwiegend Unlust im Gefolge habe, da nicht nur das Gelüste, sondern auch die selbstlose „Liebe", das „Leid" als unvermeidlichen Begleiter hat.[1])

Wem die Unlöslichkeit der Verbindung von Lebenswillen mit Lebensleid einmal recht klar geworden ist, dem kann an der Fortdauer des Persönlichkeitsbewußtseins nichts gelegen sein; diese kann nur erschrecken. Was trotzdem die persönliche Fortdauer nach dem Tode wünschenswert machen könnte, wäre nur der Wechselverkehr mit unserem vorangegangenen und nachfolgenden Lieben — denn die Liebe ist mächtiger als das Leid. Ist aber das Aus- und Nachklingen der Persönlichkeit nur als eine intra-individuelle Erscheinung in der inaktiv in Wolkenkuckucksheim verharrenden Individualität zu verstehen[2]), so fällt dieser Verkehr weg oder ist bloß der Traum eines solchen, während die „Verwandtschaft" des Kausalnexus der äußeren Kausalität erst recht etwas ist, das, obgleich es das „Karma" der künftigen Inkarnation bestimmt, die ausklingende Persönlichkeit nichts angeht.

Daher können wir nicht einsehen, daß Hübbe-Schleidens Weltbild so viel mehr optimistischen Sonnenschein zeigen soll, als der „evolutionelle Optimismus" Hartmanns innerhalb seines Pessimismus erschwingt.[3]) Auch die „Philosophie des Unbewußten" bietet den Trost, daß es meine Wesenheit ist, welche den Weltdaseinsprozeß anzettelte und das Leben will, und daß es meine Wesenheit sein wird, die dereinst den Weltfeierabend genießen wird; und andrerseits muß doch der Bekenner des theosophischen Individualismus als bewußte Persönlichkeit die Suppe ausessen, welche seine, ihm als Persönlichkeit durchaus transcendente Individualität in anderen Inkarnationen eingebrockt hat, und hat außer dem Trost eines guten Gewissens und der Aussicht auf einen halbwegs freundlichen Verklingungs-Traum keine Entgeltungsaussicht für sein sittliches Mühen, als daß es den Nachkommen leichter werden möchte[4]) und daß das All-Eine, statt in der

[1]) Allerdings, aber nur in unserer gegenwärtigen Entwickelungsperiode sowohl der des jetzigen Menschengeschlechts, wie besonders unserer europäischen Rasse und vor allem der Besten, weitest Fortgeschrittenen unseres Kulturlebens, die alle schwer arbeiten an der Überwindung ihres „toten Punktes". („L., L. und L.", S. 124 f.) H. S.

[2]) So freilich fasse ich das Leben nach dem Tode doch nicht auf. Mir scheint es vielmehr eine logisch zwingende, ganz unvermeidliche Annahme, daß alle Persönlichkeiten nach dem Tode des Leibes (wohl sogar in jahrhundertelangem Ausleben) alle Möglichkeiten einer völligen Ausgestaltung ihrer Geistes- und Charakter-Anlagen und deren Annäherung an eine Vollendung genießen werden, soweit sie in einem Geistesleben ohne Erdenkörper denkbar sind; und dabei wird jede Persönlichkeit mit jeder anderen in ganz derselben Weise verkehren können, wie lebende Sensitive mittelst übersinnlicher Gedankenübertragung (suggestion mentale). H. S.

[3]) Daß dies doch der Fall ist, glaube ich inzwischen in meinem Leitartikel zum Septemberheft (XIV, S. 193 ff.) „Glückseligkeit" über den „empirischen, ethischen und religiösen Optimismus" dargestellt zu haben. — Jedenfalls gewährt auch das Ausleben und Ausgestalten des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode als Vollendung seines Daseinslaufes wirkliche Glückseligkeit. Daß zum Streben nach höchster, göttlicher Glückseligkeit aber durchgehendes persönliches Bewußtsein nötig sei, vermag ich nicht einzusehen. H. S.

[4]) Man kann allerdings an dem Gedeihen seiner Kinder unmittelbarere Freude haben als an dem seiner eigenen Individualität, aber keine so sichere. H. S.

ihm gegebenen Form, befähigt sei, sich in einer höheren, leidensfreieren individualisieren zu können.

Es geht gegenwärtig ein starker Zug durch unser Geistesleben: hinaus, hinauf — über das Empirische, ins Höhere, Bessere, ins „Übermenschliche". Mannigfaltige, labyrinthische Wege werden gewiesen, die dorthin führen sollen; von Predigern der Philosophie, der Ethik, der Religion. Die tragische Lebensbejahung des tyrannischen Übermenschentums; der gläubig nach Indien, als dem Lande höheren Wissens blickende Okkultismus, dem das Adeptentum Ziel ist, um der übernatürlichen Macht willen; der reinere, ethische Vedantismus und Buddhismus, der das „Licht" sucht, nicht um der Macht willen, die es über die Welt giebt, sondern um der Befreiung von der Welt und um der Liebe willen; das weltflüchtige, unkirchliche Christentum eines Tolstoi — gewiß sie alle sind hochbedeutsame Momente in der Geschichte der Menschheitsentwickelung, innerhalb einer real-dialektischen Weltordnung, in der das Sinnvollste zum Unsinn werden muß, damit aus dem Unsinn der Hoch- und Tiefsinn und das Übersinnliche werden kann. Wie die „Philosophie des Unbewußten" die Voraussetzungen des „Spiritismus" nicht prinzipiell ausschließt, so schließt sie die Möglichkeit höherer, übermenschlicher Entwickelungsstufen des endlichen, persönlichen Geistes sogar prinzipiell ein, wenn sie, die den gesamten Weltprozeß als einheitliche Entwickelung auffaßt, nicht in denselben Fehler verfallen will, der an Hegel zu tadeln ist, wenn dieser seine Philosophie (die ja, das steht außer Zweifel, für ihre Zeit und ihren Ort der Gipfel philosophischer Besonnenheit war) als den letzten Höchstpunkt des Geistseins darstellt.

Wir haben im Vorstehenden die Übereinstimmungen und Abweichungen der Hübbe-Schleidenschen Weltanschauung und derjenigen der „Philosophie des Unbewußten" angedeutet; tiefer einzudringen verbietet der gestattete Raum; doch hoffen wir, daß es genüge, den einen oder andern Leser der „Sphinx" zum Weiterwandern auf der angedeuteten Bahn zu veranlassen.

Zum Schluß sei uns noch ein Satz gestattet, welcher gleichsam den Schlüssel zu dem Labyrinth der Abweichungen bildet.

Die Wurzel der Verschiedenheit bei unsern zwei Weltanschauungen ist die verschiedene Auffassung des Begriffes Aktion des absoluten Wesens, resp. „Willensakt"; Hübbe-Schleiden steht mit dem einen Fuß auf dem Terrain der alten Emanations-Theorie; sein individueller Willensakt ist gleichsam ein Ding, ein Faden, der sich, einmal aus dem Absoluten herausgesponnen, als solcher erhält, kraft seiner Abstammung gleichsam selbst ein Absolutes; der Willensakt der „Philosophie des Unbewußten" dagegen ist ein Pulsschlag des Absoluten, nie von diesem getrennt als nur im Bild der Anschauung; alles Geschehen an der Peripherie ist Geschehen im Centrum, darum braucht es weder eines dauernden Trägers der individuellen Errungenschaften zur Höherentwickelung der Arten und Gattungen, noch einer „individualistischen Kausalität" (Karma) zur Rettung der Gerechtigkeit im Menschen- und Weltgericht der Menschen- und Weltgeschichte.

Sonnenstäubchen.

Von

A. Fitger.

Willst Zeit und Ewigkeit du dir einmal
(Sei's unzulänglich auch) im Bilde fassen:
Blick auf den Tanz der Stäubchen, die vom Strahl
Der Sonne sich so hübsch vergolden lassen;
Hinauf, hinab, ein lust'ger Karneval,
Umkreiseln sich die lebensbunten Massen,
Sie tauchen auf ins Licht; in Nacht und Tod
Verschwinden sie; ein Hauch ist ihr Gebot.

Und tanzten sie, bevor der Sonnenglanz
Sie deinem Auge ließ so hold sich färben,
So wirbelt immer fort der alte Tanz
Und auch der Schatten deutet nicht auf Sterben;
Ohn Anbeginn, ohn Ende! denk es ganz:
Kein Grab wirst du, kein Paradies erwerben;
Stäubchen, du warst, eh' du das Licht gesehn;
Stäubchen, du bleibst, wirst du in Schatten gehn.



Nicht ziellos!

Von

Menetos.

Wohl mancher wähnt sich als ein Körnchen Staub,
Durch all der Weltenalter grause Flucht
Hindurchgetrieben und auf ewig taub,
Weil er noch in sich selber nicht gesucht,
Weil er die sanfte Stimme nicht gehört,
Die aus der Stille nur dem Lauscher tönt;
So bleibt vom äußern Scheine er bethört,
Des Daseins Ziel verkennend, unversöhnt.



O frage nicht!

Von

Franz Evers.

O frage nicht, du weißt es ja,
was deine reife Seele barg:
Gethsemane und Golgatha
und deiner Leiden Ostersarg.

O frage nicht. Die Hülle sinkt:
Es naht dein Auferstehungstag,
ein helles Über-Leben winkt,
das über deiner Seele lag.

Es hüllt in eitel Licht dich ein,
es liegt auf dir wie Himmelsglanz,
es überkrönt mit goldnem Schein
den blutbefleckten Dornenkranz.

Du eilst der ew'gen Sonne zu,
wo deine Leidensnacht verblaßt —
O frage nicht —: All-Eins bist du,
der du dich selbst gefunden hast.





Kehren wir wieder zurück?*)

Von

Hellenbach.

Da wir nun über die Existenz und Fortdauer der Seele — um den kürzesten und populärsten Namen zu gebrauchen — beruhigt sein können, wollen wir auf den wichtigsten und interessantesten Teil des Problemes, zur Frage der Wiederkehr ins irdische uns bekannte Dasein übergehen.

Die Beantwortung derselben ist um so wichtiger, als die große Mehrzahl der europäischen Bevölkerung zwar an eine individuelle Fortdauer, nicht aber an eine Wiederkehr glaubt; sie hofft auf eine ewige Glückseligkeit oder fürchtet eine ewige Verdammnis, an eine Fortsetzung der Arbeit und Entwickelung glaubt sie nicht. Ein Beweis für dieselbe kann allerdings weder durch die Aussagen eines Buddha, noch trügliche Erinnerungen eines Pythagoras, noch durch Offenbarungen älteren oder neueren Datums erbracht werden; die Divergenz der letzteren in diesem Punkte genügt allein, um eine solche Quelle von sich zu weisen.

Der Beweis kann nur erbracht werden, wenn man die Unhaltbarkeit der gegenteiligen Ansichten nachzuweisen vermag, was gerade nicht schwierig ist, da diese mit der Erfahrung und den uns bekannten Naturgesetzen im Widerspruche stehen und den Anforderungen der Vernunft nicht entsprechen.

Diejenigen, welche die Existenz der Seele und deren Fortdauer anerkennen, müssen die Wiederkehr, den Wiedereintritt in die menschliche Erscheinungsform, entweder verneinen oder zugeben; im ersteren Falle sind sie gezwungen, der Seele eine Präexistenz entweder zu- oder abzusprechen. Wir haben also nur drei mögliche Fälle vor uns: 1. Die Wiederkehr wird zugegeben. 2. Sie wird geleugnet, aber die Präexistenz der Seele zuerkannt. 3. Beides wird bestritten, nämlich sowohl die Wiederkehr als die Präexistenz. Eine dieser drei Ansichten muß die richtige sein. Beginnen wir mit der letzten.

---

*) Wir bitten die Leser dieses Abschnittes, sich zu erinnern, daß dies nur ein Entwurf Hellenbachs ist, dessen Gesichtspunkte er vorläufig hinskizziert hat. Offenbar beabsichtigte er, dies Material noch einer gründlichen Aus- und Durcharbeitung zu unterwerfen. (Der Herausgeber.)

Wer die Präexistenz und Wiederkehr leugnet, muß an einen jeweiligen Schöpfungsakt bei jeder Befruchtung appellieren, eine weder erwiesene, noch begreifliche Hypothese, die im diametralen Gegensatze zur Erfahrung und den fundamentalsten aus dieser geschöpften Naturgesetzen steht, und die bei der Größe des Weltalls und der kolossalen Produktivität der Natur das Gleichgewicht im Haushalte derselben vernichten müßte. Man denke an die ungeheuere Zahl organischer Wesen auf allen Planeten seit undenklichen Zeiten, die ununterbrochen entstehen und ewig leben sollen! Wo bliebe da die Äquivalenz der Kräfte?!

Die Annahme der Entstehung bei der Geburt scheitert noch an einer anderen Klippe. Durch die uns umgebenden Einflüsse und die uns innewohnende Charakterbeschaffenheit ist unser Handeln determiniert; ist letztere nicht die Frucht unserer Lebensführungen, sondern die Schöpfung eines persönlichen oder unpersönlichen, bewußten oder unbewußten Gottes, eines Jehova oder Brahma, so könnte, da in diesem Falle weder unsere innere Beschaffenheit, noch die äußeren Einflüsse unser Werk sind, von einer Verantwortlichkeit für unser Handeln nicht die Rede sein, was aber unseren Empfindungen widerspricht; denn wir fühlen die Verantwortlichkeit. Ebenso wenig könnte ein Zweck für unser Dasein bei nur einmaliger Existenz gedacht werden, was wieder der Vernunft widerspricht. Wir finden in der Natur nur einen Umsatz, nicht aber eine Vermehrung der Kräfte oder Substanzen.

Die Entstehung der Seele aus Nichts und Intervention einer Gottheit bei jedem Zeugungsakte sind für den menschlichen Verstand so haarsträubende Annahmen, daß fast alle Naturvölker und Philosophen diesen Glauben verworfen haben; erst Jahrhunderte nach Christus wurde er durch die Kirche stabiliert. Es giebt keine Vermehrung von Substanzen und Kräften in der Natur; was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht, und nur was immer war, hat Anspruch auf die Ewigkeit.

Diejenigen, welche die Präexistenz der Seele in welch' immer Form zugeben, ihre Wiederkehr aber verneinen, müßten den Grund angeben, warum die Ursachen oder Motive, welche den einmaligen Eintritt veranlaßten, nicht wieder gegeben sein können. Warum soll dasjenige, was einmal möglich oder notwendig war, nicht auch ein zweites Mal möglich sein? Es mag Wesen geben, welche nie in den biologischen Prozeß der Erde treten; es giebt aber verschiedene mögliche Ursachen, um einen wiederholten Eintritt verständlich und begreiflich zu machen. Unverständlich und unbegreiflich ist hingegen der einmalige Eintritt in den biologischen Prozeß, da dieser so oft frühzeitig und gewaltsam unterbrochen wird, ganz abgesehen von der großen Verschiedenheit der Lebensschicksale.

Der Eintritt ist überhaupt nur im Interesse der Entwickelung denkbar; ist es nun wahrscheinlich, daß der einmalige Lebenslauf — zumal für Alle — diesen Zweck erfüllen sollte? Durch das einmalige Eintunken einer Seele — sei sie nun neugeschaffen oder nicht — in eine Keimzelle, wird weder für die Entwickelung, noch für das Weltverständnis etwas gewonnen.

Ganz anders verhält es sich mit der noch übrigbleibenden Möglichkeit: mit dem Wiedereintritt in den biologischen Prozeß. Wenn eine Ansicht, eine Behauptung, mit keiner Erfahrung im Widerstreite steht, im Gegenteil auf das ganze Erfahrungsgebiet ein helles Licht wirft, sodaß die dunklen Rätsel der Entstehung und Entwickelung der Arten auf allen Himmelskörpern gelöst erscheinen, daß die Wolken, die sich über den Zweck unserer Leiden, über Religion und Weltbestimmung lagern, sich zerstreuen und einen Blick in den klaren Himmel hereinbrechender Erkenntnis gestatten, — so würde man schon deshalb eine solche Weltanschauung unbedingt als die einzig richtige anerkennen müssen. Wenn von mehreren Schlüsseln nur einer das Schloß öffnet, so wird er wohl der richtige sein. Wir werden den Beweis erbringen, daß die hier vertretene Anschauung die vorstehenden Bedingungen erfüllt; doch wissen wir bereits jetzt, daß der Materialismus, die Schöpfungsgeschichte und der einmalige Eintritt ins irdische Leben gleich unhaltbar sind, der *mögliche* Wiedereintritt daher zugegeben werden müßte, selbst wenn wir ihn nicht anders zu erweisen im Stande wären.

Eine gründliche Behandlung dieser Frage findet der Leser in meinem „Individualismus", doch dürfte das Nachfolgende genügen.

Die Naturwissenschaft ist in ihrem vollen Rechte, wenn sie eine Kohlenstoffverbindung für eine Bedingung der Entstehung solcher Eiweisgeschöpfe erkennt, wie wir sie auf diesem Planeten vorfinden; in dieser Kohlenstoffverbindung waltet eine uns nicht näher bekannte Kraft oder Größe, die wir vorläufig mit x bezeichnen wollen, wie es Mathematiker zu thun pflegen, um wenigstens bei unserem Ausgangspunkte eine Spaltung der Ansichten zu vermeiden. Es sei also c x die Formel, mit welcher wir operieren wollen, was um so empfehlenswerter erscheint, als c x keine chemische Bedeutung repräsentiert und jeder in der Lage ist, in dieses x einen göttlichen Willensakt oder eine Monade, oder was er immer will, hinein zu denken, daher auch durch den Ausdruck c x keine Ansicht repräsentiert wird und auch nicht präjudiziert werden soll, da wir nicht in der Lage sind, Ursprung und Wesensbeschaffenheit dieses x zu bestimmen. Wir wissen nur, daß der Kohlenstoff, also c, wohl ein notwendiger Bestandteil der Keimzelle ist, daß er aber nicht ausreicht; darum sagen wir c x, was so viel heißt, als mit dem Kohlenstoff verbundene unbekannte Kräfte und Substanzen.

Wenn wir nun annehmen, daß dieses c x mit dem Tode seiner ersten Organisationsstufe nicht stirbt, d. h. sich nicht auflöst, sondern lebenskräftig bleibt, so verstößt dies nicht gegen die Erfahrung, weil sich die Leiche nicht in Atome, sondern in Verbindungen auflöst, wie es schon unsere Geruchsorgane konstatieren können. Es ist weiter gewiß nicht ausgeschlossen, daß diese Verbindungen neue Verbindungen eingehen, also auch nicht ausgeschlossen, daß unter Voraussetzung einer geeigneten Mutterlauge sich Wiederholungen der früheren Lebensthätigkeit einstellen.

In diesem Falle würden Kampf ums Dasein und Anpassung allerdings eine stets vollkommenere, den je-

weiligen Verhältnissen stets entsprechendere Organisation zur Folge haben, während der Keimzellenbildung nur die Differenzierung und Verfeinerung des physiologischen Keimmaterials zufielen. Auch die kleinsten Schritte würden — unter dieser Bedingung — durch große Zeiträume zu entscheidenden Resultaten führen. Es ist nur bedauerlich, daß die gegebene Zeit nicht so sichergestellt ist, denn während die Geologen Millionen Jahre dem Planeten als bewohnbaren Körper zusprechen, wollen Physiker in Anbetracht des meßbaren Wärmeverlustes der Sonne nur von Jahrtausenden etwas wissen. Diese Meßbarkeit ist aber auch nicht so sichergestellt, weil sich die Abgabe der Sonne vielleicht annähernd bestimmen läßt, nicht aber die Einnahme, welche durch Meteorolithen in beträchtlichem Maße erhöht werden kann. Man sieht, daß die exakten Wissenschaften lange nicht so exakt sind, als es sich deren Vertreter einbilden!

Für uns hat die Sache nur in soweit ein Interesse, als, je kürzer die gegebene Zeit, desto gewisser die Annahme ist, daß dieses x in unserem c x nicht das identisch gleichartige für alle Anfänge organischen Lebens auf dem Planeten sein kann, was uns aber weiter nicht beirrt; denn auch jetzt sagt man uns, daß Tausende von unsichtbaren Pilzen in einem Kubikmeter Luft schweben, die nicht derselben Art angehören. So wie sich die Atome der verschiedenen Elemente gebildet haben, können auch verschiedene x entstanden sein, und es bleibt sich gleich, ob sie einem gemeinsamen Urstoffe entstammen oder nicht, — wenigstens für unsere Aufgabe.

Wenn man also dies organisierende Prinzip nicht vernichtet, so geht das Anpassungsresultat nicht verloren und wird gewissermaßen auf Zinseszinsen für die Dauer vieler Jahrtausende angelegt; man braucht dann nicht immer ein neues Schöpfungswunder aufzurufen, oder in einen mikroskopischen Pilz Absichten und Fähigkeiten hineinzulegen, welche die Absichten und Fähigkeiten des intelligentesten Menschen übersteigen. Der Darwinismus ist nur so möglich; ja noch mehr: Die Thatsache, daß die Übung uns dazu bringt, langsam bewußte Thätigkeiten in sehr schnelle unbewußte umzusetzen, bringt selbst den Satz: „Die Keimesgeschichte ist eine Wiederholung der Stammesgeschichte", innerhalb bescheidener Grenzen wieder zur Geltung. Die Wiederkehr der Seele ist also für die Behauptungen der modernen Naturwissenschaft, wenigstens in deren Fundamentalgedanken, geradezu eine conditio sine qua non! Die im Darwinismus liegende, durch des Meisters Nachfolger aber mißbrauchte Wahrheit spricht also entschieden für die Wiederkehr im Prinzip. Sind es doch die Naturforscher selbst, welche den Satz vom „kleinsten Kraftmaße" aufgestellt haben; warum sollte die Natur mit dem Anpassungskapitale so verschwenderisch umgehen? Die Ablagerung dieses Kapitales, sowie aller Erfahrungen und Leiden in die Keimzelle, ist ein so toller Gedanke, daß er nur von der Ansicht übertroffen wird, daß Tausende von Zoospermen jeder einzeln die ganze Erbschaft antraten.

Die Ältern liefern das Baumaterial, weil eben die Zelle aus der Zelle wächst; dieses kann nun allerdings ein gutes oder schlechtes sein, auf Temperament und Neigungen Einfluß üben, aber der größere edlere Teil des Kapitales kann nicht vererbt werden.

Viel weniger bestritten, als der Darwinismus, ist das Prinzip der „Erhaltung der Kraft", welches durch die hier verteidigte Weltanschauung erst in seiner vollen Bedeutung erkannt wird, weil es den Schlüssel zur teleologischen und ethischen Weltanlage bietet.

Wir wissen, daß unsere Erdrinde einen Durchmesser von nur etwa 12 Meilen fester Kruste besitzt und daß sie in früheren Zeiten noch weniger hattte; wir wissen, daß große Erdrevolutionen stattgefunden haben, die tellurische Veränderungen nach sich zogen; wir wissen aber auch, daß sich stets ein den tellurischen Verhältnissen angepaßtes Leben entwickelte. Wir haben auch keine Garantie, daß sich ähnliche Katastrophen nicht wiederholen werden; denn 12 Meilen fester Kruste auf einer flüssigen Kugel von mehr als 1700 Meilen Durchmesser ist gerade nicht viel. Die Verwüstungen müssen bei derartigen Erschütterungen wahrhaft fürchterlich sein, und es genügt ein Anblick unserer Gebirgsriesen, um sich annähernd eine Vorstellung davon zu machen. Kontinente sinken unters Meer oder werden teilweise über einander geschoben; was da lebte, ist vernichtet, um späteren Geschlechtern als archäologischer Anhaltspunkt oder als Heizmittel zu dienen.

Wird nun durch den Tod des Individuums das cx vernichtet, so geht durch ähnliche Katastrophen nicht nur das physiologische Material, sondern auch das in cx liegende A n p a s s u n g s k a p i t e l verloren; im anderen Falle ist es gerettet, jedenfalls für den Planeten und vielleicht noch darüber hinaus. Die Erde wird zweifellos auch ohne solche Katastrophen einmal unbewohnbar werden; sollten mit ihr die Arbeit, die so viel tausendjährigen Leiden des menschlichen Geschlechtes ganz verloren gehen? F ü r d i e r o h e n N a t u r k r ä f t e h ä t t e d a s P r i n z i p d e r E r h a l t u n g d e r K r a f t s e i n e G ü l t i g k e i t, f ü r d e n e d l e r e n T e i l d e r s e l b e n a b e r n i c h t? Wie war es möglich, daß die Menschen einen wenigstens in seinem Grundgedanken vernünftigen, überdies schon bestehenden Glauben der ägyptischen, griechischen und indischen Weisen verlassen und einen unvernünftigen dafür einsetzen konnten?

Die e i n m a l i g e Existenz des Menschen ist für die Entwickelung des G a n z e n offenbar ein Verlust, für die eigene Entwickelung aber ganz unzureichend, weil die Verschiedenheit der Lebensdauer und Lebensschicksale es nur den Wenigsten gestattet, einen wertvollen Erfahrungsschatz zu sammeln; die mehrmalige Existenz hingegen macht die Entwickelung des Ganzen und des Individuums durchsichtig. Kann es unter solchen Umständen zweifelhaft sein, welche Ansicht die richtige ist, zumal es gar kein denkbares Hindernis für den Wiedereintritt giebt? Dieser letztere wird um so durchsichtiger, je mehr man das in unserem cx gelegene Erfahrungs- und Anpassungskapitel in Betracht zieht.

Unser Leben verläuft in der Zeit gleich einer geraden Linie; so

gleichmäßig dieser Verlauf in Bezug auf den Kalender erscheint, so verschieden und unregelmäßig ist er in Bezug auf die Menge und den Wert der an uns herantretenden Ereignisse. Wenn man in vorgerücktem Alter oder am Schlusse des Lebens auf die Vergangenheit blickt, so verschwinden alle nebensächlichen Erlebnisse, es entsteht ein übersichtliches Bild, aus welchem nur das Wesentliche hervortritt, die Linie dehnt sich zur Fläche aus. Was nun für die Linie gilt, wird wohl auch für die Fläche gelten, die übereinander gelegten Flächen werden zum Körper, wo das Unwesentliche erblaßt, und die aus der Erfahrung, der Arbeit, dem Kampfe und den Leiden sich herauskrystallisierende Frucht repräsentiert das Erfahrungs- und Anpassungskapital unserer Formel c x und ist nicht mehr und nicht weniger, als der uns innewohnende intelligible Charakter, der sich im Leben als Talent und Charakteranlage offenbart und mit den ererbten und anerzogenen Eigenschaften nicht verwechselt werden darf.

Wie groß der Einfluß des physiologischen Materials auf Temperament und Neigungen ist, kann durch die Veränderungen, welche verhältnismäßig geringe Mengen Alkohols hervorbringen, leicht erprobt werden, auch darf man diesen Einfluß nicht ignorieren. Die innerliche und äußerliche Ähnlichkeit vieler Blutsverwandten ist dadurch gegeben, wie andererseits — durch die Verschiedenheit des intelligiblen Keimes in uns — der oft auffallende Unterschied selbst zwischen Zwillingen desselben Geschlechtes. Je bedeutender der Wert des c x, desto mehr wird dieses dem Organismus den Stempel seiner Art aufdrücken; je unbedeutender es ist, desto mehr wird es den physiologischen, also vererbten und anerzogenen Dispositionen unterliegen; je ungünstiger diese letzteren sind, desto schwieriger und verdienstvoller ist das Leben. Bevor wir aber die Folgerungen aus dieser Aufstellung ziehen, müssen wir noch auf einen anderen Lehrsatz der Naturwissenschaft Rücksicht nehmen, welcher mit dem Prinzip der Erhaltung der Kraft in innigem Zusammenhange steht. Es wird dies um so notwendiger, als wohl jedermann leicht begreift, daß die geistige Arbeit sich in Talent umsetzen kann, daß ein reicher Erfahrungsschatz das Urteilen schärft und erleichtert; was aber weniger durchsichtig ist, das ist der Wert und Zweck aller Widerwärtigkeiten im Leben. Die Leiden der Menschheit sind für die Gegner unserer Anschauung ein ungelöstes Rätsel, eine unversiegbare Quelle für unsinnige und sich widersprechende Behauptungen.

Man hat für das Umsetzen von einer Kraft in die andere, etwa Wärme in Bewegung und umgekehrt, die Ausdrücke lebendige und Spannkraft angenommen, und hat weiter gefunden, daß unsere Lustempfindungen mit der ersteren, unsere Unlustempfindungen mit der Spannkraft parallel laufen. Was heißt also „Leiden“? Offenbar Spannkraft erzeugen! Dann begreift es sich, daß ein Seher, wie Christus, das Himmelreich den Reichen unzugänglich glaubt und die züchtigt, welche er liebt, zumal wenn man bedenkt, was der Himmel Christi bedeutet. „Wenn einer nicht von oben geboren ist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ — „Keiner ist in den Himmel gestiegen, außer wer vom Himmel herabgestiegen ist.“ — „Ist Euch dieses anstößig, wenn Ihr den Sohn des Menschen auffsteigen

sehet, dahin, wo er früher war?" „Ich weiß, woher ich gekommen und wohin ich gehe."

Wenn man berücksichtigt, wie nüchtern Christus in seiner Lehre war, zum Unterschiede von anderen Sehern, wo man den Kern der Wahrheit, an welche sie oft streifen, aus einem Wuste symbolischer Metaphysik suchen muß, — man lese die indischen Bücher, die Apokalypse oder die Offenbarungen Swedenborgs — wenn man ferner berücksichtigt, wie wenig Sätze überhaupt, die als Lehre und nicht als Erzählung aufgefaßt werden können, sich im Evangelium befinden, zumal im Urtexte des Johannes (als zweifelsohne dem ältesten)[1], und Christus doch wiederholt betont, daß er dort hin geht, von wo er gekommen, so ist es eigentlich nicht recht begreiflich, wie die Kirche und die Gläubigen doch ins jüdische Fahrwasser gelangen und die Präexistenz unserer transcendentalen Grundlage verleugnen konnten. Selbst die Juden waren darüber nicht einig; denn einige zweifelten, ob Elias in Johannes oder Christus wieder aufgelebt sei; die Pharisäer sollen ähnliche Ansichten gehegt haben.

Die Entwickelung des Menschen erfolgt nach drei Richtungen, es giebt nämlich eine physische, eine intellektuelle und eine ethische Entwickelung. Durch das einmalige Eintreten wird nach keiner Richtung etwas gewonnen, im Gegenteile wird jede der drei Entwickelungen unverständlich. Die Leiden der Menschheit sind entweder notwendig oder nicht; wie immer die Antwort ausfallen mag, so lassen sich die ungeheuren Verschiedenheiten von Lebensdauer und Lebensstellung bei einmaliger Existenz nicht begreifen. Selbst bei ganz gleicher Lebensstellung und Lebensdauer wird die eine als Heilige verehrt, die andere als Hexe verbrannt wegen derselben Wunder und Zeichen, bloß weil die Umgebung darin Werke Gottes oder des Teufels sieht. Wirft man aber die Frage auf, warum ein Wiedereintritt des Menschen unstatthaft sei, so bekommt man keine Antwort, welche nur einigermaßen erwägungswert wäre. Weshalb also der Widerstand?

Der Grund des Widerstandes dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach zumeist in den mangelnden Erinnerungen an das Vorleben zu suchen sein; die phänomenale Natur unseres Bewußtseins war den philosophisch nicht geschulten Vätern unbekannt, und es ist daher auch heute noch notwendig, diesem schwachen Einwurfe zu begegnen, um so mehr, als viele sich aus der Nichterinnerung den Schluß erlauben, daß auch ein dem Leben nachfolgender Zustand nicht die Erinnerung der Lebenserfahrungen haben werde. Es fehlt dann nur noch ein von der Naturwissenschaft angehauchter Jünger der Aufklärung, um auf das verfaulte Gehirn zu verweisen, das ja der alleinige Träger unserer Vorstellungen sei, um dem Pessimismus die Wege zu ebnen. Das zweifelnde Gemüt hat dann nur mehr die Wahl zwischen Materialismus und den kirchlichen Dogmen; wohin es sich auch neigt, zum Verständnis seines Wesens gelangt es nicht. Selbst ein Droßbach konnte glauben, daß seine Monaden sich erst im zweiten Lebenslaufe des früheren erinnern, und daß wir alle diesen noch nicht angetreten hätten!

[1] Siehe darüber „Geburt und Tod".

Als Kopernikus und Galilei für die Kugelform und Drehung der Erde einstanden, wurden sie verfolgt und verlacht, und zwar verfolgt, weil ihre Ansichten mit den kirchlichen Dogmen im Widerspruche standen, verlacht, weil es ihren Zeitgenossen klar erschien, daß im Falle, als die Erde eine sich drehende Kugel wäre, Wasser und Menschen ausgeschüttet und wie fliegende Vögel dem Auge verschwinden würden; ihre Sinne sagten ihnen, daß die Erde ruhe und die Sonne sich bewege, und das genügte ihnen. Sie wußten nicht, daß, wenngleich unsere Sinne durch reale Dinge beeindruckt werden, die daraus resultierenden Bilder nur Vorstellungen sind, welche zufolge ihrer Abhängigkeit von unseren Anschauungsformen uns keinen Aufschluß über das Wesen der Dinge oder das „Ding an sich“ geben. Aus diesem Grunde giebt es sehr viele Dinge in der Welt, die kein Objekt unserer Wahrnehmung sind, weil sie unsere Anschauungsformen nicht beeindrucken, von welchen wir aber einen Teil mühsam erschließen. Auf gleiche Weise urteilen viele auch jetzt. Wir wissen nichts von einem früheren Zustande, also existiert er nicht. E pur si muove! Es kann aber doch einen solchen geben.

Wenn jemand träumt, so kommt es sehr oft vor, daß er Dinge sieht und thut, welche mit seinem Leben und seiner Erinnerung in vollkommenem Widerspruche stehen. Er speist mit seinem Vater, der längst tot ist, heiratet ein Mädchen, das er wachend als die Frau eines anderen weiß, er fliegt zum Fenster hinaus u. s. w. Er erinnert sich eines großen Teiles seiner Erlebnisse nicht, er ist eine andere Persönlichkeit, ohne daß dies das Subjekt, welches im Traume und Wachen eben dasselbe bleibt, im mindesten beirrt. Er muß munter werden, um seine volle Erinnerung zu gewinnen und die geträumte Persönlichkeit als ein Traumbild zu erkennen. Wenn Menschen im magnetischen Schlafe liegen und über ihre Krankheitszustände sprechen, die Heilmittel anordnen, so sprechen sie von der schlafenden Persönlichkeit wie von einer dritten Person. Sie haben im magnetischen Zustande die Erinnerung beider Zustände, im normalen Zustande aber wissen sie nichts davon, was sie im sogenannten Hellsehen gesprochen.

Es gab und giebt auch jetzt Individuen, welche periodisch zwei Bewußtseine haben, mit verschiedenen Fähigkeiten, also zwei Persönlichkeiten darstellen, und doch ist nur ein Subjekt vorhanden. Kant, der auf dem Gebiete der Philosophie und der Naturwissenschaft so vieles erschlossen, hat auch darin das Richtige getroffen, daß das „Ich“ unseres Bewußtseins und die Seele leicht dasselbe Subjekt, aber nicht dieselbe Persönlichkeit sein könnten; es wäre daher nicht überraschend, wenn sich in außergewöhnlichen Fällen Spuren dieser Spaltung noch während des Lebens zeigen, wie solche uns die Geschichte des Somnambulismus bietet. Angesichts der Erscheinungen im Traume und bei Somnambulen fällt der Einwurf der mangelnden Erinnerung gar nicht in die Wagschale.

Ein zweiter Grund des Widerstandes liegt in der Gewohnheit der Menschen, die eigene Erkenntnis für die Grenze jeder möglichen Erkenntnis zu halten. Die Mangelhaftigkeit ihres Denkens und Wissens nicht

erkennend, halten sich die meisten für berechtigt, das für unergründlich zu halten, was sie selbst zu ergründen nicht vermögen. Doch ist die Anmaßung der wissenschaftlich angehauchten Jünger der Aufklärung, welche das Problem gar nicht sehen, das ein alter Glaube längst gelöst, weit unverzeihlicher; denn schon die Anhänger der Kabbala lehrten, daß wir aus einer geformten Welt in diese eintreten. Der Begriff eines „geistigen", „ätherischen", „siderischen oder „Astralkörpers" spukt vom Apostel Paulus angefangen bis in die neueste Zeit in den Köpfen herum; verloren gegangen ist also dieser Glaube auch in Europa nicht; doch wurde er entstellt, verdorben, obschon er so einfach ist! Vielleicht eben darum!

Die Wiederkehr des Menschen zum Zwecke seiner Entwickelung und Erziehung ist daher die einzige brauchbare Lösung dieser Rätsel; sie braucht weder Meteorsteine, die das Leben bringen sollen, noch die Ablagerung des Anpassungskapitales in die Geschlechtsteile! Der wunderbar zweckmäßige Organismus und das ihn leitende, durch ihn empfindende Subjekt bieten diesem Glauben keine Rätsel. Er braucht auch nicht den heiligen Petrus, der die Guten in den Himmel einläßt und die Bösen abwehrt; er braucht auch keine Intervention der Gottheit, um auf den Millionen Welten Seelen zu schaffen; er ist nicht gewungen, an einer Vorsehung zu verzweifeln, weil die Welt der Schauplatz des Jammers und der Ungerechtigkeit ist. Denn der große Weltbaumeister hat durch Elimination des Unzweckmäßigen im Wege des Kampfes ums Dasein für den Fortschritt, und durch das Prinzip der Erhaltung der Kraft für Belohnung und Strafe schon gesorgt!

Es übersteigt leider Zweck und Umfang dieser Schrift, den wohlthätigen und lichtbringenden Einfluß dieser Anschauung auf allen Gebieten durchzuführen; doch wird das Folgende wenigstens die für uns wichtigsten Fragen zu erledigen trachten; die Beantwortung derselben wird sich aus der Harmonie des ganzen in dieser Schrift aufgeführten Gebäudes ergeben und genügen, um den wiederholten Eintritt ins menschliche Dasein außer jeden Zweifel zu stellen.

Wir haben jedenfalls schon jetzt in sichere Evidenz gebracht:

Daß irgend ein Subjekt, welches in uns lebt, will und denkt, den Organismus projiziert, weil eine Wirkung ohne Ursache nicht gedacht werden kann;

daß dieses Subjekt mit dem Tode nicht erlischt, weil eine Kraft nicht verloren gehen kann;

daß dieses Subjekt nicht spontan entsteht, weil eine Kraft sich nur umsetzen, nicht aber aus dem Nichts erstehen kann, und das Gegenteil mit allen Naturgesetzen im Widerspruch stünde;

daß die menschliche Erscheinung nur als ein vorübergehender Zustand obiger Kraft oder obigen Subjektes gedacht werden kann, weil er bei der Geburt beginnt und mit dem Tode erlischt;

daß, welch immer Grund für den Eintritt in das tierische Leben bestehen mag, eine Wiederholung nicht ausgeschlossen werden kann, weil bei gleichen Ursachen auch gleiche Wirkungen eintreten;

daß diese Wiederkehr einen zureichenden Grund für die Entwickelung der organischen Wesen bietet, welche an sich sonst unverständlich wäre;
daß der Eintritt und dessen mögliche Wiederholung nur den Zweck unserer Entwickelung und Erziehung haben kann und daß endlich diese Anschauung das einzige Mittel ist, dem Leben mit seinen Qualen eine vernünftige und befriedigende Seite abzugewinnen, was hervorzuheben insbesondere dem Folgenden zufällt.

Doch sind wir schon jetzt im sicheren Hafen; denn es giebt nur vier Fälle:

1. Der Mensch ist ein chemisches Produkt, das bei der Geburt auf unbegreifliche Weise entsteht und mit dem Tode zerfällt und endet.

2. Der Mensch endet nicht, ist aber entstanden in der Geburt.

3. Der Mensch war und wird sein, aber tritt nur einmal in das irdische Dasein.

4. Der Mensch war vor seinem Eintritt in dieses Leben, und er überlebt es, kehrt aber je nach Bedarf zurück.

Da die ersten drei Fälle widerspruchsfrei nicht gedacht werden können und ad absurdum führen, so bleibt nur die vierte Annahme als die einzig mögliche übrig. Eine eingehendere Behandlung kann der Leser in meinem „Individualismus“ und in „Geburt und Tod“ finden.

Bisher sind wir mit den Monadologen und Pantheisten gleichen Schritt gegangen, da diese die Notwendigkeit der Seele, deren Fortdauer und Präexistenz anerkennen und selbst dem Wiedereintritte in das phänomenale Leben nicht widerstreben. Im weiteren Verlaufe jedoch zweigen wir uns von jenen ab. Ich bestreite, daß bis jetzt irgend welche Anhaltspunkte vorhanden sind, welche uns erlauben würden, ein Urteil über die monadologische oder pantheistische Hypothese abzugeben, während umgekehrt der Fortschritt der Naturwissenschaft und Erfahrungen aller Art uns zur Behauptung ermächtigen, daß uns am Grabe weder der Monadenzustand noch das Nirwana erwartet, wie am Schlusse nachgewiesen werden wird.

Die Unsterblichkeit der Liebe.

Rademachers Anschauungen,

mitgeteilt von

Dr. Julius Stinde.

Im Beginne dieses Jahrhunderts suchte der durch seine glücklichen Heilungen weitberühmte Arzt Johann Gottfried Rademacher auf Grund seiner Studien der alten scheidekundigen Geheimärzte sowie seiner Erfahrungen am Krankenbette, die Heilkunst des Paracelsus im Gegensatz zu der damaligen Schulwissenschaft wiederum zur Geltung zu bringen.

Obgleich ihm sowohl wie seinen Schülern die vorzüglichsten Erfolge nachgerühmt werden, ist seine „Erfahrungsheillehre“ der Vergessenheit anheim gefallen, wenn auch verschiedene seiner eigentümlichen Arzneien noch heute Anwendung finden; ebenso liegen seine Ansichten über Arzneikunst, Wissenschaft, Natur und Menschheit in den Büchereien vergraben, nur wenigen bekannt.

Wer den Mut der Überzeugung hat und den jeweiligen Glaubenssatzungen entgegentritt, muß zuvor gedacht haben, denn die Überzeugung ist das Ergebnis der Denkarbeit. Aus diesem Grunde enthält Rademachers Verteidigung seiner Anschauungen und seiner Erfahrungslehre viel tief Durchdachtes; ganz besonders aber muß jeden, der an der Geistes- und Seelenforschung unserer Tage teilnimmt, berühren, was er, ein Arzt und Schüler des Paracelsus, über Leib und Seele, Tod und Unsterblichkeit niederschrieb. Der „Materialismus der Ärzte“ war das Thema, das ihn zu folgender Abhandlung veranlaßte, die ihrer vernunftgerechten Schlüsse sowohl, als auch ihrer erhabenen Gedanken wegen Anspruch auf Neuverbreitung erheischt. Die Abhandlung erschien 1845 im Druck und lautet wie folgt:

Es ist nicht zu leugnen, daß man in unserem Stande mehr Materialisten findet als in allen anderen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft; aber nicht alle zum Materialismus neigenden Ärzte sprechen ihre Meinung über diesen Gegenstand aus, und unter den aus Weltklugheit schweigenden wird wohl die Mehrzahl in solchen bestehen, die das, was sie darüber gedacht, nicht zur mitteilbaren Klarheit erhoben haben.

Etwas ist mir bei allen materialistischen Äußerungen aufgefallen, nämlich daß man die Unmöglichkeit, das Sein eines von dem Körper verschiedenen geistigen Wesens verstandesrecht zu beweisen, schweigend mit dem Nichtsein eines solchen Wesens verwechselt. Diese Begriffsvermischung kann wohl in dem Kopfe eines Philosophen vorgehen, wie sie aber in dem Kopfe eines Arztes statthaben kann, ist mir ganz unbegreiflich. Wir stoßen ja bei Übung der Heilkunst auf so manche Erscheinungen, welche wir nicht verstandesrecht erklären können, und deren Wirklichkeit wir doch glauben müssen, weil wir sie sehen; also sollten wir Ärzte doch wohl am ersten begreifen, daß das Nichtsein einer Sache, und die Unmöglichkeit, das Sein verstandhaft zu erklären oder zu beweisen, zwei ganz verschiedene Dinge sind.

Ich billige vollkommen die Meinung der Verständigeren unserer Zeit, daß das Sein eines von dem Körper verschiedenen geistigen Wesens in uns, und dessen Fortdauer als Eigenwesen nach dem Tode des Leibes, bis jetzt noch nicht verstandesrecht bewiesen ist; ja ich gehe noch weiter und behaupte, daß es nie verstandesrecht wird bewiesen werden.

Da wir sehen, daß die geistigen Fähigkeiten mit der Ausbildung des Körpers sich ausbilden, mit seiner Abnahme abnehmen, durch arzneiische oder selbstige Störungen des Körpers gestöret, und wieder durch Arznei oder andere zufällige Einwirkung normal werden, so ist es sehr begreiflich, daß wir Ärzte geneigt sind, die geistigen Fähigkeiten des Menschen als das Ergebnis des künstlichen Körpergetriebes anzusehen, und daß die Meinung sich fast unwillkürlich bei uns einschleicht, der Mensch werde gleichzeitig mit der Zerstörung seines Leibes aufhören, als Eigenwesen fortzuleben.

Das Fürchterliche, das Trostlose des Aufhörens unserer Eigenwesenheit beim Sterben ist meines Erachtens auch nur ein Hirnspuk schwachköpfiger Eiferer; es beruht einzig darauf, daß sich die Menschen das Nichtsein sinnlich vorstellen wollen.

Weil sie nun etwas wollen, was in sich selbst einen Widerspruch, also eine Unmöglichkeit enthält, so folgt, daß sie sich das Nichtsein vorstellen müssen als ein ewiges Eingesperrtsein in einem engen dunklen Orte, geschieden auf immer von Licht und Freude, von Liebe und Freundschaft und allem Lebensgenusse. Nun freilich, das wäre fürchterlich genug, da würde einem die Zeit wohl etwas lang werden. So schlimm ist es aber doch eigentlich nicht, denn jedenfalls würden wir doch nur sein (mit Hiob zu reden) wie die jungen Kinder, die das Licht nie gesehen haben.

Die gutgemeinten Wahrscheinlichmachungen der Unsterblichkeit der Seele, welche einige ehrliche Leute aus ihren Beobachtungen ziehen wollen, möchten für uns Ärzte auch wohl ziemlich nutzlos sein. Ich habe in meinem Leben mancherlei solcher Sachen gelesen, ohne daß ich sie, nach Art der Gelehrten, bestimmt nachweisen könnte. So viel ich mich erinnere, waren die vermeintlich wichtigsten Beobachtungen die: daß zuweilen das geistige Vermögen bei dem Verfalle des Körpers unverletzt bleibt, und dann, daß zuweilen, bei langer Störung des Denkvermögens, der Verstand kurz vor der Auflösung des Körpers ganz ungetrübt wieder hervorbricht. Die aus diesen Beobachtungen gezogenen Folgerungen für das Sein und die Unsterblichkeit der Seele übergehe ich, weil sie sich jeder leicht hinzudenken kann. Aber das bemerke ich nur: Wenn solche Wahrscheinlichmachungen für einen Nichtarzt erbaulich sein mögen, so taugen sie nicht für den Arzt. Was die erste Art der Beobachtungen betrifft, so sehen wir bei Übung der Kunst weit öfter das Gegenteil, nämlich, daß das geistige Vermögen zugleich mit dem Körper abnimmt. Ja jene seltneren Fälle sind für uns nichts weniger als beweisend, denn wir wissen es, daß der Körper äußerst selten, oder vielleicht nie gleichmäßig in allen Organen verschleißt. Bei dem Verfalle des ganzen Körpers kann die Verrichtung des einen oder des anderen Organs unverletzt bleiben. So sah ich die geistigen Kräfte im hohen Alter bei gänzlich verschlissenem Körper ganz unverletzt, ich sah aber auch in andern Fällen die Sehkraft des Auges, oder die Verdauungskraft des Magens unverletzt; wollte ich nun in dem einen Falle aus den unverletzten Geisteskräften auf ein von dem Körper verschiedenes Wesen, eine Seele, schließen, so müßte ich, wollte ich folgerichtig urteilen, auch in den anderen Fällen eine Augen- oder eine Magenseele annehmen.

Was aber die zweite Art der Beobachtungen betrifft, daß nämlich das langgestörte Denkvermögen nahe vor der Auflösung des Körpers zuweilen ganz ungetrübt wieder hervortritt, so lautet es allerdings etwas dichterisch, daß bei dem gänzlichen Verfalle des Körpers die Psyche, deren irdische Fesseln noch nicht einmal gebrochen, sondern nur gelockert sind, schon ihre Schwingen putzt, um bald, gleich dem fabelhaften Sonnenvogel, verjüngt über der zerstörten Hülle empor zu schweben: allein, sehen wir Ärzte nicht die nämliche Erscheinung auch bei andern Organen? Der krankhafte Zustand mancher anderen Organe verschwindet nicht ganz selten bei dem abnehmenden Leben. Es liegt bei solchen Erscheinungen ein allgemeineres Naturgesetz zu Grunde, und nur Mangel an Beobachtungsgabe, oder Mangel an Zeit und Gelegenheit den belebten Menschenleib zu beobachten, kann ehrliche Leute dazu bringen, durch vereinzelte, beim Gehirnorgane gemachte Beobachtungen die Meinung stützen zu wollen, daß das Denkvermögen ein von dem Körper verschiedenes geistiges Wesen sei, das den Körper überleben werde. Sollten wir Ärzte nun nicht, wenn wir solche Wahrscheinlichmachungen hören, am ersten auf den Gedanken kommen, es müsse gar windig um eine Sache aussehen, welche man mit solcherlei morschen Gründen stützen wolle?

Ich habe in meiner Jugend manches von der Immaterialität und Substanzialität der Seele nebst den daraus gezogenen Folgerungen gelesen, bekenne aber gern, daß mein Verstand keinen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele darin finden konnte, sondern daß mir das Ganze wie ein nichtsnütziges dialektisches Gaukelspiel vorkam. Da aber die Jungen damals bei weitem noch nicht so anmaßend waren als in unseren

Tagen, so glaubte ich demütig, ich sei noch zu dumm, die große Weisheit der Meister zu fassen, mit der Zeit würde ich schon zum besseren Verständnisse gelangen.

Als ich die Hochschule bezog, fing die Kantische Philosophie an aufzublühen, und es entzündete sich ein Krieg zwischen Kantianer und Antikantianer. Am besten gefiel es mir, daß Kant die mir früher unverständlichen Beweise der Unsterblichkeit verwarf; jedoch gestehe ich, daß mir sein praktischer Beweis, oder der moralische Glaube damals auch nicht ganz deutlich war. Was aus jener Zeit als Gesamteindruck des allseitig Besprochenen in meinem Kopfe übrig geblieben, kann ich gemächlich auf folgende zwei Punkte zurückführen.

Kant hat keinen verstandesrechten Beweis des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit der Seele geben wollen.

Er hat nichts Fremdartiges in uns hineindemonstrieren, sondern uns bloß darauf aufmerksam machen wollen, daß der Glaube an das Dasein Gottes und an die Unsterblichkeit in uns selbst liege, einzig aus unserer eigenen Sittlichkeit hervorgehen könne. Er hat also im Grunde nur eine philosophische Auslegung des biblischen Spruches gegeben: Selig sind, die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Weil nun Kants moralischer Glaube etwas ist, was angeblich in jedem Menschen liegt, so bin ich, seit ich selbst mündig geworden, auf den Gedanken gekommen: der Weg der Beobachtung müsse uns am sichersten in dieser Sache zur Wahrheit führen.

Wir können aber, wie ich schon oben bemerkt, nur uns selbst beobachten, und die Geständnisse anderer hören, die sich selbst beobachtet haben. Hinsichtlich dieser Geständnisse ist nur zu bedenken, daß die wenigsten Menschen imstande sind, ihre inneren Wahrnehmungen uns rein darzulegen; sie kleiden selbige vielmehr in ein sinnliches, oder, wenn man lieber will, kirchliches Gewand. Der Beobachter des geistigen Menschen muß sich nicht an dieses Gewand halten, sondern es vielmehr den Wahrnehmungen abstreifen, so werden sie nackt vor ihm stehen, und er wird auf diese Weise bei Menschen von allen kirchlichen Bekenntnissen und Sekten den Schatz seiner Beobachtungen bereichern können.

Vor kurzem habe ich gelesen (ich schreibe dieses im Anfange des Jahres 1832), daß Herr Herm. Fichte der Meinung ist: Kants praktischer Beweis beruhe auf einer groben Selbsttäuschung; man scheue sich aber, dieses offen auszusprechen, um des bösen Namens willen, den man sich dadurch machen würde. Er glaubt, unsere Moralität habe mit der die Unsterblichkeit betreffenden Frage nicht das Geringste gemein.

Ich gebe es zu, wenn man den Kampf, in den die Sittlichkeit mit den oft seltsam verwickelten bürgerlichen Verhältnissen tritt, im Auge hat, so möchte man allerdings mit Herrn Fichte zweifeln, ob hier die Bürgschaft eines künftigen Zustandes zu finden sei. Meines Erachtens müssen wir aber unsere Gedanken ganz von solchen, den Verstand verwirrenden Einzelheiten abziehen, und uns fragen: was ist Sittlichkeit? Diese Frage können wir am besten mit dem biblischen Spruche beantworten: Die Liebe ist des ganzen Gesetzes Erfüllung.

Was nun die Liebe sei, das sagt uns am deutlichsten der Apostel Paulus, indem er uns die Eigenschaften der Liebe aufzählt. Er sagt: die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt alles, sie vertraut alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

In dieser Liebe, die uns nicht von Theologen eingepredigt, nicht von Philosophen eindemonstriert, sondern die Teil unseres geistigen Wesens ist, in dieser liegt der Glaube an eine höchste, ewige Liebe, die uns nicht verlassen, noch versäumen wird.

Wollten wir annehmen, die Liebe in uns und der Glaube an eine Urliebe

würde durch den von achtbaren Denkern und schon früher von den Gottesleugnern angefochtenen und verworfenen Satz der Ursächlichkeit vermittelt, so würden wir uns nicht als unparteiische Beobachter bekunden. Wer sich selbst ohne vorgefaßte Meinung beobachtet, der wird bald gewahr werden, daß die Liebe in ihm und der Glaube an die Urliebe eine Einheit ist, und daß sich kein Syllogismus zwischen beide schiebt. Auf der inneren Wahrnehmung dieser Einheit der Liebe und des Glaubens beruht die von älteren und neueren christlichen Mystikern, und unter den Ärzten von unserm ehrlichen Landsmanne Crollius besprochene Vereinigung des geistigen Menschen mit Gott. Jeder hat seine Wahrnehmung in ein ihm zusagendes sinnliches Kirchen- oder Sektengewand gekleidet; die Wahrnehmung bleibt aber doch, entkleidet von diesem Gewande, eine und dieselbe.

Auch der Meinung der alten nichtchristlichen Philosophen: daß der Mensch durch Befreiung von der Knechtschaft der Sinnlichkeit der Gottheit ähnlich oder gleich werde, liegt die innere Wahrnehmung der Einheit der Sittlichkeit und des Glaubens zu Grunde. Wie konnte der Gedanke der Gottähnlichkeit je in eines Menschen Kopfe geboren werden, wenn ihm nicht ein hohes, dem Verstande unerreichbares Musterbild der Sittlichkeit vorschwebte, und wenn nicht in diesem Erhabenen, Unbegriffenen der Glaube an ein künftiges Sein läge?

Ob wir nun diesen Glauben an eine Urliebe, in der die Bürgschaft unserer Fortdauer nach dem Tode beruht, Vernunftoffenbarung, oder ob wir ihn Gefühl, Ahnung nennen, scheint mir ganz gleichgültig. Wie das physische Leben sich uns nur einzig im Kampfe feindlicher Gewalten offenbart, so offenbart in dem beschränkten Kreise dieses Erdenlebens auch die Liebe sich uns nur in und durch Widerstreit. Von einer nicht im Kampfe, sondern rein sich offenbarenden Liebe können wir nur einen verneinenden, einen uneigentlichen Begriff haben, und den nennen wir Gefühl, Ahnung, und insofern wir das Gefühl, Geahnte als etwas Wahres, aber dem Verstande Unerreichbares ansehen, nennen wir das Gefühl oder die Ahnung Glauben.

Wenn wir Ärzte den belebten Menschenleib beobachten, so beobachten wir ihn nicht bloß in dem ruhigen Gange des vollkommen gesundheitsmäßigen Getriebes, sondern wir beobachten ihn in verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Verhältnissen zur Außenwelt; so erklärt das Eine das Andere, und unsere unvollkommene Kenntnis des belebten Menschenleibes, die auch wohl immer unvollkommen bleiben wird, haben wir nicht einseitigen, sondern vielseitigen und vergleichenden Beobachtungen zu danken. Den nämlichen Weg müssen wir nun auch bei Beobachtungen des geistigen Menschen einschlagen.

In dem ruhigen Gange des täglichen Lebens sehen wir nicht das Einssein der Sittlichkeit mit dem Glauben, denn dem Menschen, war er nicht durch schlechte Erziehung oder durch andere widrige Umstände verwildert, ist das Rechthandeln zur Gewohnheit geworden, sein sittliches Gefühl wird nicht merkbar dabei aufgeregt. Wie aber den Körper zuweilen feindliche äußere Einwirkungen aufregen, so bestürmen auch feindliche Schicksale das sittliche Gefühl. Das gemeinste, aber auch für den Beobachter das belehrendste, auf unser sittliches Gefühl feindlich einwirkende Schicksal ist die Wahrscheinlichkeit oder die Gewißheit des Verlustes solcher Menschen, die wir recht von Herzen lieb haben.

Ich hatte schon in meiner Jugend bemerkt, daß die meisten Leute bei dem Tode ihrer Freunde den besten Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit äußerten; jedoch weiter nicht darüber nachgedacht, höchstens geglaubt, ein solch unangenehmer Verlust habe ihnen jene Religionswahrheiten einmal wieder ins Gedächtnis gebracht. Da ich aber älter wurde und sah, daß selbst bei solchen Menschen, denen im gewöhnlichen Gange des Lebens die Religion eine ganz gleichgültige, des Nachdenkens kaum werte Sache war, der Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit gerade beim Sterbebette der

Ihren in seiner ganzen Stärke erwachte, so hätte ich wohl sehr unverständig sein müssen, wenn ich nicht den scheinlichen Widerspruch, in welchem diese Beobachtung mit einer andern steht, zu lösen versucht hätte.

Die andere Beobachtung, auf welche ich ziele, ist folgende. Die Einbildungskraft kann bei allen Menschen, aber freilich bei dem einen mehr als bei dem andern, aufgeregt werden, und sie können gar seltsame Dinge für wahr halten, sie können, wie der Ritter von der Mancha, Windmühlen für Riesen halten; aber so weit treiben sie doch nimmer den Aberwitz, daß, wenn ihnen die Windmühlen den Kopf zerschlagen, sie diese immer noch für Riesen halten.

Vor der Wirklichkeit verbleicht der Phantasie glühendstes Farbenspiel. Ein Jahr in der Ehe verlebt, macht das himmlische Wesen, das du anbetest, zur guten, ehrlichen Hausfrau mit fraulichen Schwachheiten; ein Jahrzehnt der heilkundigen Praxis streift dieser das Festgewand ab, mit dem sie dein jugendlicher Dichtertraum schmückte, und du befindest dich auf dem Wendepunkte, wo du entweder zur höheren Lyrik erhoben dein Geschäft zur Religion machen, oder untertauchen mußt in der Gemeinheit.

Wäre nun der Glaube an Unsterblichkeit etwas der Phantasie von außen Gegebenes, die Frucht einer schlecht verbürgten Erzählung, daß du einst mit den Deinen an einem freundlichen Orte dich wiederfinden würdest, so möchten diese lieblichen Bilder sich wohl dazu eignen, dich angenehm zu unterhalten, wenn du in Stunden der Muße kosend an der Seite deiner Gattin, im Kreise deiner Kinder säßest und das kräftige Leben aller dich umwehte. Aber wenn nun wirklich einmal der Tod einen aus diesem heimlichen Kreise ergriffe, deine Gattin, dein Kind daläge mit erloschenem Blicke, mit den stummen Zügen des Unbewußtseins, heimgefallen den feindlichen, zerstörenden Gewalten der großen Natur, würde da nicht die Kunde von dem künftigen Leben, von einer künftigen Wiedervereinigung, die einst in glücklichen Tagen deine Phantasie so lieblich aufregte, vor der gräßlichen Wirklichkeit in Dunst zerfließen? Wahrlich! sie würde in Nichts zerrinnen, und hätte auch vor mehreren tausend Jahren die Gottheit selbst sie von allen Bergen des Erdkreises, wie einst das Gesetz vom Sinai, im Wetter verkündigt.

Warum verschwindet dann aber nicht der Glaube an diese frohe Mär, gleich anderem der Phantasie gegebenen Bildwerke, vor der furchtbaren Wirklichkeit, warum verstärkt er sich vielmehr, wo er schwach werden müßte? Warum erglühet er, wo er erstarren müßte? Deshalb, weil er *kein* Phantasiegebilde ist, weil er sich nicht auf geschichtliche Nachricht gründet, die der Verstand bezweifeln kann, sehend, daß die reine Wahrheit alles Geschehenen, selbst dessen, was in unsern Tagen sich zutrug, kaum auszumitteln und von der Unwahrheit zu scheiden ist; sondern weil er, dieser *Glaube*, vielmehr aus dem Menschen *selbst* hervorgehet, eine Einheit mit der *Liebe* ist, verglühet wo die *Liebe* verglühet, erkaltet wo die *Liebe* erkaltet.

Beobachtet einmal, werte Leser, die Szene, wo der Geistliche als Tröster der Leidtragenden auftritt. Fremdling in dem inneren Heiligtume des Menschengemütes, verweiset er kühn als amtlicher Spender des himmlischen Trostes den schmerzhaft ergriffenen Leider auf ein künftiges Leben, auf ein künftiges Wiedersehen des entschwundenen Geliebten. Aber, wehe, der Schmerz des Unglücklichen, weit entfernt, durch solche Tröstungen sich zu beschwichtigen, wird vielmehr heftiger aufgeregt, und die Thränen, die dadurch sollten gestillet werden, fließen reichlicher. Warum das? — Weil der Schmerz aus der *Liebe* entsteht, *Liebe* und *Glaube* eine Einheit sind, durch Kräftigung des Glaubens die *Liebe* gesteigert wird und mit ihr der Schmerz. Den heftigen Schmerz, der uns beim Verluste unserer Freunde ergreift, stillt nur die Zeit und nur allein die Zeit; ihn durch Hinweisen auf eine künftige Welt, auf eine künftige Wiedervereinigung mildern wollen, ist ebenso unweise als der Gedanke unweise sein würde, die aufgeregten Schlagadern durch vermehrte Aufregung des Herzens zu beruhigen.

Und ist vielleicht die Sterbekammer der einzige Ort, wo wir solche Beobachtungen machen könnnn? Ach nein; sie ist bloß die Warte, von der wir am klarsten den Stern sehen, der uns den dunklen Pfad zum jenseitigen Lande des Friedens beleuchtet. Auch alle anderen Aufregungen des sittlichen Gefühles, die uns entweder zu großen Aufopferungen nötigen, oder bei denen wir uns solcher Aufopferungen fähig halten, dringen uns den Glauben an eine Urliebe auf; und in diesem Glauben liegt ja einzig die Bürgschaft eines künftigen Seins. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier ins Einzelne gehen wollte, ich muß vielmehr diesen Gegenstand dem eigenen Beobachtungsgeiste des Lesers übergeben und kann mich nur darauf beschränken, seine Aufmerksamkeit auf einige Punkte zu richten.

Das Vergeben und Vergessen der Beleidigungen ist in manchen Fällen mit solcher Aufopferung des sinnlichen Menschen verbunden, daß man mit Recht diese Pflicht, die doch die Sittlichkeit von uns heischt, für die schwerste aller ihrer Forderungen halten muß. Das bloße Nichtahnden der Beleidigungen kann aus Stolz, aus Verachtung des Beleidigers, aus Weltklugheit stattfinden, und bei diesem Vorgange in unserem Innern wird das sittliche Gefühl nicht aufgeregt.

Wenn aber allein die Liebe die empörten Leidenschaften, Haß, Rachsucht, Zornmut gewältiget, und wir von dieser Gottesstimme in uns gemahnt dem Beleidiger verzeihen, dann wird diese Gewalt des sittlichen Gefühles zum Glauben an eine ewige, verzeihende, erbarmende Liebe; und ist dieser Glaube wohl ein anderer, als der an ein künftiges Sein und an ein künftiges Reich der Liebe? Auch die heilige Schrift, die mit Recht den Zunamen der Heiligen hat, weil sie uns das innere Heiligtum unseres Gemütes besser enthüllet als irgend eine andere alte Urkunde, sagt uns deutlich, daß der Glaube an einen verzeihenden und erbarmenden Gott der Liebe einzig aus unserer eigenen Sittlichkeit hervorgehen könne; denn es heißt im Vaterunser: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben denen, die uns beleidigen. Nur theologische Sophistik könnte dieser einfachen und verständigen Bitte eine andere Deutung geben.

Ferner erinnere ich den Leser an die Geschlechtsliebe, an die wundervolle Mischung von tierischem Triebe und von ausschließlicher Hochschätzung des Sittlichen in dem anziehenden Gegenstande, bei welcher unverkennbar das Tierische durch die Sittlichkeit gemeistert wird. Hören wir die Menschen, welche je diese Liebe fühlten, hören wir sie vorzüglich in späteren Jahren, wo schon das jugendlich Abkreisende dem ruhigen Walten des Verstandes Platz gemacht hat, so werden sie uns bekennen, daß solch eine Liebe sie veredelte, daß sie der Wendepunkt war, wo der Geist von dem Irdischen und Gemeinen zu dem Himmlischen emporgehoben, wo der tote Glaube an Gott und Unsterblichkeit zum lebendigen wurde. Nach meiner Ansicht ist dieser Gottesglaube der Liebenden nichts Außerordentliches, noch viel weniger etwas Lächerliches; denn die Liebe, man nenne ihre irdischen Artungen Geschlechtsliebe, Eltern- oder Kindesliebe, Freundschaft, Menschen- oder Vaterlandsliebe, bleibt in allen diesen Artungen der Grundton menschlicher Sittlichkeit, und dessen kräftiger Anklang weckt für und für die höhere, überirdische Oktave, den Glauben.

Endlich komme ich noch auf eine Beobachtung, welche denjenigen meiner Leser, die mit mir gleichalterig, oder älter als ich sind, weit verständlicher sein wird, als den jungen. Ich hatte schon in früheren Jahren bemerkt, daß die Menschen, wenn sie über die Fünfzig hinaus sich den Sechzigen näherten, eine weit vorwaltendere Neigung zum Religiösen hatten, als die Jungen. Ich schrieb das, ohne eben viel darüber nachzudenken, teils auf eine heimliche Abnahme ihrer Verstandeskräfte, auf eine davon abhangende Geistesträgheit, die lieber auf dem Ruhebette des Glaubens lagert als in den Irrgewinden der Zweifel umherschweift; teils glaubte ich auch, der Tod, der den Alten näher sei als den Jungen, mache sie bange um ihr künftiges Schicksal, und

die Furcht verkläre die längst verbleichten Farben der höllischen und teuflischen Bilder, mit denen man im Kindesalter ihre Phantasie bestürmt.

Da ich aber nachgerade selbst alt wurde, und mich und meine gleichalterigen Bekannten ernsthafter musterte, sah ich gar bald die Nichtigkeit meiner jugendlichen Erklärung ein. Die geistigen Fähigkeiten, wenn sie nicht durch leibliche Krankheiten geschwächt, oder durch Nichtgebrauch verstumpft sind, bleiben mindestens bis zum sechzigsten Jahre, aber häufiger noch sehr weit darüber hinaus, ganz unverletzt, und die Thätigkeit des Geistes verstärkt sich weit eher, als daß sie sich vermindern sollte. Was aber die größere Nähe des Todes betrifft, so ist es ja nicht bloß eine alte Sage, sondern jeder siehet es vor seinen Augen, daß mehr Junge als Alte sterben.

Die Neigung der Alten zum Religiösen beruht wahrlich auf einem ganz andern, und für den Beobachter des geistigen Menschen weit wichtigeren Grunde. Der Apostel Paulus sagt: „Es ist ein Gesetz in meinen Gliedern, welches widerstreitet dem Gesetze in meinem Gemüt.“ Dieses Gesetz in unsern Gliedern sind, denke ich, die Leidenschaften, Stolz, Ehrgeiz, Zornmut und wie die bösen Geister sonst noch heißen mögen, die den armen Menschen auf dieser irdischen Pilgerfahrt plagen. Mit diesen ist die Liebe, bald siegend, bald besiegt, in beständigem Kampfe.

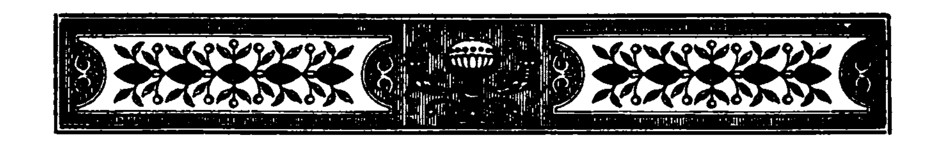
Die Leidenschaften werden aber mit den zunehmenden Jahren schwächer; denn teils sind sie etwas rein Körperliches, wie der Zornmut und das aus dem Geschlechtstriebe entspringende Begehren, und diese nehmen, ohne unser Zuthun, mit der Zeit von selbst ab, teils beziehen sie sich auf bürgerliche Verhältnisse, als Neid, Stolz, Ehrgeiz, und diese beschwichtigt der Verstand, einsehend, daß der Abend des Lebens nicht mehr die Zeit ist, sie zu befriedigen. Überdies bringt, nach meiner Beobachtung, sowohl die Unmöglichkeit die Leidenschaften zu befriedigen, als die wirkliche Befriedigung derselben mit ihrer Folge der Übersättigung auf die Dauer ein und dasselbe Ergebnis in dem Menschen hervor, nämlich, die Salomonische Überzeugung, daß alles eitel ist.

Wie nun mit den zunehmenden Jahren die Leidenschaften immer schwächer und schwächer werden, tritt in dem Gemüte des Menschen die beeinträchtigte **Liebe** wieder siegend in ihre natürlichen Rechte, und gleich einer emsigen Schaffnerin reinet und verklärt sie die lang entweihte heimische Stätte.

Glaubt ihr, die **Jugend** sei die Zeit der **Liebe**? — Ihr seid wahrlich in großem Irrtum befangen: die Jugend ist die Zeit der Leidenschaft, das **Alter** ist die Zeit der **Liebe**. Man nennt das Alter den Abend des Lebens; das ist eine gute bildliche Rede, aber, merkt wohl! — es ist nicht ein dunkler, stürmischer Abend, sondern ein stiller Abend, vom milden **Mondschein der Liebe** beglänzt; und wie das Licht des Mondes am Himmel der Abglanz der Sonne ist, so ist das milde Mondlicht der Liebe, das den Abend unseres Lebens beleuchtet, der Abglanz der **ewigen Liebe**.

In dunkler Nacht, wandelnd auf den Wogen des bewegten Meeres, sprach Christus zu seinen erschrockenen Jüngern, die ihn für ein Gespenst hielten: Fürchtet euch nicht, ich bin es. Auch uns, wenn die letzte Nacht anbricht, und wir den nahenden Tod erschrocken für ein Gespenst halten wollten, auch uns ruft die **Liebe** zu: Ich bin es, fürchtet euch nicht.

So weit die Worte des Arztes, der das Menschliche nicht am Tiere studierte, sondern am Menschen, an sich und an denen, die seine Hilfe suchten. Daher kam es, daß er den Beweis für die Unsterblichkeit in der Liebe fand, während die, welche die Seele in Leichen suchen und vom Tiere auf den Menschen schließen, mit Recht behaupten, daß sie weder die Seele finden, noch irgend eine Andeutung der Unsterblichkeit.



Theorie des Fernsehens.

Von
Carl du Prel,
Dr. phil.

Wenn der Weltlauf von der Kausalität beherrscht ist, so hat doch der Satz vom zureichenden Grunde verschiedene Gestaltungen, und davon kommt für unser Problem in Betracht der Unterschied zwischen eigentlicher Ursache und Motiv. Die Ursache im engeren Sinn beherrscht die Natur, das Motiv beherrscht die Geschichte. Der Stein reagiert auf einen Stoß, der Mensch auf ein Motiv. In beiden Fällen ist Kausalität vorhanden, nur die Form ist verschieden. Dieser bloße Formunterschied ist für die menschliche Erkenntnis gleichwohl von Bedeutung, da im Reich der Motive wegen seines ungeheuren Reichtums die Ursachen schwerer zu erkennen sind, als in der unorganischen Natur. Diese Schwierigkeit besteht nun wiederum auch für das Fernsehen, welches sich also hier abermals als eine Einsicht in die Kausalität zu verraten scheint.

Ereignisse, welche nach den Gesetzen der bloßen Natur erfolgen, werden leichter vorhergesehen, als solche, die vom Willen der Menschen abhängen. Die Somnambulen selbst betonen diesen Unterschied, ja sie sehen oft Ereignisse, die nach den gegebenen äußeren Prämissen eintreten müßten, aber doch durch den menschlichen Willen verhütet werden können, und geben sogar die Mittel an, wodurch sie verhütet werden können. Schon im alten Testament bei den Propheten finden wir solche konditionelle Vorhersagen.[1])

Bende Bendsen sagt von den Vorhersagungen einer Somnambulen, daß sie immer nur eintrafen, wenn man sie nicht zu verhindern suchte.[2]) Ein somnambuler Knabe bei Wolfart sieht diesen an einem bestimmten Tage des bevorstehenden Winters sein Bein brechen, und bittet ihn unter Thränen, an diesem Tage nicht auszugehen. Wolfart merkte sich den Tag, an dem wirklich zum erstenmal Glatteis eintrat. Er fuhr zwar doch aus, aber nahm sich in acht und brach kein Bein.[3])

Wenn die vorausgeschauten Ereignisse erst durch den menschlichen Willensakt herbeigeführt werden, so erschwert das nur die Einsicht in deren Kausalität, hebt aber die Kausalität nicht auf, da ja der Wille

[1]) Samuel 12, 10. Kreyherr: Die mystischen Erscheinungen, II. 65. 106.
[2]) Archiv IX, 2. 121. — [3]) Kreyherr I, 211.

selbst durch die äußeren Motive bestimmt wird. Gäbe es einen absolut freien Willen innerhalb der irdischen Ordnung, dann wäre ein Fernsehen in Bezug auf Willenshandlungen überhaupt unmöglich. Vorherwissen und Willensfreiheit schließen sich gegenseitig aus, wie Augustinus sagt.[1]) Freie Entschlüsse der Menschen könnten nur durch Gott vorhergesehen werden und ihr Vorherwissen wäre nur durch göttliche Inspiration möglich. Die alten Griechen schlossen aus der Thatsache der Mantik auf die Notwendigkeit alles Geschehens[2]); aber Cleanthes, der die Mantik auf Inspiration zurückführt, schließt aus der Thatsache des Fernsehens geradezu auf das Dasein der Götter.[3])

Der Zufall und der menschliche Wille bilden also Schwierigkeiten für den Seher: Beide sind nun der Kausalität nicht entgegen gesetzt, erschweren aber die Einsicht in dieselbe für das normale Erkennen, wie für das Fernsehen, und so müssen wir abermals vermuten, daß eben beide auf Einsicht in die Kausalität beruhen.

Von der monistischen Seelenlehre ausgehend könnte man schon a priori die Vermutung aussprechen, daß der Prozeß, wodurch Ferngesichte zustande kommen, dem Wesen nach identisch sein muß mit dem des normalen Erkennens; denn wenn die Seele das organisierende Prinzip des Leibes, also die Bildnerin des Gehirns ist, so ist es vorweg wahrscheinlich, daß der Erkenntnismodus des von ihr geschaffenen Organs nach dem Typus ihrer eigenen Erkenntnisweise eingerichtet ist, und wenigstens dem Wesen nach damit übereinstimmt. Wenn wir aber im normalen Leben eine Erscheinung wissenschaftlich ergründen wollen, so suchen wir ihre Ursachen zu erkennen und ihre Wirkungen zu bestimmen. Wir verstehen nur jene Dinge, deren Werden wir begriffen haben. Das Fernsehen, diese für uns so rätselhafte Erscheinung, wäre damit von ihrer Isoliertheit befreit, wenn sich zeigen ließe, daß das normale und das transcendentale Erkennen auf demselben Prinzip beruhen, auf eine irgendwie vermittelte Einsicht in die Gesetze und Kräfte der Natur, also in die Kausalität. Daß dieses einheitliche Prinzip existiert, dafür spricht auch ein zwischen beiden Erkenntnisweisen liegendes mittleres Glied: die geniale Erkenntnis.

Nehmen wir ein Beispiel. Kant stellte sich die Aufgabe, unser Sonnensystem zu erklären. Die empirischen Daten, die ihm zu Gebote standen, waren wenig zahlreich: Im Centrum des Systems die um ihre Achse rotierende Sonne; in verschiedenen Abständen davon die Planeten mit identischer Umlaufsrichtung. Daraus schloß er, daß einst die Materie dieses Systems in dem vom äußersten Planeten umschriebenen Raum und in rotierender Bewegung aufgelöst war. So ließ sich die ganze weitere Entwicklung unseres Sonnensystems nach mechanischen Gesetzen konstruieren.[4])

Dieser weit in die Vergangenheit zurückgreifende Blick in die Kausalität unseres Systems war um so bewundernswerter, als man zu Kants

---

[1]) Augustinus: de civ. Dei. V, 9.

[2]) Zeller: Philosophie der Griechen III, 1. 162.

[3]) Cicero de nat. deor. II, 5. 15.

[4]) Kant: Naturgeschichte und Theorie des Himmels.

Zeiten nichts von den kosmischen Nebeln wußte, deren Existenz heute spektralanalytisch erwiesen ist. Je genialer eine Erscheinung aufgefaßt wird, desto mehr Glieder ihres vergangenen und künftigen Werdens werden angesetzt, desto tiefer reicht die Einsicht in die Kausalität, und je ausgebildeter ein Wissenszweig ist, desto mehr kann darin vorhergesagt oder rückschauend erkannt werden. Die Astronomie ist die exakteste und ausgebildetste Wissenschaft, daher sie am meisten zum Prophezeien befähigt, Sonnenfinsternisse auf Jahrtausende voraussagen kann, ja die Entwicklung unseres Systems in die entfernteste Zukunft. Die Meteorologie dagegen, die es noch kaum zu wissenschaftlichen Prinzipien gebracht hat, befähigt uns nicht einmal zum Wetterprophezeien für die nächste Woche.

Schwieriger ist natürlich die Kausalitätseinsicht und damit die Erkenntnis der Zukunft in Gebieten, wo der menschliche Wille bestimmend ist. Aus der gegebenen Stellung auf einem Schachbrett oder einer politischen Bühne ist der Ausgang des Spieles nicht bestimmt zu sagen, und Parlamente, wie Ministerien lassen sich von den Ereignissen regelmäßig überraschen, während oft der geniale Staatsmann aus der gegenwärtigen Konstellation sichere Schlüsse auf die Zukunft zieht.

Es ist aber die Eigentümlichkeit solcher genialen Einsicht, daß sie nicht verstandesmäßig langsam an der Kette der Kausalität sich fortbewegt und alle Glieder mit Bewußtsein durchläuft, sondern sie erreicht intuitiv, fast instinktiv das Ziel, welches auf verstandesmäßigem Wege zu erreichen und in abstrakten Begriffen auszudrücken oft die Arbeit mehrerer Generationen ist. Nichtsdestoweniger kann sich die Intuition, wenn sie nicht ein bloßes Wort sein soll, von der Verstandeserkenntnis nicht wesentlich unterscheiden; es könnte ihr keine Sicherheit zukommen, wenn sie nicht ebenfalls Kausalitätseinsicht wäre, nur daß die Vorstellungsreihe verdichtet im Unbewußten verläuft und nur die Hauptmomente, ja oft nur das Endglied ins Bewußtsein fällt. Denselben Vorgang zeigt das Fernsehen noch ausgeprägter.

Die geniale Erkenntnis als mittleres Glied wirft also Licht nach beiden Seiten: auf die verstandesmäßige Erkenntnis und die des Mystikers. Dem Wesen nach ist der Prozeß in allen drei Fällen der gleiche, und das war vom Standpunkt der monistischen Seelenlehre vorweg zu erwarten.

Diese erklärt aber auch noch eine andere Reihe von Fällen, worin die Vorstellung das ihr korrespondierende körperliche Stigma hervorruft. Das findet statt in der hypnotischen Suggestion und Autosuggestion, kommt aber als transcendentale Autosuggestion mit stigmatischer Wirkung auch beim Fernsehen vor. So in dem Falle, den Claude de Tisserant berichtet: Die Frau eines Parlamentsrates wohnte im Traum fernsehend der Hinrichtung ihres Gemahles bei, der in Paris enthauptet wurde, erwachte mit steifer Hand und fand in derselben das Bild ihres Mannes mit abgehauenem Kopf.[1]) Daß in diesem Ferngesicht in der That eine autosuggestive Einwirkung auf das vasomotorische Nervensystem stattfand, scheint aus der

[1]) Hennings: Visionen, 530.

Bemerkung hervorzugehen, daß das von vielen Personen gesehene Bild in der Hand „ganz voller Blut“ dargestellt war.

Die Erklärung des Fernsehens aus der Einsicht in den kausalen Zusammenhang der Dinge könnte geradezu als von selbst verständlich hingestellt werden; denn ein Fernsehen in die Zukunft ist überhaupt nur denkbar, wenn diese Zukunft schon irgendwie ist, und sie ist nur gegeben in Form der Kräfte und Gesetze, welche sie herbeiführen werden. Man könnte sich zwar die Zukunft auch so bereits gegeben denken, daß sie beschlossen wäre im Bewußtsein einer Vorsehung, aus dem der Seher sie ablesen würde, oder an dem er in mystischer Verschmelzung sogar teil hätte, oder von dem er inspiriert würde; man könnte auch an die *εἱμαρμένη* der Griechen, das Fatum der Römer oder das Kismet der Türken denken, an irgend welche Prädestination; aber damit ist nichts erklärt. Andrerseits ist unbestreitbar, daß ein Fernsehen in eine in gar keiner Weise gegebene Zukunft logisch undenkbar ist; daß ferner, wenn alles nach dem Kausalitätsgesetz mit Notwendigkeit eintritt, demnach in Form von Ursachen die Zukunft bereits gegeben ist, das Fernsehen nur auf einem Einblick in die Kausalität beruhen kann. Aus allen diesen Gründen erscheint mir die hier gebotene Theorie des Fernsehens als die einzig denkbare.

Mythologisch ausgedrückt ist sie schon bei den Griechen, und es ist sehr tiefsinnig, daß Lachesis, Klotho und Athropos, welche die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sehen, Töchter der Notwendigkeit sind.

Apollonius von Tyana sagt das schöne Wort: „Die Götter sehen die Zukunft, die Menschen die Gegenwart, die Weisen die Herannahung.“ Aber auch bei Philosophen finden wir Sätze, in welchen das Fernsehen als am Leitfaden der Kausalität geschehend erkannt ist. Cicero sagt: „Wenn es einen Sterblichen gäbe, der die Verkettung aller Ursachen im Geiste durchschaute, so würde ihm nichts entgehen; denn wer die Ursachen künftiger Dinge wüßte, müßte notwendigerweise auch alles wissen, was zukünftig ist .... Alles ist bereits da, es ist nur der Zeit nach abwesend. (Sunt enim omnia, sed tempore absunt.) Wie in dem Samen die Kraft derjenigen Dinge ist, die daraus erzeugt werden, so sind in den Ursachen die künftigen Dinge verborgen, und daß diese sein werden, sieht der Begeisterte oder vom Schlafe befreite Geist, oder die Vernunft und Mutmaßung fühlt es voraus.“ [1]) Ebenso sagt später Leibniz: „Die Gegenwart ist schwanger mit der Zukunft.“ [2]) „Derjenige, der alles sieht in dem, was ist, sieht das, was sein wird.“ [3]) „Das Kommende könnte man in dem Vergangenen lesen, und das Entfernte ist durch das Nächste ausgedrückt.“ [4])

Der Einwurf des Voltaire gegen das Fernsehen, daß keinerlei Wissen von etwas stattfinden könne, was noch nicht sei, ist demnach sehr oberflächlich. In der Gegenwart ist eben nicht nur die Vergangenheit, der

---

[1]) Cicero de divinatione I, c. 56. 128. — [2]) Leibniz: Monadologie. § 22.
[3]) Ders.: Theodicee, § 360. — [4]) Ders.: Prinzip der Natur und der Gnade, § 13.

Wirkung nach, erhalten, sondern auch die Zukunft, der Ursache nach, bereits vorbereitet. Die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit und die Mutter der Zukunft.

Auch bei der Wiederentdeckung des Somnambulismus machte sich diese Ansicht geltend. Mesmer sagt: Wenn wir bedenken, daß der Mensch durch seinen inneren Sinn in Kontakt mit der Natur auch immer imstande ist, die Verkettung von Ursache und Wirkung wahrzunehmen, so läßt sich verstehen, daß die Rückschau nur eine Empfindung der Ursache durch ihre Wirkung, die Vorschau aber eine Empfindung der Wirkung aus ihren Ursachen ist.[1] „Die Vergangenheit kennen, heißt nichts andres, als die Ursache in der Wirkung; die Zukunft aber vorhersehen, heißt die Wirkung in den Ursachen empfinden.“[2]

Die Somnambulen selbst sprechen nicht anders. Schon im vergangenen Jahrhundert sagt eine solche, es sei alles in der Natur verbunden in der Verkettung von Ursache und Wirkung, durch welche Verkettung sie selbst in die Natur eingeflochten sei und verschiedene Bestandteile derselben wahrnehmen könne.[3] Der Knabe Richard Görwitz sagt im Anschluß an teilweise bereits citierte Worte: „Wenn ich in meinem jetzigen (magnetischen) Zustand in die Zukunft sehe, so sehe ich die fortlaufenden Ursachen auf einmal und der Geist des Schicksals steht vor mir! Nur ihr nennt es „Voraussehen“; es sieht sich aber eigentlich gar nichts voraus, sondern es ist schon jetzt.“[4]

Wenn die oberflächliche Definition des Menschen in der sogenannten exakten Psychologie unserer Tage in die Rumpelkammer geworfen sein wird; wenn aus der transcendentalen Psychologie eine neue Definition gewonnen sein wird, dann wird sie wieder lauten, wie meines Wissens bei Proklus: Der Mensch ist eine Seele, die sich des Körpers wie eines Instrumentes bedient. (Homo est anima utens corpore tamquam instrumento.) Dann werden wir uns aber auch sagen, daß Sinne und Gehirn, obzwar sie unsere Orientierungsmittel in der Welt sind, doch nur eine Schranke unseres Bewußtseins bilden, die für die Seele nicht besteht. Unsere transcendentale Wahrnehmungsweise reicht über unsere sinnliche hinaus, wie die Leuchtkraft eines Gestirns über seine Anziehungssphäre. Die Seele, eingegliedert in das Netzwerk der Kausalität und der Schranke der sinnlichen Orientierung nicht unterworfen, erfährt Einwirkungen, vermöge welcher sie in die Kausalität tiefere Einsichten gewinnt, als der sinnliche Verstand.

Kant sagt: „Alle Substanzen, sofern sie zugleich sind, stehen in durchgängiger Gemeinschaft, d. h. Wechselwirkung untereinander.“ Und in der 2. Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft“ giebt er demselben Gedanken die Wendung: „Alle Substanzen, sofern sie im Raum als zugleich wahrgenommen werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung.“[5]

---

1) Mesmer: 2. Abhandlung. — 2) Wolfart: Mesmerismus, 203.
3) Lützelbourg: Nouveaux extraits des journaux du magn. an. 40.
4) Görwitz: Idiosomnambulismus, 157.
5) Kant: Kritik der reinen Vernunft, 196 (Kehrbach).

Diese Vorstellung, daß alles auf alles wirkt, ist übrigens sehr alt und findet sich schon bei den alexandrinischen Philosophen. Für Jamblichus ist die Welt ein Organismus, dessen einzelne Teile, wie die Glieder eines Tieres, in Sympathie stehen. Auch Cicero führt diese Ansicht der Alten an.[1]) Von dieser Sympathie, in welche wir durch die Seele, nicht aber durch den Leib und das sinnlich vermittelte Bewußtsein verflochten sind, kann uns doch ausnahmsweise etwas zum Bewußtsein kommen und uns zum Fernsehen befähigen. Diese Anschauung hat Hartmann erneuert. Für ihn fällt dieses Unbewußte, wodurch wir in den Naturzusammenhang verflochten sind, mit der Weltsubstanz zusammen, deren Attribute Wille und Vorstellung sind, und welche als Wille ihre eigenen Vorstellungen realisiert. An diesem Vorstellungsinhalt der Weltsubstanz können wir ausnahmsweise partizipieren. In seiner Schrift über den Spiritismus spricht er zur Erklärung des Fernsehens von der „unzertrennbaren Nabelschnur, welche jedes Geschöpf mit seiner Allmutter Natur verbindet“ und sagt, daß „auch in dieser Nabelschnur geistige Kräfte kreisen müssen, die nur für gewöhnlich nicht Gegenstand des Bewußtseins werden. Wenn alle Individuen höherer und niederer Ordnung im Absoluten wurzeln, so haben sie auch an diesem eine zweite rückwärtige Verbindung unter einander, und es braucht nur durch ein intensives Willensinteresse der „Rapport“ oder Telephonanschluß zwischen zwei Individuen im Absoluten hergestellt zu werden, damit der unbewußte geistige Austausch zwischen denselben sich auch ohne sinnliche Vermittelung vollziehen kann“.[2])

Für Hartmann ist also die phänomenale Welt und unser phänomenales Ich unmittelbar in der Weltsubstanz wurzelnd. Er kennt kein transcendentales Subjekt und in seiner pantheistischen Erklärung des Fernsehens glaubt er den methaphysischen Individualismus entbehren zu können. Wer diese Erklärung richtig, so müßte sich dieses Fernsehen unterschiedlos auf beliebige Vorfälle erstrecken können, da es doch erfahrungsgemäß solche aus dem Naturzusammenhang heraushebt, die für den Seher von Interesse sind. Diese Auswahl wird also durch ein individuelles Prinzip besorgt, und zwar durch ein von der irdischen Persönlichkeit verschiedenes, das aber mit dieser Persönlichkeit solidarisch verbunden ist. In dieser Weise für unser Schicksal interessiert läßt sich wohl ein transcendentales Subjekt denken, aber nicht die Weltsubstanz. Dieser metaphysische Individualismus, mit dem Pantheismus wohl vereinbar, hindert uns nicht, uns die Welt in ihrem letzten Grunde monistisch zusammengehalten zu denken.

Alles wirkt auf alles, das beweist die Gravitation. Von jedem Atom der Welt zu jedem anderen finden Schwingungen statt. Einen Teil dieser Schwingungen nimmt die sinnliche Erkenntnis wahr; es ist aber denkbar, daß uns unbewußt, auch für den andern Teil ein Wahrnehmungsapparat besteht. Jeder Stoff sendet ferner seine eigenen Schwingungen aus; das beweist die Spektralanalyse. Wir können uns aber als transcendentale

---

[1]) Cicero de orat. II, 5. De divinat. II, 14.

[2]) Hartmann: Der Spiritismus, 78. 79.

Organprojektion sehr wohl einen übersinnlichen Spektralapparat denken, durch den die chemischen Qualitäten wahrgenommen werden, wie es bei den Somnambulen thatsächlich geschieht, was Berzelius und Reichenbach durch ein sehr merkwürdiges Experiment bewiesen haben.[1])

Wenn nun in der Welt alles in Wechselwirkung steht, so sind Intelligenzen denkbar, welche, dem Ganzen eingegliedert, diese Wechselwirkung empfinden, und vermöge ihrer Einsicht in die Kausalität simultan wahrnehmen, was uns in der Zeitfolge auseinander gezogen erscheint. Für solche Intelligenzen wäre das Wort Schillers: „In dem Heute wandelt schon das Morgen", das für uns eine bloße Schlußfolgerung ist, ein Erfahrungssatz. Daß aber wir selbst unbewußterweise solche Intelligenzen sind, das zeigt sich im Fernsehen; denn der Somnambulismus kann nicht neue Fähigkeiten erzeugen, sondern nur latente ins Bewußtsein heben.

Eine solche Wechselwirkung aller Dinge ist von jeher in der monistischen Besinnung der Menschheit angenommen worden, die Vielheit der Dinge, ihr zeitliches Nacheinander und räumliches Nebeneinander kann nicht das Letzte sein, wo die Forschung Halt zu machen hätte. Das Letzte, wohin wir im Rückgang denkend gelangen, ist vielmehr die Einheit und der Zusammenhang aller Dinge, aus welcher Einheit unsere räumlich-zeitliche Welt bereits herausgetreten ist. Diese Einheit ist das eigentliche Problem der Philosophie, und die Thatsache des Fernsehens vielleicht die wichtigste für den Beweis dieser Einheit. Ist ein allgemeiner Naturzusammenhang gegeben, so ist auch ein Schauen in denselben denkbar. Wie sich in der inneren Selbstschau der Somnambulen das Verhältnis des Bewußtseins zum eigenen Körper verändert, und die Einheit des körperlichen und geistigen Lebens offenbar wird, die zu einer monistischen Seelenlehre drängt, so wird im Fernsehen das Verhältnis des Bewußtseins zum Makrokosmos verändert und drängt zum Monismus. Im Organismus der Welt kann nichts in einem Teile vorgehen, was nicht in einem andern eine Wirkung hätte. Die Seele aber, als ein Teil dieses Organismus, und von den Schranken der leiblich vermittelten Erkenntnis nicht eingeengt, kann Einsichten in diesen Organismus besitzen, die uns unbewußt sind. In diesem allgemeinen Zusammenhang aber ist für einen Zufall im Unterschiede von Notwendigkeit kein Platz mehr; ja wir müssen einsehen, daß gerade der Zufall aus dem tiefsten Borne der Notwendigkeit quillt. Das Fernsehen kann demnach auch den Zufall umfassen. Die Kabbalah leugnet den Zufall, da in der Welt alle Dinge in einem geheimen Zusammenhang stehen; aus dem gleichen Grunde ist aber das Fernsehen sowohl ein räumliches, wie zeitliches, und das letztere sowohl Rückschau, als Vorschau.

Eine einheitliche Erklärung des räumlichen und zeitlichen Fernsehens wäre nicht möglich, wenn Zeit und Raum ganz beziehungslos nebeneinander in der Welt und im menschlichen Intellekt lägen. Diese einheitliche Erklärung kann nur geliefert werden durch ein Prinzip, welches sowohl Raum als Zeit in sich enthält. Dieses Prinzip ist nun eben die Kausalität. Alle Kräfte in der Natur sind bewegende Kräfte. Be-

[1]) **Reichenbach:** Der sensitive Mensch I, 706.

wegung aber erfordert in ihrem Begriffe gemäß sowohl eine Richtung, als auch je nach ihrer Energie eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit, also Raum und Zeit. Wer also die Kräfte der Natur empfindet und dadurch Einsicht in die Kausalität erhält, muß das räumliche wie zeitliche Moment der Kräfte erkennen, das Wo und das Wann muß ihm offenbar werden. In jeder Bewegung — so könnte man auch sagen — ist sowohl Stoff, als Kraft gegeben, also Form und Dauer. Der Raum ist die letzte Abstraktion von Stoff, die Zeit die letzte Abstraktion von Kraft; wie Stoff und Kraft untrennbar sind, so Raum und Zeit und sie werden daher vom Fernsehen gleichmäßig umfaßt.

Wenn Zöllner für das räumliche Fernsehen eine isolierte Erklärung aus der Erhebung der Seele in der Richtung der vierten Raumdimension giebt [1]), so würde das wieder eine gesonderte Erklärung des zeitlichen Fernsehens erfordern. Wenn Schopenhauer alles Fernsehen aus der Idealität von Zeit und Raum und der Notwendigkeit alles Geschehens erklärt [2]), so ist zu sagen, daß dieses Abstreifen der Erkenntnisformen unmöglich das Gehirn betreffen kann, sondern ein anderes Organ voraussetzt, dem aber auch die Fähigkeit zugesprochen werden muß, in die Notwendigkeit alles Geschehens Einblicke zu thun. Daß dieses möglich ist, hat aber gerade Schopenhauer im Sinne einer einheitlichen Erklärung alles Fernsehens gezeigt mit den Worten: „Was durch das Gesetz der Kausalität bestimmt wird, ist also nicht die Succession der Zustände in der bloßen Zeit, sondern diese Succession in Hinsicht auf einen bestimmten Raum, und nicht nur das Dasein der Zustände an einem bestimmten Ort, sondern an diesem Ort zu einer bestimmten Zeit. Die Veränderung, d. h. der nach dem Kausalgesetz eintretende Wechsel, betrifft also jedesmal einen bestimmten Teil des Raumes und einen bestimmten Teil der Zeit zugleich und im Verein. Demzufolge vereinigt die Kausalität den Raum mit der Zeit. Wir haben aber gefunden, daß im Wirken, also in der Kausalität, das ganze Wesen der Materie besteht: folglich müssen auch in dieser Raum und Zeit vereinigt sein, d. h. sie muß die Eigenschaften der Zeit und die des Raumes, so sehr sich beide widerstreiten, zugleich an sich tragen, und was in jedem von jenen beiden für sich unmöglich ist, muß sie in sich vereinigen, also die bestandlose Flucht der Zeit mit dem starren unveränderlichen Beharren des Raumes; die unendliche Teilbarkeit hat sie von beiden." [3])

Wenn also in der Bibel die zunächst in Erfüllung gehenden Prophezeiungen die deutlichsten, die entfernteren aber dunkler sind; wenn auch unsere Somnambulen oft ihre momentane Unfähigkeit zum Fernsehen gestehen, aber vermöge einer merkwürdigen transcendentalen Prognose oft Monate voraus den Tag bestimmen können, an dem sie fernsehend sein werden [4]), so erklärt sich das aus der um so größeren Schwierigkeit der Kausalitätseinsicht, je entfernter das Ereignis ist, wiewohl diese Fähigkeit auch überhaupt einem Ebben und Fluten unterworfen ist.

---

[1]) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen III, 96.

[2]) Schopenhauer: Parerga I, 281.

[3]) Schopenhauer: Welt als Wille und Vorstellung I, 11.

[4]) Kerner: Gesch. zweier Somnambulen.

Für manche Fälle von räumlichem Fernsehen könnte man gleichwohl eine isolierte und einfachere Erklärung aufstellen, dann nämlich, wenn der geschaute Vorgang in einem Bewußtsein liegt, mit dessen Träger der Seher in Rapport steht, wobei also Gedankenübertragung stattfinden kann. Wenn z. B. Kerner erzählt, er habe heimlich seine Somnambule verlassen, sei auf die Straße gegangen und habe dort seinen Rock ausgezogen, was die Somnambule gleichzeitig den Anwesenden erzählte [1]), so genügt dafür die Gedankenübertragung. Es ist auch bei Somnambulen eine häufige Erscheinung, daß sie den zu ihnen kommenden Magnetiseur anmelden, entweder unmittelbar vor seinem Hereintreten, oder indem sie sein Herannahen successive verfolgen. Auch hier ist nicht notwendig, Fernsehen anzunehmen. Es ist eine bloße Steigerung der erwähnten Fähigkeit, wenn wir lesen, daß der heilige Antonius oft Tage und Monate vorher die Ankunft von Leuten wußte, die zu ihm kommen würden und ihre Motive erkannte.[2]) Der magnetische Rapport, indem er sich zu einer ständigen psychischen Verschmelzung steigert, erklärt manche Fälle von scheinbarem Fernsehen. Dr. Hanak spricht von einem Somnambulen, der mit seinem Arzt in beständigem Rapport stand und den Aufenthalt desselben angeben konnte.[3]) Ein Oberst behandelte seine Frau magnetisch; als er unwohl wurde, ließ er sich durch einen Offizier seines Regiments ersetzen, später übernahm er die Behandlung wieder selbst und versuchte, sie mit jenem Offizier in Verbindung zu setzen. Sie bezeichnete den Ort seines Aufenthalts, fügte aber erschreckt bei, er sei im Begriffe, einen Selbstmord zu begehen. Der Oberst bestieg ein Pferd, ritt hin, aber bei seiner Ankunft war der Selbstmord bereits geschehen.[4]) Professor Kieser erzählt, er sei einst bei Halle in Gefahr geraten, infolge einer Verkehrsstörung durch mehrere mit braunen Pferden bespannte Wagen über die hohe Brücke hinuntergeworfen zu werden; seine 9 Meilen entfernte Somnambule sah ihn gleichzeitig in einem Gewühle von braunen Pferden in die Saale fallen.[5]) Auch Rückschau ist durch solchen Rapport möglich. Die Frau des Arztes Comet sagte im Somnambulismus ihrem eintretenden Schwiegersohne, er trage einen noch uneröffneten Brief in der Seitentasche, den ihm der Schreiber selbst gegeben und der die Worte enthalte, daß er ihm drei Plätze für das Theater der Renaissance sende. Es war alles richtig.[6])

Sollten ferner im magnetischen Rapport auch latente Gedanken sich mitteilen können — was innerhalb einer psychischen Verschmelzung wohl denkbar ist —, so würden zahlreiche Fälle von scheinbarer Rückschau aus dem Rapport zu erklären sein. Eine Somnambule sagte zu einer Frau: „Du bist sehr unglücklich verheiratet, hast es aber erzwungen.“ Auf die Frage, wie sie das behaupten könne, fuhr sie fort: „Erinnere dich nur, wie du vor 12 Jahren in deinem Keller an einem Faß gekniet bist und

[1]) Kerner: Gesch. zweier Somnambulen, 302.

[2]) Görres: Die christliche Mystik I, 202.

[3]) Hanak: Geschichte eines natürlichen Somnambulismus, 80.

[4]) Chardel: essai de psychologie, 292. — [5]) Archiv XI, 1. 46.

[6]) Comet: la vériti aux médecins, 105.

Gott mit Thränen um deinen jetzigen Mann angefleht hast. Du wirst dich genau erinnern, wenn ich dir sage, daß neben dem Faß Käse gestanden ist." Die Frau erinnerte sich nun in der That an diesen längst vergessenen Vorfall und bestätigte die Aussage.[1])

Die magnetische Behandlung ist nur eine der Ursachen des Rapports, der in selteneren Fällen auch ohne sie eintreten kann. Auch aus diesem Grunde bleibt in manchen Fällen unentschieden, ob Gedankenübertragung oder Rückschau stattfindet. Wilson erzählt, daß, als er einst in Minneapolis öffentlich sprach und zwei Frauen, Mutter und Tochter, in den Saal traten, er plötzlich rückschauend in eine ferne Stadt versetzt wurde, die er für Paris hielt. Er sah eine halbentkleidete Frau mit fliegenden Haaren durch ein Thor rennen und um Hilfe rufen. Von ihrer Schulter floß Blut auf das Kleid. Sie wurde von einem kräftigen Manne mit schwarzen Haaren und Bart, der ein langes Stilett in der Hand hielt, verfolgt, aber von zwei Offizieren in Schutz genommen. Wilson erbat sich die Erlaubnis, vor den Anwesenden — etwa 80 Personen — diese Szene zu erzählen, und die Damen bestätigten die Erzählung in jedem Punkte; sie seien hier fremd und niemand wisse um ihre Vergangenheit; die Narbe von der damals erhaltenen Wunde sei noch an der linken Schulter sichtbar, die Szene habe vor elf Jahren stattgefunden.[2])

Daß diese Art von Rückschau nicht auf einer Aktivität des Sehers beruht, sondern auf entstehendem Rapport, scheint mir dann wenigstens der Fall zu sein, wenn das Fernsehen nur in dieser einen Gestalt auftritt. Der sehr vertrauenswerte Zschokke, der doch sonst nichts davon berichtet, ein Seher gewesen zu sein, hatte die Gabe, zuweilen mit Fremden in solchen Rapport zu geraten. „Es begegnet mir zuweilen — sagt er — beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihre Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur diese oder jene besondere Szene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich und im Zeitraum weniger Minuten. Währenddessen ist mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen, wie Kommentar zum Text der Gesichtszüge, klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Phantasie; um so mehr, als mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräte und andere Nebendinge zeigte."[3]) Zschokke erzählt ein paar sehr merkwürdige Beispiele dieser seiner Fähigkeit und meint, daß auch andere sie besitzen; denn einst auf einer Reise sei er selbst das Objekt einer solchen Rückschau gewesen, als er mit einem alten hausierenden Tiroler zusammentraf.

---

1) Werner: Die Schutzgeister, 397.

2) Religio-philosophical Journal vom 16. August 1879.

3) Zschokke: Selbstschau I, 311—314.

Das wäre nun eine sehr wertvolle Eigenschaft für einen Untersuchungsrichter, und ausgeschlossen ist ja die Möglichkeit nicht, daß wir einst auch diese Fähigkeit, wie schon jetzt manche mystische, künstlich werden hervorrufen können.

Auch als räumliches Fernsehen kann dieser Rapport auftreten, und vielleicht sind sogar solche Fälle dazu zu rechnen, wo eine Zwischenperson unbewußterweise als Mittlerin dient, wie wenn eine Kraft durch ein unempfängliches Medium hindurch das empfängliche aufsucht. Als Dr. Voiture zu einer Besessenen kam, forderte diese ihn auf, zu seinem Patienten Badirot zu gehen, der eben vom Schlag gerührt worden sei, was richtig war. Ein andres Mal schickte sie ihn eilends nach Hause, wo sein jüngstes Kind mit dem Gesicht ins Feuer gefallen sei, was ebenfalls richtig war.[1])

Es frägt sich nun weiter: Kann eine Szene aus meinem vergangenen Leben, an die ich mich nicht mehr erinnere, ja welche beim Erleben meinem Bewußtsein entgangen ist, durch psychische Verschmelzung einer anderen Person offenbar werden? Auch dies ist noch denkbar. Der Philosoph Baader erzählt: Eine fremde und durchreisende Somnambule erzählte in dem Ort, wo sie kaum angekommen war, ihrem Arzt ohne dessen Veranlassung, daß er seit einem halben Jahre einen Ring vermisse, den er für entwendet halte; derselbe sei ihm aber unbewußt, als er über dem Lesen eines Buches einschlief, in das Buch gefallen, wo er ihn in einem bestimmten Fach seines Schrankes finden würde, und in der That fand.[2])

Die Erklärung des Fernsehens aus dem Rapport hat nun aber ihre natürliche Grenze dann, wenn es sich um einen Blick in die Zukunft handelt. In diesem Falle kann der eventuell bestehende Rapport nur der Anlaß zu aktiver Thätigkeit des Sehers werden, ein Anlaß, der allerdings ein sehr günstiger Hebel von Ferngesichten zu sein scheint. So sagte Swedenborg dem Bischof Hollenius voraus, daß er schwer erkranken und sich dann zu Swedenborgs Ansichten bekehren würde, bat ihn auch, in diesem Fall ihn zu benachrichtigen, damit er ihm seine Schriften schicken könnte. Es kam so, und der Bischof wurde ein begeisterter Anhänger Swedenborgs.[3]) Eine Somnambule sagte ihrem Arzt, daß er in vierzehn Tagen ein Duell haben und verwundet werden würde. Er notierte es in sein Taschenbuch. Vierzehn Tage später fand das Duell statt und als er verwundet nach Hause gefahren wurde, zog er sein Taschenbuch heraus und zeigte die Notiz seinem Gegner.[4]) Dr. Rostan, nachdem er zehn Jahre lang gegen den Magnetismus geschrieben hatte, that einst, was er zehn Jahre früher hätte thun sollen; er stellte aus bloßer Neugierde ein Experiment an und erzielte sogleich Somnambulismus. „Ich fühle es, sprach nun die Somnambule, daß Félicité herankommt. Die Ärzte halten sie für brustkrank; sie ist es aber nicht, sondern herzkrank. In vier Tagen, Samstag um 5 Uhr, wird sie einen heftigen Blutsturz haben, Sie werden ihr zur Ader lassen, aber nicht hindern können, daß sie sechs Tage später stirbt."

---

1) Remigius: Daemonolatria. — 2) Archiv XI, 2. 153.
3) Bizouard: rapports de l'homme avec le démon, IV. 370.
4) Exposé des cures operées en France par le magn. an. I, 258.

Diese Vorhersage traf buchstäblich ein.[1]) Ein Gichtkranker nahm in heftigen Schmerzen eine große Dosis Opium. In diesem Zustand magnetisiert, wurde er fernsehend und prophezeite einer Dame, daß sie von ihrem Manne einen Brief bekommen würde und daß dieser, der damals ganz gesund war, in zwei Jahren sterben würde. Auch diese Voraussage traf ein.[2]) Aubry, einer der Ärzte, welche in der Anstalt Mesmers beschäftigt waren, empfing dort einst den Besuch von zwei Fremden, welche, ohne ihren Unglauben zu verhehlen, um die Erlaubnis nachsuchten, bei der Behandlung der Kranken anwesend zu sein. Aubry wartete, bis eine gewisse Marguerite somnambul wurde und legte dann die Hand des einen Fremden in die ihrige. Die Somnambule sagte, er sei ein Fremder, und — da er über seinen Gesundheitszustand etwas erfahren wollte — er habe vor drei Jahren infolge eines Sturzes den Arm gebrochen. Das war richtig. Als er sie um seine Zukunft befragte, warnte sie ihn vor der drohenden Gefahr, ermordet zu werden. Beim Abschied, um seinen Namen gebeten, nannte er sich Graf von Haga. Es war Gustav Wasa, der König von Schweden, der unter dem angegebenen Namen reiste und 1797 ermordet wurde.[3])

Jene Fähigkeit, welche Zschokke rückschauend besaß, kann sich auch auf die Zukunft richten. Einen solchen Fall erzählt die Generalin W., der ein Hindubüßer, dem sie zufällig begegnete, ihr künftiges Schicksal prophezeite.[4]) Merkwürdiger noch, weil auf eine Mehrzahl von Personen gerichtet, ist die Prophezeiung der Prinzessin von Joinville, welche in Anwesenheit von Louis Philippe und der königlichen Familie von Dr. B. magnetisiert, somnambul wurde, und die späteren politischen Ereignisse mit Bestimmtheit vorhersagte: Den Tag und die Stunde der Flucht, die Beraubung der Tuilerien, die Wegnahme der Diamanten und eine die Familie Orleans betreffende Katastrophe.[5]) Beispiele dieser Art berichten schon Homer[6]) und Herodot.[7])

Kommt eine Somnambule dadurch mit einer abwesenden Person in Rapport, daß man ihr von letzterer Haare, einen Brief, ein Kleidungsstück 2c. in die Hand giebt, so können auch dabei räumliche und zeitliche Ferngesichte entstehen, wobei der Rapport wiederum Ursache oder bloßer Anlaß sein kann; ersteres nur beim räumlichen Fernsehen und der Rückschau, letzteres beim Blick in die Zukunft. Dies ist nun aber eine Übergangsform zu einer sehr merkwürdigen, aber wohl konstatierten Fähigkeit zahlreicher sensitiver Personen, die mit dem sehr wenig zutreffenden Namen „Psychometrie" bezeichnet wird. Legt man einem „psychometrischen Medium" leblose Gegenstände auf die Stirne, so sieht es Bilder, welche mit diesen Gegenständen in Beziehung stehen; sie werden vom Seher in ihre einstige Umgebung zurückgestellt, die in allen Einzelheiten beschrieben wird.

---

[1]) Pailloux: le magnétisme, 145. — [2]) Wesermann: Der Magnetismus, 34.
[3]) Gauthier: histoire du somnambulisme. II, 247. — [4]) Sphinx II, 130.
[5]) Kerner: Magikon V, 124. — [6]) Odyss. XX, 351—357.
[7]) Herodot VIII, 65.



Die allgemeinere Aufmerksamkeit wurde auf die Psychometrie erst durch die Schriften von Denton und Buchanan gelenkt[1]), aber beobachtet wurde das Phänomen schon früher. Die Somnambule A. in Straßburg legte sich ein Buch von Böhme auf die Herzgrube und beschrieb den Autor bis auf die Narbe am Kopfe, die von einem Sturz herrührte.[2]) Auch Gregory erzählt einen solchen Fall: Als Napier die Biographie von Montrose († 1650) schrieb, begab er sich zur Somnambulen Emma, die, in fragmentarischen Bildern rückschauend, über das Schicksal des Verstorbenen detaillierte Nachricht gab, was ihr nicht gelang, solange sie nur Briefe, wohl aber, als sie Reliquien von Montrose in Händen hielt.[3])

Ziemlich häufig sind die Berichte von Leuten, die, zum erstenmal an fremden Orten übernachtend, von Ereignissen träumen, die dort stattgefunden haben. Es bleibt dabei dahingestellt, ob in solchen Fällen die Umgebung oder ein vorhandenes Residuum einen psychometrischen Einfluß ausübt, oder ob — wenn sich ein Bewußtsein nachweisen läßt, in dem die Erinnerung an das geschaute Ereignis liegt — Gedankenübertragung, sei es selbst von seiten eines Verstorbenen — vorliegt: Die Kammerfrau einer russischen Familie fand in Paris wegen Überfüllung des Hotels nur ein notdürftiges Unterkommen, erhielt aber dann ein Zimmer des ersten Stockes angewiesen, das angeblich erst frei geworden sei. Nachdem sie die Thüre verschlossen, legte sie sich nieder, da sah sie einen jungen Marineoffizier hereintreten, der zuerst unruhig hin und her ging, dann auf einen Stuhl sich setzte und vor ihren Augen sich erschoß. Der herbeigeholte Gasthofbesitzer gestand, daß dieser Vorfall in vergangener Nacht stattgefunden habe. Die Beschreibung, welche die Kammerfrau von dem Selbstmörder gab, stimmte mit der Wirklichkeit überein.[4]) Die Berliner „Post“ vom 20. Januar 1879 enthält das Feuilleton eines Architekten, dessen Traum in einem schlesischen Schlosse sich auf ein dort hängendes Bild bezog und mit dem blutigen Schicksal desselben im Jahre 1793 in Verbindung stand.[5])

Eines der interessantesten Beispiele dieser Art ist der Traum, den Professor Bach in Paris, Großenkel von Sebastian Bach, hatte. Sein Sohn Leon Bach hatte bei einem Tändler ein altes Spinett gekauft, und bald darauf träumte der Vater Bach, er sähe einen Mann im Kostüm Heinrichs III, der ihm die Geschichte jenes Spinetts erzählte, dann darauf spielte und eine Arie dazu sang, von der Bach bis zu Thränen gerührt wurde. Am Morgen fand er auf seinem Bett eine Seite Musik, mit den Noten schön geschrieben vor. Später hörte er von Schreibmedien sprechen und geriet dadurch auf den Gedanken, sein Traum sei vielleicht eine Geisteroffenbarung, und daß vielleicht Baltazarini, Hofmusiker Heinrich III, ihm schreiben würde. Er nahm einen Stift, hielt die Hand über ein Papier, und schrieb nun automatisch vier Verse des Inhalts, daß Heinrich III

[1]) Vgl. Deinhard: Psychometrie. — [2]) Kerner: Magikon II, 470.
[3]) Du Potet: Journal du magnétisme XIII, 506—509. Vgl. VIII, 238—239.
[4]) Hellenbach: Vorurteile der Menschheit, III, 154.
[5]) Psychische Studien, 1879, S. 94.

dem Baltazarini das Spinett geschenkt habe, daß der König ein quatrain auf Pergament geschrieben und dasselbe in den Kasten verschlossen habe; daß Baltazarini, als er mit dem Spinett reiste und das Pergament zu verlieren fürchtete, es in einen kleinen Winkel auf der linken Seite des Klaviers einschloß, wo es noch sei. Bach konnte die Wahrheit dieser Aussage nicht sogleich prüfen, weil das Spinett damals in dem musée retrospectif der Industrieausstellung war; als er es aber wieder erhielt, suchte er mit seinem Sohne nach, und nachdem das Instrument fast ganz in Stücke zerlegt worden war, fand sich unter den Hämmern in 300jährigem Staube das Pergamentblatt mit folgendem quatrain:

Moy, le roi Henry trois, octroys cette spinette
A Baltasarini, mon gay musicien
Mais s'il dit mal sone, ou bien (ma) moult simplette
Lors pour mon souvenir dans l'estay garde bien. — Henry.

Die Schrift dieser Verse soll genau der Heinrichs III gleichen. In Bezug auf das eingeschlossene ma wurde Bachs Hand eines Tages wieder bewegt und schrieb: „Amico mio. Der König scherzte über meinen Accent in den Versen, die er mit dem Spinett schickte; ich sprach immer ma statt mais.“ Ich entnehme diese sehr abgekürzte Darstellung Perty[1]), möchte aber jedermann raten, die sehr ausführliche mit Abbildungen versehene bei Owen[2]) nachzulesen, um das ganze Gewicht dieser Thatsachen würdigen zu können. Wir haben es hier offenbar mit einer psychometrisch veranlaßten Rückschau, vielleicht auch mit einer durch Bachs Erregung verursachten und in den Schlaf hinübergenommenen Autosuggestion zu thun, die zur Befreiung des Schläfers von ihr eine transcendentale Fähigkeit weckte, oder endlich — dafür spricht das automatische Schreiben im alten Stil und in der Handschrift des Königs — mit einer spiritistischen Kundgebung. Es könnten aber auch alle drei Faktoren zusammengewirkt haben.

Einen Fall von Psychometrie mit Erweckung eines räumlichen Ferngesichts, wobei der Brief einer abwesenden Person benützt wurde, um die Somnambule mit ihr in Verbindung zu setzen, finde ich schon aus dem Jahr 1816, wo die Somnambule selbst eine nicht uninteressante Erklärung des Phänomens giebt.[3]) Aber die interessanteste Somnambule dieser Art war die des Dr. Haddock, Emma genannt, über die eine ganze Reihe sehr gut beglaubigter Berichte vorliegt, wie denn überhaupt die Schrift des Dr. Haddock zu den interessantesten in diesem Gebiete gehört. Emmas Ruf war sehr verbreitet und sie wurde von vielen Leuten aufgesucht, die über Abwesende, Vermißte, auch über Kriminalfälle Aufschlüsse erhielten, die sich immer bestätigten. Ich weiß überhaupt keine monographisch behandelte Somnambule, die in Bezug auf räumliches Fernsehen und Rückschauen so Ausgezeichnetes geleistet hätte, wie Emma, und will nur hoffen, daß mit der Zeit vielleicht durch Juristen, die sich mit der euphemistisch sogenannten Polizeiwissenschaft befassen, aus dieser Schrift des Dr. Haddock

---

1) Perty: Blicke in das verborgene Leben, 156.
2) Owen: Das streitige Land, 172—199.
3) Annales du magnétisme animal. V, 106—108.

die Belehrung schöpfen werden, daß unsere Polizeibehörden, statt der Ausbreitung des Okkultismus Hindernisse in den Weg zu legen, weit besser thun würden, selbst den Okkultismus zu studieren, wodurch sie befähigt würden, eine wirkliche Polizeiwissenschaft zu begründen. Aber auch Ärzten möchte ich empfehlen, etwa das 7. Kapitel: „die Hellsichtigkeit in Bezug auf Physiologie und Medizin" zu lesen. Ich müßte das halbe Buch abschreiben, um von den Fähigkeiten dieser Somnambulen eine entsprechende Vorstellung zu geben, beschränke mich aber auf die Mitteilung eines einzigen Falls, der sich durch Kürze auszeichnet: Ein junger Mann fuhr von Liverpool nach New York. Seine Eltern schickten ihm unmittelbar darauf eine Geldsumme nach, die aber nicht abgeholt wurde, und da überhaupt Nachrichten ausblieben, waren sie in großer Angst. Die Mutter des jungen Mannes kam daher nach Bolton zu Dr. Haddock, um durch Emmas Vermittelung Aufschlüsse zu bekommen. Nach einer kleinen Weile fand Emma den Verreisten, beschrieb sehr richtig die Persönlichkeit und ging in so viele Einzelheiten ein, daß die Mutter voll Vertrauen den Doktor bat, in etwa 14tägigen Pausen die Nachforschungen zu wiederholen und ihr mitzuteilen. Haddock that das, spürte dem Sohne auf verschiedenen Plätzen nach und übersandte die Berichte den Eltern. Nach einiger Zeit meldete der Vater des jungen Mannes, daß ein eingelaufener Brief des Sohnes die vollständige Richtigkeit aller Mitteilungen Emmas ergeben habe. Als der junge Mann nach England zurückkam, und diese Mitteilungen las, erklärte er, verschiedener Einzelheiten sich mit Bestimmtheit zu erinnern, z. B. des geringfügigen Umstandes, daß er irgendwo mit zwei Bekannten sich damit unterhielt, daß sie sich wogen.[1])

Geistergruß.

Von

Adolf Engelbach.



Noch müssen durch Zeichen
Die Hand wir uns reichen,
Durch Schrift und durch Ton;
Doch Nöthigstes sagen
Auch diese euch schon.
Wir stützen und tragen
Einander so gerne.
Wir sind noch nicht viel;
Wir ahnen nur ferne
Das himmlische Ziel!



---

[1]) Haddock: Somnambulismus und Psycheismus, 156.



Rembrandts Faustbilder.

Von

Carl Kiesewetter.

Zweifelsohne kann man „Rembrandt als Erzieher" zu denjenigen Erzeugnissen unserer Literatur rechnen, in welchen große Kapitalien an Geist und Wissen niedergelegt sind. Wie von allem, was das deutsche Gemüt bewegt, wird in diesem Buche auch von Faust gesprochen; merkwürdiger Weise aber nicht von Rembrandts Beschäftigung mit dem deutschen Archimagus. Als mich im vorigen Jahre der Verfasser des Rembrandtbuches, Dr. Julius Langbehn aus Dresden, besuchte, sprach ich ihm meine Verwunderung über diese merkwürdige Thatsache aus. Er sah mich etwas verblüfft an, gab mir Recht und versprach bei einer neuen Auflage Abhilfe.

Und doch war eine Besprechung der Beschäftigung Rembrandts mit Faust im Sinne der Wahlverwandtschaft so unendlich naheliegend, denn der große Niederländer, welcher die Fausttradition wahrscheinlich aus der 1617 in Delft erschienenen holländischen Übersetzung des Spießschen Faustbuches kannte, hat nicht weniger als vier auf Faust bezogene Bilder hinterlassen.

Zuerst das dem Junihefte beigegebene Faustporträt, welches ein merkwürdige Geschichte hat. Als Hauber 1739 den ersten Band seiner Bibliotheca magica herausgab, hielt er es für nötig, demselben ein Porträt Fausts beizugeben, zu welchem er bemerkt:

„Doctor FAUST ist in der Historie der Würckungen des Teuffels, und der Zauberey, ein so berühmter Name, daß sein Bildniß auch billig einen Platz in unserer Bibliothek fordert. Da mir nun schon vor geraumer Zeit ein von einem guten Meister gezeichnetes, und in Kupffer gestochenes Bild desselben zu Handen gekommen, so hab ich solches diesem Stück vorsetzen wollen."

„Nun kann ich zwar nicht sagen, daß Doctor FAUST würcklich also, wie das Bild zeiget, ausgesehen habe; Da aber doch solches Bild würcklich und schon vor vielen Jahren in Kupffer gestochen worden, so wird es unsern Lesern vermuthlich angenehm seyn, eine Copie davon zu sehen und zu haben."[1])

Diese Kopie ist nun eine fratzenhafte Verzerrung des ursprünglich Rembrandtschen Bildes, welches die Grundlage abermaliger Mißbildungen bei der Ausgabe des Goetheschen Faustfragmentes, der Arnimschen Über-

---

[1]) Genau so dachten und denken auch wir in Hinsicht der photographischen Nachbildungen, welche wir unsern Lesern bieten; nur haben wir den Vorteil vor Hauber, daß unsere Photographie getreuer arbeitet als jene alten Kupferstecher. (D. Herausg.)



Doctor Faustus.

Phototypische Nachbildung einer Radierung von

Rembrandt.

1648.

setzung von Marlowes Faust, Scheibles Kloster, Engels „Volksschauspiel Dr. Faust" 2c. wurde.

Die Hausersche Kopie ist aber nicht einmal nach dem Rembrandtschen Original gemacht, sondern nach Ciartres, oder — wie der „gute Meister" eigentlich hieß — Franz Langlois. Dies bemerkte zuerst J. W. Moehsen in seinem „Verzeichniß einer Sammlung von Bildnissen größtentheils berühmter Aerzte." Berlin 1771, 4⁰, wo er sagt, daß Haubers Faustbild ein Nachstich eines Blattes von Ciartres sei, welcher seinerseits wieder eine Radierung Rembrandts nachgestochen habe. Obwohl Moehsen das Rembrandtsche Original nicht gesehen hatte, erklärte er doch das Bild von Ciartres für „die bessere Copey." Das Rembrandtsche oder vielmehr Van Vlietsche Original hat neuerdings Dr. Szamatolski unter den Radierungen des Jan Joris van Vliet aufgefunden und samt dem — übrigens auch schlechten — Nachstich des Ciartres und der verzerrten Nachbildung in der Geschichte des „Christlich Meynenden" seiner Neuausgabe dieses Jahrmarkts-Faustbuches beigegeben.

Daß jedoch Rembrandt beim Radieren seines Blattes wirklich eine Faustdarstellung beabsichtigte, ist nicht erwiesen, wohl aber gilt das Blatt seit seinem Bestehen für ein Faustporträt, und in der That muß man es dafür halten, wenn man sich Rudolph Widmanns, der 1599 nach sehr guten Originalquellen schrieb, Schilderung der Person Fausts vor Augen führt, nämlich „ein klein hochruckerigs Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grauwes bärtlein." Weshalb Rembrandt Widmanns damals in allen Händen befindliches Faustbuch nicht gekannt haben soll, wie Dr. Szamatolski will, vermag ich nicht einzusehen, da sich nicht der mindeste Beweis dafür bringen läßt.

Moehsen erwähnt aber noch eines zweiten ebenfalls nach Joris in Kupfer gestochenen Faustporträts von Rembrandt, dessen „Gesichtsbildung mit diesem übereinkommt, außer daß er ein wenig älter aussieht. Den Kopf bedeckt eine ungeheure, rauhe Mütze, die unterwärts mit einem gestreiften Tuche zweimal umbunden ist. Er ist hier in einem Pelze mit einem breiten rauhen Ausschlag bekleidet, anstatt daß jener einen offen stehenden Mantel, und einen weißen Halskragen um hat. Zur rechten des Kopfes ist: Rt van Ryn in. Gleich darunter in einem Monogramme: J. G. van Vliet fecit 1633."[1])

[1]) Wir werden von diesem Blatte in unserm nächsten Hefte eine autotypische Nachbildung nach der im Kgl. Kupferstichkabinett zu München befindlichen Original-Radierung von Jan Joris (Georg) van Vliet bringen. Der von F. L. D. Ciartres herausgegebene Kupferstich ist übrigens, ebenso wie derjenige nach der in unserm Junihefte wiedergegebenen Radierung desselben Meisters eine gegenseitige Nachbildung (Spiegelbild). — Bei beiden Bildern ist, wie schon mehrfach erwähnt, keine Sicherheit vorhanden, daß es wirkliche Bildnisse des geschichtlichen Faust seien. Die jetzt geläufigen Namen sind den Bildern erst von Ciartres aufgeprägt worden, und zwar nannte derselbe unser Junibild Faustus, dieses aber, dessen Original wir im nächsten Hefte bringen werden, Philo Judaeus (Philon le Juif). Einige Ähnlichkeit der Modelle dieser beiden Bilder ist allerdings nicht zu verkennen. — Dem Bilde, von dem wir in diesem Hefte eine phototypische Nachbildung geben, scheint übrigens schon Rembrandt selbst den Namen Doctor Faustus beigelegt zu haben.

(Der Herausgeber.)

Ein drittes, nach Moehsen noch 1765 nachgestochenes Blatt Rembrandts soll Faust darstellen, wie er — einen Zauberstab in der Hand — in Gesellschaft eines Weibes einen aus der Erde aufsteigenden Geist beschwört.[1])

Das vierte der Rembrandtschen Faustbilder, dem schon ursprünglich die Unterschrift „Doctor Faustus" gegeben wurde, ist das mit dieser Nummer erscheinende Kunstblatt, das auch Scheible — sehr verdorben — dem ersten Bande seines Klosters hinzugefügt hat. In seiner allbekannten meisterhaften Behandlung des Helldunkels führt uns Rembrandt Faust in seinem mystisch ausgestatteten Studierzimmer vor, wie er in ekstatischem Zustand ein magisches Siegel erblickt. Die Form des Siegels entstammt allerdings der Phantasie Rembrandts, und außer dem I. N. R. I. ist nur das hier irrtümlich Alga geschriebene Wort Agla ein thatsächlich in der Magie gebrauchtes.[2]) Rechts neben dem Siegel schwebt ein Nebel am Fenster empor, in welchem eine Geisterhand zum Fenster hereinzulangen scheint.[3]) Links vom Magier grinst „Totenbein", der Tisch ist mit Scripturen und Folianten bedeckt, und rechts im Vordergrund steht ein mächtiger Himmelsglobus, denn nach den alten Faustbüchern war Faust ein großer Astrolog, der das Firmament ergründet hatte, für Fürsten und Herren — so für den Kardinal Azzolini — Nativitäten stellte und Kalender und Praktiken schrieb, von denen allerdings keine auf die Nachwelt gekommen sind.

Dem Leser wird die Behandlung der Person Fausts auffallend er-

---

[1]) Sollte dies nicht ein Irrtum Moehsens sein, und der Stich Saul und die Hexe von Endor darstellen; wie sie den Schatten Samuels beschwören? Mit dem historischen Kostüm nahm es Rembrandt bekanntlich nichts weniger als genau. C. K. (Unter Rembrandts Radierungen findet sich ein solches Bild nicht; aber auch einen solchen Stich nach einem Bilde Rembrandts habe ich nicht finden können. D. Herausgb.)

[2]) Die Erscheinung des Siegels im Fenster erinnert an ein Vorkommnis im Leben Tassos, welches Görres im dritten Bande seiner „Christlichen Mystik" beschreibt. Tassos Biograph Manso suchte dem Dichter auszureden, daß dieser einen Familiargeist besitze. Da nach langem Streite Manso immer nicht von seiner Meinung abwich, sagte Tasso zu ihm, „weil ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so muß ich euch durch eure eigenen Augen überzeugen, daß diese Dinge keine Einbildungen sind." Als sie nun am folgenden Tage wieder bei einander waren, wurde Manso gewahr, wie der Dichter plötzlich seine Augen gegen das Fenster richtete und dabei unbeweglich stand. Manso rief den Entzückten und rüttelte ihn, bis Tasso endlich sagte: „Siehe da den Geist! dem es gefallen, mich heimzusuchen; betrachte ihn nur, so wirst du die Wahrheit dessen, was ich sage, erkennen." Manso sah mit einiger Furcht gegen den Ort, konnte aber nichts als die Sonnenstrahlen, die das Glas durchschienen, wahrnehmen." — Tasso hielt nun mit dem Geist eine „in so wunderlichen und ausdrucksvollen Worten abgefaßte Unterredung so hohen und außerordentlichen Inhalts", daß Manso ganz erstaunt zuhörte, obschon er nur Tassos Worte vernehmen konnte. C. K.

[3]) Anm. d. Herausgebers: Mir scheint dies anders zu sein. Die Hand oder vielmehr Hände — denn es ist noch eine zweite Hand hinter der vordern zu sehen — kommen wohl nicht durch das Fenster, sondern die Vision ist mehr aufzufassen wie eine Figur, statt deren Kopf das leuchtende Schild erscheint und deren rechte Hand einen Spiegel rechts daneben hält, während die linke Hand deutlich auf diesen Spiegel hinzeigt. — Unsere phototypische Nachbildung ist sehr getreu nach dem im Kgl. Kupferstichkabinett zu München befindlichen Original dargestellt und nur um ein sehr Geringes verkleinert. H. S.

scheinen, während in Wirklichkeit nur die allgemein getragene Gelehrtentracht zu Anfang des 16. Jahrhunderts dargestellt ist, womit auch die Bartlosigkeit Fausts harmoniert. Der an die Darstellung des Goetheschen Wagner [1]) erinnernden nachtmützenartigen Kopfbedeckung begegnen wir auf den Bildnissen sehr vieler Gelehrten des 16. Jahrhunderts, wie dem Leser z. B. ein Blick in das mit Tausenden von Porträts geschmückte Theatrum virorum eruditione clarorum Frehers lehren kann.

Erwähnen will ich noch, daß Rembrandt den 1612 in Passau gedruckten Höllenzwang gekannt zu haben scheint, denn die Ähnlichkeit unseres Bildes mit dem Vorsetzblatt dieses Höllenzwangs ist sicher mehr denn eine zufällige. Faust ist auf diesem Vorsetzblatt in gleiche Tracht gekleidet, nur ist die Mütze niedriger, und er trägt einen spitz geschnittenen Vollbart, wie er jetzt wieder Mode geworden ist. Die Zimmerausstattung ist auf beiden Bildern eine ganz analoge, und auch das Fenster auf der gleichen Stelle; nur ist auf dem Vorsetzblatt Faust im Begriff einen Folianten zu öffnen. Die gedruckten Exemplare dieses Höllenzwangs scheinen verloren gegangen zu sein, auch existieren nur noch zwei Handschriften, eine in Koburg und eine in Weimar. Die Weimaraner Handschrift beschrieb Goethe kurz im 5. Bande seines Briefwechsels mit Zelter. Ich beschreibe sie sehr eingehend in meinem demnächst erscheinenden Buch „Faust in der Geschichte und Tradition, mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus“, welchem ich u. a. seltenen Bildern obiges Vorsetzblatt und die diesem Höllenzwang entnommene hochoriginelle Abbildung des Mephistopheles beigebe.

Beiläufig sei hier bemerkt, daß noch ein anderer alter niederländischer Meister Faust zum Gegenstand seiner Darstellungen machte, nämlich Christoph von Sichem, der jüngere (geb. 1580 in Delft). Dieser gab 1666 zu Middelburg ein Kupferstich-Werk in Folio heraus, das jetzt sehr selten ist. Dieses enthält 21 Bilder von „Haupt-Ketzern, falschen Propheten, Nachtwandlern, Geisterbeschwörern und Teufelsbündnern“, unter denen sich auch Faust mit Mephistopheles und Wagner mit seinem Familiar-Geist Auerhahn in Affengestalt befinden.

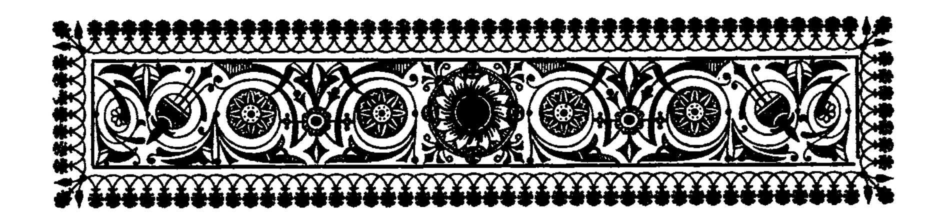
[1]) Nach den alten Faust- und Wagnerbüchern ist Wagner ein ganz junger Mann, wie ihn auch Marlowe und die alten Puppenspiele auffassen. Er war der Sohn eines katholischen Priesters zu Wasserburg am Inn und wurde von Faust aufgenommen, wie er als fahrender Schüler im Winter vor dessen Thüre bettelnd sang. Faust bildete ihn aus und ließ ihn einen Pakt mit dem schon im Talmud vorkommenden Geist Auerhahn schließen, welcher Wagner in Affengestalt begleitete. Letzterer wurde nach fünfjährigem Pakt vom Teufel geholt. Wagners Schüler war der Spanier Johann de Luna, dessen Geist Cynabal hieß. Lunas Schüler wiederum war der aus Goslar gebürtige Claus Müller. C. K.



Vornehmheit.

Die geistig Vornehmen ahnen oft kaum ihre Vornehmheit, weil sie sich nicht vornehmen, vornehm zu sein. A. B.





Die Kunst des Grüssens.

Eine Legende.

Von

Alois Dorda.

Im Palmenschatten an des Ganges Ufer
Ein Arhat saß. Weiß wallt' sein Bart und müde
Geschlossen war der Augenlider Paar;
Allein sein Ohr sog aus der Blätter Flüstern
Und aus des heil'gen Stromes Wogenrauschen
Viel tief-geheime Kunde und sein Blick
Flog über Zeiten- und Planetenfernen
Und schaute aller Dinge Urgrund an. —

Da nahte leise sich demüt'gen Schrittes
Dem Alten ein Fakir, hohläugig, hager,
Ein schlechter Schurz umschlang die dürren Lenden. —
Hin sank er vor dem Greise auf die Kniee,
Tief beugte er sein Haupt bis in den Staub,
Und flehend hub er also an zu sprechen:

„O Meister! Weisester der Menschen! gönne
Wonach die Seele mir verdürsten will.
Sieh, eines Fürsten einz'ger Sproß war ich,
In Glanz und Reichtum wuchs ich auf zum Jüngling,
Geehrt, geliebt, von Glück und Macht umwoben.
Doch an dem Geiste nagte Wissenshunger
Und meine Seele dürstete nach Wahrheit.
Ins Geisterreich flog mein verweg'nes Sehnen,
Das Unbegriff'ne dacht ich zu ergreifen,
Wollt pochen an des Jenseits dunkle Pforte,
Und selbst der Gottheit kühn ins Auge sehn.

Umsonst, gar bald erlahmten mir die Schwingen
Und blöd' wie früher lag ich da im Staube.

Da mußt ich plötzlich Shakhyamunyi's denken
Und hell flammt's in mir auf: Durch Leiden, Leiden,
Nicht durch Begehren führt der Weg zur Wahrheit
Und zur Glückseligkeit. — Und hin warf ich
Den Königsprunk, die Macht, die Schätze all',

Entfloh zur nächt'gen Stunde aus dem Schlosse
Und pilgerte in ferne Wüsteneien,
Um dort zu büßen. — Dreißig Jahre büßt' ich." —

„Und wie, mein Sohn, sag an, hast du gebüßt?"

„O Meister, wie kein Mensch noch je gebüßt!
Nie hat mein Fuß an einem Herd gerastet,
Nie wölbte nachts sich über mir ein Dach.
Viel Monden lang saß ich im Sonnenbrande,
Daß ich vermeint', mein Mark sei ausgedorret;
Fünf Jahre bettet im Himalaya
Auf Gletschereis allnächtlich ich die Glieder.
Kein Trank hat je die Lippen mir gefeuchtet
Als Morgenthau, der selbst darauf sich legte,
Nach Wochen zählte meiner Fasten Dauer,
In denen nicht ein Reiskorn mich erlabte.
Wie hab' den Leib mit Dornen ich gezüchtigt!
Wie oft stieß ich die Stirn gen Schwertesschneiden!
Ja, selbst was kein Geschöpf vermag zu missen,
Misgönnt ich mir: Des Odems Hauch und hielt
Ihn oft gepreßten Mundes lang zurücke." —

„Zu viel, zu viel! — Und doch zu wenig. Sag mir,
Mein Sohn, wie hat Dein Büßen sich gelohnt?
Was ward Dir d'rum zuteil?"

„O mancherlei!
Mit meines Auges Blicken lernt' ich Tiger
Verscheuchen, konnte von der Palme Gipfel
Die Früchte in den Schurz mir nieder locken.
Aetherisch ward zu Zeiten mir der Leib,
Daß ich durch Mauern und verschloss'ne Pforten
Eindringen konnt' in jeglich Heiligtum;
Vor meinem Wink bewegt' der Felsblock sich;
Ein Seil, das in die Luft ich warf, blieb hängen,
Ich konnte kletternd d'ran mich aufwärts heben.
Rings um mich her bevölkert sich der Raum
Mit Luftgestalten mannigfalt. Ich sehe
Der Abgeschiedenen verklärte Leiber,
Seh' die Gemordeten, nach Leben lechzend,
Nach Rache dürstend, in des Mörders Hirn
Mit kalten Geisterhänden grausam greifen;
Seh der Dämonen schadenfrohe Scharen,
Wie sie das Gift der Leidenschaft ins Herz,
Ins Haupt dem Menschen die Verzweiflung träufen,
Ich sehe — doch genug! Was soll das Alles
Mir frommen, wenn das Letzte, Höchste fehlt? —
Wenn ich nicht über Raum und Zeit den Geist
Beflügeln und erheben kann, wird nie
Des Weltenrätsels Lösung mir zuteil. —
D'rum lieg' ich jetzo vor Dir auf den Knieen
Und flehe Dich um dieses Letzte an.

Wirf einen Strahl von Deiner frommen Klarheit
Mir in des Herzens dunkle Abgrundtiefen,
Leg' sanft die Hand auf's Haupt mir, daß darinnen
Des wilden Sehnens Ungestüm sich sänft'ge,
Gieb Schwingen meinem Geist, gieb was du hast:
Allsein, Allhören und Allschauen — gieb! —"

„Halt' ein, Begehrlicher! Vorher noch künde:
Hast Du die Kunst des Tröstens auch gelernt?"

„Des Tröstens? — Eine Kunst? — Du scherzest, Meister!"

„Die Kunst des Tröstens, so hab' ich gesagt.
Du kennst sie nicht? So hast Du nie die Hand,
Die kühlende, auf das erhitzte Haupt
Des Fiebernden gelegt? — So hast Du nie
Die kummerfalt'ge Stirne glatt gestreichelt,
Nie dem, deß Herz vor Leid erstarret war,
Die Arme breitend zugerufen: Komm!
Leg' her dein armes Haupt an diesen Busen,
Er hat der Wärme g'nug für dich und mich! —
Kennst nicht dies Hochgefühl, vor dem der Weise
Die Weisheit wegwirft, seiner Kron' der König
Vergißt, die Jungfrau ihrer Scham nicht achtet,
Der Reiche über seine Schätze schreitet —
Nicht um für sich ein Höchstes zu erjagen,
Nein, nur um eine Thräne abzutrocknen. —

Und wenn dann er, der so sich weggegeben,
Im anderen sich wiederfindet und sich
Beseligt fühlt, daß nun das Leid entflohen,
Dann legt er zweifelnd wohl die Hand aufs Herz
Und frägt sich bang: Wie ist mir denn? — Ich wollte
Ja ihn beglücken, und beglück' nun mich?
Wie kann denn wohlthun mir, was ihm sollt wohlthun?
So hab ich's mir zulieb gethan, nicht ihm,
So muß ich eines Unrechts mich beklagen —!
Und süßes Weh raubt ihm den Schlaf der Nächte.

Du wähnst, Fakir, durch Leiden geh' der Weg
Zur Wahrheit und Glückseligkeit? Du irrst!
Auch Leiden können selbstisch sein. — Das Mitleid
Allein ist aller Tugend hohe Blüte
Ist jene Allmacht, die den irdischen
Urew'gen Widerstreit von Lust und Leid
Versöhnt in einem Harmonieakkord;
Ist höchste Buße und auch höchste Wonne,
Ist von dem Ich zum Du die gold'ne Brücke,
Ist aller Weisheit Quelle. — Denn sie lehrt,
Wie nichts der Einzelne für sich bedeutet,
Wie jedes Wesen nur ein Teil vom Ganzen
Ein Strahl nur ist vom mächt'gen Weltenwillen;
Und wie dies Selbstvergessen und Versenken
In einen Andern nur Vereinigung

Von zweien Strahlen ist. — So weiset sie
Den Weg zu jenem hohen Ziel, wo alle
Die Strahlen wonnig in einander fließen,
Wo man in jedem sich und in sich alle
Begreift, wo liebend man die ganze Welt
Umschließt, und so zum Ganzen wird, da man
Ein Scherben eben doch nur war, ein Brocken! —
Sieh mir ins Aug', Fakir, hast diese Buße
Du je geübt? — hast diese Kunst erworben? —"

Der aber barg sein Antlitz in das Gras
Und wand, von Schmerz durchschüttert, seine Glieder. —

Es sank die Sonne; aufrecht stand der Greis,
Als wie von inner'm Licht durchleuchtet strahlte
Des Weisen Hochgestalt im Abendscheine. —
Er wandte sich zum Gehn. — Da sprang der Büßer
Mit Wehgeschrei empor, umfaßte brünstig
Des Alten Knie, und flehte:
„Bleib, o bleib noch!" —

— „Verweile hier, ich kehre morgens wieder.
Schon neigt zu Ende sich der Tag und ich
Muß heut' noch viele tausend Meilen wandern
Zu einem Menschenkind, das fern im Westen
Auf seinem Lager liegt und Ruh nicht findet,
Weil ihm das Tröften allzuhold gedäucht,
Als daß darin ein Segenswerk es sähe.
Ich muß ihm ins Gemüt ein Traumbild senken
Das Frieden bringt. —"
Er sprach's und war verschwunden.

Weihe des Leides.

Von

M. von Saint-Roche.

Gar manche Knospe dem Licht sich erschließt,
Von feuchten Tropfen des Regens bethaut,
Noch schmelzender klinget des Vögleins Lied.
Wenn nach dunklen Stürmen der Himmel blaut.

Unter Thränen und Schmerz reifte oftmals schon
Das Beste empor in der Menschenbrust;
Gar manchen weihte zum Sänger das Leid, —
Deß Seele stumm war in Glück und Lust.



Erhebet eure Herzen!

Von

Frank Forster.

In die Nacht des schwersten Leidens,
Selbst ins Thränenbad des Scheidens
Dringt ein Ruf, der Sehnen spannt
Und zugleich die Thränen bannt,
Leis wie Auferstehn im März en:
„Erhebet eure Herzen!" —

„Wohin? Zu wem? Zu Menschenworten?" — —
Zur Geistes-Welt, die allerorten
Uns umgiebt wie reine Luft,
Und mit tausend Stimmen ruft:
Zeigt euch stärker als die Schmerzen —
„Erhebet eure Herzen!" —

Klopfet an in höh'ren Zonen,
Denn dort sollt ihr dauernd wohnen!
Wenn euch schweres Leid verwirrt,
Wißt, daß niemals ganz verirrt,
Wem noch leuchten Himmelskerzen —
„Erhebet eure Herzen!" —



Der Engel.

Ich sah einen wunderschönen Engel auf Erden auf und ab wandeln. Alte Leute berührte er, da wurden sie jung; zu den Armen kam er, und sie wurden reich; und wenn er zu den Sorgenvollen redete, erstrahlten ihre Augen vor Freude. „Wer ist dieser herrliche Wanderer auf Erden?" fragte ich; und man sagte mir, es sei der Tod. —

Light. 593, 235.



Das Meisterstück des Zimmermanns.

Ein biblisches Gesicht.

Von

P. K. Rosegger.

„Nun will ich Feierabend machen," sagte er und lehnte das Beil an die Wand.

Der Vater hielt die Säge ein, mit welcher er eben im Begriffe war, einen Balken entzwei zu schneiden, blickte Jesum an und sprach: „Wie willst du jetzt Feierabend machen, mein Sohn, und es ist noch nicht der Sabbath?"

Hierauf antwortete Jesus: „Den Sabbath erkenne ich nicht mehr an. Mir ist die Zeit gekommen, da jeder Tag ein Tag des Herrn ist. Ich habe euch schon gesagt, liebe Eltern, daß ich auf den Berg Libanon steigen muß, oder über das weite Meer fahren oder in die Wüste ziehen."

Die Mutter legte ihr Nähzeug in den Schoß, legte die Hände in einander und rief: „Aber Kind, was willst du denn an diesen schrecklichen Orten, wohin keine Menschenseele kommen mag!"

„Mutter, ich suche den Herrn!"

„Gott der Herr ist überall", sagte hierauf der Vater.

„Ich will allein mit ihm sprechen," antwortete Jesus, „und ich will viel und lange mit ihm sprechen, darum gehe ich in die Einsamkeit."

„Ich werde alt, der Hände Arbeit wird mir mühsam, doch du wirst wissen, was du thust. Willst du in die Fremde, so will ich dich nicht zurückhalten, du bist an die Dreißig alt und magst wie jeder brave Handwerksmann, die Welt anschauen." Also der Vater.

Die Mutter aber war bekümmert darüber, ob sein Rock und sein Hemde und sein Schuhblatt in dem Stande wären, um zu reisen, sie that einen blauen Sack hervor, füllte ihn mit Gewand und Nahrungsmitteln und anderlei Dingen, wie der Wanderer sie brauchen kann, und nötigte solche Last dem Sohne auf. Der Vater Josef holte aus dem Wandwinkel einen Stock hervor, gab ihm dem Sohne und sprach: „Von mir nimm diesen Stab. Habe ihn einst geschnitten in den Wäldern des oberen Jordan, bin mit ihm in meiner Jugend durch Galiläa gewandert und Samaria.

Kam ich unter wilde Thiere, so war er meine Wehr, war ich am Falle, so war er meine Stütze. Als ich deine Mutter zum Weibe nahm, spotteten die Leute, daß ich den dürren Stab in der Hand hielte und da ist aus ihm ein Blütenzweig hervorgesprossen. Nimm ihn mit dir, mein Sohn, und denke daran".

Und als sie dergestalt zum betrübten Abschiede rüsteten im Zimmermannshause zu Nazareth, da kam eine Magd hereingegangen mit der Botschaft, es wäre ein fremder Mensch draußen.

„Teile ihm ein Stück Brot", sagte Maria, die Näherin.

„Frau", berichtete die Magd, „er bittet nicht um Brot, er bittet um Arbeit".

„Dann führe ihn herein", sagte Meister Josef.

Und es war ein junger, schlanker, zagender Mann, der mit stotternder Stimme kund that, daß er sehr armer Leute Kind sei, daß er nirgends Erwerb finde, daß man ihm geraten habe, zu den Amalekitern zu gehen, um mit ihnen den Wüstenzügen aufzulauern, daß er aber sein Brot redlich verdienen wolle und daß er den Meister Josef sehr bitte, er möchte ihn aufnehmen in sein Haus und ihm das Zimmerhandwerk lehren.

Auf Solches machte Josef ein freundliches Gesicht, denn er freute sich, wenn sein bescheidenes Handwerk Ehre fand. Es waren Egypter und Syrier ins Land gekommen, die im Zimmerhandwerk wohl feiner arbeiteten, aber nicht so tüchtig und haltbar und die mit ihren zierlichen Werken heimische Gewerbe zu schädigen drohten. Darum waren dem Meister junge Kräfte willkommen, die sein Handwerk verjüngen und fortführen konnten.

„Siehst du, mein Sohn", sagte er zu Jesus, „also ist bald Ersatz für jeden Menschen, der fortzieht, sei es, daß er in die Fremde wandert, sei es, daß er ins Grab steigt".

Maria schüttelte still weinend das Haupt — Ersatz wäre das keiner.

Jesus nahm den fremden Jüngling an der Hand, führte ihn zu den Eltern und sagte: „Nehmt ihn auf anstatt meiner. Mit meinem Beil soll er in der Werkstatt schaffen, an meinem Platze bei Tische soll er essen, in meinem Bette soll er schlafen. Wenn ihr mir des Morgens Wasser reichen wollt zu Reinigung, so reicht es ihm, wenn ihr mich des Abends segnen wollet, so segnet ihn, alles, was ihr mir, dem Fernen, Gutes zudenket, das erweiset ihm".

„Und du?" fragte die Mutter den scheidenden Sohn, „willst du denn nimmermehr kommen?"

„Ich werde immer bei euch sein", sagte Jesus, „in jedem Dürftigen bin ich bei euch, an jedem Armen könnet ihr mir eure Liebe zeigen".

Meister Josef schaute sein Weib an und sprach leise: „Ich weiß nicht, was es mit ihm ist. Seit so manchem Jahr war er ein so braver Zimmermannsgeselle, und wenn er redete, so war es verständig. Jetzt spricht er so in Geheimnissen. Sollte er zu viel aus den Schriften gelesen haben?"

„Mir ist immer etwas auf dem Herzen gelegen wegen seiner", ent-

gegnete das Weib, „ich habe nie recht gewußt, ist es ein Hoffen oder ein Bangen. Er war stets anders als andere Leute sind und jetzt geht er von uns wie ein Fremder.“

Denn Jesus hatte kurz Abschied genommen und war ruhig davongegangen, während sie noch sprachen. Und dort am Zimmerschragen, wo der liebe Sohn emsig nnd klug gearbeitet hatte, stand jetzt der fremde Mensch und handhabte so ungeschickt das Beil, daß der Meister es ihm aus der Hand nahm und sagte: „Erst mußt du das Werkzeug gebrauchen lernen, mein Sohn, das Beil und die Säge und das Stemmeisen sollen von nun an deine leiblichen Glieder sein, wie Hände und Füße“.

Der junge Mensch, welcher Adam hieß, bat demütig um Geduld und faßte das Werkzeug an, wie Josef es zeigte.

„Dem Meister geziemt Geduld, dem Lehrling Fleiß, so habe ich es immer gehalten“, sagte Josef gütig. Insgeheim war ihm leid um den von hinnen gezogenen Jesus. —

Unser Wanderer reisete tagelang und stieg hinab in das Land Judäa. Aber er zog nicht gegen die Stadt, wo die Schriftgelehrten lebten und wo der Tempel Salomons stand, er bog zur Linken ein über die Felsberge von Jericho. Stand er auf einer Höhe, so sah er zur Rechten die rötlich schimmernden Gelände von Judäa und zur Linken das fruchtbare Thal des Jordan. Aber er stieg nicht hinab gegen den schönen Fluß, er wanderte voran. Zurück blieben die Wälder der Pinien, die Palmenhaine und die üppig grünenden Triften, die Menschenwohnungen mit den Gärten, welche eingerandet waren von roh aufgeschichteten Steinwällen. Noch standen an sandigen Hängen einzelne Ölbäume, es stand zwischen Steinblöcken noch manch’ einsamer Feigenbaum mit halbverdorrten Ästen. Dann blieben auch diese zurück. Auf dem dürren Boden schlängelten sich nur noch gelbe Flechten, auf den Steinen wucherte das graue, knisternde Moos. Endlich blieb auch das zurück. Es war keine Pflanze mehr und kein Tropfen Wasser, alles kahles Gestein und heißer Sand. — Jesus war in der Wüste.

Es war kein Weg und Steg, er wanderte über zackiges Gerölle; es war kein Zelt, er ruhte in Felsklüften; es war keine Quelle, er labte sich an dem Thaue, der vom Himmel sank in kühler Nacht; es war kein lebendes Wesen, er betete zu Gott, dem Herrn Himmels und der Erde. — Manchmal stieg er empor zu den weißen Riffen und blickte von ihnen hinaus gegen Sonnenaufgang. Da sank vor ihm das Wüstenland stufenweise nieder von Sandfeld zu Sandfeld, von Fels zu Fels, wie sie sich in zackigen, schründigen Wällen hinzogen bis in die blaue Ferne, wo die starre Landschaft abgeschlossen wurde durch einen schimmernden Streifen, der sich schnurgerade spannte am Rande des Himmels. Dieser Streifen war das Tote Meer. Manchmal war es, daß auf der sandigen Thalung schwefelgelbe Wolken hinwirbelten, daß diese Wolken vom Winde gepeitscht emporwogten zu den Riffen und den Einsiedler einhüllten in brennenden Wüstensand. Dann wieder war es, daß die weite zerklüftete Wüste in blendend weißer Sonnenglut lag, daß man meinen konnte, das Meer

müßte dort, wo es an den heißen Felsstrand schlug, aufzischen und verdunsten.

Eines Tages, als Jesus wiederum auf einer Felszinne stand und hinausschaute über die ungeheuere Öde, die unter dem goldigleuchtenden Himmelsgewölbe jetzt wie eine dunkle, zerrissene Scheibe dalag, da kam das wehe Gefühl der Vereinsamung über ihn, und es war ihm, als gebe Gott, zu dem er in seinem Herzen betete, keine Antwort mehr. Da stand ganz plötzlich vor ihm, wie aus der Felskluft hervorgestiegen, ein schlanker Jüngling. Seine schönen Glieder waren nur flüchtig verhüllt durch einen schwarzen Mantel, der aus Seide gewoben und mit goldenen Säumen berandet war. Sein Gesicht war glatt und fein und hatte kaum den Schatten eines Bartes. Sein dichtes schwarzes Haar kräuselte und die Kräuseln bewegten sich zuweilen ein wenig, als wären sie junge Schlangen. Mit heißer Augenglut blickte er auf Jesus und fragte ihn freundlich: „Du hast dich wohl verirrt, Freund, in der Wüste, und ich will dir gerne den Weg weisen, der dich wieder hinausführt in die schöne Welt".

„Ich verlange nicht nach der Welt", antwortete Jesus.

Mit Befremdung sah der fremde Jüngling auf den Einsamen und dann sprach er: „Du verlangst nicht nach der Welt? Ein Mann so jugendlich und sinnesfrisch und verlangst nicht nach der Welt! Guter Freund, du betrügst dich selber. Behorche doch einmal die geheimsten Regungen deines Wesens, wie ist es weltdürstig! Knechte es nicht mit naturwidrigen Satzungen, die Greise aufgestellt haben und nur Greise befolgen können. Lasse deinen Leib nicht Staub werden, ehe er nach dem Willen des Schöpfers sich ausgelebt hat. Wir sind lebendig, damit wir leben sollen. Feige ist, wer sich vor der Freude scheut; pflichtvergessen ist, wer die Gabe Jakobs nicht vermehrt, die Gabe Noahs nicht nützt und den Segen Abrahams nicht erfüllt. Lasse das träge Träumen, Freund und komme mit mir. Ich führe dich in die Gelände von Benam, wo vollwangige Schäferinnen noch Labans Heerde weiden. Ich führe dich in die Stadt der Könige, wo die Juden des Messias harren, um ihm die goldene Krone auf das Haupt zu setzen. Sei klug, gieb dich aus für den Messias, bringe ihnen das Gesetz, was ihnen gefällt. Gehe hin und mache sie sündenlos, daß sie fürder kein Gebot mehr übertreten. Weißt du wohl, wie das zu machen ist? Stelle ihnen kein Gebot auf und sie können keins übertreten. Sie werden dich rühmen als den größten Weisen des Erdkreises, alle Güter und Freuden der Welt werden sie dir zu Füßen legen, der herrlichste Purpur wird deine Gestalt umhüllen und die Königskronen der Juden, der Pharaonen und der Römer werden dreifach dein Haupt schmücken. Komme, Freund, wir steigen hinab ins Paradies".

Also sprach der schöne Jüngling mit dem schwarzen gekrausten Haar, dessen Locken sich manchmal regten wie junge Schlangen. Jesus wandte sich unwillig von ihm ab und antwortete nicht. Der Jüngling trat näher zu ihm und schlang seinen warmen, weichen Arm um den Nacken des Einsiedlers. Dieser schleuderte mit kräftiger Hand das schmeichlerische Joch

von sich, schritt rasch hin über das zackige Gefelse und schaute nicht um.

Und von solcher Stunde an fühlte er mehr als je die Nähe des Herrn. Und klarer als je sah er, wie die Welt beschaffen und was die Ursache ihres Elendes ist. Er sah, was sie zu ihrer Erniedrigung wünscht und was zu ihrer Erlösung frommt. Ihr Wunsch ist Genuß und Eigennutz, ihr Heil ist Entsagung und Liebe . . .

Vierzig Tage und vierzig Nächte war er in der Wüste, dann stieg er hinab gegen den Jordan.

Im Hause des Zimmermanns zu Nazareth war stille Trauer. Vom lieben fortgezogenen Sohn kam keine Nachricht heim. Sie wußten nicht, war er in den Gebirgen des Libanon, wo — wie Meister Josef behauptete — das beste Zimmerholz der Welt wuchs, oder war er gegen Egypten gezogen, um dort Freunde zu suchen, mit welchen er einst in leidvoller Jugend mit bunten Steinchen gespielt an den Fußquadern der Pyramiden; oder war er über das Meer gezogen in die Länder der heidnischen Griechen und Römer; oder hatte er in der Königsstadt Jerusalem Arbeit angenommen, wo, wie der Lehrling Adam versicherte, das lustigste Leben auf Erden ist. — Es kam keine Nachricht. Hingegen ging eine Mähr' um, daß am Jordan und am See Genezareth ein Prophet erschienen sei, der dem Volke, das um ihn zusammenströme, die Lehre von einem neuen Reiche Gottes verkündige. Und ein Nachbar suchte Meister Josef zu bereden, daß er auch hingehe, vielleicht fände er in dem neuen Propheten einen alten Bekannten. Es gebe Zimmerleute, die anstatt irdischer Häuser ein Haus Gottes zu bauen verstünden, in welchem viele Wohnungen seien.

„Willst du hingehen?" fragte Josef seine Gesponsin. Maria antwortete unter vor Freude klopfendem Herzen: „Ich weiß schon, daß er es ist. Aber hingehen will ich nicht, weil ich sein Wort schon weiß und weil er nun nicht mehr mir gehört, sondern allen jenen, die seine Lehre hören. Ich glaube ihm, auch wenn ich ihn nicht sehe".

Adam der Lehrling hatte sich mittlerweile zur Zufriedenheit betragen. Es war fleißig und sittsam und der Liebe nicht ganz unwürdig, die ihm von dem Ehepaare erwiesen wurde, welche aber freilich dem Abwesenden vermeint war. Mit dem Beile, das Jesus zurückgelassen hatte in der Werkstatt, arbeitete Adam am Holze; er saß am Platze des Tisches, wo Jesus gesessen, er schlief im Bette, in welchem Jesus geruht hatte, und er gedieh zur Freude des Meisters zu einem rechtschaffenen Zimmermann. Aber noch bevor Adam seine Lehrzeit vollenden und sein Gesellenstück schaffen konnte, verschied Meister Josef. Er war eben daran gewesen, ein Stück Holz zu glätten mit dem Falzmesser, als er innehielt, um sich zur kurzen Rast auf die Bank zu setzen neben sein Weib, das an einem Linnen nähte. Einen leisen Schlaf hub er an, von dem er aber nicht mehr erwachte. Dann kamen die Nachbarn, hüllten ihn in ein langes, weißes Gewand, trugen ihn hinaus und legten ihn in ein steinernes Grab. Maria sein Weib verbarg ihren Schmerz, weil sie dachte, dem Willen Gottes solle der Mensch mit keiner Klage widersprechen.

Nach dem Heimgange des Meisters Josef war es zu Ende mit dem Zimmerhandwerk in diesem Hause, und Adam sah, daß seines Bleibens nicht länger sein könne. So wollte nun auch er den Wanderstab ergreifen und eine Stätte suchen draußen in der Welt, wo er sein Meisterstück machen konnte. Sein Sinnen und Einbilden war stets Jerusalem gewesen, die herrliche Königsstadt. Also dahin wollte er nun ziehen.

Als er Abschied nahm von der stillen ernsten Meistersfrau, gab ihm diese voller Fürsorge Gewand und Nahrung mit, wie einst ihrem Jesus. Dann sagte sie: „Mit unserem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ziehe hin. Und wenn du in der weiten Welt meinem Sohn solltest begegnen, so sei ihm gut.“

„Wenn ich ihm begegne in der Wüste“, also antwortete Adam, „so werde ich ihm meinen letzten Bissen Brot geben, werde aus meinem Gewande ihm ein sanftes Bett bereiten und selbst daneben auf rauhen Steinen schlafen, preisend den Herrn, daß es mir gegönnt ist, meiner Dankbarkeit genug zu thun“.

Dann zog er fürbaß. Er wanderte durch Galiläa, er wanderte durch Samaria, er gönnte sich nirgends Rast, denn er wollte eintreffen in Jerusalem zum Feste der ungesäuerten Brote, da allerwelts Volk herbeiströmte in die Stadt des salomonischen Tempels, und da es also besonders hoch hergehen wird zu Jerusalem. Er nahm sich vor, nach den stillen Jugend- und Lehrjahren im Gebirge sein Leben einmal recht zu genießen in der Lust und Freude gebenden Königsstadt.

Und eines Tages zog er — vom Strome der fremden Ankömmlinge mitgerissen — ein durch das Thor des Herodes. Es war zur selben Stunde ein wunderliches Schauspiel zu sehen in der Stadt. Der Statthalter hatte einen Volksaufrührer öffentlich ausstellen lassen, um für den armen, arg zu Schanden geschlagenen Menschen Mitleid zu erregen bei der Menge, denn diese verlangte seinen Tod. Adam ging an dem widerlichen Auflaufe vorüber, denn sein Herz war weich und wohlgeartet. Er fragte in den Zimmerwerkstätten nach, allein überall wurde er abgewiesen; just vor dem Feste wollte man nirgends einen jungen Burschen aufnehmen. Nur in einer geringen Werkstätte draußen vor der Stadt wurde er befragt, ob er bereit sei, alsogleich eine Arbeit zu übernehmen, die noch in der Nacht fertig gestellt sein müsse. Adam war von der Reise zwar müde, doch um der Stelle willen, die er hier zu finden hoffte, nahm er die Arbeit an. Ein Galgen war zu zimmern, mit einem langen Stamme aufrecht und oben mit einem Querbalken. Adam hatte sich ein anderes Meisterstück gedacht in der fröhlichen Stadt Jerusalem, allein er blieb wohlgemut und baute das Ding, wie es ihm angegeben worden war.

Als Adam mit seinem Werke fertig war, der Meister, ein alter höckeriger Mann, dasselbe prüfte und sich damit zufrieden erklärte, ging er hinaus in die Morgenfrische, um die Umgebung der Stadt zu erforschen oder gar eine Wirtschaft zu finden, wo lachende Mädchen einen Becher Weines bieten. Unter einem Ölbaume stand er still und schaute hinaus in die mittägigen Gebirge, wo die kleine Stadt Betlehem lag, welche ja —

wie Lehrmeister Josef ihm einmal erzählt hatte — die Geburtsstadt Jesu's war, der darin in seiner Kindheit merkwürdige Schicksale gehabt und dann sein Vorgänger gewesen in der Werkstatt. Er erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an alle Liebe und Wohlthat, die er im Zimmermannshause erfahren hatte und fast war es ihm wie Heimweh nach dem stillen Gebirgsstädtchen in Galiläa.

Und als Adam der Zimmermann fast betrübt so vor sich hinträumte, da bemerkte er einen Volksauflauf, der an einem Felshügel vor sich ging. Unter der Menge waren auch Kriegsknechte und hohe Priester, sodaß Adam hinging und einen Karrner fragte, was das zu bedeuten habe.

„Der arme Sünder wird gekreuzigt,“, antwortete jener.

Da drängte sich Adam hinzu, um zu sehen, wie der Verbrecher wohl aussehe, für den er das Kreuz hatte zimmern müssen. Auch wollte er wissen, welcher Art das Verbrechen sei, das der Unglückselige begangen. Nun, das konnte er bald erfahren, alle Umstehenden sprachen darüber; es war der Prophet, welcher die Irrlehre verkündet: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst.

Mit gesteigerter Unruhe drängte der Zimmermann hinzu und zwischen den Schultern der schwerbewaffneten Landsknechte sah er, wie sie den der Kleider entblößten Übelthäter zu Boden warfen auf das Kreuz und ihn an Händen und Füßen mit eisernen Nägeln festhefteten an den Holzbalken. Und in diesem Menschen, der da gekreuzigt wurde, erkannte er Jesum, den Sohn der Zimmermannsleute zu Nazareth. — Wie von einem Schlage betäubt, taumelte Adam bei Seite. Für diesen Menschen also, der ihm Eltern und Heim überlassen, der ihm die größte Wohlthat übermittelt, die er je genossen, für den hatte er den Kreuzgalgen gebaut. Und das war sein Meisterstück gewesen. — Das Licht verging dem guten Adam vor den Augen, die Erde wankte unter seinen Füßen, er eilte wie rasend davon. Er wanderte gegen Sonnenuntergang bis zum Meere. Auf inständiges Bitten nahmen ihn Schiffer mit in das Abendland, wo er in den Wildnissen Germaniens still und ernst sein Leben verbracht hat.

Erhebe dich!

Von

Hans von Mosch.

Laß doch die Toten die Toten begraben!
Hinauf die Blicke zum Sternengezelt!
Hoch über dem ärmlich, erbärmlichen Treiben
Da wogt eine selig, gewaltige Welt! —

Entreiße dein ewiges Wesen dem Staube,
Du findest dort nimmer das irdische Glück!
Hinauf zu den Sternen den Flug der Gedanken
Und tief in die Seele den suchenden Blick!!



Liebet auch die Vögel!

Rücksichtslose Bemerkungen.

Von

Ernst Hallier.

Als kürzlich auf der Rhede von Borkum das Dampfschiff zur Abfahrt bereit lag, kam ein Segelboot in rascher Fahrt heran. Plötzlich sahen die Passagiere des Dampfers, daß nahe dem Segel aus der Luft etwas klatschend ins Wasser fiel, während das Boot voranschoß. Erst als gleich darauf aus dem nun in nächster Nähe befindlichen Boote seewärts ein Schuß fiel und hinter dem Segel hervor eine große Möve mit dem Winde davonstrich, begriff man, was jenes ins Meer versunkene Etwas gewesen war, — eine Möve.

In dem Boote saßen fünf oder sechs wetter- oder porter(?)-gebräunte Männer, alle mit Gewehren versehen. Das Boot umsegelte den Dampfer; dann ging es wieder seewärts, und man hörte noch einige Schüsse fallen.

Auf dem Dampfer hatten alsbald einige Herren zu streiten angefangen, ob nicht auch die zweite Möve getroffen und nach einigem Fliegen gefallen sei. An dem lebhaften Gespräch hatte sich eine höchst elegant gekleidete schöne junge Dame mit sichtbarem Interesse beteiligt; jetzt sah sie mit Verwunderung und Befremden einem älteren Manne nach, der sich unmutig mit den Worten, daß dies knabenhafte Roheit sei, abgewendet hatte.

An dem Hütchen des Mädchens sah man zwischen einigen Blumen einen jener farbenprächtigen, schimmernden Kolibris, welche Schmetterlingen gleich eine Zierde der brasilianischen Wälder sind und so heißen könnten, wie man in Frankreich die Rose genannt hat, une fête de la nature. —

Ich weiß nicht, ob jene Dame wohl auch gerne einen Mövenflügel an ihren Hut gesteckt hätte, oder ob sie für Jagd und Jägerei schwärmt, ohne vom Waidwerk die Schießerei zu unterscheiden. Wahrscheinlich trägt sie ihren Kopfschmuck nur gedankenlos und weiß auch nicht, daß jenes andere Vögelchen, dessen schlichtere und doch ansprechend gefärbte Federn den Hut ihrer Freundin zieren, bei Lebzeiten ein Rotkehlchen war, dessen melodisch perlender Gesang allabendlich bei Sonnenuntergang das dämmernde Gebüsch erfüllte.



STAMMGÄSTE.

Es giebt bei uns nicht viele Frauen, die in dem vielstimmigen Vogelkonzert unseres Frühlings die einzelnen Naturkünstler nach Stimme oder gar Gefieder unterscheiden; die meisten kommen mit den Begriffen „Rabe“ — für alles, was fliegt und schwarz ist — und vielleicht noch Sperling, Fink und Nachtigall aus und wirtschaften damit vom Hörensagen. Sie würden lachen, wenn man ihnen sagte, daß es eine Grasmücke giebt, den Mönch, deren markig tönende, einer Altstimme vergleichbare Strophe voll unsagbaren Wohllauts in einem Teile mit einem Satz zu Anfang der bekanntesten der drei Ouvertüren zu Beethovens Fidelio fast völlig übereinstimmt; und sie hören es gar nicht, wenn frühmorgens oder bei sinkender Nacht aus tiefstem Waldesdickicht hervor weithin hallend die Singdrossel ihren klingenden Ruf unermüdlich erschallen läßt.

Die „Mode“ ist es, welche ihnen den Ton angiebt, die „Mode“, der es zu gute kommt, daß in unseren Schulen die verständnis- und liebevolle Belehrung über die uns umgebende Natur immer kärglicher und dürftiger stattzufinden scheint, und daß ungezählten jungen Menschen lebendige Anschauung des vielgestaltigen Lebens in Wald und Flur ganz verschlossen bleibt.

Weil aber das bessere Wissen fehlt und nur Gedankenlosigkeit zu Grunde liegt, so mag es wohl gelingen, Sinn und Gemüt unserer Zeitgenossen zu Gunsten des kleinen munteren und so überaus nützlichen gefiederten Völkchens aller Länder zu beleben. Vor allem aber ist zu hoffen, daß wenigstens die sinnlose, leichtsinnige oder gewinnsüchtige Ausrottung der schönsten Vogelarten aufhören möge.

Gräßlich ist die Verwüstung, die man gerade unter den reizendsten Vögeln der Erde, den Kolibris, anrichtet. Kein noch so wildes Naturvolk würde jemals so an der Natur freveln, wie die Europäer es thun. Es ist empörend, daß die amerikanischen Regierungen diesem Treiben nicht Einhalt thun. Die Kultur der Inkas, der Azteken und der mittelamerikanischen Völkerschaften befand sich wahrlich auf einer weit höheren Stufe als diejenige der europäischen Eroberer. Und noch jetzt würden sie uns in zahlreichen Stücken gar arg beschämen. Wer die Vögel auf den Guano-Inseln beim Brüten störte oder gar tötete, der erlitt die Todesstrafe.[1])

Dagegen vergleiche man, was der europäische „Kulturmensch“ thut. Nach dem Aufruf des deutschen „Bundes gegen die Modefrevel“[2]) haben England und Frankreich in einem einzigen Jahr 1600000 Vogelbälge eingeführt. Frankreich allein führte in einer einzigen „Saison“ eine Million Kolibrileichen ein. In demselben Aufruf heißt es: „Bald werden die Landschaften, denen diese wunderbaren Geschöpfe paradiesischen Reiz verleihen, verödet sein. Millionen Tierchen, die in ihrem ätherischen Leben ihr leuchtendes Gewand nie mit dem Staub der Erde beschmutzt, werden nicht mehr von Blume zu Blume gaukeln; nun werden ihre traurigen Reste im Staube des Ballsaales oder als weiblicher Kopfputz

[1]) Garcilasso de la Vega, Commentarios reales. Ins Französische übersetzt von Jean Baudoin. Amsterdam 1715. Tom I, Livrais II, cap. XIV, p. 414, 415

[2]) Adresse A. Engel in Schwerin.

in kurzer Spanne Zeit verdorben sein." Und weiter unten: „Die Martern, welche Millionen und Millionen armer Geschöpfe um weiblicher Eitelkeit willen erleiden müssen, sind so grauenhaft, daß sie ohne das Zeugnis hochangesehener Männer unglaublich erscheinen würden: Es ist die Thatsache festgestellt, daß die Vögel mittelst an den Zweigen befestigter Angelschnüre gefangen und häufig sogar lebendig abgebalgt werden, damit — das Gefieder nichts von seiner Farbenpracht verliere." Mit Recht fügt der Berichterstatter hinzu: „Mitschuldig an solchem barbarischen Treiben ist jeder Käufer der so zu Tode gemarterten Tierchen."

Aber die Sache hat noch eine andere höchst bedenkliche Seite.

Damit die Vogelbälge, sowie die ausgestopften Vögel, die Flügel, Schwänze u. s. w. nicht in Fäulnis übergehen, müssen sie vergiftet werden, und zwar mit den gefährlichsten metallischen Giften: Arsenik und Quecksilbersublimat. Wer also solche Vogelleichen oder Teile derselben auf dem Kopf trägt, der trägt ein Giftmagazin mit sich umher. Damen, welche ich auf diese Gefahr aufmerksam machte, meinten, daß sie ja mit dem vergifteten Vogel nicht in Berührung kämen. Darin liegt aber die Gefahr dieser Gifte gar nicht, vielmehr darin, daß Arsēn und Quecksilber flüchtig sind, daß sie daher die Luft der Räume vergiften, in denen sich solche Vogelleichen einige Zeit befinden, denn allmählich werden weißer Arsenik und Quecksilbersublimat zu Arsēn und Quecksilber reduziert. Nun überträgt sich ihre giftige Eigenschaft auf die ganze Umgebung.

Es kommt seltner vor, daß die Vogelleichen nicht vergiftet werden. In diesem Fall liegt die Sache fast noch schlimmer als wie im ersten, denn unfehlbar stellen sich Fäulnispilze und Parasiten ein. Die Schädlichkeit der Fäulniserreger liegt auf flacher Hand. Es können darunter auch gefährliche Mikroorganismen sich einschleichen, Erreger menschlicher Infektionskrankheiten. Außerdem pflegen sich in solchen faulenden Tierleichen aber auch allerlei größere Parasiten, namentlich Milben und Läuse verschiedener Art einzufinden, die auf alle Fälle ekelhaft sind und von denen einige auch den menschlichen Körper und die Kleidungsstücke gern bewohnen. Die Vogelleichen als Schmuck sind also nicht nur „barbarisch" und unweiblich, sondern höchst ekelerregend und gefährlich.

Unsere Frauenwelt ist mit verantwortlich für die Zukunft Deutschlands. Von der Mutter bekommt das Kind die ersten Eindrücke, und diese sind unauslöschlich für das ganze Leben. Von der Mutter erwarten wir daher vor allem, daß sie ihren Kindern das Beispiel des Mitleides und des Erbarmens mit allen Mitgeschöpfen gebe.

Möchten aber unsere Frauen doch auch die Frage erwägen, ob wir denn wohl zu unserer Nahrung der kleinen gefiederten Sänger, so wie sie jetzt massenhaft dazu verwendet werden, notwendig bedürfen, ob es unumgänglich ist, daß zu den Hekatomben anderer Tiere noch die Hunderttausende von winzigen Vogelleichen, die jeder Herbst verbluten sieht, hinzugefügt werden müssen; und wenn auch bei uns viele sich über die Italiener entrüsten, die mit allen erdenklichen Fang- und Jagdgeräten den Zug der nördlichen Vögel erwarten und dann Nachtigallen und Rotkehlchen,

überhaupt alles, was Federn hat, massenhaft abschlachten, ja sogar an den erwähnten Angelschnüren unsere Schwalben, die traulichen Gäste unserer Wohnstätten fangen, so sollten wir bedenken, daß Ähnliches auch bei uns geschieht.[1]) Leipziger Lerchen gelten bekanntlich als „Leckerbissen" und in Belgien findet man in Wirtshäusern Schüsseln, so voll von kleinen Vögeln aller Art, insbesondere auch Buchfinken, daß sie einer oberitalienischen Köchin Ehre machen würden. In gleicher Weise fängt man massenhaft Zug- und Singvögel auf allen unseren Nordsee-Inseln. In unseren Dohnenstiegen hängen oft ebensoviele Rotkehlchen, Singdrosseln und Amseln, wie Krammetsvögel, für welche wir auch die Rolle der Italiener übernehmen. Setzen wir also vor allem uns selbst Schranken und möge insbesondere der Unfug eingedämmt werden, daß, wie besonders in Landstädten geschieht, ganze Schulklassen in der Anlegung von Eiersammlungen wetteifern, Feld und Wald in jedem Frühjahr von spähenden Knaben überschwemmt werden und alle Hirtenbuben und Bauernjungen mit den leicht erbeuteten Eiern unserer Sänger einen schwunghaften Handel treiben.

Völlig unbegreiflich ist es, daß Gesetzgebung und Polizei den Vogelfang verbieten, den Vogelverkauf und das Vogelhalten aber dulden. In der Beilage zum Berliner Volksblatt „Vorwärts" (z. B. vom Sonntag, den 6. Dezember 1891) zeigt ein Geschäftsmann an: Stare (groß gedruckt) 1,50 Mk., rote Dompfaffen 2,25 Mk., Rothänflinge, Stieglitze 1,25 Mk., Buchfinken 1 Mk., Zeisige 80 Pf., reelle Männchen. Diese Vögel stehen unter dem Schutze des Vogelschutzgesetzes und des Jagdgesetzes; sie können also nur gestohlen, mit Netzen oder Leimruten gefangen worden sein. Die gestohlene Ware feil zu bieten, wird aber erlaubt, und dies geschieht vielfach auch in Zeitungen, die es scharf tadeln, daß andere Blätter unsittlichen Anzeigen Raum gewähren.

Eine durchaus barbarische Sitte ist das Gefangenhalten von Tieren. In Menagerien und Tiergärten werden tausende und aber tausende von Tieren dem langsamen Martertode entgegen geführt, und zwar ganz zwecklos, denn lernen kann man an diesen durch die Qualen der Gefangenschaft zur äußersten Wut gereizten oder zur Lethargie abgespannten Tieren so gut wie gar nichts. Von allen gefangen gehaltenen Tieren aber empfinden begreiflicherweise die Vögel diese Qual am meisten. Alfred Brehm meint zwar in einem ebenso oberflächlich wie anmaßend geschriebenen Artikel, daß die Vögel sich bald an die Gefangenschaft gewöhnten; das würde namentlich durch ihren Gesang bewiesen.[2]) Das

[1]) Näheres über diese Schändlichkeiten findet man u. a. in der kleinen Schrift des Tirolisch-Vorarlbergischen Tierschutz-Vereins: „Der Vogel-Massenfang in Südtirol." (Innsbruck 1892, Wagnersche Buchhandlung.) Wir wünschen dieser kleinen Schrift die weiteste Verbreitung; in größeren Partien kann sie zu solchen Zwecken mit bedeutender Preisermäßigung vom Tierschutzverein in Innsbruck (Innrain 20) bezogen werden. (Der Herausgeber).

[2]) A. E. Brehm. Gefangene Vögel. Erster Teil. Leipzig und Heidelberg (C. F. Winter) 1872. S. 5. Da Brehm nicht mehr lebt, so würde ich seiner hier nicht erwähnen, wenn nicht das Buch noch bisweilen gekauft würde und zu Irrtümern verleiten könnte.

ist ein sehr peremtorisches Beweisverfahren. Auch der Mensch gewöhnt sich an die Gefangenschaft, ja es giebt Menschen, die im Gefängnis singen. Soll man daraus schließen, daß sie sich glücklich fühlen und daß sie die Gefangenschaft der Freiheit vorziehen?

Eine Grausamkeit aus grobem Unverstand ist auch besonders das Gefangenhalten von Vögeln in Gegenden, die ihrer Natur zuwider sind, so z. B. Nachtigallen in hochgelegenen Landschaften, wie Oberbayern. Eine Nachtigall, im Käfige in München gehalten, schlägt zwar anfangs kümmerlich und sehnsüchtig nach Freiheit, milder Luft und Paarung, aber bald siecht sie dahin, ihr Gesang verstummt, und kläglich endet sie ihr Leben.

Was aber den wissenschaftlichen Wert der Beobachtung gefangener Tiere angeht, so ist niemand im stande, brauchbare biologische Untersuchungen anzustellen, es sei denn im Freien. Daher findet man in den Museen die Vögel (auch die meisten anderen Tiere) in ganz unnatürlichen Stellungen. Wer da glaubt, daß die Tiere im Freien so aussehen, der bringt völlig falsche Vorstellungen mit nach Hause. Eine seltene Ausnahme in dieser Beziehung bietet die Sammlung des Marinemalers Gaetke auf Helgoland. Dieser Naturfreund lag halbe Tage lang still beobachtend auf der Klippe, um die Bewegungen und Lebensgewohnheiten eines einzigen Seevogels oder Zugvogels zu beobachten.

Wer nur ein klein wenig Gefühl und Nachdenken besitzt, dem kann es nicht entgehen, welche Qualen der freie Segler der Lüfte zu bestehen hat, wenn man ihn des Gebrauchs seiner wichtigsten Glieder beraubt, ihn aus seinem herrlichen Element herausnimmt und in einen Käfig sperrt. So mag es dem Menschen zu Mute sein, dem man in einem düsteren Gefängnis die Arme auf dem Rücken zusammenkettet. Und obendrein befinden sich die Vögel in Einzelhaft. Wie unglücklich diese Tiere sich fühlen, das zeigt sich auch darin, daß die meisten sich nicht begatten, wenn man auch dem Männchen eine weibliche Mitgefangene beigestellt.

Ein wahrer Naturfreund wird daher keine Vögel gefangen halten, sondern er wird sie im Freien hegen und beobachten, und dazu hat jeder auch in den Städten mehr oder weniger Gelegenheit. Jeden Winter wird in den Zeitungen aufgefordert, man solle die Vögel füttern, aber wenige wissen, wie das anzufangen sei. Da kaufen die Leute sogenanntes Vogelfutter von den Krämern, nämlich meist uralte, steinharte Samen verschiedener Pflanzen, so z. B. Kanariengras, Senf, Kohl, Erbsen, Getreide, Sesam u. dgl. m. Solches Futter ist für die Vögel fast wertlos. Nur der grimmigste Hunger kann sie dazu treiben, dergleichen zu fressen. Das wichtigste aller Nahrungsmittel für die Vögel ist das Wasser. Man weiche daher alles Futter in Wasser ein, dann kann es erst den lieben Tierchen wahrhaft Nutzen bringen. In jedem Hausstand fällt so vieles ab, was man wegwirft. Fast alle diese Dinge werden von den Vögeln gern gefressen, alles natürlich fein zerschnitten, so z. B. alle Fleischabfälle: Sehnen, Knorpeln, Schwarten, Wurstschalen u. s. w.; ferner Käserinden, eingeweichtes altes Brot und vor allem auch frische Brotkrumen, die ja bei jeder Mahlzeit übrig bleiben. Statt sie wegzuschütten, streue man sie jedesmal auf den Fenster-

sims hinaus oder auf ein geschütztes Brettchen im Garten. Wer so das ganze Jahr hindurch alle derartigen Abfälle des Hausstandes den Vögeln darreicht, der wird sich viele reine Naturfreude bereiten.

Wer nun den Vögeln wahrhaft gewogen ist, der wird sie nicht nur im Winter füttern, sondern jahraus, jahrein, namentlich auch während und nach der Brutzeit. Das beste Futter für die meisten Vögel sind alte Semmeln in Wasser oder in Milch eingeweicht. Das ist für die körnerfressenden Vögel während des Frühjahrs und des Sommers ein wahres Labsal, denn in dieser Form können die Vögel ihren Jungen am bequemsten das diesen so notwendige Wasser darreichen. Wer den Vögeln gar keine Gelegenheit darbietet, den Jungen Wasser zu verschaffen, der hat sich nicht zu beklagen, wenn ihm im Garten oder auf dem Felde hie und da etwas an Früchten oder an jungem Gemüse genommen wird. Zu manchen Zeiten und an manchen Örtlichkeiten wird es den Vögeln eben überaus erschwert, sich Wasser zu verschaffen.

Wenn man übrigens oft darüber klagen hört, die Sperlinge nähmen die Kirschen fort, sobald sie reif sind, so ist das eine Verleumdung. Daß die Sperlinge nicht selten in großen Scharen in den Kirschbäumen sitzen, ist richtig, aber nicht der Kirschen, sondern des Schattens wegen. Die Kirschen werden von ganz andern Vögeln verzehrt. Will man sich überzeugen, daß die Sperlinge keine Kirschen fressen, so lege man einige der schönsten reifen Kirschen auf ein Futterbrett, daneben aber etwas aufgeweichtes Brot. Man wird sehen, daß das Brot in ganz kurzer Zeit von den Spatzen weggeholt wird, daß sie aber die Kirschen gar nicht anrühren. Auch keine andere Art von Obst dient ihnen zur Nahrung. Zieht man aber die Sperlinge und andere Vögel mit feingehackten, in Wasser eingetauchten Küchenabfällen heran, so wird man sich im Garten von Engerlingen, Raupen, Regenwürmern, Blattläusen, mit einem Wort, von Ungeziefer aller Art befreit sehen.

Zu den Vögeln, welche gern Fleischreste und andere Küchenabfälle verzehren, gehören auch die Amseln, die Raben, Krähen, Dohlen und Elstern. Selbst bei der Elster, die man fast ausgerottet hat, ist der Nutzen ganz und gar überwiegend, wenn sie in einer Gegend nicht gar zu sehr überhand nimmt.

Vor allem kommt es auch darauf an, die Brut zu fördern. Man töte erbarmungslos die herumstreifenden Katzen. Viele Vogelarten nisten gern in aufgehängten Kästen; für Amseln und Nachtigallen stelle man durch geeignete Anhäufung von Dorngestrüpp und Reisig geschützte Brutplätze her; man schone alte dichte Hecken und Büsche und nähere sich jeglichem Neste nur behutsam, scheinbar unabsichtlich, und komme nicht zu nahe heran; niemals aber befühle man das Nest, die Eier oder die Jungen. Viele Vögel verlassen, wenn solches geschieht, die Brut sofort.

Wenn in Wald und Feld die nützlichsten und schönsten Vögel immer seltener werden und Pflanzungen aller Art zahllosem Ungeziefer zum Opfer fallen, dann liegt das zum großen Teile auch daran, daß im Zusammenhang mit der modernen Gesetzgebung über das Grundeigentum

überall, wo die gemeinsamen Besitztümer geteilt werden, die Raine beseitigt, Hecken und jegliche alte Bäume ausgerodet werden.

Durch das Hegen und Beobachten der Vögel im Freien wird man sich eine unversiegbare Quelle des Genusses erschließen. Und wie unendlich viel höher, reiner, unschuldiger steht dieser Genuß da im Verhältnis zu demjenigen, den man an gefangenen Vögeln haben kann. Die freie Vogelwelt beobachte man mit Liebe zu diesen schönsten aller Tiere; alles, was man für sie thut, wo möglich, ohne daß sie merken, woher die Wohlthat ihnen kommt, geschehe aus reiner Liebe; und „die Liebe sucht nicht das Ihre“. Daraus kann sich dann zwischen Tier und Mensch bisweilen eine wahre, freie Freundschaft entwickeln; denn alle Tiere würde man leicht zur Dankbarkeit erziehen können, wenn sie nicht, wie jetzt, mit vollem Rechte den Menschen als ihren größten Feind und als den schrecklichsten Verwüster von Gottes Natur betrachteten.

Was aber Alfred Brehm Liebe zu den Vögeln nennt: daß man die Tiere ihrer Freiheit berauben und in für sie höchst ungesunden Räumen in enge Löcher sperren soll: das ist Selbstsucht, denn nicht den Vögeln zuliebe, sondern nur sich selbst zuliebe, eines sehr zweideutigen Genusses wegen, setzt man diese schönen Tiere solchen Qualen aus. Das Wunderlichste bei der Sache ist, daß Brehm selbst bei Besprechung der Behandlung der Stubenvögel, natürlich ohne es zu wollen, den Leser auf den Gedanken bringt, wie mannigfach die Plagen sind, die man den Tierchen auferlegt.

Über diese Plagen möchte ich noch einige Worte hinzufügen, um vielleicht manchen aus dem Schlummer der Gedankenlosigkeit zu wecken.

Die Luft in jedem Zimmer, und wäre dasselbe noch so gut gelüftet, ist mit Stoffen geschwängert, welche der menschlichen Lunge nachteilig sind. Die Lunge des Vogels aber ist unendlich viel zarter gebaut als diejenige des Menschen und daher gegen derartige nachteiligen Einflüsse weit empfindlicher. Im Freien atmet der Vogel im Fluge bei raschem Atmen in kurzer Zeit eine große Menge der reinsten, gesundesten Luft ein, und das ist eines seiner unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Dessen berauben wir ihn, wenn wir ihn in unsere Wohnungen bringen, wo er so oft eine durch giftige Gase, Cigarrenrauch und Staub verpestete Luft einatmen muß. Aber das geschieht ja nach Brehm aus Liebe! Lungenkrankheiten und Fettsucht sind die gewöhnliche Folge dieser Behandlung. Das Abscheulichste aber, was einem Stubenvogel in dieser Beziehung zustoßen kann, ist die Gefangenschaft in einem Raum, wo Gas gebrannt wird. Das Leuchtgas, dessen Ausströmungen man niemals ganz verhüten kann, gehört nebst seinen Nebenprodukten zu den gefährlichsten Giften für alle Organismen. Es ist bekannt genug, daß in Räumen mit Gasbeleuchtung man nur selten eine Pflanze auf die Dauer am Leben erhält. Viele der körperlichen Gebrechen, an denen der heutige Kulturmensch leidet, sind auf die nachteilige Einwirkung des Leuchtgases zurückzuführen. Noch weit mehr aber leiden die Vögel darunter. In Stuttgart kenne ich einen Wirt, welcher die Grausamkeit hat, jährlich eine oder zwei Nachtigallen dem Martertode zu weihen, indem er sie dicht unter einer

großen Gaslampe in der eleganten Gaststube anbringt. Sie schlagen nur etwa 14 Tage, aber kümmerlich und abgebrochen, um dann für immer zu verstummen, denn nur noch wenige Wochen fristen sie unter dem Einflusse der schlechten Luft, welche Leuchtgas, Cigarrenrauch und die Gäste selbst hervorbringen, ein trauriges Dasein, von dem sie endlich durch den Tod erlöst werden. Sie sind auch so ungeschickt angebracht, daß bisweilen eine Katze ihren Leiden ein noch früheres Ende bereitet.

Völlig barbarisch ist es, eine Lerche in einen Käfig zu sperren, denn sie entfaltet ihren Jubelgesang schon in der Frühe des Morgens vor Sonnenaufgang, indem sie vom Boden in die Luft emporsteigt. Sperrt man sie in ein gewöhnliches Bauer, so stößt sie sich beim Aufsteigen den Kopf ein. Brehm giebt das selbst zu und schlägt deshalb eine Leinwanddecke für den Käfig vor Aber man denke sich, welche Pein ein solcher Vogel aushalten muß, wenn man ihn gewaltsam daran hindert, das heraufdämmernde Licht mit einem Dankeshymnus zu begrüßen. Gewiß ist es überaus abscheulich, wenn Menschen, die ihren Bauch zum Gott machen, diesem Götzen die fröhlichen Lerchen, Zeisige, Krammetsvögel (Wacholderdrosseln) und andere kleinere Vögel zum Opfer bringen, aber an Grausamkeit giebt ihnen derjenige nichts nach, der sie gefangen hält.

Viele Leute haben die Gewohnheit, die Vogelkäfige mit Pflanzen und Blumen zu umgeben. Das ist wohl löblich in der Absicht, setzt aber eine sehr gründliche Kenntnis der Lebensgewohnheiten der verschiedenen Vögel voraus, damit man die Käfige nicht mit Giftpflanzen umgebe. Eines der gefährlichsten Gifte für die pflanzenfressenden Vögel ist der Epheu. In der Wildnis rührt kein Vogel so leicht eine Giftpflanze an, aber in der Gefangenschaft verliert er natürlich diese Unterscheidungsgabe gar bald und pickt an allem Grünen. Kanarienvögel z. B., deren Käfig ein Epheublatt zu nahe kommt, picken unfehlbar daran und holen sich einen jähen Tod, ohne daß der Vogelbesitzer ihre Todesursache ahnt. Auch Brehm kennt diese Thatsache nicht.[1]) Für Vogelhäuser empfiehlt Brehm sogar die sehr giftige Eibe (Taxus baccata), auch den ebenfalls giftigen Buchsbaum.

Die Ausrottung der Vögel, welche die unausbleibliche Folge der Duldung des Vogelhaltens und der Verwendung der Vögel als Leckerbissen für gefräßige Menschen, sowie als Schmuck für frivole Eitelkeit ist, rächt sich an der ganzen Menschheit.[2]) Das Überhandnehmen der Nonne, des Kiefernspinners, des Kohlweißling, der Borkenkäfer, der Blättläuse, der Erdflöhe, der Feldmäuse und zahlloser anderen schädlichen Tiere haben wir lediglich unserem Vernichtungskrieg gegen die Vögel zu verdanken. In seinem Wahn spricht der Mensch von schädlichen und nützlichen Tieren. Kein Tier ist absolut schädlich. Jedes füllt in der Natur seinen Platz aus. Man kann ja in Kulturgegenden ein Tier beschränken, wenn es gar zu sehr überhand nimmt; aber es auszurotten ist, bis auf sehr

[1]) Vergl. a. a. O. I, S. 20.

[2]) Es ist völlig unbegreiflich, daß ein Mann wie Brehm, der sich doch bei jeder Gelegenheit als einen Naturfreund rühmt, in seinem Vogelwerk (a. a. O. I, S. 59—62). Anleitung zum Nesterausnehmen erteilt.

wenige Ausnahmen, ein Wahnsinn. Die Ausrottung der Adler und anderer größerer und kleinerer Raubvögel, der Eulen, der so nützlichen Spechte und einiger Rabenarten hat sich schon auf das bitterste gerächt.

Die jetzt lebende Generation ist verantwortlich für das Glück und für den Wert der folgenden. Vor allem fällt den Müttern diese Verantwortlichkeit zu.

Wir Deutschen sind ästhetisch hochbegabt, so wenig wir auch bis jetzt zur Ausbildung dieser Begabung gethan haben und so viele unästhetische Fehler uns auch ankleben mögen. Unsere Frauen haben hier die Hauptaufgabe. Die Naturästhetik, um welche es zunächst allein sich handeln kann, besteht in einer heiligen Hochachtung vor dem Schönen, Erhabenen und Sehnsüchtigen in der Natur. Die gute Mutter erfülle also ihre Kinder mit dieser Hochachtung gegen alle Geschöpfe Gottes. Sie sorge dafür, daß kein Kind ein Tier ohne dringende Not vernichtet oder quält. Auch das Einfangen von Schmetterlingen und Käfern ist völlig unnütz und führt die Kinder zur Roheit. Solche Tiere sitzen ja oft still und lassen sich ruhig beschauen. Diese Momente benutze die Mutter, um dem Kinde den herrlichen und zweckmäßigen Bau der Geschöpfe Gottes zu zeigen.

Dieselbe Achtung präge man dem Kinde gegenüber der Pflanzenwelt ein. Das Kind, welches mit dem Stock ins Gebüsch, ins Gras haut oder den Diesteln die Köpfe abschlägt, ist schon auf dem Wege zur Roheit oder zu gänzlicher Gedanken- und Gefühllosigkeit. Man mache das Kind auf den herrlichen Bau der Distel, jedes Gräschens und Blättchens aufmerksam, und auf jeden Fall unterdrücke man jede Äußerung von Roheit bei den Kindern gegenüber irgend einem Naturgegenstand, nötigenfalls mit Strenge. Daß auch der Vater, namentlich wenn die Kinder heranwachsen, in derselben Richtung wirken muß, ist selbstverständlich. Der natursinnige Lehrer bekommt dann ein Schülermaterial, an welchem er freudig weiterbilden kann.

Wenn wir so wirken, so wird das R e i c h d e r L i e b e immer mehr sich ausbreiten.

Tod und Leben.

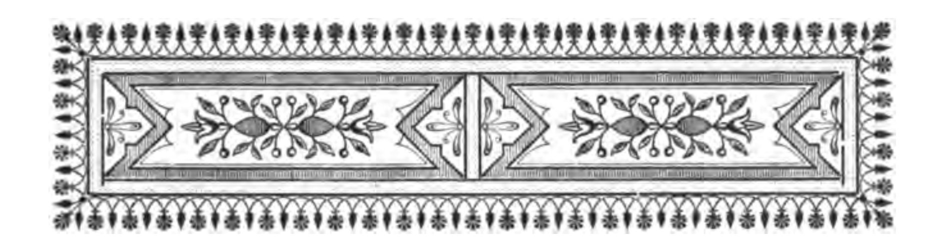
Von

Julius Panselow.

Ein lautlos Sterben flutet durch das All,
Und leise schäumt hinein ein Neugebären.
Wie Tropfen jagen sich im Wasserfall,
So Tod und Leben in dem Tanz der Sphären.

Aus unsichtbaren Quellen quillt das Sein.
Es schäumt in vollen, breiten Lustakkorden.
Dann geht's zu unsichtbaren Welten ein.
Du fragst vergebens, was daraus geworden.





Entlassen!

Ein Bild aus dem künftigen Jahrhundert.

Von

Wilhelm Ressel.

Die Frau Professor, oder, wie sie sich beinahe noch lieber nennen hörte, die Frau Baronin hatte den Blick schon längere Zeit zum Fenster ihres Landsitzes hinaus gerichtet und die im Abendsonnenglanz wie verklärt daliegende Sommerlandschaft betrachtet, als sie plötzlich in lautes Lachen ausbrach und rief: „Ja, ja, Viktor ist und bleibt ein Narr!“.

Ihr Neffe Viktor, Amtsrichter eines Provinzstädtchens, seit früh als Gast hier weilend, hatte sich nämlich vor das Wäglein einer bis zum Skelett abgezehrten Greisin gespannt und half der Erschöpften soeben das schwer beladene Fahrzeug den steilen Weg heraufziehen.

„In solchen Stückchen“ — fuhr die Baronin lebhaft fort — „ist Viktor wirklich Virtuose. Was geht ihn aber die stockfremde Person an? Die mag sich doch allein kümmern, wie sie den Wagen über den Berg bringt. Und erhält er denn auch Dank dafür? Wie erging's ihm doch erst neulich! Läßt sich mit einem Fuhrmann wegen eines, von diesem blutig geprügelten Pferdes in einen Wortwechsel ein, der Fuhrmann, ein Riese, aber bezahlt ihm seine tierschützlerische Zurechtweisung mit einem Peitschenhieb, von dem der Herr Amtsrichter die Schramme noch heut an der Stirne trägt. Also was bringt ihm sein ganzer Idealismus ein?“

Die Frau Baronin war eine gemütlose Dame; aber auch ungemein stolz war sie. Doch warum sollte sie nicht stolz sein? War doch ihr Gemahl, Professor Krebs, einer der gelehrtesten und geehrtesten Männer des Jahrhunderts, eine wahre Zierde der modernen Wissenschaft. Er war der gefeiertste Vivisektor der Gegenwart; die Mit- und Nachwelt dankt ihm die glänzendsten Errungenschaften, unter anderm die endlich festgestellte hochwichtige Thatsache, daß ein durch Ausschabung der inneren Gehirnschale seiner Gehirnmasse beraubtes Kaninchen noch volle 32 Atemzüge

in diesem Zustande zu thun vermag.[1]) Zur Belohnung für dieses wissenschaftliche Ergebnis war er von der großherzoglichen Regierung zum Ritter, und später, als er den sogenannten Katzenjammer-Bacillus entdeckt hatte, womit gleichzeitig der exakte Beweis geliefert worden, daß nicht etwa der übermäßige Genuß berauschender Getränke — wie die Wissenschaft bisher angenommen — sondern einzig der betreffende *Bacillus* die Ursache des bei gewissen Anlässen auch epidemisch auftretenden Katzenjammers sei, sogar in den erblichen Freiherrenstand erhoben worden.

Doch nun wieder zu unserer Frau Baronin. — Sie hatte sich vom Fenster weggewandt und an ein Tischchen gesetzt, um in einem Romane zu lesen. Sie hatte bloß wenige Seiten überflogen, als sie durch Klopfen vor der Thür in ihrer Lektüre gestört wurde.

„Herein!" — Ihre Köchin trat ein.

„Frau Baronin," — keifte dieselbe — „das neue Stubenmädel, die *Leonore*, die gestern zu uns gekommen, sollte mir doch in der Küche helfen. Nu soll se die Hühner schlachten zum Frikassee, und das will se nich! Se sagt, das könnte se nich, das thäte ihr zu leid, und se brächte das nich übers Herz, und se wäre kein Scharfrichter, und se schlachte die Hühner nich, und ich hab doch keine Zeit dazu! — Sie is doch och nischt Besseres!"

„Leonore soll sofort zu mir kommen!" befahl die Baronin.

Bald kam dieselbe, schüchtern, und doch nicht furchtsam; ein eigentümliches Etwas lag über dieser edel gewachsenen Gestalt, das fast den

---

[1]) Mit meiner Satire übertreibe ich durchaus nicht! Ruft doch der edle Altmeister der Anatomie, der bei Wien noch lebende Hofrat Professor Dr. Hyrtl, und zwar auf Seite 19 und 20 seines „Lehrbuchs der Anatomie" (15. Aufl.) den Vivisektoren folgende scharfe Worte zu. Es heißt dort wörtlich:

„*Für die Bildung der praktischen Ärzte* — und diese ist doch der Hauptzweck medizinischer Studien — könnte es nur ersprießlich sein, wenn die Physiologie der Schule sich mehr mit den Menschen, als mit Fröschen, Kaninchen und Hunden beschäftigte und mehr das Bedürfnis des Arztes ins Auge faßte. Solange dieses bei uns nicht geschieht, wird die Physiologie von den Studierenden nur als eine Rigorosum-Plage gefürchtet, nicht als eine treue und nützliche Gefährtin auf dem Wege der praktischen Medizin geliebt und gesucht. Mögen deshalb die Lehrer der Physiologie recht oft an Bako denken: „Eitles Brüsten mit der Gelehrsamkeit führt keinen Nutzen mit sich," und die Freunde der empörendsten und nutzlosesten Grausamkeit (nur von dieser rede ich) es beherzigen, daß die Worte der Schrift: „Der Gerechte erbarmet sich auch des Tieres" *nicht bloß für die Wiener Fuhrknechte* geschrieben wurden. *Sie gehen auch einige Professoren daselbst an.* Was an lebendig secierten Tieren gesehen wird, können die *Schergen-Gesichter* der *Vivisekanten* auch an frisch getöteten sehen. Wer da glaubt, an wochenlang zu Tode gemarterten Tieren etwas für die Wissenschaft finden zu können, der thue es allein zwischen seinen vier Wänden. In den Schulen die gaffende Menge öffentlich mit Atrocitäten zu unterhalten, deren Ergebnisse so oft kontradiktorisch ausfallen, *sollte gesetzlich verboten sein.* Das vivum humanitatis ministerium des Arztes legt ihm die Pflicht auf, dieses Verbot mit allem Nachdruck zu fordern. Wer es ruhig mit ansehen kann, wie der Professor einer auf die Marterbank gebundenen Hündin die Jungen herausschneidet, und sie eines nach dem andern der Mutter hinhält, welche sie winselnd beleckt, während sie sich in ein Stück Holz mit wütendem Ingrimm verbeißt, *der soll ein Schinderknecht, aber kein Arzt werden!*"

Eindruck machte, als sei sie für eine dienende Stellung nicht geboren. — Gleichzeitig aber erschien in einer offenstehenden Seitenthür Viktor, der Amtsrichter, ein bildhübscher junger Mann von wenig über dreißig Jahren.

Aufgeregt trat die Baronin dem Stubenmädchen entgegen, worauf Viktor, um nicht zu stören, in das ihm zugewiesene Nebengemach unbemerkt zurücktrat.

„Ist es wahr, Leonore," — stellte die Baronin die Eingetretene heftig zur Rede, und der Amtsrichter hörte durch die offenstehende Thür jedes Wort — „daß Sie der Köchin nicht helfen wollen, wo Sie doch wissen, daß gerade heute Abend, wegen des Geburtstags meines Mannes, des Herrn Barons, viele Gäste erwartet werden und dreifache Arbeit in der Küche zu bewältigen ist?"

„Verzeihen Sie mir, bitte, Frau Baronin!" — versetzte Leonore bescheiden mit weicher klangvoller Stimme. „Jede Arbeit, auch die niedrigste, will ich gerne thun, will gerne helfen, wo ich es vermag; nur die Hühner kann ich nicht tödten; sie thun mir so leid; ich kann es nicht!"

„Ach was, Gefühlsduselei!" rief die Baronin.

Der Amtsrichter, ohne Lauscher sein zu wollen, horchte gespannt auf.

„Schelten Sie mich, gnädige Frau Baronin, ganz nach Ihrem Ermessen," — antwortete die Geschmähte — „nur bitt' ich, mir nicht eine Arbeit aufbürden zu lassen, von der mein Gefühl zurückschreckt. Ich vermag die Hühnchen wirklich nicht zu töten!"

„Dann müssen Sie es lernen!" herrschte die Baronin sie an.

„Ich werde das nie erlernen können, und möcht's auch nicht erlernen wollen, gnädige Frau Baronin. Es ist eine Arbeit, die eine Frauenhand entwürdigt!"

„Ich frage nur: bin ich Ihre Herrschaft, oder sind Sie die meine?!" fuhr die Frau Professor zornig auf.

„Ach, Frau Baronin," — flehte Leonore mit fast aufgehobenen Händen — „ich bitte, gegen mich nicht hart zu sein! Ich will ja vor keiner Arbeit zurückschrecken, will die geringste wie die schwerste Arbeit gerne leisten, nur bitt' ich herzlich, lassen Sie mich nichts gegen mein Gewissen thun. Ich kann kein Tier schlachten!"

„Ein echter moderner Dienstbote!" — raste förmlich die Baronin. „Diese Dienstboten möchten der Herrschaft am liebsten selbst vorschreiben, welche Arbeiten sie leisten wollen, welche nicht!"

„Ich bitte, doch zu bedenken," — erlaubte sich Leonore bescheiden einzuwenden — „daß ich von Ihnen, gnädige Frau, doch eigentlich als Stubenmädchen aufgenommen worden bin; sonach trifft mich Ihr Vorwurf ohne berechtigten Grund. Trotzdem will ich aber alle Ihre Befehle hoch achten und gewissenhaft erfüllen, nur gegen mein Gewissen, gegen die Gottesstimme in mir, kann, darf ich nicht handeln."

„Wahrlich, Sie drücken sich zu hoch für mich aus, ich verstehe Sie nicht!" versetzte ironisch und scheinbar ruhiger geworden die Baronin. „Was meinen Sie damit?"

„In der heiligen Schrift heißt es doch: Du sollst nicht töten!“ — fuhr Leonore fort. „Jeder, der ein Tier, ohne Notwehr zu üben, tötet, begeht sonach einen Mord, eine Sünde, und ich fühle auch, daß man das nicht thun darf!“

„Gehen Sie mir mit Ihrer heiligen Schrift. Was in ihr geschrieben steht, paßt längst nicht mehr für unsere heutigen Verhältnisse. Was verübten denn dann der Metzger, der Jäger; ja ich frage, was verübt dann unser allergnädigster Großherzog, welcher der passionierteste Jäger vor dem Herrn ist und der — wie ich soeben in der Zeitung gelesen — erst gestern wieder 20, sage zwanzig Hirsche mit höchsteigner Hand dahingestreckt?! Und was beginge dann erst mein von der ganzen gebildeten Welt vergötterter Gemahl, der Herr Baron, der alljährlich Hunderte von Fröschen, Hunderte von Katzen, Hunderte von Kaninchen, Hunden und Fledermäusen zur Bereicherung der Wissenschaft und zum Wohle der leidenden Menschheit langsam, oft unter stundenlangen Qualen verenden sieht? Etwa ebenfalls Morde?“

„Gnädige Frau, mein Gewissen sagt mir, daß wer nicht aus Notwehr oder aus trauriger Berufspflicht, sondern aus purer Lust am Mord, arme Kreaturen mit kaltem Herzen tötet, kein wahrhaft edler Mensch sein kann. Ein Weib aber sollte unter gar keinen Umständen sich vergessen und ein Tierleben vernichten können!“

„Tiere sind keine Menschen,“ — wendete die Baronin ein. — „Nur Menschen zu töten verbieten die zehn Gebote Gottes.“

„O, es steht durchaus nicht dort geschrieben: ‚Nur Menschen nicht, die Tiere darfst du töten.‘ Jesaias, Christi Lieblingsprophet, sagt vielmehr: ‚Wer einen Ochsen schlachtet, ist so gut ein Mörder, wie der einen Menschen erschlägt.‘[1]) Und der Heiland verkündete, er sei nicht gekommen, das Wort der Propheten aufzuheben, sondern es vielmehr zu erfüllen!“

„Ich habe mich viel zu lange mit Ihnen über dieses Thema beschäftigt,“ — rief die Baronin, welcher die wachsende Begeisterung, mit der das Fräulein ihre Meinung verteidigte, schon längst das ganze Blut zum Kopf getrieben. „Kurz und gut“ — setzte sie fort, — „entweder Sie kommen nun dem Ihnen erteilten Auftrage nach und schlachten die Hühnchen, oder ich kündige Ihnen den Dienst.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und ganz unerwartet trat Emma, die siebzehnjährige Tochter des Hauses ein.

„Mama, du bist ganz echauffiert! Was ist dir?“ fragte ängstlich besorgt die Tochter, übrigens in jeder Hinsicht der Mutter Ebenbild.

„Ach, diese Dienstboten!“ ereiferte sich von neuem die Baronin. „Sie ärgern einem die Seele stückchenweise aus dem Leibe!“ — Und hierauf teilte sie der Tochter die Ursache ihrer leidenschaftlichen Erregung mit.

Verächtlich und dann triumphierend maß Emma das Stubenmädchen von den Füßen bis zum Kopf und rief hierauf mit theatralischem Pathos: „Dann werde ich die Hühnchen schlachten und zeigen, daß ich mehr

[1]) Jesaias 66, 2—3.

Courage habe, als solch ein hergelaufener Dienstbote, der weder Raison besitzt noch Erziehung genossen hat!" Mit diesen Worten stolzierte sie, gleich einer Amazone, nach dem Hühnerstall.

„Ich bitte," — versetzte Leonore fast aufflammend — „mein verstorbener Vater war ein armer, aber hochgeachteter Mann, und nur die Not zwang mich, in ehrliche Dienste zu treten."

„Aber Sie können noch heute unser Haus verlassen!" rief die Baronin, und das Blut schoß ihr von neuem zu Kopfe. — „Sie passen so recht zu unserm Herrn Neffen", — setzte sie fort — „dem Amtsrichter. Auch Der ist solch ein überspannter Kopf wie Sie. Nicht selten mischt sich Der sogar unter die Kinder, nimmt ihnen die Schmetterlinge aus den Händen und läßt sie fortfliegen, verdirbt den Kindern eine unschuldige Freude. — Es bleibt dabei: Sie verlassen unser Haus!" Bei diesen Worten vergaß sie sich und warf der armen Leonore eine in der Hand gehaltene Zeitung vor die Füße. Unmittelbar darauf verließ sie das Gemach, indem sie die Thüre hinter sich ins Schloß warf.

Ruhig hatte der Amtsrichter vor sich hin gelächelt, als der Spott der Baronin sich auch gegen ihn richtete. Doch seine Seele war entzückt darüber, in dem unheimlichen Hause seines Onkels ein weibliches Wesen getroffen zu haben, wie er eines schon so lange, doch vergeblich suchte, ein Wesen, das so ganz mit seinen eigenen Anschauungen harmonierte, welches den Mut hatte, die ihr heiligen Ideale einer harten Herrin gegenüber bis zur letzten Konsequenz mutvoll zu vertreten und dabei als Musterbild echter Weiblichkeit gelten konnte. Schon im Laufe des Vormittags hatte er mit Leonoren zwar nur flüchtig verkehrt, sie aber sofort als ein hochgebildetes Mädchen erkannt. Und ihre Anmut fesselte seine Seele. War es da ein Wunder, daß er jetzt, von reichem Mitgefühl und einem eignen seligen Empfinden getragen, schnell zu ihr trat, ihr Trost zu bringen und ihr beizustehen? Milde und herzlich sprach er ihr zu.

„Ich danke Ihnen, Herr Amtsrichter, für Ihre freundliche Teilnahme." Verwundert blickte sie dabei zu ihm empor. — „Meine Teilnahme verdient freilich nicht den mindesten Dank," antwortete er ihr, „aber dennoch, aus Ihrem Munde möchte ich mir wohl einen solchen Dank verdient haben."

„O Sie schmeicheln mir, Herr Amtsrichter, denn ich bin ja nur ein schlichtes Mädchen; bin Ihnen so gut wie ganz unbekannt. Wie käme mir solche Ehre zu?"

„Unbekannt sind Sie mir, mein Fräulein? — Ja wohl, Sie haben recht. Erst gestern sahen wir uns zum erstenmale. Aber soeben habe ich etwas erlebt, was mir mit einemmale Ihr ganzes Herz erschlossen hat. Ohne es zu wollen, war ich Augen- und Ohrenzeuge des soeben stattgehabten unliebsamen Zwischenfalles. Ihre wahrhaft edle Gesinnung erhebt Sie in meinen Augen weit über eine Königin. Einen höheren als den Geistes- und den Herzensadel kenne ich nicht. Er überstrahlt wie eine hellleuchtende Sonne den Adel des Zufalls, ich meine den Adel der Geburt."

„O, Herr Amtsrichter," antwortete verwirrt, das Fräulein, — „ich weiß gar nicht, was ich von Ihnen denken soll! Vielleicht — doch nein!

Sie können nicht meiner spotten, einer Waise, die aus dem Dienst entlassen und hartem Schicksal preisgegeben ist!“

„Schauen Sie mir einmal in die Augen, mein Fräulein!“ bat der Amtsrichter, mit ernster Stimme und trat vor sie hin. Sagen Ihnen die nicht, daß ich es aufrichtig meine? und noch mehr!

Da schaute sie ihn an mit ihren offenen, klaren Augen voll Staunen und Vertrauen, und, den Kopf mit den herrlichen, blonden Flechten wie mit einem stillen Seufzer neigend, erwiderte sie leise: „Nein! Weder Spott noch Schmeichelei traue ich Ihnen zu; — und eine innere Stimme sagt es mir — Sie sind der edelste Mann von der Welt!“

„Vermöchten Sie denn diesen edelsten Mann, wie Sie ihn nennen, nicht auch etwas wertzuschätzen?“

„O mehr als das! Aber wie sollte ich wohl wagen, Ihnen auszusprechen, was ich für Sie empfinden könnte, wenn ich es dürfte!“

„Nun, so lassen Sie **mich** sprechen. Nach dem Vorgefallenen ist es für Sie undenkbar, sich noch länger in diesem Hause aufzuhalten, selbst wenn die Frau Professor ihre Kündigung zurücknehmen würde, was sie vermutlich thun wird. Der Hauch der Atmosphäre dieses Hauses würde Ihr Herz vergiften. Ich selbst weile hier nur alljährlich einen Tag, am Geburtstag des Professors, meines Oheims. Bevor Sie aber scheiden, Fräulein, möchte ich Sie nur fragen, ob Sie **Ihre Hand wohl einmal in die meine legen möchten?**“ Dabei reichte er ihr seine Rechte hin.

„Hier ist die Hand“ — versetzte gerührt das Fräulein, die ihre in die seine legend — „und leben Sie nun herzlich wohl; ich **werde Ihrer stets in Dankbarkeit gedenken.**“ Hierauf wollte sie die Hand zurückziehen.

„O nein!“ rief der Amtsrichter und hielt die Hand fest — „ich **will die Hand für immer und auf ewig!**“

„Allgütiger Gott! — Wie wird mir doch! — Ist dies ein Traum, ein süßer Traum, der mich umwebt?!“

„Nein, es ist **kein** Traum, Leonore, du herrliches Mädchen! — Du wirst mir ein Weib sein in des Wortes schönster Bedeutung, ein Weib, wie ich es lange mir ersehnt! — **Willst** du es sein?!“

Da flog es wie ein Strahl unsagbaren Glückes über die Züge des Mädchens. Leuchtenden Auges, die Hände wie zum Gebet erhoben, wankend im Übermaß des Glückes und der Erregung, schaute sie ihn an — im nächsten Augenblick von starken Armen umschlungen, selig lächelnd den Kopf an seine treue Brust legend. — —

In diesem Augenblick war unerwartet die Frau Baronin eingetreten.

„Oho — oho! — —“ mit diesen Worten machte sie ihrem höchst überraschten Herzen Luft. Der Amtsrichter aber nahm die sich ängstlich an ihn schmiegende Leonore bei der Hand und sagte mit überwältigender Ruhe: „Muhme, hier stelle ich dir meine **Braut** vor und bin dir außerdem sehr **dankbar!**“

„Dankbar mir? — wofür?“ fragte die Baronin.

„Dir, Muhme, allein dank ich, daß ich das wahrhaft goldene Gemüt

Leonorens kennen lernen konnte. Leonore, die du so bitter geschmäht, ist das Muster wahrer Weiblichkeit und mir ein Engel, der sich auf diese Welt verirrt hat."

Mit großem Geschick beherrschte die Baronin ihren fortwährend aufflammenden Zorn, und ironisch antwortete sie ihm bloß: „Hoffentlich läßt du mir aber diesen Engel des Himmels noch so lange hier, bis ich ein anderes Stubenmädchen gefunden habe."

„Um keinen Preis; um so weniger, als ich, ohne es gewollt zu haben, Zeuge gewesen, wie du erklärtest, Leonore müsse dein Haus noch heute verlassen. Sie geht vorläufig zu meiner Mutter."

„Mir auch recht!" entgegnete die Baronin, und höchst boshaft und mit einem theatralischen tiefen Knicks setzte sie hinzu: „Und so bring ich denn dem verehrten Paare zu dieser Parforce-Verlobung meine herzlichsten Glückwünsche dar!"

Hierauf verschwand sie, im Hausflur vor Wut beinahe platzend.

Der Amtsrichter wartete die zu Ehren des Geburtstages seines Vetters, des Herrn Professors, stattfindenden Festlichkeiten nicht erst ab, sondern brachte seine Verlobte noch selbigen Tages zu seiner Mutter.

* * *

„Eine den Beamtenstand völlig entwürdigende Mesalliance" nannte die Baronin diese bevorstehende Verbindung. In Wirklichkeit war freilich Leonore von guter Familie und überdies von adeliger Herkunft. Sie war die Tochter eines zwar gänzlich verarmten, aber durch und durch ehrenhaften Herrn von Edelheim. Ihre adelige Abstammung konnte Leonore, als sie vor der Vermählung ihren Taufschein vorlegen mußte, nicht länger verheimlichen. Der Ärger der Baron Professor Krebs'schen Familie verdoppelte sich aber, als man in der Zeitung folgende großgedruckte Anzeige las:

Amtsrichter **Viktor Harder**
und
Leonore, geborne von **Edelheim**
empfehlen sich als Vermählte.



Natur-Stimmungen.

Von

Hugo Grothe.

1. Sommerevangelium.

Lichtblumen sinken tänzelnd nieder
Auf weitgespannte Blätterfächer,
Es glüht wie goldne Opferweine,
Enttropft dem roten Sonnenbecher.

Die offnen bunten Blütentrauben
Fruchtwarmer süßer Schweiß befeuchtet,
Wie lusterhitzte Frauenaugen
Der Mohn im Gräserteppich leuchtet.

Jasmin- und Fliederdüfte steigen
Durch Waldeshallen glanzumwittert,
Auf sonnentrunknen Wiesenmatten
Ein Sommerevangelium zittert.

2. Herbstnacht.

Sammetschwarzer Trauermantel
Liegt auf herbstbereiftem Feld,
Toter Blumen Moderdüfte
Atmet die erblaßte Welt.

Grünen Mooses Brautbettkissen
Färbt sich gelb und kummerbleich,
Es zerflog in alle Winde
Sonnenfrohes Blumenreich.

Um genoss'ne Frühlingsküsse
Weint die Erde, kalt und grau,
Sommerliche Liebesfreuden
Träumen fröstelnd Wald und Au.

Nebel, naß wie Sterbelinnen,
Fallen nieder grabesfeucht;
Sonne, warme Sonne scheine,
Daß von mir die Wehmut weicht!

3. Sonnensegen.

Aus Traumesarm nach schwülem Schlummer
Frohlockend ist mein Herz erwacht.
Der Morgen rötet schon die Erde,
Und furchterschauernd flieht die Nacht.
Der Sterne zage, bleiche Lampen
Verglimmen leis im Frührothauch,
Und schlafesschwere Vogelschwingen
Aufflattern scheu in Busch und Strauch.

Die graue dichte Nebelmauer
Hebt mürrisch sich von Wald und Fluß,
Der Dünste qualmendes Gewoge
Durchbohrt der Sonne Flammenschuß.
Wie feuchte rosenfrische Wangen
Erglänzt des Himmels Wolkenwand,
Die goldnen Sonnenfinger wühlen
In Blätterlauben hochgespannt.

Der junge Tag mit Riesenschritten
Die neuerglühte Welt durchmißt,
Das weite leuchtende Gefilde
Des Frohsinns bunte Wimpel hißt.
Und sie ist mein, die schöne Erde,
Auf springt der Wonnen goldnes Thor.
Im lichten warmen Sonnensegen
Die alte Freude keimt hervor.



Waldespreis.

Von

Friedrich Hertrich.

Wenn in deiner Wunderstille,
Heil'ger Waldesdom, ich lausche,
Meiner Seele tiefste Wünsche
Mit dem Oden Gottes tausche;
Dann erfüllt mich Himmelsfriede
An der mütterlichen Erde
Und ein unnennbares sel'ges
Ahnen von dem ew'gen „Werde!" —

In dem mächtig weisen Walten
Des unendlich-einen All,
Lüfteweben, Keimgestalten,
Sonnenblick und Bergkrystall:
Klarheit in dem Formentriebe,
Schönheit in der Schöpferpracht,
Und aus allem strömt die Liebe
Und der Hoffnung Zaubermacht!



Mehr als die Schulweisheit träumt.

Der Seher Sohn.

Die Berichte über den Seher, Namens Sohn in Berlin, welche im letzten Junihefte veröffentlicht wurden, weckten in mir sehr interessante Erinnerungen. Ich kannte ihn persönlich und besuchte ihn mehrfach im Jahre 1850, ehe ich nach Amerika ging. Er wohnte damals in der Linienstraße.

Meine Mutter wünschte nicht, daß ich nach Amerika ginge, ohne vorher diesen Seher um Rat gefragt zu haben, da er unserer ganzen Familie sehr gut bekannt war und ebenso auch vielen Freunden unserer Familie. Als wir ihn nun konsultierten, versicherte er meiner Mutter, daß sie mich ziehen lassen könne, da alles mit mir gut gehen werde; und es ist mir thatsächlich gut gegangen bis zu diesem Augenblicke.

Ich halte sein Andenken in ehrenvollem Gedächtnisse, wegen des vielen guten und bedeutsamen Rates, den er meiner Mutter gegeben hat. Ich möchte hier aber auch noch eine Anekdote von ihm mitteilen, die mir von meiner Mutter erzählt wurde.

Der König Friedrich Wilhelm IV ließ Sohn kurz vor den Märztagen des Jahres 1848 zu sich kommen. Sohn sagte ihm die ganze kommende Revolution voraus; zum Dank für diese unliebsame Weissagung aber belohnte der König den Seher damit, daß er sofort befahl, ihn ins Gefängnis abzuführen. Ehe Sohn das Gemach verließ, wandte er sich noch einmal dem Könige zu und sagte ihm: „Euerer Majestät erster Gedanke, sobald jene Ereignisse eintreten, wird der sein, mich abermals rufen zu lassen, um meinen Rat zu hören, und werden mich mit Freuden wieder in Freiheit setzen.“ So geschah es auch: Als bald darauf der König selbst so gut wie ein Gefangener in seinem eigenen Palaste war, ließ er wieder den Sohn zu sich kommen und fragte ihn, was er nun thun solle, welchen „Kurs“ er steuern solle. Sohn sagte ihm, er möge sich beruhigen, er solle versprechen, für seine eigene Lebenszeit allen an ihn gestellten Forderungen nachzugeben, und das Übrige seinem Nachfolger überlassen, der den Hauptstoß abzuhalten haben werde und der besser als er imstande sein werde, die schweren Aufgaben, die sich ihm darbieten würden, zu vollführen. — Der König nahm seine Weisung an und setzte ihn wieder in Freiheit.

Die Ungläubigen, welche Sohn konsultierten, überzeugte er oftmals dadurch, daß er ihnen die Zeichen oder „Muttermale“ nannte, die sie an ihrem Körper hatten, bisweilen an ihnen verborgenen Teilen; mir sind zwei Fälle bekannt, in denen die Betreffenden Spiegel benutzen mußten, um sich von der Wahrheit jener Aussagen zu überzeugen.

San Francisco, 5. August 1892. Dr. med. A. H.

Hellsehen.

Anton Jackels, Viehhändler in Gerderhahn, Kreis Erkelenz Rheinl., war 1864 als Unteroffizier im 25. Infanterie-Regiment beauftragt, einen Offizier, der eine

wichtige Botschaft zu überbringen hatte, zu begleiten. Die beiden Krieger mußten über einen Teil der Ostsee setzen. Der Sturm aber, der gerade wütete, schüchterte den Offizier ein, so, daß er das Schriftstück dem Unteroffizier übergab, der die gewagte Fahrt unternahm. Der Sturm setzte mit erneuter Heftigkeit ein; das Schiff leckte und die Manschaft war dem Tode nahe. Erst gegen Morgen sahen andere Seeleute das Wrack und seine Notflagge und kamen der Mannschaft zu Hilfe.

In derselben Nacht wurde meine Großmutter, die Mutter des Unteroffiziers, fast wahnsinnig. Sie schrie immerfort: „Anton ertrinkt, Anton ertrinkt! Ich hab' ihn gesehn, er liegt mit einem Brett im Wasser."

Alles Zureden half nichts, und die Großmutter ist nicht eher zur Ruhe gekommen, als bis nach einigen Tagen ein Brief anlangte, in dem mein Onkel Anton sein Erlebnis jener Nacht erzählte. Das sind heute 28 Jahre her. Meine Großmutter ist fort; aber die andern Anwesenden, meine Eltern, einige Verwandten und vier Nachbarn sprechen noch heute davon und nennen diese Thatsache einen „merkwürdigen Zufall".

Oberhausen, 14. Juli 1892. L. M.

Noch „mehr Gespenster-Geschichten."

Procul este profani!

Als wir im letzten Dezemberhefte (1891; XII, 72) Mr. W. T. Stead's „Real Ghost Stories" (Wirkliche Gespenster-Geschichten) besprachen, schlossen wir (S. 369) mit dem Versprechen, auf diese höchst verdienstliche Weihnachtsnummer der „Review of Reviews" zurückkommen. Seitdem ist gegen Ende Januar noch eine zweite solche Extranummer erschienen: „Noch mehr Gespenster-Geschichten".[1]) Die 100 000 Exemplare der Weihnachtsnummer hatten nicht halb für die Nachfrage genügt; den Hauptagenten mußte man Tausende von geforderten Exemplaren schuldig bleiben; Buchhandlungen, die Hunderte bestellt hatten, konnten nur ebenso viele Dutzende von Exemplaren geliefert werden. Dies ist einer der Gründe, weshalb Mr. Stead diese zweite Extranummer mit verwandtem Inhalte herausgegeben hat.

An weiteren Gründen führt er an, daß man dem Gegenstande nur dadurch gerecht werden könne, daß man die Häufigkeit der vorkommenden Fälle dieser Art und die Massenhaftigkeit des vorliegenden Beweismaterials veranschauliche. „Der Hauptgrund, warum die große Masse der sogenannten „Gesellschaft", die doch nur aus denen besteht, die langweilen und die gelangweilt werden, die Thatsächkeit des Übersinnlichen nicht anerkennt, ist nur, daß ihnen diese Thatsachen etwas Ungewöhnliches sind. — Ja, wenn die Geister zu ihnen mit derselben Regelmäßigkeit kommen wollten wie der Milchmann und die Morgenzeitung! und wenn man ein Gespenster-Adreßbuch drucken lassen könnte! — Und doch! Vergessen wir nicht, wie lange es gedauert hat, bis man dieselbe Menschenklasse an das Dasein der Kometen gewöhnen konnte, da deren Umläufe nicht ganz so sind wie die der Planeten!"

Schließlich aber meint Stead auch, diese Ergänzung zu seiner Weihnachtsnummer sei er seinem Leserkreise deshalb schuldig, weil die Darstellung der Thatsachen hinsichtlich der Geistererscheinungen im ersten Hefte noch zu günstig ausgefallen sei; er müsse der Wahrheit noch weiter gerecht werden.

Noch nachdrücklicher und ausführlicher als schon im ersten Hefte wiederholt im zweiten Stead gleich vorne an und öfter noch im Text die Warnung, sich nicht unvorbereitet mit solchen Thatsachen zu befassen: „Leser, solltest du dich versucht fühlen

[1]) More Ghost Stories. New Years extra number of the Review of Reviews. By W. T. Stead. London W.C. 1892. — 6 d.

dich auf spiritistische Experimente einzulassen, — thu' es nicht!!! Jedenfalls nicht, ehe du dich nicht genügend vorher durch Lesung des gedruckten Materials vorbereitet hast!" — „Ich bin zu der sehr entschiednen Ansicht gelangt, daß Niemand, bis auf eine kleine Minderzahl, sich auf solche Versuche einlassen sollte." „In den Thatsachen des Besessenseins und allen unreinen Seiten des Spiritismus kommen die teuflischen und unvernünftigen Kräfte der astralen Welt zur Geltung." „Es wäre ein Verbrechen gegen den Fortschritt unserer europäischen Kultur, wollte man diese Untersuchungen und Experimente irgendwie beschränken; aber sie sind ganz entschieden nur für die wenigen, welche Muße, hinreichende Vorbildung und scharfe Geistesfähigkeiten haben." So sagt Stead. Andrerseits aber erfüllen die bisherigen Leistungen der Society for Psychical Research seine Erwartungen nicht. „Sie sind mehr wissenschaftlich als sympatisch", mit einem „Beigeschmack von Schnüffelei", die „alle echten Geister abschreckt".

Daß das so ist, hat seinen guten Grund, ist kluge Politik und läßt sich gegenwärtig nicht vermeiden. Aber wir meinen, daß daraus doch auch schon folgt, daß nebenher dies weite Gebiet einer ganz unentbehrlichen Kenntnis auch durch viel weitere Kreise in Angriff genommen werden sollte. Das geschieht thatsächlich von seiten der etwa 20 Millionen praktisch experimentierenden Spiritisten in allen Teilen der Welt, wo sich die europäische Rasse angesiedelt hat, und unter diesen hat das Experimentieren jedenfalls unendlich viel mehr Segen und Nutzen als Schaden und Nachteil angestiftet; und es würde nur Segen erzielt werden, wenn jedermann in edler, möglichst selbstloser Gesinnung an solche Versuche hinanträte und danach strebte, auf diesem Wege einen weisen, guten und mächtigen Führer zu finden.

Indem wir unsern Lesern diese beiden Hefte sehr empfehlen, können wir hier nur noch kurz den Inhalt angeben. Stead beginnt mit den „Geistern, die in uns selbst wohnen", wobei er einen kurzen Abriß von Myers Aufsatz über „die vielfältige Persönlichkeit" giebt; dann folgt 1. „der Gedankenkörper", zwei Dutzend gute Fälle von Doppelgängern, dann 2. einige gute Fälle von „Hellsehen", ebenso 3. von „Warnungen", Vorahnungen und zweitem Gesicht, dann 4. „Geister bei Geschäftsleuten", 5. „Geister, die ihr Versprechen halten", 6. „Geister die ihren Tod ansagen", 7. und 8. „Geister Verstorbener", zuletzt noch 9. „Geister in der freien Luft" und 10. „böse Geister", „Geister, die man anfassen kann".

Das 2. Heft hat zwei Teile. I. Experimente und Erfahrungen: 1. Experimente und 2. Erfahrungen in der Doppelgängerei, 3. im Hellsehen, 4. Träume und Träumer, 5. Ahnungen und Prophezeiungen, 6. Noch einige Gespenster im Freien, und 7. Spiritismus und Spiritisten. II. Spukhäuser: 1. Einige Schlösser, in denen es umgeht, 2. die verhexte Willington-Fabrik, 3. Brook-Haus, 4. Pfarreien, in denen es spukt, 5. Spukhäuser in und um London, 6. Spukhäuser im Inlande, 7. Auswärtige Spukhäuser, 8. zum Schlusse eine Geschichte von moderner Hexerei. **H. S.**

Maßstab der Liebe.

Der Liebe äußeres und inneres Maß ist die Selbstlosigkeit, und auch das Maß der Freude und des Friedens, den sie bringt. **W. D.**

Tat twam asi!

„Das bist du!"

Der Mensch wünscht von allen anderen geliebt zu werden; aber er ist nicht imstande, wiederum alle anderen zu lieben. Woher kommt das? Weil er nicht sich selber kennt. **Menetos.**

Anregungen und Antworten.

Christentum und Wiederverkörperung.

An den Herausgeber: — Der Gedanke der Wiederverkörperung zieht mich mächtig an; doch wird es mir, da ich auf einen positiv-christlichen Bekenntnisse stehe, schwer, mich jener Vorstellung ganz anzuschließen. Es ist mir erstens nicht klar, ob ich meine persönliche Stellung zu Gott, als dem Lenker meines Schicksals, und zu Christus, als meinem Erlöser, durch die Annahme der allmählichen Vollendung (also gewissermaßen Selbst-Erlösung) aufgebe; und zweitens: Hebt die Idee der Wiederverkörperung ohne Rückerinnerung den Zusammenhang und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit den Menschen auf, die uns in diesem Leben verbunden waren? Da wir in jedem neuen Dasein auch neue Bande knüpfen, so würden die jedesmaligen Beziehungen wohl auch mit dieser Daseinsstufe als verbraucht zurückbleiben müssen.

Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mich darüber belehrten, ob sich die vorher erwähnten Glaubenssätze mit den von Ihnen angeregten Anschauungen befriedigend vereinigen ließen.

Im Übrigen kann ich nur sagen, daß ich bei dem Lesen Ihrer Aufsätze die Empfindung hatte, etwa wie jemand, der aus einem dunklen Thal auf eine Höhe kommt, von der aus sich der Blick nach allen Seiten hin erweitert. Die Idee der Wiederverkörperung erscheint mir auch als die einzige Lösung der scheinbaren Unvollkommenheiten und Ungerechtigkeiten unseres Daseins. Es wäre mir ein Trost, dieselbe mit meinem bisherigen Glauben vereinigen zu können.

Wahlstatt, 5. August 1892. **K. Coohius.**

Es findet sich durchaus nichts in der Lehre Jesu, was dem Gedanken der Wiederverkörperung widerspricht. Im Gegenteil, Jesus selbst erkennt die Thatsache wiederholt ausdrücklich an, so im Matth. 11, 14 und 17, 10—13, bei Markus 9, 11—13 und lehrt deren Konsequenzen Joh. 4, 36 und 37. Aber ausdrücklich zu lehren brauchte Jesus diese Erkenntnis selbst nicht, da sie damals als selbstverständlich galt und sogar Lehrsatz der Pharisäer war; es erhellt dies u. a. aus der Frage der Jünger im Joh. 9, 2: „Meister, wer hat gesündiget, dieser Blindgeborene oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?" Jener könnte also doch nur in einem früheren Leben vor seiner letzten Geburt gesündigt haben.

1. Ein persönliches Verhältnis zu „Gott" können wir nur haben und empfinden in der Person Jesu, des Christus, der da sagt: „Ich und der Vater sind eins; wer mich siehet, der siehet den Vater." Jeder Christus ist für seine Jünger und Nachfolger die objektivierte Gottheit. Wenn wir aber die Gottheit „als den Lenker unseres Schicksals" bezeichnen, so ist das in keinem andern Sinne zu verstehen, als daß ein jedes Menschenschicksal sich nach dem unwandelbaren, göttlichen Naturgesetze der Ursächlichkeit vollzieht; jedoch die einzelnen Ursachen unserer Schicksale geben wir stets selbst oder haben sie einst selbst gegeben, wie der Apostel Paulus sehr mit Recht sagt (Gal. 6, 7): „Irret Euch nicht! Gott läßt seiner nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten!"

Und was soll denn wohl unsere Erlösung durch den Christus anders bedeuten, als daß er die ungeheure Last auf sich genommen hat, uns den Weg zu zeigen und uns als Vorbild, als Meister und Lehrer voranzugehen, so daß wir jetzt nur ihm genau nachzufolgen und seinen Weisungen getreu zu sein haben, um — wie er es uns vorgezeichnet hat — auch „Eins zu werden mit dem Vater", d. h. die Vollendung zu erreichen! Ich sehe dabei gegenüber allen nach dem Weg Anfragenden möglichst davon ab, daß wir dies Ziel wohl kaum in der Verkörperung unserer gegenwärtigen

Persönlichkeit, auch selbst im längsten Leben nach dem Tode wohl kaum, werden ganz erreichen können. Zweifellos sollen wir ganz so danach streben, wie wenn wir es erreichen könnten, denn jede Gelegenheit, die wir benutzen, sichert uns einen Erfolg, der uns nie verloren gehen kann; wer aber könnte uns gewährleisten, ob oder wann uns wieder eine ebenso günstige oder gar eine noch bessere Gelegenheit sich bieten werde! — Die Erkenntnis der Wiederverkörperung scheint mir aber vor allem die praktische Bedeutung zu haben, daß sie uns alle scheinbaren Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten des Erdendaseins befriedigend erklärt, unsern Gesichtskreis über das gesamte Weltdasein unserer Individualität ausdehnt und uns vor allem Pessimismus schützt.

2. Das Wiedersehen derer, die mit uns in diesem Leben durch enge seelische Beziehungen verbunden sind, in unserm nächsten Erdenleben ist durch die Gesetze der Ursächlichkeit und des Fortwirkens aller Kraft gewährleistet, und die uns unerklärliche Sympathie oder Antipathie, die wir andern Menschen gegenüber empfinden, ist doch nichts weiter als ein unbewußtes Wiedersehen derer, die wir früher schon geliebt oder gehaßt oder gefürchtet haben. Ehe dieses aber stattfindet, kommt allemal im Leben nach dem Tode auch das persönliche Bewußtsein zu seinem vollen Rechte. Wenn wir und unsere Lieben gestorben sind, so werden wir einander wiedersehen und unablässig so lange bei einander bleiben, wie wir nur irgend das Bedürfnis dazu empfinden. Dieses Hängen an einer bestimmten Gestalt einer uns verwandten, geliebten Seele wird so lange dauern, bis solche Gestalt eben durch dies Hangen an derselben „verbraucht" worden ist. **Hübbe-Schleiden.**

Absolute Wahrheit.

An den Herausgeber. — Nach Herrn Max Krause im Julihefte (77) S. 86 sollen „Weltgeschichte, Wissenschaft, Kunst u. s. w. lehren, daß es keine absolute Wahrheit giebt." Sie lehren aber doch nur, daß die absolute Wahrheit — die Erkenntnis des Wesens alles Seins — den Menschen bis jetzt noch nicht zu teil geworden ist, nicht aber, daß es keine absolute Wahrheit giebt.

Berlin, 31. Juli 1892. **Paul Buro.**

Sehr richtig! Das aber hat auch Max Krause offenbar nur sagen wollen, da er zur Erklärung hinzufügt, „daß die Wahrheit für jeden Menschen, für jede Daseinsstufe eine andere ist, daß alle Wahrheit subjektiv ist." Es sollte also ausführlicher heißen, daß es für uns Menschen keine absolute Wahrheit giebt, solange wir eben noch Menschen sind. Etwas ganz anderes ist es, vom Standpunkte der Gottheit aus geurteilt, also auch für den, der diese Stufe der Vollendung, die eines Christus, erreicht hat und dann lange nicht mehr bloß ein „Mensch" ist. **H. S.**

Gleichberechtigung der Frauen.

An den Herausgeber. — Im letzten Juliheft veröffentlichten Sie einige Bemerkungen über die „Gleichberechtigung der Frauen" und über die Stellung von „Schorers Familienblatt" zu dieser Frage. Sie schließen mit folgenden Sätzen:

„Im Interesse der Gesamtheit, wie auch der Gerechtigkeit ist freie Zulassung aller Befähigten ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht gewiß ein erstrebenswertes Ziel. Warum sollten für immer, so wie jetzt, die Frauen so viel schlechter gestellt bleiben als die Männer, und so viel Frauen unbarmherzig in das leibliche und sittliche Elend hinabgestoßen werden?"

Ich bin hierüber ganz anderer Meinung und will dieselbe begründen: Als „erstrebenswertes Ziel" muß uns bei Neugestaltung des Volkslebens die Absicht leiten, unser ganzes Volk und die Menschheit zu heben. Das größte Hindernis hierbei ist die

Schwierigkeit des Broterwerbes für die überwiegende Mehrheit des Volkes; und es richtet sich jede Bestrebung selbst, die — wie Sie aussprechen — die Erwerbs-Konkurrenz verschärft. Nicht allein der Vater, meist auch die Mutter müssen schon jetzt den letzten Hauch daran setzen, um ihre materielle Existenz zu ermöglichen. Weder Zeit noch Geld bleiben für andere Dinge übrig. — Am traurigsten ist es um die Erziehung der Kinder bestellt. In Volksschulen und Bewahranstalten werden Köpfe und Herzen mit sektirerischen Wahnbegriffen angefüllt, die auch nicht retten und helfen; meist sind die Kinder für ihre seelische Entwickelung ganz auf sich selbst angewiesen. Ein Familienleben ist nur in seltenen Fällen noch vorhanden. Ich weiß recht wohl, daß die Menschheit zur größeren Hälfte weiblichen Geschlechtes ist und daß gerade diese größere und bessere Hälfte der Menschheit dringend besonderer Sorgfalt und Pflege bedarf, um Unterlassungssünden vergangener Zeiten zu sühnen; ich bin aber auch davon überzeugt, daß mit der Zulassung (richtiger durch den Zwang) des weiblichen Geschlechts zur „Erwerbs-Konkurrenz" nicht allein nichts zur Hebung dieser größeren und besseren Hälfte der Menschheit geschieht, sondern daß diese Zulassung und Verallgemeinerung einen Riesenschritt nach rückwärts für die ganze Menschheit bedeutet.

Die natürliche und daher die höchste sittliche Aufgabe des Weibes ist es, Mutterpflichten zu üben. Diese Aufgabe wird — im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Wichtigkeit — aufs empörendste vernachlässigt. Die Tiere leitet der Instinkt; der Mensch soll dies durch „Belehrung und Erziehung" ersetzen. Aber was geschieht denn, um das heranwachsende weibliche Geschlecht zur Erfüllung und Ausübung „der Mutterpflichten" zu befähigen? Ich sage: gar nichts. Wenn Pestalozzi die Erziehung des Volkes in die Hände der Mütter gelegt wissen wollte, so meinte er damit sicherlich nicht, daß Lehrerinnen (wie in Berlin) in öffentlichen Schulen Knaben Turnunterricht erteilen sollten, sondern er wollte die Mütter in einer Weise erzogen und unterrichtet haben, daß sie vermögen, dieser höchsten und edelsten Aufgabe im Menschenleben in einer eigenen Familie zu genügen. Diese Aufgabe — recht erfaßt und geübt — vermag volle Befriedigung zu gewähren und alle Kräfte des Weibes zur harmonischen Entwickelung zu bringen.

Unser Ziel muß es sein, die Gründung und Unterhaltung einer Familie dem Manne möglich und zur ersten moralischen Pflicht zu machen. — Dem Moloch „Kapitalismus" sollte das weibliche Geschlecht nicht zum Opfer fallen.

F. Kochendörffer.

Daß ich die Mutterpflichten des Weibes nicht vernachlässigt sehen möchte, versteht sich wohl von selbst; daß aber dazu das Weib in anderer oder besserer Weise befähigt werden könnte, als indem man ihm mehr als bisher eine allseitige Möglichkeit seiner geistigen und seelischen Entwickelung gewährt, das will mir nicht scheinen. Es ist andrerseits auch oft genug von mir ausgesprochen, daß ich es für eine unsrer wichtigsten Kulturaufgaben halte, durch eine Organisation unserer Wirtschaftsverhältnisse die Erwerbsmöglichkeiten zu heben und zu mehren, damit in größerer Zahl Ehen unter jungen Leuten in naturgemäßen Jahren möglich werden. Daß dies nun dadurch erschwert werden sollte, daß man auch die Frauen mehr, als bisher, erwerbsfähig macht, sehe ich nicht ein; im Gegenteil glaube ich, daß öfter Ehen dadurch ermöglicht werden könnten, daß auch die Frauen und Mütter mehr und besser als bisher zur Ernährung der Familie beizutragen in den Stand gesetzt werden. Daß in dieser Richtung aber irgend ein „Zwang" ausgeübt werde, halte ich für durchaus unnötig und unzweckmäßig; und daß durch bessere geistige Ausbildung der dazu befähigten Frauen diese in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten beeinträchtigt werden würden, scheint mir keineswegs der Fall zu sein, sie werden vielmehr in dem gleichen Maße besser befähigt sein, ihre Kinder richtig anzuleiten, ihnen einen weiteren Gesichtskreis zu erschließen und ihnen höhere Ideale vor die Seele zu stellen. — Warum aber endlich alle diejenigen

Frauen, denen nicht vergönnt ist, eine Ehe nach ihrem Wunsche einzugehen, ferner — wie bisher — als hilflose, scheel angesehene Mitglieder der Kulturgesellschaft geächtet bleiben sollen, das will mir vor allem gar nicht einleuchten!

Hübbe-Schleiden.

Psychometrie.

An den Herausgeber. — In unserem Hause beschäftigt man sich viel mit der Lektüre der Sphinx, und da habe ich oft Gelegenheit gehabt, Aufsätze von Ihnen zu lesen; ich glaubte aus diesen Schriften einen milden, menschenfreundlichen Geist herausfühlen zu können, und auf denselben bauend, komme ich mit einer Frage und einer Bitte zu Ihnen.

Halten Sie es für möglich, daß man durch eine Somnambule oder besonders dafür begabte Persönlichkeiten (ich hörte von solch' einem Manne, in Dresden lebend, doch ist mir sein Name entfallen), die, wenn sie einen Gegenstand von dem Patienten haben, z. B. Haar, den Sitz der Krankheit nennen und Mittel oder eine Kur für ihre Heilung angeben? Glauben Sie daran? Meine Bitte ist nun die, für den Fall, daß Sie mir zu dem Schritt raten, mir die Adresse einer solchen Persönlichkeit zu sagen, sowie auch welche Gegenstände und welches Honorar ich mitzusenden habe. —

Der Kranke, dessen Heilung mir so sehr am Herzen liegt, ist mein Sohn, der schon seit Jahren an beängstigenden Anfällen leidet, die ihm den Schlaf rauben. Mit rührender Resignation trägt er es, doch wäre es traurig zu denken, wenn es zunehmend so fortginge. Erfolglos hat er Nervenanstalten, Hypnotismus (Wetterstrand), Massage &c. versucht. Aber bis jetzt fanden die Ärzte den Grund seiner Krankheit nicht heraus.

Könhof. J. v. L.

Derartige „psychometrische" Diagnose-Stellung habe ich oftmals gelingen sehen. Mangelhaft ist solche in der Regel nur deshalb, weil die auto-somnambul Veranlagten wohl richtig sehen, aber nicht hinreichend medizinische Kenntnisse haben, um das von ihnen Geschaute und Gefühlte richtig zu beschreiben und zu bezeichnen. Außerdem sind die von solchen Personen empfohlenen Mittel in der Regel auch nur diejenigen, welche ihrem eignen Körper helfen würden, wenn er an derselben Krankheit litte; dem andern wirklich Kranken aber helfen sie oft nichts. Weiß einer oder der andere unserer Leser für diesen Fall Rat, so bitten wir um dessen Mitteilung.

Neuhausen bei München. Hübbe-Schleiden.

Zur Bekämpfung der Vivisektion.

Alle Vivisektoren arbeiten in einem Körper, dessen Funktionen durch den Angststoff samt und sonders modifiziert sind; schon diese Thatsache giebt vielen experimentellen Resultaten derselben nur eine sehr bedingte Richtigkeit. —

Gustav Jäger (Entdeckung der Seele, Bd. I., 329).

Satan und Christus.

Satan ist die Verherrlichung des äußeren Selbst, die selbstherrliche Persönlichkeit. Christus ist die Verklärung des Menschentums, die göttliche Individualität.

Das Persönliche ist das Tier im Menschen; deshalb wird der Satan mit Eselsohren, Pferdefuß und Affenschwanz gemalt.

Die Individualität ist das Ewige, das Göttliche; daher wird Christus gekrönt mit den Dornen des Leidens und mit dem Heiligenschein der Göttlichkeit.

Path. VII, 4. 120.

Bemerkungen und Besprechungen.

Ein wissenschaftliches Ereignis.

Zweiter Kongreß für Experimental-Psychologie in London.

Wie wir im letzten Augusthefte als beabsichtigt angezeigt hatten, fand die zweite Sitzungs-Periode dieses internationalen Kongresses in den ersten vier Tagen des August zu London statt. Dieselbe ist in jeder Hinsicht als ein großer Erfolg zu bezeichnen. Es nahmen über 300 Personen an dem Kongresse teil, darunter fast 100 Ausländer aus allen Teilen Europas sowie aus Amerika und Australien. Von Deutschland waren die Professoren Helmhotz, Preyer, Ebbinghaus, Hitzig, Münsterberg, Lange und noch eine Anzahl anderer namhafter Gelehrter anwesend. Dr. Goldscheider von Berlin sandte einen Vortrag über „den Muskelsinn der Blinden" ein, da er nicht persönlich erscheinen konnte.

Für die auf die Erforschung des Übersinnlichen gerichtete Bewegung in England ist diese Kongreß-Periode besonders deshalb von Epoche machender Bedeutung, weil auf demselben vor versammeltem Areopage der ton-angebenden Gelehrten der Welt, das Gebiet der „psychischen Forschung" als ein wissenschaftlich berechtigtes zugelassen und anerkannt worden ist. Dies verdanken wir lediglich dem energischen Vorgehen der beiden leitenden Männer dieser Bewegung, Professor Sidgwick und Mr. Frederik W. H. Myers, welche unter der überaus wertvollen und notwendigen Mitwirkung von Professor Sully in London diesen Kongreß veranstaltet und dessen so regen Besuch durch persönliche Einladung der maßgebenden Männer der Wissenschaft bewirkt haben.

Durch diesen Kongreß ist nunmehr eine freundschaftliche Beziehung dieses neuen Gebietes der Psychologie mit den Vertretern der älteren hergestellt worden. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nun Telepathie und Gedanken-Übertragung schon von allen Gelehrten anerkannt worden seien; man hat selbstverständlich keine Abstimmung über diese Gegenstände herbeigeführt, ja, durch Kennzeichnung dieses Kongresses als einen solchen für alle Gebiete der Experimental-Psychologie ward der Schein ausgeschlossen, als ob irgend Jemand durch Teilnahme an diesem Kongresse seine stillschweigende Zustimmung zu der Anerkennung jener Thatsachen erkläre. Trotzdem ist es (auch für uns in Deutschland) ein Ereignis von gar nicht zu unterschätzender Tragweite, daß durch diesen Kongreß endlich das wissenschaftliche Vorurteil der orthodoxen Psychologie durchbrochen und unsern Ketzereien endlich Eintritt und Gehör in den Hörsälen der Universität vergönnt worden ist.

Die 3. Sitzungs-Periode dieses Kongresses soll 1893 unter dem Vorsitze von Professor Dr Stumpf in München abgehalten werden. H. S.

Internationaler Psychiker-Kongreß in Chicago

im Jahre 1893.

Wir leben jetzt im Zeitalter der Kongresse; daher wird es niemand wundern, daß bei Gelegenheit der Columbischen Weltausstellung des kommenden Jahres in Chicago auch ein „Kongreß psychischer Wissenschaft" vorbereitet wird. Einladungen dazu sind bereits an alle hervorragenden amtlichen und nicht-amtlichen Vertreter dieses Forschungszweiges in allen Ländern ergangen und die meisten haben ihre Mitwirkung, persönliche oder doch geistige, zugesagt; wer nicht selbst hinzugehen versprechen konnte, drückte wenigstens seine volle Sympathie mit diesem Welt-Kongreß-Unternehmen aus. Da nun das Motto dieses Kongresses ist: „Nicht die Sache, sondern die

Männer!" so kann man denselben recht eigentlich einen „Psychiker-Kongreß" nennen.

Das vorbereitende Komitee entwarf ein vorläufiges Programm, aus welchem ersichtlich ist, daß die Verhandlungen sich über folgende Gebiete der psychischen Wissenschaften erstrecken sollen:

1. a) Allgemeine Geschichte der psychischen Phänomene,
   b) Der Wert menschlichen Zeugnisses in Betreff dieser Phänomene,
   c) Ergebnisse von Einzel-Bestrebungen bei der Sammlung psychischer Daten und der Lösung der aus denselben hervorgehenden Probleme;
   d) Der Ursprung und die Entwickelung der Gesellschaften für psychische Forschung und die Resultate, welche dieselben bis jetzt erzielt haben.

2. Detaillierte Behandlung der verschiedenen Klassen von psychischen Phänomenen von den zu ihrer Erklärung aufgestellten Theorien und von weiteren der Untersuchung erheischenden Problemen. Die hier zu diskutierenden Fragen werden provisorisch folgendermaßen gruppiert:
   a) Gedankenübertragung oder Telepathie, die Wirkung von Geist auf Geist unabhängig von den anerkannten Sinnesorganen. Die Natur und Ausdehnung dieser Wirkung, Spontane Fälle und experimentelle Untersuchung;
   b) Hypnotismus und Mesmerismus. Natur und Charakter des hypnotischen Schlafes in seinen verschiedenen Phasen, einschließlich der Auto-Hypnose, des Hellsehen, der Beeinflussung auf Entfernung und der mehrfachen Persönlichkeit, auch der Therapeutischen Verwendung des Hypnotismus;
   c) Hallucinationen, eingebildete und wirkliche, Vorahnungen, Erscheinungen Lebender und Toter;
   d) Direktes Hell-Sehen und Hell-Hören, Psychometrie, Automatisches Sprechen, Schreiben u. s. w., die mediumistische Ekstase („Trance") und ihre Beziehungen zu den gewöhnlichen hypnotischen Studien;
   e) Psychophysische Phänomene, wie Klopftöne, Tiptologie, direkte Schrift und andere spiritistische Manifestationen;
   f) Die Beziehungen der obigen Gruppen von Phänomenen unter einander; Zusammenhang von Psychik und Physik; die Schlußfolgerungen der psychischen Wissenschaft in Bezug auf die menschliche Persönlichkeit und speziell auf die Frage nach einem zukünftigen Leben.

Demnach scheinen die Veranstalter dieses Kongresses die Verhandlungen auf diejenigen Gebiete beschränken zu wollen, deren Bearbeitung hauptsächlich die Ziele der verschiedenen Gesellschaften für psychische Forschung bilden. Dhd.

John Curtis Bundy †.

In Chicago starb am 6. August nach längerem Leiden der in der „Sphinx" schon wiederholt genannte, unerschrockenste und eifrigste Vertreter des zeitgenössischen Spiritualismus in den Vereinigten Staaten Colonel John C. Bundy, der (seit 1877) Herausgeber der weitaus gediegendsten und verdientesten nordamerikanischen Zeitschrift für die Verbreitung der spiritualistischen Bewegung, des „Religio-Philosophical Journals" in Chicago war.[1]) Einer der Hauptvorzüge dieses Wochenblattes gegenüber verwandten Zeitschriften in Amerika bildete, seit Bundy dasselbe herausgab, dessen Bestreben, den amerikanischen Spiritualismus von dem schwer auf ihm lastenden

[1]) Eine Skizze seiner Lebensbeschreibung und Anerkennungen seiner Persönlichkeit bringt die Nr. 13 dieses Rel. Phil. Journal vom 20. August 1892.



Fluche der betrügerischen Darstellungen angeblicher „Mediumschaft“ zu befreien. Mit wahrhaftem Heroismus kämpfte Bundy stets gegen dieses Unwesen, und zwar häufig mit solchem Erfolg, daß, wie Prof. Coues in einem warmempfundenen Nachruf, den er seinem langjährigen Freunde Bundy im Londoner „Light“ vom 27. August 1892 widmet, sich ausdrückt, jedes betrügerische Medium in Amerika Bundy mehr fürchtete als Gottes allmächtige Hand. „Denn — sagt er weiter — das Religio-Philosophical Journal erscheint wöchentlich, während die Heimsuchungen Gottes doch seltner aufzutreten pflegen.“

Bundy hatte in seiner Jugend im amerikanischen Bürgerkrieg mitgefochten, und als er später den Degen mit der Feder vertauschte, da führte er diese so schneidig, wie er wohl die Klinge geführt haben mag, und wurde bald ein Vorkämpfer der drei geistigen Bewegungen, welche Coues im Jahre 1888 als Zeichen der Zeit charakterisierte: Frauen-Gleichberechtigung, psychische Forschung und Spiritualismus. Als solcher übernahm er auch 1891 die Präsidentschaft zu den im kommmenden Ausstellungs-Jahr 1893 in Chicago geplanten internationalen Psychiker-Kongreß, über den wir oben nähere Mitteilungen machten. Die durch Bundy's Tod eingetretene Lücke im Vorbereitungs-Komitee zu diesem Kongreß wurde durch Prof. Coues ausgefüllt. **Dhd.**

M. A. (Oxon.) †.

Am Montag den 5. September starb zu Bedford der Reverend William Stainton-Moses, der sowohl persönlich wie auch als Schriftsteller unter den Zeichen M. A. (Oxon), d. h. Magister Artium Oxonius[1]) von allen, die ihn kannten, geliebt war; und deren sind ungezählte Tausende über alle Teile unseres Planeten verstreut. Auch mir war es vergönnt, ihn noch in diesem Sommer näher kennen zu lernen. Er stand erst in seinem 53. Lebensjahre, war aber die letzte Zeit sehr leidend; seitdem er vor zwei Jahren an der Influenza erkrankte, hat er sich nie wieder ganz erholt.

Im Jahre 1865 ward er Geistlicher der englischen Hochkirche, war als solcher aber, wie er selbst oft sagte, Materialist. Erst 1870 ward er hiervon gründlich bekehrt durch sein Bekanntwerden mit dem Spiritismus. Er verließ dann die Kirche und wurde Oberlehrer am Universitäts-Gymnasium in London. Er selbst war stark mediumistisch veranlagt, aber nur im besten Sinne des Wortes; davon geben unter seinen Schriften besonders die „Spirit Teachings“ leuchtende Beweise. Mehr und mehr arbeitete er sich sowohl über den phänomenalen wie über den Offenbarungs-Spiritismus hinauf; und noch kürzlich drückte er mir seine Befriedigung darüber aus, daß jene beiden Entwickelungs-Phasen mehr und mehr in England ausstürben, und daß jetzt mehr der wahre geistige Gehalt zur Geltung käme, sowohl die geistige Erkenntnis wie auch jener geistige Einfluß, der persönlich veredelnd und erhebend auf alle diejenigen aufrichtigen Anhänger wirke, welche irgendwie zu einer geistig selbständigen Entwickelung fähig geworden seien.

Was Stainton-Moses auch durch seine Artikel im „Light“, dann durch seine anfängliche Mitwirkung bei der Society for Psychical Research und vor allem durch seine langjährige meisterhafte Leitung des „Light“ geleistet hat, zu würdigen, dazu reichen hier Raum und Gelegenheit nicht aus; ich habe ja auch oft genug schon hierauf hingewiesen. Er hatte eine ungewöhnliche Begabung zum gewandten und kräftigen Ausdruck in der Rede und in der Schrift. Für die spiritistische Bewegung in der ganzen englischen Welt ist sein Tod ein unersetzlicher Verlust. Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß in der Nr. 609 des „Light“ vom 10. September (Seite 439) ein recht gutes Kabinett-Bild von ihm autotypisch wiedergegeben ist. **H. S.**

---

[1]) Soviel wie bei uns Doctor philosophiae, promoviert auf der Universität Oxford.

Selbstlosigkeit bei Kindern.

Einem Berichte des Superintendenten Halder von der Mission für kranke Kinder in New York entnehmen wir folgende Angaben[1]):

In 11 Jahren sind 25 600 Kinder und ihre Eltern unterstützt worden. Viel Krankheit der Kinder rührt lediglich von ungeeigneter und ungenügender Nahrung her.... Ein kleines Mädchen im 4. Distrikt sagte, als sie starb: „Ich freue mich, daß ich jetzt sterbe, dann haben doch meine Geschwister wenigstens etwas mehr zu essen."

In New York wie in London ist es in dieser Volksklasse etwas so Gewöhnliches, daß die Kinder kein Frühstück erhalten können und auch ohne ein solches zur Schule gehen müssen, daß sie gar nicht daran denken, sich darüber zu beklagen.

„Vor kurzem brannte in New York das Hospital für verkrüppelte Kinder ab, wobei viele der kleinen hilflosen Wesen umkamen; dennoch bietet auch dies schreckliche Unglück einige erhebende Züge.

Ein kleiner Knabe, kraftlos und hüftenlahm wie er war, faßte in der Erregung des Augenblicks einen seiner völlig paralysierten Gefährten in seine Arme und trug ihn in Sicherheit. — Ein kleines Mädchen, welches den Ausbruch des Feuers bemerkt und dann die Allarmglocke geläutet hatte, wagte sich aus ihrer vollen Sicherheit zurück in die Gefahr, in welcher ihre bettlägerigen Genossen hilflos schwebten, sie vereinigte sich mit ihnen Hand in Hand, wahrscheinlich ihnen Mut einsprechend, den unvermeidlichen Tod ergeben zu ertragen.

Dergleichen Vorgänge sollten wohl sogar die selbstsüchtigst Verhärteten zur Beschämung treiben. Selten oder nie haben große Gesamtunglücksfälle unter Erwachsenen so viele Beispiele von Geistesgegenwart und selbstloser Überlegung aufzuweisen gehabt wie dies Ereignis, welches plötzlich die Bethätigung solcher Eigenschaften von den kranken und verkrüppelten Kindern in diesem brennenden Hospital forderte."

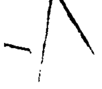
H. S.

Religion und Religiosität.

Christentum, Buddhismus und Mission.

Bisweilen beweisen mir Zuschriften aus unserm Leserkreise, daß manchen immer noch nicht klar geworden ist, daß Religiosität an gar keine bestimmte Religionsform gebunden ist, sondern sich auf Grundlage aller Religionen findet und daß sie in der wahren Nachfolge jedes der großen Meister in der göttlichen Vollendung des Menschenwesens das Ziel ihres Strebens mehr oder weniger vollkommen erreichen kann. Allerdings kann jeder dabei immer nur einem Meister folgen; ein schwankendes Hin- und Herlaufen von einem zum andern wird niemand dauernd fördern. Aber nichts ist thörichter und irrtümlicher, als auf andere religiöse Menschen deshalb geringschätzend oder mitleidig herabzusehen, weil sie einem andern Meister folgen, als man selbst. Diese Unduldsamkeit aus Geistesbeschränktheit schädigt oft besonders die Bestrebungen der äußeren Mission, und diese verkennen überdies auch noch die Thatsache, daß den verschiednen Völkern der verschiednen Rassen stets bestimmte Religionsformen naturgemäß vertraut sind. So verdienstlich daher auch das Liebeswerk der Weckung wahrer Religiosität sowohl daheim, wie auch in fernen Ländern ist, ein so entschiedener Mißgriff ist es doch z. B. in Indien christliche und nicht indische Mission zu betreiben. Darunter leidet nur der Hauptzweck jenes Liebeswerkes, das allein Wert hat; denn dadurch, daß den zu Erweckenden erst die ihnen fremden

[1]) Vergl. hierzu wie zu dem Folgenden The Carrier Dove Nr. 37. San Francisco, Cal., 15. September 1888, S. 598 und 604.



Religionsformen, Ausdrücke, Anschauungen und Gebräuche beigebracht werden, vergeuden nicht allein die Missionare unnütz ihre beste Kraft, sondern indem so das Augenmerk von der Hauptsache abgelenkt wird, gehen meist die so Behandelten des Vorteils ihrer geistigen Erweckung ganz verlustig. Aber das eben ist die Irreligiosität fast aller Missionsbestrebungen wie alles Formenglaubens der Orthodoxie, daß sie das Wesen in der Form der Lehre und in der Person des Meisters suchen, nicht aber in der Weckung, Entfaltung und Bethätigung göttlichen Geistes in den Menschen überhaupt. Wahre Religiosität ist ebenso sehr von allen Religionsformen unabhängig, wie wahre Liebe über alle Äußerlichkeiten erhaben ist — wie auch schon der Apostel Paulus (1. Kor. XIII, 7) sagt: „sie verträget Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles!"

Ganz denselben Irrtum trägt man oft auch uns entgegen. Wenn wir ein lebhaftes Interesse an dem Aufblühen von Religiosität und neuem Geistesleben auf Grundlage buddhistischer Religionsformen, wie jetzt durch die Buddha-Gaya Maha-Bodhi Society, bekunden, so ist damit doch keine Feindschaft gegen christliche Anschauungen oder gar gegen die Person Jesu, unseres Vorbildes und Meisters, ausgesprochen. Überdies verbinden wir damit fast jedesmal ausdrücklich unsern Wunsch, daß sich ein gleicher Aufschwung innerlichen religiösen Geisteslebens auch bei uns in christlichen Religionsformen zeigen möge; und solche Bemerkungen unsrerseits haben doch sichtlich keinen andern Zweck, als eben solchen Aufschwung anzuregen.

Keine andere Absicht liegt auch unserm wiederholten Hinweis auf die Urformen der Mystik unsrer Rasse bei den indischen Ariern zu Grunde. Sträubt doch die christliche Kirche sich, den Bedürfnissen der wissenschaftlich Gebildeten gerecht zu werden, und thut alles, was sie kann, um diesen durch Beharren auf den unverstandnen Dogmen den Geist Christi und seiner wahren Lehren widerwärtig zu machen! Daher sagt denen, welche die Kinderschuhe ihrer Kirchlichkeit ausgetreten haben — sehr begreiflich! — die vollkommen wissenschaftlich stichhaltige Bahn der Religiosität in der indischen Philosophie mehr zu; und erst nachher vielleicht erkennen sie, daß, unverstanden von der Kirche, ganz dieselbe Weisheit und religiöse Mystik auch im neuen Testament enthalten ist. Danach erscheint dann manchem auch die abendländisch-christliche Form der Mystik wieder ihm sympathischer, als jene morgenländisch-indische.

Hübbe-Schleiden.

Goethes Lehre der Wiederverkörperung.

Ergänzungen zu Koebers Aufsatz.

Goethe an Knebel; 3. Dezember 1781: „Ein Artikel meines Glaubens ist es, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand ganz allein der höheren Stufe eines folgenden und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier „zeitlich oder dort ewiglich. —

Wanderjahre III. 15. (Es ist von Makarie die Rede, die sich wie ein Engel auf Erden allen hilfreich erwies), „indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne, aber nach dem Überweltlichen in stetig zunehmenden Kreisen bewegte. — Wir hoffen, daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserem Sonnensystem entfernen, sondern, wenn sie an die Grenzen desselben angelangt ist, sich wieder zurückkehren werde, um zu gunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohlthun wieder einzutreten. —

Gespräche mit Falk; 25. Januar 1813. Vom Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein. So verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. —

Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller; 26. Januar 1825. Ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt. Wir dürfen nur die Planeten und die Sonne anblicken, da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben.

Graz, 15. August 1892. **Karl Schiffner.**

Richard Wagner als Mensch, Künstler und Denker.

Die beiden kleinen Schriften, die wir soeben aus der Hand gelegt, gehören unseres Erachtens zu dem Besten, was über Wagner überhaupt geschrieben worden ist. Ganz besonders danken wir Hans von Wolzogen, daß er durch seine „Erinnerungen“ [1]) uns die Persönlichkeit des großen Mannes menschlich nahe gerückt und Liebe zu ihr in uns erweckt hat. So rückhaltlos wir stets Wagners Geist und Kunst bewunderten, seiner Persönlichkeit — wir kannten sie eben nicht — schien uns manches anzuhaften, das sich mit unserer Vorstellung wahrhafter Größe nicht recht vereinigen wollte. Wir haben dies immer lebhaft bedauert, da wir so ungern den Denker und Künstler vom Menschen trennen. Nun hat Wolzogen mit Einem Schlage all unsere Bedenken gehoben. Es ist eine Befreiung, die dem Herzen wohlthut!

Die „Erinnerungen“ sind keine rhetorische Tendenzschrift, kein „Nachruf“, noch weniger eine „Rettung“, — so etwas wirkt wenig, überzeugt nie und spricht in der Regel nur für die Pietät und den guten Willen des Verfassers selbst: Wolzogen schildert nur mit einfachen Worten die Beziehungen Wagners zu dessen Freunden und Schülern, teilt einige kleine, aber vielsagende Züge aus dem intimsten Leben des Meisters mit, gedenkt seiner Lehren und Anregungen, führt Äußerungen Wagners an über die verschiedensten Fragen der Kunst und des Lebens, der Philosophie und Religion. Aus allem tritt uns ein hoher, kontemplativer Geist, ein edler Mensch, ein liebevolles, zartes, aller Lüge, allem Schein abholdes, tief religiöses, in unsere Welt, die „Häßliche und Lärmende“, gar nicht hineinpassendes, nur dem Idealen zugewandtes Gemüt entgegen. Wir begreifen jetzt vollkommen die grenzenlose, fast abgöttische Verehrung, die Wagner von seinen Jüngern gezollt wird; begreifen, wie Wolzogen (S. 18) ihn ein in das Ungeheuere des Genies vergrößertes Kind nennen konnte. Nur einem solchen war es auch möglich, Unvergängliches zu schaffen, ein Werk, das, wie kein anderes, so mächtig und tief „unsere Gemütskräfte in diesen Zeiten der gemütlosen Hast alles geistigen und materiellen Lebens“ erregt, weckt, stärkt und erhebt. „Und wenn es nun beginnt, im Volke sich zu regen von neuer ‚Sehnsucht nach dem Heil‘, so hat die ideale und vertiefende Wirkung der Wagnerischen Kunst auf ihre Weise wohl auch ihren Teil daran gehabt für diejenigen, die auf sie ernstlich achteten. Hätten sie alle auch seiner Lehre und Worte geachtet, wir wären noch weiter“ (S. 7).

Sicherlich wäre dies der Fall: denn was Wagner lehrt und durch den Zauber seiner Kunst in konkreten Gestalten vor unseren Augen verwirklicht, ist nichts als jene ewige Wahrheit der ewigen Religion: Vollendung durch das „Mitleid“, die opferfreudige Liebe, die Läuterung von aller Eigensucht.

Die Fassung der Liebe (des „Mitleids“) als der Quelle nicht nur des Wissens, sondern einer positiven Erlösung, ist ein Schritt über Schopenhauer hinaus, den Wagner gethan hat. Die zweite der oben genannten Schriften, die von Friedrich

[1]) Erinnerungen an Richard Wagner. Neue, um das Doppelte vergrößerte Ausgabe. Reclams Universalbibl. Nr. 2851. (77 Seiten.)



von Hansegger[1]), beschäftigt sich mit der philosophischen Weltanschauung Wagners. Sie zeigt (S. 4) zunächst dessen Verwandtschaft mit Schopenhauer, und daß er unabhängig von diesem die Grundideen der Willensmetaphysik konzipiert hatte; ferner weist sie (S. 30 f.) — was die freie, harmonische Entfaltung der Persönlichkeit betrifft — auf die bis dahin noch nicht hervorgehobene Übereinstimmung Wagners mit Schiller hin, und schließt (S. 46 ff.) mit einer kurzen Betrachtung das „Parzival“, in welchem jene im Geiste des Christentums vollzogene Überwindung der negativen Seite der Schopenhauerschen Philosophie am deutlichsten zu Tage tritt.

Das Symbolische in den Dichtungen Wagners hat Hansegger ebenfalls trefflich gedeutet und dadurch vieles zum besseren Verständnis namentlich der Nibelungen-Trilogie beigetragen. **R. v. Koeber.**

Die Kraft der Überzeugung.

Der Mitarbeiter der Sphinx, dessen Broschüren: Wie errichtet und leitet man spiritistische Cirkel in der Familie und: Materialismus und Spiritismus, auf Seite 280 und 281 im Maiheft dieses Jahrgangs gewürdigt und empfohlen wurden, Hans Arnold, hat außer diesen noch folgende Bücher im Verlage von Max Spohr in Leipzig herausgegeben:

Was wird aus uns nach dem Tode? eine populär-naturphilosophische Abhandlung.

Die Heilkräfte des Hypnotismus, der Statuvolenz und des Magnetismus, nutzbringend verwendet in der Hand der Laien.

Hygienisch-diätetischer Tugendspiegel für den modernen Kulturmenschen; zeitgemäße Betrachtungen über allerlei gesundheitsschädliche Vorurteile und Verkehrtheiten.

Schulmedizin und Wunderkuren, eine kritische Studie über Vorurteile gegenüber den Heilkräften des Hypnotismus, Magnetismus und der Wunderkuren.

Anfang und Ende der menschlichen Persönlichkeit. Eine kurzgefaßte allgemeinverständliche Philosophie des menschlichen Daseins.

Die Kraft der Überzeugung, als Schlüssel und Mittel zur Ausführung magischer Wunderthaten.[2])

Indem wir uns eine Besprechung jener andern Bücher vorbehalten, wollen wir heute zunächst auf die letztgenannte, jüngste Schrift Arnolds eingehen. Die Kraft der Überzeugung zu wecken, den ursprünglich zweifelnden Leser zum Glauben zu führen, ihm Thatsachen, die ihm bis dahin ganz unbegreiflich schienen, zuerst als möglich, dann als wahrscheinlich und schließlich als etwas ganz Naheliegendes, was ihm jeden Tag begegnen könnte, vor Augen zu stellen, in dieser Kunst, den Leser ganz unmerklich für ihn selbst, langsam auf seine Seite zu bringen, beweist der Verfasser dieser Schrift eine erstaunliche Fertigkeit. Sie ist, wie alle Arnoldschen Publikationen, ganz populär gehalten und für jene großen Massen gebildeter Leser geschrieben, die der Aufklärung in diesen Fragen sehr bedürftig sind. Ich glaube, oder vielmehr ich bin fest davon überzeugt, daß kein lebender deutscher Schriftsteller der Gegenwart — während Frankreich und England deren eine ganze Anzahl besitzen — über tiefere okkultistische Probleme in so gemeinverständlicher Weise zu schreiben versteht, wie Hans Arnold.

Den Inhalt dieser Schrift anlangend, so sucht Arnold den Nachweis zu liefern, daß der Mensch nicht nur alles kann, was er konzentriert will, sondern auch alles, was er sich konzentriert vorstellt. Also Wille und Vorstellung, darauf kommt es an, und

---

[1]) Richard Wagner und Schopenhauer. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig bei Feodor Reinboth (52 Seiten).

[2]) Verlag von Max Spohr in Leipzig, 177 Seiten, 2,80 Mk.

Arnold hat seinen Schopenhauer wohl studiert. Er sagt zu seinem Leser: Lieber Freund, wenn du recht überzeugt bist, daß du ein Magier sein kannst, so wirst du auch ein solcher werden. Ganz ähnlich sagte ja bekanntlich der große Meister auf dem Gebiet der Tonkunst, Richard Wagner, in Bayreuth einst zu seinem Publikum: Wenn Sie jetzt wollen, meine Freunde, so haben wir nun eine Kunst. Er meinte eine deutsche Tonkunst.

Überzeugung also heißt nach Arnold das Eingangsthor zur Magie. Wie gelangt man dahin? Durch drei andere Thore: Sie heißen Zweifel, Glaube und Einbildung. Die beiden ersten Thore, Zweifel und Glaube, sind weit und hoch und niemand hat Schwierigkeiten, dieselben zu passieren; das dritte Thor, Einbildung, dagegen ist schmal und niedrig, nur diejenigen gelangen hindurch, die theoretische Kenntnisse gesammelt; das vierte Thor endlich, die Überzeugung ist so klein, daß die Meisten es gar nicht gewahr werden. Erst der praktische Versuch und zwar wohlverstanden, dieser in der festen Überzeugung durchgeführt, daß man trotz aller Schwierigkeiten hindurchkommt, führt endlich zum gewünschten Ziel.

Arnold ist vielleicht selbst magisch entwickelt. Davon sagt er dem Leser zwar nichts, wohl aber erfahren wir, daß der Verfasser es in allerhand Künsten durch die Kraft der Überzeugung zur Meisterschaft gebracht, in Künsten allerdings, welche heutzutage eine etwas größere Anzahl Anhänger zählen, als die Kunst der Magie, so u. a. im Violinspiel und im Radfahren.

Das Arnoldsche Buch verdiente nach meiner Meinung die Signatur: Gemeinfaßliche Einführung in das Studium der Magie, ein Gebiet, das bekanntlich umfassend und erschöpfend namentlich von französischen Okkultisten behandelt wurde, — und als einer solchen Vorbereitung für tiefere Studien möchten wir der klar und unterhaltend geschriebenen Abhandlung recht viele Leser wünschen.

Was die neuere Experimentalpsychologie — jene exakte Richtung, deren Vertreter sich jüngst in London ein Rendez-vous gegeben —, dazu sagen würde, ist freilich eine andere Frage. Ich will das hier nicht weiter ausführen, um keinen Leser gegen das Buch einzunehmen. Schließlich kann man auch den Maßstab der indischen Philosophie an das Arnoldsche Buch anlegen; doch auch das wollen wir unterlassen, erscheint doch im Glanze der Sonne Indiens beinahe alles moderne Geisteswerk mehr oder weniger grau und fleckig.

Dhd.

Thorheit.

Besser allein, als in Begleitung von Thoren.

Dhammapada (61).

Die Einsamkeit.

Nach der Ansicht der „Kinder der Welt" ist ein hochgearteter Mensch unter seiner Umgebung zur Vereinsamung verurteilt. Doch in Wirklichkeit ist er nur durch die selbstgewählte Einsamkeit von seiner Umgebung erlöst.

A. B.

Der Bergsee.

Der Weise gleicht dem Fels im Sturme; ihn berührt nicht Lob noch Tadel. Er gleicht auch dem tiefen klaren Bergsee; — in Ruhe lauscht er der Wahrheit.

Dhammapada (81, 82).

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig. — Druck von Theodor Hofmann in Gera.